DIE POETISCHE NATIONALLITERATUR DER DEUTSCHEN SCHWEIZ:...

Digitized by Google

600092670U

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Weber's

poetiſche Nationalliteratur

der

deutſchen Schweiz.

Digitized by Google

Schnellpressendruck von J. Vogel in Glarus.

Digitized by Google

Die poetische Nationalliteratur der deutschen Schweiz.

Musterstücke

aus den Dichtungen der besten schweizerischen Schriftsteller

von Haller bis auf die Gegenwart.

Mit biographischen und kritischen Einleitungen

von

Robert Weber,

Mitglied des historischen Vereins in Bern und Sekretär für die Abtheilung „Literatur und Kunst" beim internationalen Kongreß für soziale Wissenschaften.

Dritter Band.

Glarus.

Verlagsbuchhandlung von J. Vogel.

1867.

285. n. 32.

Digitized by Google

Vorwort.

„Gold'ne Gefässe, ihr Götter, gebt uns und Marmor!"
Gottfried Keller.

Indem der Herausgeber hiemit den letzten Band der „poetischen Nationalliteratur der deutschen Schweiz" der Oeffentlichkeit übergibt, thut er dies mit einigen nöthigen Bemerkungen und Entschuldigungen. Die Ausdehnung, welche das Werk, der größern Vollständigkeit wegen, gewinnen mußte, wird hoffentlich kein Hinderniß für seine Verbreitung werden. Es bleibt im Gegentheil zu wünschen übrig, daß auch die Literatur der französischen und italienischen Schweiz eine ähnliche Bearbeitung erfahre; erst dadurch würden wir unser Werk für vollständig abgeschlossen erachten und als ein wirkliches Nationaldenkmal ansehen dürfen. Die Verschiedenheit der Sprache war nie ein Hinderniß für die Einheit und Kraft unserer Nationalität, denn diese findet ihre feste Grundlage in unserer Natur und Geschichte; der in beiden ausgesprochene Geist hat sich seine Organe gebildet, und die Zunge dient bei uns nur dem Geiste, der sie beherrscht. Es ist erfreulich, darüber von den ausgezeichnetsten Schriftstellern der französischen Schweiz ähnliche Aeußerungen zu hören. „Soyons de chez nous, sagt R. Töpfer, c'est à la fois le conseil du proverbe et la plus sûre manière de nous faire accueillier des étrangers,[1]" und eine verwandte Feder spricht sich in der Gazette de Lausanne vom 6. Nov. 1862 über schweizerische Literatur dahin aus: „Un peuple, qui veut vivre, ne doit compter que sur lui même; et un pays intellectuellement conquis est dans une passe dangereuse . . . Si le danger d'une conquête litteraire existe reéllement, nous devons accueillir tous ceux, qui cherchent à le diminuer." —

Daß der poetischen Literatur der Schweiz starke nationale Elemente beigemischt seien, haben wir in unserm Werke hinlänglich gezeigt. Leider bleibt uns, des Raumes wegen, versagt, die versprochene Zusammenfassung dieser eigenthümlichen Momente, mit andern Worten eine ausführlichere Charakteristik der schweizerischen poetischen Nationalliteratur zu geben, und wir sind darauf angewiesen, diese nicht uninteressante Untersuchung in einer demnächst erscheinenden besondern Schrift darzulegen. Der aufmerksame Leser wird üb-

[1]) Bibliothèque universelle, 1844.

Digitized by Google

rigens, auch ohne weitere Auseinanderſetzung, dieſe charakteriſtiſchen Merkmale leicht erkennen. In unſerer Literatur überwiegt der Werth des Stoffes großentheils die Bedeutung der Form, daher der Mangel einer klaſſiſchen Formvollendung; unſer ganzes Leben iſt ein nüchternes, praktiſches, auf das Wahre und Wirkliche gerichtetes; der hohle Idealismus der Romantik konnte bei uns nie recht Wurzel ſchlagen, da wir die Kunſt nicht als eine phantaſtiſche Umbildung des realen Lebens, ſondern nur als eine Verklärung deſſelben anſehen; unſere Poeſie iſt im Ganzen mehr naiv geblieben, weil die Philoſophie und die exakten Wiſſenſchaften bei uns die Einheit der moraliſchen Idee mit der religiöſen Weltanſchauung nicht in dem Maße getheilt und zerſetzt haben, wie anderwärts; die Forderung, daß die Kunſt, beziehungsweiſe die Poeſie, in ſtetem Zuſammenhang mit dem Leben bleiben müſſe und die Ueberzeugung, daß ſie erſt dadurch ihren wahren Werth erhalte, ließ bei uns einen beſondern Stand der „Literaten“ und Vielſchreibern nicht aufkommen; der Gebrauch des Dialekts neben der Schriftſprache und das Zurückgehen auf das Leben im „Dorfe“ wurde für unſere Dichter eine neue und erquickende Stoffquelle, aber die bei uns auf poetiſchem Gebiete bis jetzt vorherrſchende epiſche Weltanſchauung drängte das Drama zurück, oder ließ uns wenigſtens zu keiner tiefern Einſicht in die Technik dieſer höchſten poetiſchen Kunſtform gelangen. Die charakteriſtiſchen Grundzüge unſerer Literatur beſtehen ſomit in Vorzügen wie in Mängeln; aber ihr Grundprinzip war im Ganzen immer geſund und kräftig, und wirkte erfriſchend auch auf das Leben und die Literatur unſerer Nachbarn zurück.

Die Kritik hat dieſen geſunden Geiſt unſerer Literatur gegen die bloße Schöngeiſtigkeit feſtzuhalten; ſie hat dem talentvollen Dichter zugleich die Einſicht zu eröffnen in die wahren Aufgaben der Zukunft. Sie ſoll in künſtleriſcher wie in ſittlicher Beziehung zeigen, daß das Ideal kein Feind iſt der geſunden Realität, und umgekehrt. Wie weit uns dies gelungen ſei, darüber hat hinwieder ſelber die Kritik zu entſcheiden. Unſer Unternehmen war kein leichtes; möglich, daß wir bisweilen ſtatt der Edelſteine bloßes Glas geſchliffen haben. Wir durften nicht durchgehends negativ, wir mußten auch anregend und belehrend verfahren; immerhin bleibt uns für die Zukunft unſerer poetiſchen Literatur die höchſte Forderung ſtehen: „Gold'ne Gefäſſe gebt uns, ihr Götter, und Marmor!“

Bern, zu Weihnachten, 1866.

Robert Weber.

Digitized by Google

Dritte Gruppe.

1845—1865.

Digitized by Google

Digitized by Google

Gottfried Keller.

Gottfried Keller wurde 1819 in Zürich geboren. Sein Vater war ein daselbst niedergelassener Landbürger und Handwerksmeister von Glattfelden, Kt. Zürich; seine Mutter Tochter eines zürcherischen, in Glattfelden niedergelassenen Arztes. Der Vater starb schon 1824. Ein intelligenter und gemeinnütziger Mann, der sich mit Gleichgesinnten allerhand zu schaffen machte (unser Dichter hat einige seiner Freunde, wie er sie lange nachher noch kennen lernte, in den „Sieben Aufrechten" beschrieben), hatte unter Anderm Freude an der Errichtung der neugegründeten Armenschule, an dem ehemaligen sogenannten Landknabeninstitut u. s. w., welche Anstalten er gerne besuchte und beobachtete. Da er einst geäußert, daß seine Kinder alle diese Schulen besuchen müßten, so brachte die Mutter den jungen Gottfried, als er bald nach dem Tode des Vaters schulfähig geworden, zuerst in die Armenschule, woselbst er seine ersten Bildungsjahre unter dem ärmsten Völklein der Stadt, den Kindern der Verachteten zubrachte; später wurde er wirklich in das Landknabeninstitut versetzt und gerieth da unter die Söhne der wohlfahrenden Landleute aus den Umgebungen der Stadt, denen die Bürgerschulen verschlossen waren. Inzwischen ward zu Anfang der Dreißigerjahre, mit der neuen Zeit, die Kantonsschule errichtet, mit deren Eröffnung Gottfried Keller vierzehn Jahre alt der Industrieschule einverleibt wurde, woselbst nun Arm und Reich, Land und Stadt beisammen war. Er kam ziemlich gut vorwärts, bis er bei einer aus der alten Zeit her üblichen Knabenrevolutionen, die jetzt unter der Leitung mehr spezifischer Schulmänner verschwunden sind, als einer der vermeintlichen Rädelsführer weggejagt wurde. Auf seinen Wunsch übergab ihn die Mutter sofort einem Landschaftsmaler, der nicht viel wußte und konnte, dann einem talentvollern, der aber geisteskrank war, so daß er in diesen ersten Lehrjahren seine Zeit ziemlich rathlos verbrachte und viel las und träumte.

Im zwanzigsten Jahr ging Keller mit sehr beschränkten Mitteln nach München (nicht Wien, wie in Pierer's Lexikon und andern Orten steht) und lebte dort drei Jahre, ohne es zu einem gedeihlichen Abschluß zu bringen. Er hatte sich dem sogenannten poetischen Styl, den symbolischen, quasi historischen Landschaften u. s. w. hingegeben, was ihm leichter fiel, da das Phantasiren und Produziren da rascher von Statten geht, weil man sich nicht um ein strenges Studium und Arbeiten kümmert. Diese Richtung gewährt

indessen selten einen sichern Erfolg. Keller sah sich genöthigt nach Hause zurückzukehren; daselbst beschäftigt, ein paar größere Kompositionen zu Stande zu bringen, um sich damit herauszubeißen, blieb er auf fast zufällige Weise mitten in denselben stecken (ein ungeheuerlicher Karton steht jetzt noch halb fertig da) und begann plötzlich Verse zu machen, ohne daß er früher ernstlich an so was gedacht hätte. Er hörte nicht mehr auf, bis ein ganzer Stoß Gedichte beisammen war, die er endlich dem verstorbenen Follen zeigte. Dieser Mann, der mehrern schweizerischen Poeten Wohlwollen und Vorschub bewies, nahm sich auch Keller's Versuche kräftig an. Die erste Auswahl wurde in einem von ihm, R. Prutz, Hoffmann von Fallersleben und Andern herausgegebenen deutschen Taschenbuch (1845) abgedruckt. Im Jahre 1846 gab sodann Keller (nach seiner Ansicht zu früh) das erste Bändchen Gedichte heraus; 1851 ein zweites, dessen zweite Auflage vermehrt 1854 erschien.

Im Jahr 1848 geht Keller, nachdem er schon in Zürich einige philosophische Kollegien gehört, nach Heidelberg und später nach Berlin, um daselbst während mehrern Jahren weitere Studien zu machen. Hier vollendete er seinen Roman „Der grüne Heinrich" (der erste Theil, die Jugendgeschichte Heinrich's enthaltend, war schon in Zürich entstanden) und schrieb „Die Leute von Seldwyla". In die Heimat zurückgekehrt privatisirte er längere Zeit und veröffentlichte seither einige kleinere Erzählungen, wie „Das Fähnlein der sieben Aufrechten", Verschiedene Freiheitskämpfer u. s. w., deren geniale Auffassung und Darstellung auch die Leser des Heimatlandes mehr und mehr für die hohe Begabung und die ungewöhnliche Bedeutung dieses Dichters zu interessiren anfingen, nachdem derselbe längst in Deutschland durch die Urtheile der geachtetsten Kritiker Beifall und die verdiente Anerkennung erworben hatte.

Da Keller seither fand, daß namentlich in unserm Land das Leben eines Schriftstellers oder Poeten schlechtweg, wenn man nicht Vielschreiber ist, seine Uebelstände hat, so nahm er vor einigen Jahren die Stelle eines ersten Staatsschreibers des Kts. Zürich an, in der bestimmten Voraussicht, daß es ihm in einer solchen Stellung gelingen werde, seine fernern Produkte mit mehr objektiver Ruhe und Sicherheit reif werden zu lassen. Es ist denn auch von ihm anzunehmen, daß er, nach langer Pause, den zweiten und bessern Theil seiner literarischen Laufbahn erst noch vor sich habe, und daß er der Welt noch Werke schenken werde, die ihm selbst zum unsterblichen Ruhm, dem Vaterland aber zu unvergänglicher Ehre gereichen werden.

Gedichte von Gottfried Keller. Heidelberg, akademiſche Verlagshandlung von C. F. Winter, 1846.

Neuere Gedichte von Gottfried Keller. Braunſchweig, Druck und Verlag von Friedr. Vieweg u. Sohn, 1851.

Zweite, vermehrte Auflage, 1854.

Der grüne Heinrich. Roman von Gottfried Keller. In vier Bänden. Ebendaſelbſt, 1854.

Die Leute von Seldwyla. Von Gottfried Keller. Ebendaſelbſt. 1856.

Erzählungen in verſchiedenen Jahrgängen von Berthold Auerbachs Volkskalender; kritiſche Arbeiten in Brockhaus' „Blätter für literar. Unterhaltung".

Gottfried Keller iſt neben Jeremias Gotthelf der größte ſchweizeriſche Dichter dieſes Jahrhunderts und darf auch unbedingt neben die bedeutendſten Erſcheinungen der heutigen deutſchen Literatur geſetzt werden. Seit Lenau ſeine tiefergreifenden Naturlieder geſungen und Herwegh die kryſtallenen Wellen ſeines Freiheitsgeſanges in alle Welt ergoſſen, hat kein Dichter wieder ſo wie Keller die Natur und die Freiheit in glänzenden Bildern und kräftigen Rhythmen verherrlicht. Eine bedeutende Naturkraft iſt er auch von Hauſe aus geſunder, tiefer und vielſeitiger, als die beiden genannten deutſchen Dichter. Er empfindet die äußern Eindrücke des Lebens in ſtarken Innervationen; ein weiter Athem des Gefühls verleiht ihm die Fähigkeit zu großen Geſtaltungen und gibt ſeiner maleriſchen Phantaſie die Schwungkraft eines Adlers, der kühn und mit durchdringendem Auge ſich erhebt und die Welt farbig unter ſich erglänzen ſieht. Das Ideal iſt bei ihm nicht bloß in der Sehnſucht, ſondern auch in der Kraft vorhanden, und mit einem ſcharfen und feinen Geiſte begabt, ſtrebt er, bei aller traumhaften Beleuchtung des Lebens durch die Phantaſie, die ihm eigen iſt, doch nach einer geſunden und wahren Auffaſſung des Daſeins, die ſich ihm zu einer völlig realiſtiſchen Weltanſchauung erweitert hat. Wenn Bitzius von Anfang an fertig vor uns ſteht, ſo iſt Keller erſt ſpät mit ſich zum Abſchluß gekommen; ſeine Entwicklung ging durch manche Kämpfe hindurch, er mußte viele Irrwege verlaſſen und unklare Kunſtprinzipien läutern, bis er dazu kam, die Wahrheit durch die Schönheit zu verklären.

Von großer Bedeutung für die Entwicklung und Bildung ſeiner Phantaſie und für ſeine Art der Auffaſſung war, daß er ſo frühe den Beruf eines Landſchaftsmalers ergriff, für den er doch nicht geboren war. Er wiederholt praktiſch gewißer Maßen noch einmal, aber in höherm und wichtigerm Sinne, was Bodmer und Breitinger theoretiſch ausgeſprochen, und was ihnen Leſſing als abſo-

lute Verwechslung aufnahm, daß nämlich die Poesie bis auf einen gewissen Grad Malerei sein müsse, d. h. Bilder, aber in Bewegung, an unserm innern Auge vorüberführen müsse. Die große Wahrheit, Zweckmäßigkeit und Schönheit dieser seiner Bilder erklärt sich nur durch das feine, beobachtende Auge, das er aus jenem Kunstzweige in die Poesie herübergebracht. Alles wird für den Maler ein Gegenstand speziellster Belauschung, und aus derselben quillt ihm nicht nur ein gewisser derber Lebenssinn, sondern auch der Humor, der sich so gerne am Kleinlichen ergötzt, ja selbst eine gewisse Frivolität der Ironie, welche nicht selten die Sicherheit des scharfsehenden und vergleichenden Blickes zum Ausgangspunkte hat. Diese Feinheit der Belauschung hat unser Dichter auch im Psychologischen; wie er in der umständlichen Auffassung seiner Umgebungen reich und groß ist, so auch in der gemüthlichen Vertiefung, in der Anschauung des eigenen und fremden Seelenlebens, und diesen doppelten Charakterzug tragen alle Schriften Keller's. Bezeichnend für seine diesfalsige Entwicklung[1]) ist folgende Stelle in dem Roman „Der grüne Heinrich", Bd. I. pag. 58: „Heinrich besaß eine unverwüstliche Pietät für die Natur. Schon frühe hatte er ohne theoretische Einpflanzung unbewußt die glückliche Gabe, das wahre Schöne von dem bloß Malerischen, was Vielen ihr Leben lang im Sinne steckt, trennen zu können. Diese Gabe bestand in dem treuen Gedächtniß für Leben und Bedeutung der Dinge, in der Freude über ihre Gesundheit und volle Entwicklung, in einer Freude, welche den äußern Formenreichthum vergessen kann, der oft eigentlich mehr ein Barockes als Schönes ist . . . Er war über das malerische Verständniß hinaus zum allgemeinen Dichterischen zurückgelangt, welches in jedem Menschen liegt, und dieses zeigte ihm auch noch etwas Schönes, wo der Maler darbte." So sind denn auch seine Naturschilderungen in der Art malerisch und dichterisch zugleich, daß Einem bei der Lektüre ist, als ob man draußen wäre, als ob Jugend und Hochgefühl bei uns einzöge, als ob wir im sorgenlosen Glücke dahinschlenderten während die ahnungsvolle Unendlichkeit des hinter dem fernen blauen Horizont liegenden Lebens und Webens als Nachklang der Dichtung in unserer Brust zittert!

Wenn durch diesen Einfluß der ursprünglichen Berufswahl der Dichter in der Darstellung der äußern Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens in ganz besonderer Weise gefördert wurde, so waren die politischen Zeitereignisse während der Vierziger Jahre in der

[1]) Keller hat im ersten Bande des „Grünen Heinrichs" seine eigene Jugend- und Entwicklungsgeschichte geschrieben.

Schweiz, und die Bildungselemente, denen Keller später, namentlich in Berlin, entgegengeführt wurde, von nicht geringerer Bedeutung für seine geistige Entwicklung und die allmälige Bildung einer bleibenden Lebensanschauung. Der langjährige Kampf gegen eine abgenutzte, dem republikanischen Leben nicht mehr zusagende Staatsmaschine, Tagsatzung genannt, die Aufhebung der aargauischen Klöster, die Freischaarenzüge, die Niederwerfung des Sonderbündnisses und die glückliche Erfüllung des Traumes einer ganzen Generation in der Aufstellung einer neuen Bundesverfassung, — das waren die Wiegenlieder, welche die Freiheit in den Alpen dem jungen Dichter sang, das die Weckrufe, die an das Herz des Jünglings schlugen. Die Freiheitssänger Anastasius Grün, N. Lenau, G. Herwegh, F. Freiligrath u. A. erfüllten dieses Herz mit ihren Melodieen, während der Geist mit dem Feuerwein der gesammten jungdeutschen Literatur getränkt wurde. Gegenüber der Inhaltlosigkeit und Prinziplosigkeit der Romantik stürzte sich die jungdeutsche Schule mit Recht in die Wirklichkeit. Jene war national, diese kosmopolitisch; jene ergab sich einem falschen Spiritualismus, diese erschöpfte sich in Anklagen gegen denselben und arbeitete mit kühner, dämonischer Lust an der Auflösung jener heiligen Mächte, die bisher das menschliche Herz versöhnt; jene hatte das Leben dem Ideal geopfert, diese idealisirte gleichzeitig das Leben der Sinne und das Leben des Traums; jene hätschelte die Geschichte und die Philologie, diese holte ihre Donnerkeile aus der Rüstkammer der Naturwissenschaft; jene übte, als Idealismus, eine konstruktive Kritik, diese neigte sich, als Realismus, zur mephistopheliſchen Verneinung. [1]) Keller wurde mit in diese geistige Strömung der Zeit hereingerissen und er hat ihr auch in seinen Werken, namentlich in den „Neuen Gedichten“ und im „Grünen Heinrich“ seinen Tribut dargebracht. Allein die Natur Kellers war gesund genug, um in dieser geistigen Bewegung das Bleibende zu suchen und das Ephemere abzustreifen. Er hat innere Wandlungen erfahren; allein durch alle hindurch hat er seine tiefrealistische Weltanschauung festgehalten und dieselbe auch zum Prinzip seiner künstlerischen Thätigkeit, seiner poetischen Schöpfungen gemacht. Um die Energie derselben und zugleich das Wahre daran kennen zu lernen, lese man folgende Stelle aus dem „Grünen Heinrich“ (Bd. III. pag. 119):

„Weil Heinrich auf eine unberechtigte und willkürliche Weise an Gott glaubte, so machte er unter Anderm auch allegorische Land-

[1]) Vgl. Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert von Julian Schmidt. III. Bd. pag. 1—12 ff.

ſchaften und geiſtreiche magere Bäume; denn wo der wunderthätige Spiritualismus im Blute ſteckt, da muß er, trotz Aufklärung und Proteſtation, irgendwo heraustreten. Der Spiritualismus iſt diejenige Arbeitsſcheu, welche aus Mangel an Einſicht und Gleichgewicht der Erfahrungen und Ueberzeugungen hervorgeht und den Fleiß des wirklichen Lebens durch Wunderthätigkeit erſetzen, aus Steinen Brod machen will, anſtatt zu ackern, zu ſäen, das Wachsthum der Aehren abzuwarten, zu ſchneiden, dreſchen, mahlen und zu backen. Das Herausſpinnen einer fingirten, künſtlichen, allegoriſchen Welt aus der Erfindungskraft mit Umgehung der guten Natur, iſt eben nichts Anderes als jene Arbeitsſcheu; und wenn Romantiker und Allegoriſten aller Art den ganzen Tag ſchreiben, dichten, malen und operiren, ſo iſt dies Alles nur Trägheit gegenüber derjenigen Thätigkeit, welche nichts Anderes iſt als das nothwendige und geſetzliche Wachsthum der Dinge. Alles Schaffen aus dem Nothwendigen und Wirklichen heraus ſind Leben und Mühe, die ſich ſelbſt verzehren, wie im Blühen das Vergehen ſchon herannaht; dies Erblühen iſt die wahre Arbeit und der wahre Fleiß; ſogar eine ſimple Roſe muß vom Morgen bis zum Abend tapfer dabei ſein mit ihrem ganzen Corpus und hat zum Lohne das Welken. Dafür iſt ſie aber eine wahrhaftige Roſe geweſen." —

So bieten Keller's Schriften neben dem äſthetiſchen Genuſſe auch einen pſychologiſchen an dem Dichter ſelbſt. Man folgt mit Aufmerkſamkeit ſeinen Wandlungen, man möchte ihn oft beſorgt von einem Seitenweg zurückziehen und freut ſich, wenn er ſchließlich wieder ſich in kryſtallreiner und voller Kraft zeigt.[1] Es ſind hauptſächlich drei Phaſen, in denen das Talent unſers Dichters in verändertem Lichte erſcheint. In den „Gedichten" und dem erſten Theil des „Grünen Heinrichs" (der Jugendgeſchichte deſſelben) tritt das, was Keller ſelbſt erlebte, mit einem wunderbaren Zauber der Darſtellung gewiſſermaßen noch naiv zu Tage; in den „Neuen Gedichten" und den letzten Bänden des genannten Romans gerathen ſein Gemüth und ſein Geiſt in der Durcharbeitung der aufgenommenen Bildungsſchichten nicht ſelten auf Abwege, befeſtigen ſich aber in der realiſtiſchen Anſchauung des Lebens; in den „Leuten von Seldwyla" zeigt der Dichter, daß er gelernt hat auf dem errungenen Boden Charaktere zu ſchildern, Charaktere, die in ſeinen letzten kleinen Erzählungen vollends Schweizerluft athmen und als ganze und wahre Menſchen nicht nur poetiſch feſſeln,

[1] Vgl. den Aufſatz „Gottfried Keller" von C. F. G. (Dr. C. F. Geiſer von Langenthal) in der „Schweiz". Dezemberheft von 1864 pag, 481.

ſondern auch wieder auf das Leben und das Herz des Volkes zurückwirken. Gehen wir nun, ſoweit es uns in dieſem engen Rahmen verſtattet iſt, zur Betrachtung der einzelnen Werke unſers Dichters über.

Natur und Freiheit ſind die Grundtöne der Keller'ſchen Lyrik, wie ſie uns in den „Gedichten" vorliegt. Mit einem heiligen myſtiſchen Kinderſinn tritt der Dichter zu ihr, als ſeiner geliebten Mutter heran. Sollte er ihren Einwirkungen je ſich verſchließen können, dann wäre ſein Fall genaht auf Erden, ſein Herz verloren oder krank. Er hofft, ſie werde ihm immerdar im Rücken ſtehen, auch im ſchärfſten Streit mit warmen Mutterblicken auf ihm ruhen und, im Tode, ihn ſchnell mit Raſen decken, damit er nach kurzer Ruh' zu neuem Kampf erwache!

Das Eigenthümliche von Kellers Naturbetrachtung liegt darin, daß er uns nicht bloß den reinen Eindruck ſeiner Stimmung gibt, ſondern, daß er überall in der Natur die Prototypen findet für ſeine philoſophiſchen moraliſchen, ſozialen und politiſchen Anſchauungen. Sie iſt ihm nur das Subſtrat, der Zettel, zu welchem der Einſchlag von Seite des Geiſtes kommen muß, um ein ächtes Gewebe daraus entſtehen zu laſſen, und dieſes Gewebe iſt nichts Anderes, als jene realiſtiſche Weltanſchauung, die das Subjekt im Objekt, den Geiſt in der Natur, das Jenſeits im Dieſſeits ſucht, um Alles als vernünftiges Eins und Ganzes zu begreifen. Auf dieſe Art wird Keller's Naturbetrachtung zu einer großartigen Naturſymbolik, nicht im Sinne der alten Romantiker, ſondern im Sinne der Ideen, die als Poſtulate ſeines freien Geiſtes, von dem Dichter auf ſolche Erſcheinungen der Natur hinüber getragen werden, die er zu Bildern für jene gebrauchen kann. Es iſt dies keine beſchreibende Poeſie, ſondern ſymboliſche Lyrik im beſten Sinne des Wortes. Aus ſeiner vertieften Betrachtung der Natur abſtrahirt ſich der Dichter eine eigentliche Religion. An ihrem Buſen ſchwindet im heiligen Schweigen der letzte leiſe Schmerz und Spott; ihm iſt, als thäte der alte Gott ihm endlich ſeinen Namen kund: Strahlende Unſterblichkeit ſieht er durch die Lüfte wandeln; ihm iſt es hohe Luſt, athmend mitzugehen im dunklen Thal und nächtlich einſam wachend noch etwas weiter zu kennen als den Tag und die lächelnde Sonne! Es gibt auf Erden keine Nacht, die nicht noch ihren Schimmer hätte; ein Herz von rechtem Schlage ſchafft auch die Nacht zum Tag ſich um. Das Auge, das hinabſieht in die Tiefen, in's Innere der Natur, empfängt hohe Offenbarungen. Ihr Schmerz, ihr heiliges Weh, der gebrochene Stolz, das Gold der Wehmuth, der Demuth mildes Gru-

benlicht, die reiche Liebe, die da unten träumt und ſchläft und endlich zu hartem Diamant einfriert, der Tod endlich, der einſame Bergmann, der durch die Geheimniſſe der Nacht wandelt, ſie lehren den Dichter, muthig zu ſein im Lichte des Tages, der Welt mit Weltſinn entgegenzugehen, aber im Innern ungeſehen den geheimen Glanz der Todesdemuth zu tragen und muthig in der Nacht des Leidens zu entſagen. Wo das Pfäfflein und ſein ſchwarzes Buch einen Sterbenden nicht zu tröſten vermögen, da übt die Sonne an ihm ihr heiliges Todtenamt; aber ehe noch die Roſe im Glas abgeblüht, iſt das Menſchenkind zu einer ſchönern Blume aufgegangen —

Nimmſt, Teufel! du mir dieſes Glaubens Luſt,
Nimm mir zuvor das Herz aus meiner Bruſt! —

Ganz ähnlich verknüpft unſer Dichter ſeine ſozialen und politiſchen Gedanken mit ſeinen Naturbildern. Ein Trumm von Nagelfluh, das ein Frühlingstag donnernd im Wellenſturz herunterführt, verſinnbildlicht ihm die Ungefügigkeit der verwitterten alten Meinung, die hundert Jahre an einer Eſchenwurz hangen blieb und nun vom jungen Triebe fortgeriſſen wird, —

Du verſteinte Herrlichkeit!
O wie tanzeſt du ſo ſchwer
Mit der tollen Frühlingszeit. —
Hinter dir kein Rückweg mehr!

Der Veilchenduft des Frühlings erinnert ihn an die ſchöne Sage vom allgemeinen Völkerfrieden, die wie eine ſehnſuchtsvolle Liebesklage in lauer Nacht herumwandelt; der fruchtbare Regenſommer entflammt in ihm den Wunſch nach einem guten Menſchenjahr; Sturm und Gewitter erregen in ihm die Sehnſucht nach einer tüchtigen Freiheitsſchlacht, nach einem entſcheidenden Völkertag; das Sauſen und Brauſen der jungen Eichen im Wald, das wie Sturmfluth durch die Wipfel zieht, mahnt ihn an die Völkerbrandung, deren prophetiſchen Liedern ſtill und ahnungsvoll die jungen Dichter lauſchen. Die Föhren im Wald mit ihren engverwachſenen Kronen ſind ihm ein Bild treuer Genoſſenſchaft in einer kräftigen Republik; ſchnell und muthig wachſen die Bäume, jeder ein Königskind, in die Himmelsbläue; wenn einer im Sturm bricht, halten ihn die Brüder, daß er nicht zur Erde ſinkt, daß ihn nie Gram und Schmach, nie Lebensreue umfängt

So bildet ſich der Dichter ein Evangelium der Natur, das ihm eines iſt mit dem Evangelium der Freiheit; in den Weihrauchwolken der Föhrenſtille begeht er ſein wildes Kirchenfeſt, und der Unſichtbare läßt ſeinen großen Unfug lächelnd geſchehen.

In seinen Sonetten hat Keller häufig die wunderbaren Kontraste des Lebens in kurzen und scharfen Strichen schlagend hervorgehoben; er bekämpft nebenbei die Nihilisten wie die christlichen Griesgrämler, die politischen Tyrannen wie die Göthephiliſter, die in Zeiten, wo die Berge wanken, immer von Anmuth und Ordnung sprechen; er sendet seine Pfeile gegen die Atheisten, wie gegen die Kirchendiener, welche den Weizen des Lebens der Mumienhand der Kirche nicht zu entwinden vermögen, daß er wieder neu ausgesäet werde. Seine „Liebeslieder" hat er als „ein abgedorrtes Myrthenreis aus der Zeit seiner Jugend" der Dame „Freiheit" gewidmet. Es ist, als ob der ernst und männlich denkende Dichter, der überall gegen die Sentimentalität einer schwächlichen Zeit steht und absichtlich auch in der äußern Form nach Gedrungenheit und stählerner Härte strebt, sich seiner Jugendliebe, die er im „Grünen Heinrich" so duftig geschildert hat, schäme; allein die doppelte Beziehung, die er diesem Cyclus gegeben, der neben einigen Tändeleien zarte und herrliche Lieder enthält, ist nicht passend und verwirrt den Leser. — Die „Gedanken eines Lebendigbegrabenen" stoßen etwas durch das Sonderbare und Grauenvolle der Situation; allein die Durchführung ist genial, das Ganze ein energisches, ironisches Veto gegen die Knechtschaft, eine negative Apotheose der Freiheit durch einen verlorenen Posten, der an der Hölle Thor streitet und den herbsten Becher des Leides kostet, den ihm der göttliche Humor kredenzt.

Zum Schönsten, was Keller gedichtet, gehört der unter dem Titel „Feueridylle" erschienene Cyclus. Lieblosigkeit, Geiz, Heuchelei, Unterdrückung und wie das schlechte Gezieser alles heißt, das seit langen Jahren in dem abbrennenden Bauernhause seine Schlupfwinkel hatte, werden hier in genialer Genremalerei und mit der Geradheit eines ächt republikanischen Sinnes aufgedeckt. Die Naivetät der Idylle erscheint hier gepaart mit der Ironie der Satyre; überall geht der Dichter mit seinen Gedanken in die Tiefe und der Schluß des Ganzen ist von erhebender Großartigkeit. Auf gleicher Höhe stehen herrlicher die Gedichte „An mein Vaterland", „Auf der Landstraße", „Am Vorderrhein", „An Freiligrath", „Poetentod" und „Am Sarge eines 90jährigen Landmanns vom Zürichsee", während einige andere das Produkt unerquicklicher Stimmungen sind, oder sonst einen mehr ephemeren Charakter tragen.

Die großen Vorzüge der Form dieser ersten lyrischen Dichtungen Kellers sind unverkennbar. Er personifizirt und beseelt die Natur überall auf's Originellste und Trefflichste; in frischem, keckem Fluß rauscht

ſein Rhythmus dahin; ſeine Bilderpracht iſt keine Moſaikarbeit, ſondern das organiſche Leben der Natur ſelber im ſchönſten Abbild. Seine Phantaſie greift die kühnſten Metaphern heraus; wie in buntem Faſchingszug bricht der farbige Reigen der Gedanken aus ſeiner geſunden und heitern Natur. Eine ſolche ſchöpferiſche und zugleich fein ausarbeitende Phantaſie, wie Keller ſie beſitzt, hat bis jetzt kein anderer Schweizerdichter gehabt und ihm vor Allen gehört der Lorbeerkranz der lyriſchen Dichtkunſt auch außerhalb der Marken unſers Landes.

Weniger gilt das eben Geſagte von den „Neuen Gedichten". Es iſt, als ob dem Dichter (der zur Zeit im Ausland lebte) hier die richtige, geſunde Stoffwelt fehlte; er greift mit Vorliebe in's niedrige Leben herein, um ergötzliche und frivole Genrebilder zu malen. Sein Styl wird naturaliſtiſcher und gewiſſermaßen plaſtiſcher; aber die Phantaſie hat ſich von den Höhen des Lebens herabgeſenkt, um ſich in der Derbheit und farbigen Natürlichkeit einer Staffage zu ergehen, die das Geleckte und Gebildete mit plebejiſchem Trotz verſchmäht und ſelber vorzugsweiſe aus der von allen menſchlichen Intereſſen losgelösten primitiven Natur des Vagantenthums hergenommen iſt. Allein während in der genialen Konception dieſer Sittenbilder der Dichter ſein Talent glänzend bewährt, tritt dagegen der Menſch zurück. Es iſt nicht nur das äußere maleriſche Motiv, das ihn beſtimmt, ſeine Stoffe aus dieſer Welt zu nehmen; ſeine Abneigung gegen die Verkommenheit eines raffinirten und ſchwächlichen Zeitalters verführt ihn, das geſunde Leben da zu zu ſuchen, wo der ächte Typus des Menſchen doch nur in ſeiner Verzerrung exiſtirt. Ja, es möchte wohl hingehen, ſich aus der überreizten, verfeinerten, geiſtig zerklüfteten Formen des Seelenlebens höherer Stände in das einfache, gediegenere, inſtinktmäßigere Leben des Sohnes der Natur zu flüchten; aber demſelben die Spannungen und Konflikte des eigenen Geiſtes wieder zu leihen, erſcheint uns als Inkonſequenz und optiſche Täuſchung.

Es iſt überhaupt nicht mehr die Freiheit, die der Dichter in den „N. G." beſiegt: „ihr goldener Wagen knarrt im Sande; verworren von der Zungenſchlacht zeigt ſich der Beſte ſchwach in dieſen Tagen (Sonett an Follen). Er betrachtet jetzt das Leben weit mehr unter dem Standpunkte des Inſtinktes und des zuſtändlichen Seins. Der im Geiſte von Daumers Hafis idealiſirte ſinnliche Genuß iſt ein Hauptthema ſeiner Dichtung geworden; die Form iſt, wie geſagt, von gröberm Realismus und es fehlt nicht an ſarkaſtiſchem Witz, an verbittertem Humor und ekliger Frivolität. Eine gewiſſe innere Leere hat ſich des Dichters bemächtigt, die ihn bisweilen zum Sonderbaren und Barocken und ſelbſt zum romantiſchen Spuck verleitet; ſeine Produkte ſind häufiger ein Reſultat

naturphiloſophiſcher Reflexion als der inhaltsvollen Begeiſterung geworden und wie eine ermattende Schwüle liegt es auf den Marmorbildern des Künſtlers, der „in kalter, dunkler, hoffnungsarmer Zeit auch das Trugbild der Unſterblichkeit ſich aus dem Sinn geſchlagen.“ In ſeinen neueſten Dichtungen dagegen, die hauptſächlich zur Verherrlichung unſerer großen Nationalfeſte geſchrieben ſind, hat der Dichter, nach dem er aufs Neue die ſtärkende Heimatluft geathmet, ſich aus jenem verirrten Gefühl wieder zurück genommen und Schöpfungen erzeugt, die an Charakter, Kraft und Schönheit unerreicht und einzig in ihrer Art daſtehen.

Wir gehen zu den epiſchen Dichtungen Kellers über. Der vierbändige Roman „Der grüne Heinrich“ iſt eine ſo ſonderbare Schöpfung, daß man in Verlegenheit kommt, wie man ihn benennen wolle. Man könnte ſagen, es ſei ein philoſophiſcher, ein pädagogiſcher, ein kulturhiſtoriſcher, ein Künſtler-Roman oder endlich eine poetiſche Biographie; er iſt all dieſes, aber er iſt mehr, er iſt eine Apotheoſe der realiſtiſchen Weltanſchauung in alle Winkel des menſchlichen Seins und Denkens hinein, mit beſonderer Beziehung auf die Kunſt. Seinem Inhalte nach iſt er wenigſtens in den zwei erſten Bänden beinahe überall bedeutend; der Form nach iſt er ein monſtroſes Werk, das als ſolches auch vom Verfaſſer ſelber (in der Vorrede pag. VII) empfunden wird. „Beſagte Unförmlichkeit, ſagt Gottfried Keller, hat ihren Grund hauptſächlich in der Art, wie der Roman in zwei verſchiedene Beſtandtheile auseinanderfällt, nämlich in eine Selbſtbiographie des Helden (welche bis auf wenige Züge zugleich Biographie unſers Dichters iſt), nach dem er eingeführt iſt, und in den eigentlichen Roman, worin ſein weiteres Schickſal erzählt und die in der Selbſtbiographie geſtellte Frage gewiſſermaßen gelöst wird. Der eine dieſer Theile iſt viel zu breit, um als Epiſode des andern zu gelten und ſo bleibt nur zu wünſchen übrig, daß die Einheit des Inhaltes Beide genugſam möge verbinden und die getrennte Form vergeſſen laſſen.“

Die Jugendgeſchichte des Helden bildet gewiſſermaßen eine pädagogiſche Novelle für ſich. Obgleich das Maß der Selbſtbeobachtung und Selbſtbeſpieglung in derſelben über das poetiſche Intereſſe hinausgeht und es vielfach mit Reflexionen, mit barocken Einfällen und romantiſchen Ideen überwuchert, ſo liegt in dieſem Theile doch ein ſolcher Reiz der Darſtellung, eine ſo poetiſche Zeichnung des Lebens in der Beſchränktheit und ehrbaren Niedrigkeit, eine ſo unmittelbare Friſche der Schilderung, eine ſo tiefe pſychologiſche Belauſchung der Liebe, daß uns dieſe Schöpfung häufig an die ſchönſten Meiſterwerke deutſcher Dichtung erinnert. Eine eigentliche Verwicklung iſt im ganzen Roman nicht vor-

handen; es begibt ſich namentlich hier Alles ſehr ſchlicht und einfach und die Reflexionen machen ſo zu ſagen die Hauptſache aus: der Dichter will mit der Fackel des Realismus hineinleuchten in alle Gebiete des hohlen und falſchen Idealismus; alle innern und äußern Vorgänge betrachtet er auch nach ihrer Kehrſeite, um das Verderbliche, das Ungeſunde, das Lächerliche gewiſſer Lebensmaximen aufzudecken und ſchonungslos an den Pranger zu ſtellen. An ſeinem eigenen Beiſpiele will er den Kampf des idealen und des realen Prinzips im Leben aufzeigen und mit unverwüſtlichem Humor, ja mit frivolem Spott verfolgt er dieſes Schauſpiel bis in ſeine letzten und höchſten Evolutionen.

Man muß dieſe Tendenz zu vergeſſen ſuchen, um ſich den äſthetiſchen Genuß des Werkes nicht zu ſtören. Wie meiſterhaft iſt nicht u. A. die Zeichnung der alten Trödlerin Margareth, ihres Mannes und ihrer Bekannten; wie trefflich die Schilderung der Kirchhofsruhe an einem Sommertag (Bd. II. pag. 5), wie duftig und originell zugleich das ſcheinbare pſychologiſche Räthſel jener wunderbaren Doppelliebe Heinrichs zu Anna und Judith. Aber gerade dieſe beiden Namen erinnern uns lebhaft daran, daß, wie wir ſchon bei Betrachtung ſeiner lyriſchen Gedichte geſehen haben, und wie auch Julian Schmidt (a. a. O. pag. 329) bemerkt, in der Phantaſie des Dichters ſich neben der wirklichen immer noch eine ſymboliſche Welt bewegt, auf welche ſich die endliche bezieht. Perſonifizirt Keller nicht in Anna die geiſtreiche Bläſſe des Idealismus, der für ihn abſtirbt, und in Judith die farbige Naturwahrheit des Realismus, der aus dem alten Europa nach Weſten wandert? Solche ſymboliſche Beziehungen überraſchen, aber es geht bisweilen daraus ein doppelter Fehler hervor, „theils eine Verkleidung des Unbedeutenden in paradoxe Wendungen, theils jene Verkettung unvermittelter Begriffe, die immer auf eine Halbwahrheit herauskommt.“

Keller hatte von Jugend auf eine Neigung zum Phantaſtiſchen' Ungewöhnlichen und Sonderbaren. Er hat dieſem Hang in allen ſeinen Schriften einen breiten Spielraum verſtattet, insbeſondere aber im „Grünen Heinrich“. Daher kommt es, daß man bei der realiſtiſchen Wahrheit ſeiner Schilderung zwar wohl das Gefühl der Wirklichkeit gewinnt, aber ſich auch des andern Gefühls nicht erwehren kann, daß Alles nur phantaſtiſche Einkleidung des wirklichen Lebens ſei. Seine Bilder fliehen häufig wie Nebelbilder an uns vorüber; man kann daher nie bei ihm genau wiſſen, ob nicht jede ſeiner Geſtalten gerade das Gegentheil von dem iſt, was wir vermuthen. Poetiſch iſt ein ſolches Verfahren nicht, denn in der Poeſie gilt das Geſetz der innern Kauſalität

noch in viel höherm Grade, als in der sogenannten Wirklichkeit.“ [1]) Keller selbst macht hierüber (I, 218) folgendes Geständniß: „In der That muß ich auf diese erste Kinderzeit meinen Hang und ein gewisses Geschick zurückführen, an die Vorkommnisse des Lebens erfundene Schicksale und verwickelte Geschichten anzuknüpfen und so im Fluge heitere und traurige Romane zu entwerfen, deren Mittelpunkt ich selbst oder die mir Nahestehenden waren, die mich viele Tage lang beschäftigten und bewegten, bis sie sich in neue Handlungen auflösten, je nach der Stimmung und dem äußern Ergehen. In jener ersten Zeit waren es kurze und wechselnde Bilder, welche sich rasch und unbewußt formirten und vorbeigingen, wie die befreiten Erinnerungen und Traumvorräthe eines Schlafenden. Sie verflochten sich mir mit dem wirklichen Leben, daß ich sie kaum vor demselben unterscheiden konnte.“ —

Diese Versenkung in's Traumleben, diese stark reproduzirende Phantasie des Dichters ist recht von Haus aus geeignet, eine Philosophie wie die Spinoza's oder den ersten Schelling'schen Pantheismus, welche das Gewissen und die Moral in bloßen Schein auflösen, zur Folie zu nehmen. „Nach meiner Ansicht, läßt Keller (Bd. III, pag. 347) den Maler Lys zum grünen Heinrich von dessen Jugendleben sagen, ist dir wirklich aus demselben Nichts vorzuwerfen, denn du hast gethan was du nicht lassen konntest, du thust es jetzt und du wirst es thun, so lange du lebst.“ Eine solche Lebensanschauung erzeugt aber keine, Charaktere, weder im Leben, noch in der Poesie; nur der sittliche Wille (und würde derselbe auch bloß gefaßt als der zum Bewußtsein und zum Gesetz, mithin zur Pflicht erhobene edle Instinkt) ist der Keimpunkt ächter und wahrer Menschen; wo dasselbe mangelt, bleibt das Leben ein bloßes traumhaftes Vegetiren und die poetische Darstellung desselben ein gespenstisches Reich von Schatten. Und ein solches phantastisches Schattenleben tritt uns namentlich im zweiten Theil des „Grünen Heinrich“ entgegen. Der Dichter macht hier sein Werk (ähnlich wie Novalis den „Heinrich v. Ofterdingen“) zu einem ganzen Magazin von Reflexionen, wodurch das Faktische des Romans erstickt und erdrückt wird. Er handelt Alles, was ihm in den nothwendigen Kreis seines Stoffes zu gehören schien, mit erschöpfender Treue ab: Theologie, Medizin, Pädagogik, Nervenlehre, Freiheit des Willens, Pandekten, Malerei, Aesthetik, Lehre vom Auge u. s. w. Er schildert das Künstlerfest in München prächtig, aber mit einer ermüdenden, die halbe Kunstgeschichte berührenden Breite; er verstattet Auswüchsen, wie

[1]) Jul. Schmidt a. a. O. pag. 331.

z. B. dem Traum von der Heimat (IV, 222 ff.), den wir eine Wildniß von romantiſchen Bildern und poetiſchem Aberwitz nennen möchten, eine Ausdehnung, die uns keinen Zweifel darüber läßt, daß der Geſchmack des Dichters ſich ſchlimmen Vorbildern zugewandt hat und bei ihnen die Erlaubniß ſucht, ſeiner Phantaſie, die mit dem Triebe einer mächtigen Naturkraft in ihm waltet, und ſich ſelbſt Geſetze geben möchte, den Zügel ſchießen zu laſſen. Wir ſtimmen nach einer genauen und wiederholten Lektüre des Buches gegen Varnhagen folgendem Urtheil von Julian Schmidt bei: „Die Sprünge, in welchen der Dichter über das Weſentliche hinweghüpft, ſind bisweilen ſo wunderlich, als die Breite, mit der er ſich in das Unweſentliche einläßt. Der Schluß ſoll einen tragiſchen Eindruck auf uns machen, aber wir werden nur verdutzt, da wir auf den Ausgang durchaus nicht vorbereitet ſind. — Es iſt ein ganz ſonderbares Schauſpiel, ein edles, kräftiges Gemüth und eine feine Bildung, ein ganz ungewöhnliches Talent für Beſchreibung und Charakteriſtik und dabei doch dieſe verwaſchene, launenhafte Form, dieſe vollſtändige Abweſenheit des Gefühls, das allein eine Dichtung von größerm Umfang berechtigt, des Gefühls der Nothwendigkeit. Dieſen beſtändigen Wechſel von Hitze und Abſpannung, von Traum und Wirklichkeit, von Schmerz und Humor erträgt auf die Länge kein geſundes Gemüth.“ —

Bei alledem dürfen wir nicht überſehen, daß die Reflexionen des „Grünen Heinrichs“, welchen Schmidt, ſeiner Seltſamkeit wegen, mit den Schefer'ſchen Novellen und dem „Maler Nolten“ vergleicht, einen Grundſtock von oft überraſchend wahrer realer Lebensweisheit und Weltanſchauung enthalten, welche das ſchwer errungene Eigenthum des Dichters und berechtigt ſind, einem hohlen Idealismus auf allen geiſtigen Gebieten die Spitze zu bieten. Es darf auch nicht vergeſſen werden, daß der Dichter, der Charaktere zeichnen will, ſelber zuerſt ein Charakter werden und ſeine innern Kräfte harmoniſiren muß. Dieſen innern Prozeß, der vielfach nur als ein Chaos erſcheinen kann, hat Keller im „Grünen Heinrich“ gemacht und zugleich dargeſtellt, und das iſt die Bedeutung dieſes Romans, daß wir als Einheit im Zerſtreuten des Dichters Gemüth erkennen, das nach tieferer Entfaltung, nach klarerer Geſtaltung ringt und zum Charakter zu werden ſich müht, um nachher ſelber auch Charaktere darzuſtellen. Das Geheimniß der geſunden Verbindung zwiſchen Idealismus und Realismus iſt in dem Worte Charakter beſchloſſen.

Wie ganz anders tritt nun der Dichter in den „Leuten von Seldwyla“ und den neuern Erzählungen als Charakterdarſteller auf. Das erſte Stück der genannten Sammlung, „Pankraz der Schmol-

ler", ist offenbar das schwächste und läßt uns noch die frühern Fehler erblicken. Ebenso sind das letzte Stück „Spiegel, das Kätzchen" und die spätere Erzählung „Verschiedene Freiheitskämpfer" (aus der Zeit des Untergangs der alten Eidgenossenschaft) obgleich geistreich erzählt, noch Nachläufer der zweiten Phase von Keller's Dichtung und als solche namentlich mit jener Ironie versetzt, an welcher der „Grüne Heinrich" und die „Neuen Gedichte" überreich sind. Aber welch' ein goldener Spiegel für Schweizerfrauen, die Männer und Bürger zu erziehen haben, ist nicht „Frau Amrein und ihr Jüngster", wie köstlich ist die Junggesellenwirthschaft der „Drei gerechten Kammmacher" beschrieben und ihre Werbung um die alte Jungfer und deren kleines und großes Besitzthum; von welch' tragischer Herrlichkeit ist nicht „Romeo und Julie auf dem Dorfe und welch' ergötzlichen Humor erschließt uns „Das Fähnlein der sieben Aufrechten."

„Wer die letztere Erzählung liest und sich an ihrem gesunden Humor erfreut, muß sich sagen: Das sind ächte, lebende Menschen, es sind Schweizer und zwar mit ganz bestimmter Lokalfarbe; so waren die Rumorer von 1830, die wir alle noch kennen, das sind ihre schönen und schwachen Seiten. Nur der einzige Zug, wie der Eine von den Vielen seiner Tochter die Rede für das eidgenössische Schützenfest vorliest und es sich nun herausstellt, daß darin nur — von Jesuiten und Aristokraten die Rede ist, wie prächtig und meisterhaft ist das nicht erfunden; und nun das junge Volk: die heitere Schilderung des Kasernenlebens und die kluge, lebensfrohe Art des Mädchens, — das Alles klingt und stimmt zusammen zu einem vollendeten Bilde, wie es nur der große Künstler zu geben vermag .... Wie fein sind in „Romeo und Julie" bis auf die Einzelheiten die beiden alten Bauern gezeichnet. Zuerst gleichen sie einander fast auf's Haar, aber in erst geringen Zügen weichen sie nach und nach immer weiter von einander ab. Wie groß ist im Entsetzlichen die Schilderung des Zweikampfes zwischen diesen versteckten Sündern, wie herzzusammenschnürend ist die Winkelwirthin in Seldwyla und der ganze verkommene Zustand der beiden Familien gezeichnet. Auf diesem düstern Grund hebt sich das wunderbar rührende Bild in beiden Liebenden ab. Es sind nicht die großen flammenden Worte wie bei Shakespeare, es sind nicht die himmelanstürmenden Leidenschaften, die uns packen; nein, langsam, unerbittlich erfüllt sich das Schicksal, das aber nicht zu vermeiden ist und ein letzter versöhnender Sonnenstrahl fällt über das Gemälde durch den freigewählten Tod in treu vereinter Liebe. Als eine der genialsten Leistungen Gottfried Keller's ist uns stets der halbverrückte Geiger in dieser Erzählung erschienen, nicht bloß als einzelne Charakterzeichnung, sondern vor Allem als eine capriciöse

Verkörperung des Schickſals. Um ſein Erbe iſt der Streit der Familie angegangen und in herben Worten verkündet er die herannahende Genugthuung; aber wie nun all das Elend hereingebrochen iſt und die beiden Liebenden auf dem letzten Gange ſind, da wird auch ihm das Herz weich; im Mitgenuſſe ſeines wildromantiſchen Vagantenlebens läßt er ſie die letzte Freude empfinden. Und wie fein iſt es, daß der bürgerliche, ſchlichte und trotz alles Elends doch ſo ſtreng ſich ſelbſtbewußte Sinn dieſer Bauernkinder dem nomadenhaften Leben des Geigers keine innere Befriedigung abgewinnt. Schweigſam und einſam gehen ſie fort und ſuchen einen ehrlichen Tod.“ [1]

Wir halten „Romeo und Julie“ für die höchſte Leiſtung Keller's und für eine ungemeine Koncentrirung ſeiner dichteriſchen Kraft. Hier ſteht er ebenbürtig da neben den erſten Meiſtern. Wenn er am Schluß der Novelle, ähnlich wie Bitzius in ſeinen Schriften, ſelber noch in einem Epilog vor das Publikum tritt, um einen höhniſchen Blick auf die ſozialen Zuſtände der Gegenwart zu werfen, und damit die Wahl ſeines Stoffes zu entſchuldigen, ſo hat er darin ſeinen ſchweizeriſchen praktiſchen Standpunkt nicht verläugnet, der die Kunſt nicht um ihrer ſelber willen beſtehen läßt, ſondern verlangt, daß ſie ſich überall im Zuſammenhang mit dem realen Leben wiſſe und daß insbeſondre der Dichter das Höchſte ſei, was er überhaupt werden kann: ein Erzieher des Volkes!

[1]) Dr. Geiſer, a. a. O., pag. 483.

Romeo und Julia auf dem Dorfe.

Dieſe Geſchichte zu erzählen, würde eine müßige Erfindung ſein, wenn ſie nicht auf einem wahren Vorfall beruhte, zum Beweiſe, wie tief im Menſchenleben jede der ſchönen Fabeln wurzelt, auf welche ein großes Dichterwerk gegründet iſt. Die Zahl ſolcher Fabeln iſt mäßig, gleich der Zahl der Metalle, aber ſie ereignen ſich immer wieder auf's Neue mit veränderten Umſtänden und in der wunderlichſten Verkleidung.

An dem ſchönen Fluſſe, der eine halbe Stunde entfernt an Seldwyl vorüberzieht, erhebt ſich eine weitgedehnte Erdwelle und verliert ſich, ſelber wohlbebaut, in der fruchtbaren Ebene. Fern an ihrem Fuße liegt ein Dorf, welches manche große Bauernhöfe enthält und über die ſanfte Anhöhe lagen vor Jahren drei prächtige lange Aecker weithingeſtreckt, gleich drei rieſigen Bändern neben einander. An einem ſonnigen Septembermorgen pflügten zwei Bauern auf zweien dieſer Aecker, und zwar auf jedem der beiden äußerſten; der mittlere ſchien ſeit langen Jahren brach und wüſt zu liegen, denn er war mit Steinen und hohem Unkraut bedeckt und eine Welt von geflügelten Thierchen ſummte ungeſtört über ihm. Die Bauern aber, welche zu beiden Seiten hinter ihrem Pfluge gingen, waren lange knochige Männer von ungefähr vierzig Jahren und verkündeten auf den erſten Blick den ſichern, gutbeſorgten Bauersmann. Sie trugen kurze Kniehoſen von ſtarkem Zwillich, an dem jede Falte ihre unveränderliche Lage hatte und wie in Stein gemeißelt ausſah. Wenn ſie, auf ein Hinderniß ſtoßend, den Pflug feſter faßten, ſo zitterten die groben Hemdärmel von der leichten Erſchütterung, indeſſen die wohlraſirten Geſichter ruhig und aufmerkſam, aber ein wenig blinzelnd in den Sonnenſchein vor ſich hinſchauten, die Furche bemaßen oder auch wohl zuweilen ſich umſahen, wenn ein fernes Geräuſch die Stille des Landes unterbrach. Langſam und mit einer gewiſſen natürlichen Zierlichkeit ſetzten ſie einen Fuß um den andern vorwärts und keiner ſprach ein Wort, außer wenn er etwa dem Knechte, der die vier ſtattlichen Pferde antrieb, eine Anweiſung gab. So glichen ſie einander vollkommen in einiger Entfernung, denn ſie ſtellten die urſprüngliche Art dieſer Gegend dar, und man hätte ſie auf den erſten Blick nur daran unterſcheiden können, daß der Eine den Zipfel ſeiner weißen Kappe nach vorn trug, der Andere aber hinten im Nacken hängen hatte. Aber das wechſelte zwiſchen ihnen ab, indem ſie in der entgegengeſetzten Richtung pflügten; denn wenn ſie oben auf der Höhe zuſammentrafen und an einander vorüberkamen, ſo ſchlug dem,

welcher gegen den frischen Ostwind ging, die Zipfelkappe nach hinten über, während sie bei dem Andern, der den Wind im Rücken hatte, sich nach vorne sträubte. Es gab auch jedesmal einen mittleren Augenblick, wo die schimmernden Mützen aufrecht in der Luft schwankten und wie zwei weiße Flammen gen Himmel züngelten. So pflügten Beide ruhevoll und es war schön anzusehen in der stillen goldenen Septembergegend, wenn sie so auf der Höhe an einander vorbeizogen, still und langsam und sich mälig von einander entfernten, immer weiter aus einander, bis Beide wie zwei untergehende Gestirne hinter die Wölbung des Hügels hinabgingen und verschwanden, um eine gute Weile darauf wieder zu erscheinen. Wenn sie einen Stein in ihren Furchen fanden, so warfen sie denselben auf den wüsten Acker in der Mitte, mit lässig kräftigem Schwunge, was aber nur selten geschah, da derselbe schon fast mit allen Steinen belastet war, welche überhaupt auf den Nachbaräckern zu finden gewesen. So war der lange Morgen zum Theil vergangen, als von dem Dorfe her ein kleines, artiges Fuhrwerklein sich näherte, welches kaum zu sehen war, als es begann, die gelinde Höhe heran zu kommen. Das war ein grün bemaltes Kinderwägelchen, in welchem die Kinder der beiden Pflüger, ein Knabe und ein kleines Ding von Mädchen, gemeinschaftlich den Vormittagsimbiß heranfuhren. Für jeden Theil lag ein schönes Brod, in eine Serviette gewickelt, eine Kanne Wein mit Gläsern und noch irgend ein Zuthätchen in dem Wagen, welches die zärtliche Bäuerin für den fleißigen Meister mitgesandt, und außerdem waren da noch verpackt allerlei seltsam gestaltete angebissene Aepfel und Birnen, welche die Kinder am Wege aufgelesen, und eine völlig nackte Puppe mit nur einem Bein und einem verschmierten Gesicht, welche wie ein Fräulein zwischen den Broden saß und sich behaglich fahren ließ. Dies Fuhrwerk hielt nach manchem Anstoß und Aufenthalt endlich auf der Höhe im Schatten eines jungen Lindengebüsches, welches da am Rande des Feldes stand, und nun konnte man die beiden Fuhrleute näher betrachten. Es war ein Junge von sieben Jahren und ein Dirnchen von fünfen, beide gesund und munter und weiter war nichts Auffälliges an ihnen, als daß beide sehr hübsche Augen hatten, und das Mädchen dazu noch eine bräunliche Gesichtsfarbe und ganz krause dunkle Haare, welche ihm ein feuriges, und treuherziges Ansehen gaben. Die Pflüger waren jetzt auch wieder oben angekommen, steckten den Pferden etwas Klee vor und ließen die Pflüge in der halb vollendeten Furche stehen, während sie als gute Nachbaren sich zu dem gemeinschaftlichen Imbiß begaben und sich da zuerst begrüßten; den bislang hatten sie sich noch nicht gesprochen an diesem Tage.

Wie nun die Männer mit Behagen ihr Frühstück einnahmen und mit zufriedenem Wohlwollen den Kindern mittheilten, die nicht von der Stelle wichen, so lange gegessen und getrunken wurde, ließen sie ihre Blicke in der Näh: und Ferne herumschweifen und sahen das Städtchen räucherig glänzend in seinen Bergen liegen; denn das reichliche Mittagsmahl, welches die Seldwyler alle Tage bereiteten, pflegte ein weithin scheinendes Silbergewölk über ihre Dächer empor=zutragen, welches lachend an ihren Bergen hinschwebte.

„Die Lumpenhunde zu Seldwyl kochen wieder gut!“ sagte Manz, der eine der Bauern, und Marti, der andre erwiderte: „Gestern war Einer bei mir wegen des Ackers hier.“ „Aus dem Bezirksrath? bei mir ist er auch gewesen!“ sagte Manz. „So? und meinte wahr=scheinlich auch, du solltest das Land benutzen und den Herren die Pacht zahlen?“ „Ja, bis es sich entschieden habe, wem der Acker gehöre und was mit ihm anzufangen sei. Ich habe mich aber be=dankt, das verwilderte Wesen für einen Andern herzustellen und sagte, sie sollten den Acker nur verkaufen und den Ertrag aufheben, bis sich ein Eigenthümer herausgestellt, was wohl nie geschehen wird, denn was einmal auf der Kanzlei zu Seldwyl liegt, hat da gute Weile und überdem ist die Sache schwer zu entscheiden. Die Lumpen möchten indessen gar zu gern Etwas zu naschen bekommen durch den Pacht=zins, was sie freilich mit der Verkaufssumme auch thun könnten; allein wir würden uns hüten, dieselbe zu hoch hinauf zu treiben und wir müßten dann doch, was wir hätten und wem das Land gehört!“

„Ganz so meine ich auch und habe dem Steckleinspringer eine ähnliche Antwort gegeben!“

Sie schwiegen eine Weile, dann fing Manz wiederum an: „Schad' ist es aber doch, daß der gute Boden so daliegen muß, es ist nicht zum Ansehen, das geht nun schon in die zwanzig Jahre so und keine Seele fragt darnach; denn hier im Dorf ist Niemand, der irgend einen Anspruch auf den Acker hat, und Niemand weiß auch, wo die Kinder des verdorbenen Trompeters hingekommen sind.“

„Hm!“ sagte Marti, das wäre so eine Sache! Wenn ich den schwarzen Geiger ansehe, der sich bald bei den Heimatlosen aufhält, bald in den Dörfern zum Tanz aufspielt, so möchte ich darauf schwören, daß er ein Enkel des Trompeters ist, der freilich nicht weiß, daß er noch einen Acker hat. Was thäte er aber damit? Einen Monat lang sich besaufen und dann nach wie vor! Zudem, wer dürfte da einen Wink geben, da man es doch nicht sicher wissen kann!“

„Da könnte man eine schöne Geschichte anrichten!“ antwortete Manz, „wir haben so genug zu thun, diesem Geiger das Heimats=recht in unserer Gemeinde abzustreiten, da man uns den Fehel fort=

während aufhalsen will. Haben ſich ſeine Eltern einmal unter die Heimatloſen begeben, ſo mag er auch dableiben und dem Keſſelvolk das Geigelein ſtreichen. Wie in aller Welt können wir wiſſen, daß er des Trompeters Sohnesſohn iſt? Was mich anbetrifft, wenn ich den Alten auch in dem dunkeln Geſicht vollkommen zu erkennen glaube, ſo ſage ich: irren iſt menſchlich, und das geringſte Fetzchen Papier, ein Stücklein von einem Taufſchein würde meinem Gewiſſen beſſer thun, als zehn ſündhafte Menſchengeſichter!"

„Eia, ſicherlich!" ſagte Marti, „er ſagt zwar, er ſei nicht Schuld, daß man ihn nicht getauft habe! Aber ſollen wir unſern Taufſtein tragbar machen und in den Wäldern herumtragen? Nein, er ſteht feſt in der Kirche, und dafür iſt die Todtenbahre tragbar, die draußen an der Mauer hängt. Wir ſind ſchon übervölkert im Dorf und brauchen bald zwei Schulmeiſter!"

Hiemit war die Mahlzeit und das Zwiegeſpräch der Bauern geendet und ſie erhoben ſich, den Reſt ihrer heutigen Vormittagsarbeit zu vollbringen. Die beiden Kinder hingegen, welche ſchon den Plan entworfen hatten, mit den Vätern nach Hauſe zu ziehen, zogen ihr Fuhrwerk unter den Schutz der jungen Linden und begaben ſich dann auf einen Streifzug in dem wilden Acker, da derſelbe mit ſeinen Unkräutern, Stauden und Steinhaufen eine ungewohnte und merkwürdige Wildniß darſtellte. Nachdem ſie in der Mitte dieſer grünen Wildniß einige Zeit hingewandert, Hand in Hand, und ſich daran beluſtigt, die verſchlungenen Hände über die hohen Diſtelſtauden zu ſchwingen, ließen ſie ſich endlich im Schatten einer ſolchen nieder und das Mädchen begann, ſeine Puppe mit den langen Blättern des Wegekrautes zu bekleiden, ſo daß ſie einen ſchönen grünen und ausgezackten Rock bekam; eine einſame rothe Mohnblume, die da noch blühte, wurde ihr als Haube über den Kopf gezogen und mit einem Graſe feſtgebunden, und nun ſah die kleine Perſon aus wie eine Zauberfrau, beſonders nachdem ſie noch ein Halsband und einen Gürtel von kleinen rothen Beerchen erhalten. Dann wurde ſie hoch in die Stengel der Diſtel geſetzt und eine Weile mit vereinten Blicken angeſchaut, bis der Knabe ſie genugſam beſehen und mit einem Steine herunterwarf. Dadurch gerieth aber ihr Putz in Unordnung und das Mädchen entkleidete ſie ſchleunigſt, um ſie auf's Neue zu ſchmücken; doch als die Puppe eben wieder nackt und bloß war, und nur noch der rothen Haube ſich erfreute, entriß der wilde Junge ſeiner Gefährtin das Spielzeug und warf es hoch in die Luft. Das Mädchen ſprang klagend darnach, allein der Knabe fing die Puppe zuerſt wieder auf, warf ſie auf's Neue empor und indem das Mädchen ſie ver-

geblich zu haſchen bemühte, neckte er es auf dieſe Weiſe eine gute Zeit. Unter ſeinen Händen aber nahm die fliegende Puppe Schaden und zwar am Knie ihres einzigen Beines, allwo ein kleines Loch einige Kleikörner durchſickern ließ. Kaum bemerkte der Peiniger dies Loch, ſo verhielt er ſich mäuschenſtill und war mit offenem Munde eifrig befliſſen, das Loch mit ſeinen Nägeln zu vergrößern und dem Urſprung der Kleie nachzuſpüren. Seine Stille erſchien dem armen Mädchen höchſt verdächtig und es drängte ſich herzu und mußte mit Schrecken ſein böſes Beginnen gewahren. „Sieh' mal!“ rief er und ſchlenkerte ihr das Bein vor der Naſe herum, daß ihr die Kleie in's Geſicht flog; und wie ſie danach langen wollte und ſchrie und flehte, ſprang er wieder fort und ruhte nicht eher, bis das ganze Bein dürr und leer herabhing als eine traurige Hülſe. Dann warf er das mißhandelte Spielzeug hin und ſtellte ſich höchſt frech und gleichgültig, als die Kleine ſich weinend auf die Puppe warf und dieſelbe in ihre Schürze hüllte. Sie nahm ſie aber wieder hervor und betrachtete wehſelig die Aermſte, und als ſie das Bein ſah, fing ſie abermals an laut zu weinen, denn dasſelbe hing an dem Rumpfe nicht anders, denn das Schwänzchen an einem Molche. Als ſie gar ſo unbändig weinte, ward es dem Uebelthäter endlich etwas übel zu Muth und er ſtand in Angſt und Reue vor der Klagenden, und als ſie dies merkte, hörte ſie plötzlich auf und ſchlug ihn einigemal mit der Puppe, und er that, als ob es ihm wehe thäte und ſchrie auch! ſo natürlich, daß ſie zufrieden war und nun mit ihm gemeinſchaftlich die Zerſtörung und Zerlegung fortſetzte. Sie bohrten Loch auf Loch in den Marterleib und ließen aller Enden die Kleie entſtrömen, welche ſie ſorgfältig auf einem flachen Steine zu einem Häufchen ſammelten, umrührten und aufmerkſam betrachteten. Das einzige Feſte, was noch an der Puppe beſtand, war der Kopf und mußte jetzt vorzüglich die Aufmerkſamkeit der Kinder erregen; ſie trennten ihn ſorgfältig los von dem ausgequetſchten Leichnam und guckten erſtaunt in ſein hohles Innere. Als ſie die bedenkliche Höhlung ſahen und auch die Kleie ſahen, war es der nächſte und natürlichſte Gedankenſprung, den Kopf mit der Kleie auszufüllen, und ſo waren die Fingerchen der Kinder nun beſchäftigt, um die Wette Kleie in den Kopf zu thun, ſo daß zum erſten Mal in ſeinem Leben etwas in ihm ſteckte. Der Knabe mochte es aber immer noch für ein todtes Wiſſen halten, weil er plötzlich eine große blaue Fliege fing und, die ſummende zwiſchen beiden hohlen Händen haltend, dem Mädchen gebot, den Kopf von der Kleie zu entleeren. Hierauf wurde die Fliege hineingeſperrt und das Loch mit Gras verſtopft. Die Kinder hielten den Kopf an die

während aufhalsen will. Haben sich seine Eltern ei
Heimatlosen begeben, so mag er auch dableiben und
das Geigelein streichen. Wie in aller Welt können
er des Trompeters Sohnessohn ist? Was mich anb
den Alten auch in dem dunkeln Gesicht vollkommen zu
so sage ich: irren ist menschlich, und das geringste
ein Stücklein von einem Taufschein würde meinem
thun, als zehn sündhafte Menschengesichter!"

„Fia, sicherlich!" sagte Marti, „er sagt zwar, er
daß man ihn nicht getauft habe! Aber sollen wir
tragbar machen und in den Wäldern herumtragen?
fest in der Kirche, und dafür ist die Todtenbahre trag
an der Mauer hängt. Wir sind schon übervölkert
brauchen bald zwei Schulmeister!"

Hiemit war die Mahlzeit und das Zwiegesp
geendet und sie erhoben sich, den Rest ihrer heutige
beit zu vollbringen. Die beiden Kinder hingegen,
Plan entworfen hatten, mit den Vätern nach Hause
ihr Fuhrwerk unter den Schutz der jungen Linden
dann auf einen Streifzug in dem wilden Acker, da d
Unkräutern, Stauden und Steinhaufen eine unge
würdige Wildniß darstellte. Nachdem sie in der M
Wildniß einige Zeit hingewandert, Hand in Hand
belustigt, die verschlungenen Hände über die hohen
schwingen, ließen sie sich endlich im Schatten einer
das Mädchen begann, seine Puppe mit den langen P
krautes zu bekleiden, so daß sie einen schönen grün
ten Rock bekam; eine einsame rothe Mohnblume, d
wurde ihr als Haube über den Kopf gezogen und
festgebunden, und nun sah die kleine Person aus
frau, besonders nachdem sie noch ein Halsband un
kleinen rothen Beerchen erhalten. Dann wurd
Stengel der Distel gesetzt und eine Weile mit v
geschaut, bis der Knabe sie genugsam besehen und
herunterwarf. Dadurch gerieth aber ihr Putz
das Mädchen entkleidete sie schleunigst, um sie auf
doch als die Puppe eben wieder nackt und bloß
der rothen Haube sich erfreute, entriß der wil
fährtin das Spielzeug und warf es hoch in die
sprang klagend darnach, allein der Knabe fing
der auf, warf sie auf's Neue empor und indem

…nd thu' wie ich dir sage!"
…sen eine tüchtige Furche in
… Kraut und Steine flogen.
… Beseitigung derselben auf,
…ung vorhanden, und er be-
…us dem Gröbsten zu thun.
…ustem Bogen, und als man
…wehen eben wieder den Kap-
…e auf der anderen Seite der
…orn und schnitt ebenfalls eine
… daß die Schollen nur so zur
…andere that, aber keiner schien
…ieder, indem jedes Sternbild
…iese runde Welt hinabtauchte.
…zickes an einander vorbei und

…dere und jede sah die Kinder
… Acker schmäler zwischen seinen
…em Pflügen wurde ihm hüben
…hne daß ein Wort darüber ge-
…nschenauge den Frevel zu sehen
…ehr zusammengedrängt und bil-
… der ganzen Länge des Ackers
…uf war schon so hoch, daß die
… sich nicht mehr sehen konnten,
…enseits ging. Denn sie gingen
…f das Feld, da der zehnjährige
… wurde, sich schon wacker auf der
… Männer hielt, und das braune
…irnchen war, mußte bereits unter
…, sonst wäre es von den andern
…rden. Dennoch nahmen sie wäh-
…den Aeckern war, einmal Gelegen-
… sie trennte, zu besteigen und sich
…stoßen. Wenn sie auch sonst keinen
… so schien diese jährliche Ceremonie
…n, als sonst nirgends die Felder

… verkauft und der Erlös

Ohren und ſetzten ihn dann feierlich auf einen Stein; da er noch mit der rothen Mohnblume bedeckt war, ſo glich der Tönende jetzt einem weiſſagenden Haupte und die Kinder lauſchten in tiefer Stille ſeinen Kunden und Mährchen, indeſſen ſie ſich umſchlungen hielten. Aber jeder Prophet erweckt Grauen und Undank, das wenige Leben in dem dürftig geformten Bilde erweckte die menſchliche Grauſamkeit in den Kindern und es wurde beſchloſſen, das Haupt zu begraben. So machten ſie ein Grab und legten den Kopf, ohne die gefangene Fliege um ihre Meinung zu befragen, hinein, und errichteten über dem Grabe ein anſehnliches Denkmal von Feldſteinen. Dann empfanden ſie einiges Grauen, da ſie etwas Geformtes und Belebtes begraben hatten, und entfernten ſich ein gutes Stück von der unheimlichen Stätte. Auf einem ganz mit grünen Kräutern bedeckten Plätzchen legte ſich das Dirnchen auf den Rücken, da es müde war, und begann in eintöniger Weiſe einige Worte zu ſingen, immer die nämlichen, und der Junge kauerte daneben und half, indem er nicht wußte, ob er auch vollends umfallen ſolle, ſo läſſig und müßig war er. Die Sonne ſchien dem ſingenden Mädchen in den geöffneten Mund, beleuchtete deſſen blendend weiße Zähnchen und durchſchimmerte die runden Purpurlippen. Der Knabe ſah die Zähne, und dem Mädchen den Kopf haltend und deſſen Zähnchen neugierig unterſuchend, rief er: Rathe, wie viel Zähne hat man? Das Mädchen beſann ſich einen Augenblick, als ob es reiflich nachzählte, und ſagte dann auf Gerathewohl: Hundert! „Nein, zweiunddreißig!“ rief er, „wart', ich will einmal zählen!“ da zählte er die Zähne des Kindes, und weil er nicht zweiundreißig herausbrachte, ſo fing er immer wieder von Neuem an. Das Mädchen hielt lange ſtill, als aber der eifrige Zähler nicht zu Ende kam, raffte es ſich auf und rief: „Nun will ich deine zählen!“ Nun legte ſich der Burſche hin in's Kraut, das Mädchen über ihn, umſchlang ſeinen Kopf, er ſperrte das Maul auf, und es zählte: Eins, zwei, ſieben, fünf, zwei, eins; denn die kleine Schöne konnte noch nicht zählen. Der Junge verbeſſerte ſie und gab ihr Anweiſung, wie ſie zählen ſolle, und ſo fing auch ſie unzählige Mal von Neuem an und das Spiel ſchien ihnen am beſten zu gefallen von Allem, was ſie heut unternommen. Endlich aber ſank das Mädchen ganz auf den kleinen Rechenmeiſter nieder und die Kinder ſchliefen ein in der hellen Mittagsſonne.

Inzwiſchen hatten die Väter ihre Aecker fertig gepflügt und in friſchduftende braune Fläche umgewandelt. Als nun, mit der letzten Furche zu Ende gekommen, der Knecht des Einen halten wollte, rief ſein Meiſter: Was hältſt du? Kehr' noch einmal um! „Wir ſind ja

fertig!" sagte der Knecht. „Halt's Maul und thu' wie ich dir sage!" der Meister. Und sie kehrten um und rissen eine tüchtige Furche in den mittlern herrenlosen Acker hinein, daß Kraut und Steine flogen. Der Bauer hielt sich aber nicht mit der Beseitigung derselben auf, er mochte denken, hiezu sei noch Zeit genug vorhanden, und er begnügte sich, für heute die Sache nur aus dem Gröbsten zu thun. So ging es rasch die Höhe empor in sanftem Bogen, und als man oben angelangt und das liebliche Windeswehen eben wieder den Kappenzipfel des Mannes zurückwarf, pflügte auf der anderen Seite der Nachbar vorüber mit dem Zipfel nach vorn und schnitt ebenfalls eine ansehnliche Furche von mittleren Acker, daß die Schollen nur so zur Seite flogen. Jeder sah wohl, was der andere that, aber keiner schien es zu sehen, und sie entschwanden sich wieder, indem jedes Sternbild still am andern vorüberging und hinter diese runde Welt hinabtauchte. So gehen die Weberschiffchen des Geschickes an einander vorbei und „was er webt, das weiß kein Weber!"

Es kam eine Ernte um die andere und jede sah die Kinder größer und schöner und den herrenlosen Acker schmäler zwischen seinen breit gewordenen Nachbaren. Mit jedem Pflügen wurde ihm hüben und drüben eine Furche abgerissen, ohne daß ein Wort darüber gesprochen wurde und ohne daß ein Menschenauge den Frevel zu sehen schien. Die Steine wurden immer mehr zusammengedrängt und bildeten schon einen ordentlichen Grat der ganzen Länge des Ackers nach, und das wilde Gewächs darauf war schon so hoch, daß die Kinder, obgleich sie gewachsen waren, sich nicht mehr sehen konnten, wenn eines dies- und das andere jenseits ging. Denn sie gingen nun nicht mehr gemeinschaftlich auf das Feld, da der zehnjährige Salomon oder Sali, wie er genannt wurde, sich schon wacker auf der Seite der größeren Burschen und der Männer hielt, und das braune Brenchen, obgleich es ein feuriges Dirnchen war, mußte bereits unter der Obhut seines Geschlechts gehen, sonst wäre es von den andern als ein Bubenmädchen ausgelacht worden. Dennoch nahmen sie während jeder Ernte, wenn Alles auf den Aeckern war, einmal Gelegenheit, den wilden Steinkamm, der sie trennte, zu besteigen und sich gegenseitig von demselben herunterzustoßen. Wenn sie auch sonst keinen Verkehr mehr mit einander hatten, so schien diese jährliche Ceremonie um so sorglicher gewahrt zu werden, als sonst nirgends die Felder ihrer Väter zusammenstießen.

Indessen sollte der Acker doch endlich verkauft und der Erlös

einſtweilen gerichtlich aufgehoben werden. Die Verſteigerung fand an Ort und Stelle ſtatt, wo ſich aber nur einige Gaffer einfanden außer den Bauern Manz und Marti, da Niemand Luſt hatte, das ſeltſame Stückchen zu erſtehen und zwiſchen den zwei Nachbaren zu bebauen. Denn obgleich dieſe zu den beſten Bauern des Dorfes gehörten und nichts weiter gethan hatten, als was zwei Drittel der Uebrigen unter dieſen Umſtänden auch gethan haben würden, ſo ſah man ſie doch jetzt ſtillſchweigend darum an und Niemand wollte zwiſchen ihnen eingeklemmt ſein mit dem geſchmälerten Waiſenfelde. Die meiſten Menſchen ſind fähig oder bereit, ein in den Lüften umgehendes Unrecht zu verüben, wenn ſie mit der Naſe darauf ſtoßen; ſo wie es aber von Einem begangen iſt, ſind die Uebrigen froh, daß ſie es doch nicht geweſen ſind, daß die Verſuchung nicht ſie betroffen hat, und ſie machen nun den Auserwählten zu dem Schlechtigkeitsmeſſer ihrer Eigenſchaften und behandelten ihn mit zarter Scheu als einen Ableiter des Uebels, der von den Göttern gezeichnet iſt, während ihnen zugleich noch der Mund wäſſert nach den Vortheilen, die er dabei genoſſen. Manz und Marti waren alſo die einzigen, welche ernſtlich auf den Acker boten, und nach einem ziemlich hartnäckigen Ueberbieten erſtand ihn Manz und er wurde ihm zugeſchlagen. Die Beamten und die Gaffer verloren ſich vom Felde, die beiden Bauern, welche ſich auf ihren Aeckern noch zu ſchaffen gemacht, trafen beim Weggehen wieder zuſammen und Marti ſagte: „Du wirſt nun dein Land, das alte und das neue, wohl zuſammenſchlagen und in zwei gleiche Stücke theilen? Ich hätte es wenigſtens ſo gemacht, wenn ich das Ding bekommen hätte.“ „Ich werde es allerdings auch thun“, antwortete Manz, „denn als Ein Acker würde mir das Stück zu groß ſein. Doch was ich ſagen wollte: Ich habe bemerkt, daß Du neulich noch am untern Ende dieſes Ackers, der jetzt mir gehört, ſchräg hineingefahren biſt und ein gutes Dreieck abgeſchnitten haſt. Du haſt es vielleicht gethan in der Meinung, du werdeſt das ganze Stück an dich bringen und es ſei dann ſo wie ſo dein. Da es nun aber mir gehört, ſo wirſt du wohl einſehen, daß ich eine ſolche ungehörige Einkrümmung nicht brauchen noch dulden kann, und wirſt Nichts dagegen haben, wenn ich den Strich wieder grad mache! Streit wird das nicht abgeben ſollen!“

Marti erwiderte eben ſo kaltblütig, als ihn Manz angeredet hatte: „Ich ſehe auch nicht wo Streit herkommen ſoll! Ich denke, du haſt den Acker gekauft, wie er da iſt, wir haben ihn alle gemeinſchaftlich beſehen und er hat ſich ſeit einer Stunde nicht um ein Haar verändert!“

„Larifari!“ ſagte Manz, „was früher geſchehen, wollen wir nicht aufrühren! Was aber zu viel iſt, iſt zu viel, und Alles muß zuletzt eine ordentliche grade Art haben; dieſe drei Aecker ſind von jeher ſo grade neben einander gelegen, wie nach dem Richtſcheit gezeichnet, es iſt ein ganz abſonderlicher Spaß von dir, wenn du nun einen ſolchen lächerlichen und unvernünftigen Schnörkel dazwiſchen bringen willſt und wir Beide würden einen Uebernamen bekommen, wenn wir den krummen Zipfel da beſtehen laſſen. Er muß durchaus weg!“ —

Marti lachte und ſagte: „Du haſt ja auf einmal eine merkwürdige Furcht vor dem Geſpötte der Leute! Das läßt ſich aber ja wohl machen; mich genirt das Krumme nicht, gar nicht; genirt es dich, gut, ſo machen wir es grad, aber nicht auf meiner Seite, das geb' ich Dir ſchriftlich, wenn du willſt!“

„Rede doch nicht ſo ſpaßhaft,“ ſagte Manz, „es wird wohl grad gemacht, und zwar auf deiner Seite, darauf kannſt du Gift nehmen!“

„Das werden wir ja ſehen und erleben!“ ſagte Marti, und beide Männer gingen auseinander, ohne ſich weiter anzublicken, vielmehr ſtarrten ſie nach verſchiedener Richtung in's Blaue hinaus, als ob ſie da Wunder was für Merkwürdigkeiten im Auge hätten, die ſie betrachten müßten mit Aufbietung aller ihrer Geiſteskräfte.

Schon am nächſten Tage ſchickte Manz einen Dienſtbuben, ein Taglöhnermädchen und ſein eigenes Söhnchen Sali auf den Acker hinaus, daß ſie das wilde Unkraut und Geſtrüpp auszögen und auf Haufen brächten, damit nachher die Steine um ſo bequemer weggefahren werden könnten. Dies war eine Aenderung in ſeinem Weſen, daß er den kaum eilfjährigen Jungen, der noch zu keiner Arbeit angehalten worden, nun mit hinausſandte, gegen die Einſprache der Mutter. Es ſchien, da er es mit ernſthaften und geſalbten Worten that, als ob er mit dieſer Arbeitsſtrenge gegen ſein eigenes Blut das Unrecht betäuben wollte, in dem er lebte, und welches nun begann, ſeine Folgen ruhig zu entfalten. Das ausgeſandte Völklein jätete inzwiſchen luſtig an dem Unkraut und hackte mit Vergnügen an den wunderlichen Stauden und Pflanzen aller Art, die da ſeit Jahren wucherten. Denn da es eine außerordentliche, gleichſam wilde Arbeit war, bei der keine Regel und keine Sorgfalt erheiſcht wurde, ſo galt ſie als eine Luſt. Das wilde Zeug, an der Sonne gedörrt, wurde aufgehäuft und mit großem Jubel verbrannt, daß der Qualm weithin ſich verbreitete und die jungen Leutchen darin herumſprangen, wie beſeſſen. Dies war das letzte Freudenfeſt auf dem Unglücksfelde,

und das junge Vrenchen, Marti's Tochter kam auch hinausgeschlichen und half tapfer mit. Das Ungewöhnliche dieser Begebenheit und die lustige Aufregung gaben einen guten Anlaß, sich seinem kleinen Jugendgespielen wieder einmal zu nähern, und die Kinder waren recht glücklich und munter bei ihrem Feuer. Es kamen noch andere Kinder hinzu und es sammelte sich eine ganz vergnügte Gesellschaft; doch immer, sobald sie getrennt wurden, suchte Sali alsobald wieder neben Vrenchen zu gelangen, und dieses wußte deßgleichen immer vergnügt lächelnd zu ihm zu schlüpfen, und es war beiden Kreaturen, wie wenn dieser herrliche Tag nie enden müßte und könnte. Doch der alte Manz kam gegen Abend herbei, um zu sehen, was sie ausgerichtet, und obgleich sie fertig waren, so schalt er doch ob dieser Lustbarkeit und scheuchte die Gesellschaft aus einander. Zugleich zeigte sich Marti auf seinem Grund und Boden und, seine Tochter gewahrend, pfiff er derselben schrill und gebieterisch durch den Finger, daß sie erschrocken hineilte, und er gab ihr, ohne zu wissen warum, einige Ohrfeigen, also daß beide Kinder in großer Traurigkeit und weinend nach Hause gingen, und sie wußten jetzt eigentlich so wenig, warum sie traurig waren, als warum sie vorhin so vergnügt gewesen; denn die Rauheit der Väter, an sich ziemlich neu, war von den arglosen Geschöpfen noch nicht begriffen und konnte sie nicht tiefer bewegen.

Die nächsten Tage war es schon eine härtere Arbeit, zu welcher Mannsleute gehörten, als Manz die Steine aufnehmen und wegfahren ließ. Es wollte kein Ende nehmen und alle Steine der Welt schienen da beisammen zu sein. Er ließ sie aber nicht ganz vom Felde wegbringen, sondern jede Fuhre auf jenem streitigen Dreiecke abwerfen, welches Marti schon säuberlich umgepflügt hatte. Er hatte vorher einen graden Strich gezogen als Grenzscheide und belastete nun dies Fleckchen Erde mit allen Steinen, welche beide Männer seit unvordenklichen Zeiten herübergeworfen, so daß eine gewaltige Pyramide entstand, welche wegzubringen Marti wohl bleiben lassen würde, dachte er. Marti hatte dies am wenigsten erwartet; er glaubte, sein Gegner werde nach alter Weise mit dem Pfluge zu Werke gehen wollen und hatte daher abgewartet, bis er ihn als Pflüger ausziehen sähe. Erst als die Sache schon beinahe fertig, hörte er von dem schönen Denkmal, das Manz da errichtet, rannte voll Wuth hinaus, sah die Bescheerung, rannte zurück und holte den Gemeindammann, um vorläufig gegen den Steinhaufen zu protestiren, um den Fleck gerichtlich in Beschlag nehmen zu lassen, und von diesem Tage an lagen die zwei Bauern in Prozeß mit einander und ruhten nicht eher, bis sie beide zu Grunde gerichtet waren.

Die Gedanken der ſonſt ſo wohlweiſen Männer waren nun ſo kurz geſchnitten wie Häckſel; der beſchränkteſte Rechtsſinn von der Welt erfüllte Jeden von ihnen, indem Keiner begreifen konnte noch wollte, wie der Andere ſo offenbar unrechtmäßig und willkürlich den fraglichen unbedeutenden Ackerzipfel an ſich reißen könne. Bei Manz kam noch ein wunderbarer Sinn für Symmetrie und parallele Linien hinzu und er fühlte ſich wahrhaft gekränkt durch den aberwitzigen Eigenſinn, mit welchem Marti auf dem Daſein des unſinnigſten und muthwilligſten Schnörkels beharrte. Beide aber trafen zuſammen in der Ueberzeugung, daß der Andere den Anderen ſo frech und plump übervortheilend, ihn nothwendig für einen verächtlichen Dummkopf halten müſſe, da man dergleichen etwa einem armen haltloſen Teufel, nicht aber einem aufrechten, klugen und wehrhaften Manne gegenüber ſich erlauben könne, und Jeder ſah ſich in ſeiner wunderlichen Ehre gekränkt und gab ſich rückhaltlos der Leidenſchaft des Streites und dem daraus erfolgenden Verfalle hin und ihr Leben glich fortan der träumeriſchen Qual zweier Verdammten, welche auf einem ſchmalen Brette einen dunkeln Strom hinabtreibend ſich befehden, in die Luft hauen und ſich ſelber anpacken und vernichten, in der Meinung, ſie hätten den Feind gefaßt. Da ſie eine faule Sache hatten, ſo geriethen beide in die allerſchlimmſten Hände von Tauſendkünſtlern, welche ihre verdorbene Phantaſie aufbliesen zu ungeheuren Blaſen, die mit den nichtsnutzigſten Dingen angefüllt wurden. Vorzüglich waren es die Spekulanten aus der Stadt Seldwyla, welchen dieſer Handel ein gefundenes Eſſen war, und bald hatte Jeder der Streitenden einen Anhang von Unterhändlern, Zuträgern und Rathgebern hinter ſich, welche alles baare Geld auf hundert Wegen abzuziehen wußten. Denn das Fleckchen Erde mit dem Steinhaufen darüber, auf welchem bereits wieder ein Wald von Neſſeln und Diſteln blühte, war nur noch der erſte Keim oder der Grundſtein einer verworrenen Geſchichte und Lebensweiſe, in welcher die zwei Fünfzigjährigen noch andere Gewohnheiten und Sitten, Grundſätze und Hoffnungen annahmen, als ſie bisher geübt. Je mehr Geld ſie verloren, deſto ſehnſüchtiger wünſchten ſie welches zu haben, und je weniger ſie hatten, deſto hartnäckiger dachten ſie reich zu werden und es dem andern zuvorzuthun. Sie ließen ſich zu jedem Schwindel verleiten und ſetzten auch Jahr aus Jahr ein in alle deutſche Lotterien, deren Looſe maſſenhaft in Seldwyla zirkulirten. Aber nie bekamen ſie einen Thaler Gewinnſt zu Geſicht, ſondern hörten nur immer vom Gewinnen anderer Leute und wie ſie ſelbſt beinahe gewonnen hätten, indeſſen dieſe Leidenſchaft ein regelmäßiger Geldabfluß für ſie war. Bisweilen machten ſich die

Seldwyler den Spaß, beide Bauern, ohne ihr Wiſſen, am gleichen Looſe Theil nehmen zu laſſen, ſo daß beide die Hoffnung auf Unterdrückung und Vernichtung des Andern auf ein und dasſelbe Loos ſetzten. Sie brachten die Hälfte ihrer Zeit in der Stadt zu, wo Jeder in einer Spelunke ſein Hauptquartier hatte, ſich den Kopf aufblaſen und zu den lächerlichſten Ausgaben und einem elenden und ungeſchickten Schlemmen verleiten ließ, bei welchem ihm heimlich doch ſelber das Herz blutete, alſo daß Beide, welche eigentlich nur in dieſem Hader lebten, um für keine Dummköpfe zu gelten, nun ſolche von der beſten Sorte darſtellten und von Jedermann dafür angeſehen wurden. Die andere Hälfte der Zeit lagen ſie verdroſſen zu Hauſe oder gingen ihrer Arbeit nach, wobei ſie dann durch ein tolles, böſes Ueberhaſten und Antreiben das Verſäumte einzuholen ſuchten und damit jeden ordentlichen und zuverläſſigen Arbeiter verſcheuchten. So ging es gewaltig rückwärts mit ihnen, und ehe zehn Jahre vorüber, ſteckten ſie Beide von Grund aus in Schulden und ſtanden wie Störche auf einem Beine auf der Schwelle ihrer Beſitzthümer, von der jeder Lufthauch ſie herunterwehte. Aber wie es ihnen auch erging, der Haß zwiſchen ihnen wurde täglich größer, da Jeder den Andern als den Urheber ſeines Unſterns betrachtete, als ſeinen Erbfeind und ganz unvernünftigen Widerſacher, den der Teufel abſichtlich in die Welt geſetzt habe, um ihn zu verderben. Sie ſpieen aus, wenn ſie ſich nur von weitem ſahen, kein Glied ihres Hauſes durfte mit Frau, Kind oder Geſinde des andern ein Wort ſprechen, bei Vermeidung der gröbſten Mißhandlung. Ihre Weiber verhielten ſich verſchieden bei dieſer Verarmung und Verſchlechterung des ganzen Weſens. Die Frau des Manti, welche von guter Art war, hielt den Verfall nicht aus, härmte ſich ab und ſtarb, ehe ihre Tochter vierzehn Jahre alt war. Die Frau des Manz hingegen bequemte ſich der veränderten Lebensweiſe, und um ſich als eine ſchlechte Genoſſin zu entfalten, hatte ſie Nichts zu thun, als einigen weiblichen Fehlern, die ihr von jeher angehaftet, den Zügel ſchießen zu laſſen und dieſelben zu Laſtern auszubilden. Ihre Naſchhaftigkeit wurde zu wilder Begehrlichkeit, ihre Zungenfertigkeit zu einem grundfalſchen und verlogenen Schmeichel- und Verläumdungsweſen, mit welchem ſie jeden Augenblick das Gegentheil von dem ſagte, was ſie dachte, Alles hinter einander hetzte, und ihrem eigenen Manne ein X für ein U vormachte; ihre urſprüngliche Offenheit, mit der ſie ſich der unſchuldigeren Plauderei erfreut, ward nun zur abgehärteten Schamloſigkeit, mit der ſie jenes falſche Weſen betrieb, und ſo, ſtatt unter ihrem Manne zu leiden, drehte ſie ihm eine Naſe; wenn er es arg trieb, ſo machte ſie

es bunt, ließ ſich Nichts abgehen und gedieh zu der dickſten Blüthe einer Vorſteherin des zerfallenden Hauſes.

So war es nun ſchlimm beſtellt um die armen Kinder, welche weder eine gute Hoffnung für ihre Zukunft faſſen konnten, noch ſich auch nur einer lieblich-frohen Jugend erfreuten, da überall nichts als Zank und Sorge war. Vrenchen hatte anſcheinend einen ſchlimmeren Stand, als Sali, da ſeine Mutter todt und es einſam in einem wüſten Hauſe der Tyrannei eines verwilderten Vaters anheimgegeben war. Als es ſechszehn Jahre zählte, war es ſchon ein ſchlank gewachſenes ziervolles Mädchen; ſeine dunkelbraunen Haare ringelten ſich unabläſſig faſt bis über die blitzenden braunen Augen; dunkelrothes Blut durchſchimmerte die Wangen des bräunlichen Geſichtes und glänzte als tiefer Purpur auf den friſchen Lippen, wie man es ſelten ſah und was dem dunkeln Kinde ein eigenthümliches Anſehen und Kennzeichen gab. Feurige Lebensluſt und Fröhlichkeit zitterte in jeder Faſer dieſes Weſens; es lachte und war aufgelegt zu Scherz und Spiel, wenn das Wetter nur im mindeſten lieblich war, d. h. wenn es nicht zu ſehr gequält wurde und nicht zu viel Sorgen hatte. Dieſe plagten es aber häufig genug; denn nicht nur hatte es den Kummer und das wachſende Elend des Hauſes mit zu tragen, ſondern es mußte noch ſich ſelber in Acht nehmen und mochte ſich gern halbwegs ordentlich und reinlich kleiden, ohne daß der Vater ihm die geringſten Mittel dazu geben wollte. So hatte Vrenchen die größte Noth, ſeine anmuthige Perſon einigermaßen auszuſtaffiren, ſich ein allerbeſcheidenſtes Sonntagskleid zu erobern und einige bunte, faſt werthloſe Halstüchelchen zuſammenzuhalten. Darum war das ſchöne, wohlgemuthe junge Blut in jeder Weiſe gedemüthigt und gehemmt und konnte am wenigſten der Hoffart anheimfallen. Ueberdies hatte es bei ſchon erwachendem Verſtand das Leiden und den Tod ſeiner Mutter geſehen und dies Andenken war ein weiterer Zügel, der ſeinem luſtigen und feurigen Weſen angelegt war, ſo daß es nur höchſt lieblich, unbedenklich und rührend ſich anſah, wenn trotz alledem das gute Kind bei jedem Sonnenblick ſich munterte und zum Lächeln bereit war.

Sali erging es nicht ſo hart auf den erſten Anſchein; denn er war nun ein hübſcher und kräftiger junger Burſche, der ſich zu wehren wußte und deſſen äußere Haltung wenigſtens eine ſchlechte Behandlung von ſelbſt unzuläſſig machte. Er ſah wohl die üble Wirthſchaft ſeiner Eltern und glaubte ſich erinnern zu können, daß es einſt nicht ſo geweſen, ja er bewahrte noch das frühere Bild ſeines Vaters wohl in ſeinem Gedächtniſſe als eines feſten, klugen und ruhigen Bauers, desſelben Mannes, den er jetzt als einen grauen Narren, Händel-

führer und Müſſiggänger vor ſich ſah, der mit Toben und Prahlen auf hundert thörichten und verfänglichen Wegen wandelte und mit jeder Stunde rückwärts ruderte wie ein Krebs. Wenn ihm nun dies mißfiel und ihn oft mit Scham und Kummer erfüllte, während es ſeiner Unerfahrenheit nicht klar war, wie die Dinge ſo gekommen, ſo wurden ſeine Sorgen wieder betäubt durch die Schmeichelei, mit der ihn die Mutter behandelte. Denn um in ihrem Unweſen ungeſtörter zu ſein und einen guten Parteigänger zu haben, auch um ihrer Großthuerei zu genügen, ließ ſie ihm zukommen, was er wünſchte, kleidete ihn ſauber und prahleriſch und unterſtützte ihn in Allem, was er zu ſeinem Vergnügen vornahm. Er ließ ſich dies gefallen ohne viel Dankbarkeit, da ihm die Mutter viel zu viel dazu ſchwatzte und log, und indem er ſo wenig Freude daran empfand, that er läſſig und gedankenlos, was ihm gefiel, ohne daß dies jedoch etwas Uebles war, weil er für jetzt noch unbeſchädigt war von dem Beiſpiele der Alten und das jugendliche Bedürfniß fühlte, im Ganzen einfach ruhig und leidlich tüchtig zu ſein. Er war ziemlich genau ſo, wie ſein Vater in dieſem Alter geweſen war, und dieſes flößte demſelben eine unwillkürliche Achtung vor dem Sohne ein, in welchem er mit verwirrtem Gewiſſen und gepeinigter Erinnerung ſeine eigene Jugend achtete. Trotz dieſer Freiheit, welche Sali genoß, ward er ſeines Lebens doch nicht froh und fühlte wohl, wie er nichts Rechtes vor ſich hatte und eben ſo wenig etwas Rechtes lernte, da von einem zuſammenhängenden und vernunftgemäßen Arbeiten in Manzens Hauſe längſt nicht mehr die Rede war. Sein einziger Troſt war daher, ſtolz auf ſeine Unabhängigkeit und einſtweilige Unbeſcholtenheit zu ſein, und in dieſem Stolze ließ er die Tage trotzig verſtreichen und wandte die Augen von der Zukunft ab.

Der einzige Zwang dem er unterworfen, war die Feindſchaft ſeines Vaters gegen Alles, was Marti hieß und an dieſen erinnerte. Doch wußte er nichts Beſſeres, als daß Marti ſeinem Vater Schaden zugefügt und daß man in deſſen Hauſe eben ſo feindlich geſinnt ſei, und es fiel ihm daher nicht ſchwer, weder den Marti noch ſeine Tochter anzuſehen und ſeinerſeits auch einen angehenden, ziemlich gleichgültigen Feind vorzuſtellen. Vrenchen hingegen, welches mehr erdulden mußte, als Sali, und in ſeinem Hauſe viel verlaſſener war, fühlte ſich weniger zu einer förmlichen Feindſchaft aufgelegt und glaubte ſich nur verachtet von dem wohlgekleideten und ſcheinbar glücklicheren Sali; deßhalb verbarg ſie ſich vor ihm, und wenn er irgendwo nur in der Nähe war, ſo entfernte ſie ſich eilig, ohne daß er ſich die Mühe gab, ihr nachzublicken. So kam es, daß er das Mädchen ſchon

ſeit ein paar Jahren nicht mehr in der Nähe geſehen und gar nicht wußte, wie es ausſah, ſeit es herangewachſen. Und doch wunderte es ihn zuweilen ganz gewaltig, und wenn überhaupt von des Marti's geſprochen wurde, ſo dachte er unwillkürlich nur an die Tochter, deren jetziges Ausſehen ihm nicht deutlich und deren Andenken ihm gar nicht verhaßt war.

Doch war ſein Vater Manz nun der erſte von den beiden Feinden, der ſich nicht mehr halten konnte und von Haus und Hof ſpringen mußte. Dieſer Vortritt rührte daher, daß er eine Frau beſaß, die ihm geholfen, und einen Sohn, der doch auch Einiges mit brauchte, während Marti der einzige Verzehrer war in ſeinem wackeligen Königreich, und ſeine Tochter durfte wohl arbeiten wie ein Hausthierchen, aber Nichts gebrauchen. Manz aber wußte nichts Anderes anzufangen, als auf den Rath ſeiner Seldwyler Gönner in die Stadt zu ziehen und da ſich als Wirth aufzuthun. Dies iſt immer ein Elend anzuſehen, wenn ein ehemaliger Landmann, der auf dem Felde alt geworden iſt, mit den Trümmern ſeiner Habe in eine Stadt zieht und da eine Schenke oder Kneipe aufthut, um als letzten Rettungsanker den freundlichen und gewandten Wirth zu machen, während es ihm nichts weniger als freundlich zu Muth iſt. Als die Manzen von Hofe zogen, ſah man erſt, wie arm ſie bereits waren; denn ſie luden lauter alten und verfallenden Hausrath auf, dem man es anſah, daß ſeit vielen Jahren Nichts erneuert und angeſchafft worden war. Die Frau legte aber nichts deſto minder ihren beſten Staat an, als ſie ſich oben auf die Grümpelfuhre ſetzte, und machte ein Geſicht voller Hoffnungen, als künftige Stadtfrau ſchon mit Verachtung auf die Dorfgenoſſen herabſehend, welche voll Mitleid hinter den Hecken hervor dem bedenklichen Zuge zuſahen. Denn ſie nahm ſich vor, mit ihrer Liebenswürdigkeit und Klugheit die ganze Stadt zu bezaubern, und was ihr verſimpelter Mann nicht machen könne, das wolle ſie ſchon ausrichten, wenn ſie nur erſt einmal als Frau Wirthin in einem ſtattlichen Gaſthofe ſäße. Dieſer Gaſthof beſtand aber in einer trübſeligen Winkelſchenke in einem abgelegenen ſchmalen Gäßchen, auf der eben ein Anderer zu Grunde gegangen war, und welche die Seldwyler dem Manz verpachteten, da er noch einige hundert Thaler einzuziehen hatte. Sie verkauften ihm auch ein paar Fäßchen ſäuerlichen Weines und das Wirthſchaftsmobiliar, das aus einem Dutzend weißen geringen Flaſchen, eben ſo viel Gläſern und einigen tannenen Tiſchen und Bänken beſtand, welche einſt blutroth angeſtrichen geweſen und jetzt vielfältig abgeſcheuert waren. Vor dem Fenſter knarrte ein eiſerner Reifen in einem Haken und in dem Reifen ſchenkte eine blecherne

Hand Rothwein aus einem Schöppchen in ein Glas. Ueberdieß hing ein verdorrter Buſch von Stechpalmen über der Hausthüre, was Manz Alles mit in die Pacht bekam. Um deßwillen war er nicht ſo wohlgemuth wie ſeine Frau, ſondern trieb mit ſchlimmer Ahnung und voll Ingrimm die magern Pferde an, welche er vom neuen Bauern geliehen. Das letzte ſchäbige Knechtchen, das er gehabt, hatte ihn ſchon ſeit einigen Wochen verlaſſen. Als er ſolcher Weiſe abfuhr, ſah er wohl, wie Marti voll Hohn und Schadenfreude ſich unfern der Straße zu ſchaffen machte, fluchte ihm und hielt denſelben für den alleinigen Urheber ſeines Unglückes. Sali aber, ſobald das Fuhrwerk im Gange war, beſchleunigte ſeine Schritte, eilte voraus und ging allein auf Seitenwegen nach der Stadt.

„Da wären wir!“ ſagte Manz, als die Fuhre vor dem Spelunkelein anhielt. Die Frau erſchrack darüber, denn das war in der That ein betrübter Gaſthof. Die Leute traten eilfertig unter die Fenſter und vor die Häuſer, um ſich den neuen Bauernwirth anzuſehen, und machten mit ihrer Seldwyler Ueberlegenheit mitleidig ſpöttiſche Geſichter. Zornig und mit naſſen Augen kletterte die Manzin vom Wagen herunter und lief, ihre Zunge vorläufig wetzend, in das Haus, um ſich Leute vornehm nicht wieder blicken zu laſſen; denn ſie ſchämte ſich des ſchlechten Geräthes und der verdorbenen Betten, welche nun abgeladen wurde. Sali ſchämte ſich auch, aber er mußte helfen und machte mit ſeinem Vater einen ſeltſamen Verlag in dem Gäßchen, auf welchen alsbald die Kinder der Falliten herumſprangen und ſich über das verlumpete Bauernpack luſtig machten. Im Hauſe aber ſah es noch trübſeliger aus und es glich einer vollkommenen Räuberhöhle. Die Wände waren ſchlecht geweißtes feuchtes Mauerwerk; außer der dunkeln unfreundlichen Gaſtſtube mit ihren ehemals blutrothen Tiſchen waren nur noch ein paar ſchlechte Kämmerchen da, und überall hatte der ausgezogene Vorgänger den troſtloſeſten Schmutz und Kehricht zurückgelaſſen.

So war der Anfang und ſo ging es auch fort. Während der erſten Woche kamen, beſonders am Abend, wohl hin und wieder ein Tiſch voll Leute aus Neugierde, den Bauernwirth zu ſehen, und ob es da vielleicht einigen Spaß abſetzte. Am Wirth hatten ſie nicht viel zu ſehen, denn Manz war ungelenk, ſtarr, unfreundlich und melancholiſch und wußte ſich gar nicht zu benehmen, wollte es auch nicht wiſſen. Er füllte langſam und ungeſchickt die Schöppchen, ſtellte ſie mürriſch vor die Gäſte und verſuchte Etwas zu ſagen, brachte aber Nichts heraus. Deſto eifriger warf ſich nun ſeine Frau in's Geſchirr und hielt die Leute wirklich einige Tage zuſammen, aber in einem

ganz andern Sinne, als ſie meinte Die ziemlich dicke Frau hatte ſich eine eigene Haustracht zuſammengeſetzt, in der ſie unwiderſtehlich zu ſein glaubte. Zu einem leinenen naturfarbenen Landrock trug ſie einen alten grünſeidenen Spenſer, eine baumwollene Schürze und einen ſchlimmen weißen Halskragen. Von ihrem nicht mehr dichten Haar hatte ſie an den Schläfen poſſierliche Schnecken gewickelt und in das Zöpfchen hinten einen hohen Kamm geſteckt. So ſchwänzelte und tänzelte ſie mit angeſtrengter Anmuth herum, ſpitzte lächerlich das Maul, daß es ſüß ausſehen ſollte, hüpfte elaſtiſch an die Tiſche hin und, das Glas oder den Teller mit geſalzenem Käſe hinſetzend, ſagte ſie lächelnd: „So ſo? ſo ſoli! herrlich, herrlich, ihr Herren!“ und ſolches dummes Zeug mehr; denn obwohl ſie ſonſt eine geſchliffene Zunge hatte, ſo wußte ſie jetzt doch nichts Geſcheidtes vorzubringen, da ſie fremd war und die Leute nicht kannte. Die Seldwyler von der ſchlechteſten Sorte, die da hockten, hielten die Hand vor den Mund, wollten vor Lachen erſticken, ſtießen ſich unter dem Tiſch mit den Füßen und ſagten: „Potz tauſig! das iſt ja eine Herrliche!“ „Eine Himmliſche!“ ſagte ein Anderer, „beim ewigen Hagel! es iſt der Mühe werth hieher zu kommen, ſo Eine haben wir lang nicht geſehen!“ Ihr Mann bemerkte das wohl mit finſterem Blicke; er gab ihr einen Stoß in die Rippen und flüſterte: „Du alte Kuh! Was machſt Du denn?“ „Störe mich nicht“, ſagte ſie unwillig, „Du alter Tolpatſch! ſiehſt Du nicht, wie ich mir Mühe gebe und mit den Leuten umzugehen weiß? Das ſind aber nur Lumpen von Deinem Anhang! Laß mich nur machen, ich will bald fürnehmere Kundſchaft hier haben!“ Dies Alles war beleuchtet von einem oder zwei dünnen Talglichtern; Sali, der Sohn, aber ging hinaus in die dunkle Küche, ſetzte ſich auf den Herd und weinte über Vater und Mutter.

Die Gäſte hatten aber das Schauſpiel bald ſatt, welches ihnen die gute Frau Manz gewährte, und blieben wieder, wo es ihnen wohler war und ſie über die wunderliche Wirthſchaft lachen konnten; nur dann und wann erſchien ein Einzelner, der ein Glas trank und die Wände angähnte, oder es kam ausnahmsweiſe eine ganze Bande, die armen Leute mit einem vorübergehenden Trubel und Lärm zu täuſchen. Es ward ihnen angſt und bange in dem engen Mauerwinkel, wo ſie kaum die Sonne ſahen, und Manz, welcher ſonſt gewohnt war, Tage lang in der Stadt zu liegen, fand es jetzt unerträglich zwiſchen dieſen Mauern. Wenn er an die freie Weite der Felder dachte, ſo ſtierte er finſter brütend an die Decke oder auf den Boden, lief unter die enge Hausthüre und wieder zurück, da die Nachbaren den böſen Wirth, wie ſie ihn ſchon nannten, angafften.

Nun dauerte es aber nicht mehr lange und sie verarmten gänzlich und hatten gar Nichts mehr in der Hand; sie mußten, um Etwas zu essen, warten, bis Einer kam und für wenig Geld etwas von dem noch vorhandenen Weine verzehrte, und wenn er eine Wurst oder dergleichen begehrte, so hatten sie oft die größte Angst und Sorge, dieselbe beizutreiben. Bald hatten sie auch den Wein nur noch in einer großen Flasche verborgen, die sie heimlich in einer andern Kneipe füllen ließen, und so sollten sie nun die Wirthe machen ohne Wein und Brod und freundlich sein, ohne ordentlich gegessen zu haben. Sie waren beinahe froh, wenn nur Niemand kam, und hockten so in ihrem Kneipchen, ohne leben noch sterben zu können. Als die Frau diese traurigen Erfahrungen machte, zog sie den grünen Spenser wieder aus und nahm abermals eine Veränderung vor, indem sie nun, wie früher die Fehler, so nun einige weibliche Tugenden aufkommen ließ und mehr ausbildete, da Noth an den Mann ging. Sie übte Geduld und suchte den Alten aufrecht zu halten und den Jungen zum Guten anzuweisen; sie opferte sich vielfältig in allerlei Dingen, kurz sie übte in ihrer Weise eine Art von wohlthätigem Einfluß, der zwar nicht weit reichte und nicht viel besserte, aber immerhin besser war als gar Nichts oder als das Gegentheil und die Zeit wenigstens verbringen half, welche sonst viel früher hätte brechen müssen für diese Leute. Sie wußte manchen Rath zu geben nunmehr in erbärmlichen Dingen, nach ihrem Verstande, und wenn der Rath Nichts zu taugen schien und fehl schlug, so ertrug sie willig den Grimm der Männer, kurzum, sie that jetzt Alles, da sie alt war, was besser gedient hätte, wenn sie es früher geübt.

Um wenigstens etwas Beißbares zu erwerben und die Zeit zu verbringen, verlegten sich Vater und Sohn auf die Fischerei, d. h. mit der Angelruthe, so weit es für Jeden erlaubt war sie in den Fluß zu hängen. Dies war auch eine Hauptbeschäftigung der Seldwyler, nachdem sie fallirt hatten. Bei günstigem Wetter, wenn die Fische gern anbissen, sah man sie dutzendweise hinauswandern mit Ruthe und Kübel, und wenn man an den Ufern des Flusses wandelte, hockte alle Spanne lang Einer, der angelte, der Eine in einem langen braunen Bürgerrock, die bloße Füße im Wasser, der Andere in einem spitzen blauen Frack auf einer alten Weide stehend, den alten Filz schief auf dem Ohre; weiterhin angelte gar Einer im zerrissenen großblumigen Schlafrock, da er keinen andern mehr besaß, die lange Pfeife in der einen, die Ruthe in der andern Hand, und wenn man um eine Krümmung des Flusses bog, stand ein alter kahlköpfiger Dickbauch faselnackt auf einem Stein und angelte, dieser

hatte, trotz des Aufenthaltes am Waſſer ſo ſchwarze Füße, daß man glaubte, er habe die Stiefel anbehalten. Jeder hatte ein Töpfchen oder ein Schächtelchen neben ſich, in welchem Regenwürmer wimmelten, nach welchen ſie zu andern Stunden zu graben pflegten. Wenn der Himmel mit Wolken bezogen und es ein ſchwüles, dämmeriges Wetter war, welches Regen verkündete, ſo ſtanden dieſe Geſtalten am zahlreichſten an dem ziehenden Strome, regungslos gleich einer Gallerie von Heiligen- oder Prophetenbildern. Achtlos zogen die Landleute mit Vieh und Wagen an ihnen vorüber und die Schiffer auf dem Fluſſe ſahen ſie nicht an, während ſie leiſe murrten über die Fiſche verſcheuchenden Schiffe.

Wenn man Manz vor zwölf Jahren, als er mit einem ſchönen Geſpann pflügte auf dem Hügel über dem Ufer, damals geſagt hätte, er würde ſich einſt zu dieſen wunderlichen Heiligen geſellen und gleich ihnen Fiſche fangen, ſo hätte er einem in's Geſicht geſpieen. Auch eilte er jetzt haſtig an ihnen vorüber hinter ihren Rücken und eilte ſtromaufwärts gleich einem eigenſinnigen Schatten der Unterwelt, der ſich zu ſeiner Verdammniß ein bequemes einſames Plätzchen ſucht an den dunkeln Wäſſern. Mit der Angelruthe zu ſtehen, hatten er und ſein Sohn indeſſen keine Geduld, und ſie erinnerten ſich der Art, wie die Bauern auf manche andere Weiſe etwa Fiſche fangen, wenn ſie übermüthig ſind, beſonders mit den Händen in den Bächen; daher nahmen ſie die Ruthen nur zum Schein mit und gingen an den Borden der Bäche hinauf, wo ſie wußten, daß es theure und gute Forellen gab.

Dem auf dem Lande zurückgebliebenen Marti ging es inzwiſchen auch immer ſchlimmer und es war ihm höchſt langweilig dabei, ſo daß er, anſtatt auf ſeinem vernachläſſigten Felde zu arbeiten, ebenfalls auf das Fiſchen verfiel und tagelang im Waſſer herumflotſchte. Vrenchen durfte nicht von ſeiner Seite und mußte ihm Eimer und Geräth nachtragen d rch naſſe Wieſengründe, durch Bäche und Waſſertümpel aller Art, bei Regen und Sonnenſchein, indeſſen ſie das Nothwendigſte zu Hauſe liegen laſſen mußte. Denn es war ſonſt keine Seele mehr da und wurde auch keine gebraucht, da Marti das meiſte Land ſchon verloren hatte und nur noch wenige Aecker beſaß, die er mit ſeiner Tochter liederlich genug oder gar nicht bebaute.

So kam es, daß, als er eines Abends einen ziemlich tiefen und reißenden Bach entlang ging, in welchem die Forellen fleißig ſprangen, da der Himmel voll Gewitterwolken hing, er unverhofft auf ſeinen Feind Manz traf, der an dem andern Ufer daherkam. Sobald er ihn ſah, ſtieg ein ſchrecklicher Groll und Hohn in ihm auf; ſie wa-

ren ſich ſeit Jahren nicht ſo nahe gekommen, ausgenommen vor den Gerichtsſchranken, wo ſie nicht ſchelten durften, und Marti rief jetzt voll Grimm: „Was thuſt Du hier, Du Hund? Kannſt Du nicht in Deinem Lotterneſte bleiben, Du Seldwyler Lumpenhund?“

„Wirſt nächſtens wohl auch ankommen, Du Schelm!“ rief Manz. „Fiſche fängſt Du ja auch ſchon und wirſt deshalb nicht viel mehr zu verſäumen haben!“

„Schweig, Du Galgenhund!“ ſchrie Marti, da hier die Wellen des Baches ſtärker rauſchten, Du haſt mich ins Unglück gebracht!“ Und da jetzt auch die Weiden am Bache gewaltig zu rauſchen anfingen im aufgehenden Wetterwind, ſo mußte Manz noch lauter ſchreien: „Wenn dem nur ſo wäre, ſo wollte ich mich freuen, Du elender Tropf!“ O Du Hund!“ ſchrie Marti herüber und Manz hinüber: „O Du Kalb, wie dumm thuſt Du!“ Und jener ſprang wie ein Tiger den Bach entlang und ſuchte herüber zu kommen. Der Grund, warum er der Wüthendere war, lag in ſeiner Meinung, daß Manz als Wirth wenigſtens genug zu eſſen und zu trinken hätte und gewiſſermaſſen ein kurzweiliges Leben führe, während es ungerechter Weiſe ihm ſo langweilig wäre auf ſeinem zertrümmerten Hofe. Manz ſchrie indeſſen auch grimmig genug an der andern Seite hin; hinter ihm ſein Sohn, welcher, ſtatt auf den böſen Streit zu hören, neugierig und verwundert nach Vrenchen hinüber ſah, welche hinter ihrem Vater ging vor Scham in die Erde ſehend, daß ihr die braunen krauſen Haare ins Geſicht fielen. Sie trug einen hölzernen Fiſcheimer in der einen Hand, in der andern hatte ſie Schuh und Strümpfe getragen und ihr Kleid der Näſſe wegen aufgeſchürzt. Seit aber Sali auf der andern Seite ging, hatte ſie es ſchamhaft ſinken laſſen und war nun dreifach beläſtigt und gequält, daß ſie alle das Zeug tragen, den Rock zuſammenhalten und des Streites wegen ſich grämen mußte. Hätte ſie aufgeſehen und nach Sali geblickt, ſo würde ſie entdeckt haben, daß er weder vornehm noch ſehr ſtolz mehr ausſah und ſelbſt bekümmert genug war. Während Vrenchen ſo ganz beſchämt und verwirrt auf die Erde ſah und Sali nur dieſe in allem Elende ſchlanke und anmuthige Geſtalt im Auge hatte, die ſo verlegen und bemüthig dahin ſchritt, beachteten ſie dabei nicht, wie ihre Väter ſtill geworden aber mit verſtärkter Wuth einem hölzernen Stege zueilten, der in kleiner Entfernung über den Bach führte und eben ſichtbar wurde. Es fing an zu blitzen und erleuchtete ſeltſam die dunkle melancholiſche Waſſergegend, es donnerte auch in den grauſchwarzen Wolken mit dumpfem Gerolle und ſchwere Regentropfen fielen, als die verwilderten Männer gleichzeitig auf die ſchmale, unter ihren Tritten ſchwankende

Brücke stürzten, sich gegenseitig packten und die Fäuste in die vor Zorn und ausbrechendem Kummer bleichen zitternden Gesichter schlugen. Es ist nichts Anmuthiges und nichts weniger als artig, wenn sonst gesetzte Menschen noch in den Fall kommen, aus Uebermuth, Unbedacht oder Nothwehr unter allerhand Volk, das sie nicht näher berührt, Schläge auszutheilen oder welche zu bekommen; allein dies ist eine harmlose Spielerei gegen das tiefe Elend, das zwei alte Menschen überwältigt, die sich wohl kennen und seit lange kennen, wenn diese aus innerster Feindschaft und aus dem Gange einer ganzen Lebensgeschichte heraus sich mit nackten Händen anfassen und mit Fäusten schlagen. So thaten jetzt diese beiden ergrauten Männer; vor vierzig Jahren vielleicht hatten sie sich als Buben zum letzten Mal gerauft, dann aber vierzig lange Jahre mit keiner Hand mehr berührt, ausgenommen in ihrer guten Zeit, wo sie sich etwa zum Gruße die Hände geschüttelt und auch dies nur selten bei ihrem trockenen und sichern Wesen. Nachdem sie ein- oder zweimal geschlagen, hielten sie inne und rangen still zitternd mit einander, nur zuweilen aufstöhnend und elendiglich knirschend, und Einer suchte den Andern über das knackende Gelände ins Wasser zu werfen. Jetzt waren aber auch ihre Kinder nachgekommen und sahen den erbärmlichen Auftritt. Sali sprang eines Satzes heran, um seinem Vater beizustehen und ihm zu helfen, dem gehaßten Feinde den Garaus zu machen, der ohnehin der Schwächere schien und eben zu unterliegen drohte. Aber auch Vrenchen sprang, Alles hinwerfend, mit einem langen Aufschrei herzu und umklammerte ihren Vater, um ihn zu schützen, während sie ihn dadurch nur hinderte und beschwerte. Thränen strömten aus ihren Augen und sie sah flehend den Sali an, der im Begriff war, ihren Vater ebenfalls zu fassen und vollends zu überwältigen. Unwillkührlich legte er aber seine Hand an seinen eigenen Vater und suchte denselben mit festem Arm von dem Gegner loszubringen und zu beruhigen, so daß der Kampf eine kleine Weile ruhte oder vielmehr die ganze Gruppe unruhig hin und her drängte, ohne auseinander zu kommen. Darüber waren die junge Leuten sich mehr zwischen die Alten schiebend, in dichte Berührung gekommen und in diesem Augenblicke erhellte ein Wolkenriß, der den greller Abendschein durchließ, das nahe Gesicht des Mädchens, und Sali sah in dies ihm so wohlbekannte und doch so viel anders und schöner gewordene Gesicht. Vrenchen sah in diesem Augenblicke auch sein Erstaunen und es lächelte ganz kurz und geschwind mitten in seinem Schrecken und in seinen Thränen ihn an. Doch ermannte sich Sali, geweckt durch die Anstrengungen seines Vaters, ihn abzuschütteln,

und brachte ihn mit eindringlich bittenden Worten und fester Haltung endlich ganz von seinem Feinde weg. Beide alte Gesellen athmeten hoch auf und begannen jetzt wieder zu schelten und zu schreien, sich von einander abwendend; ihre Kinder aber athmeten kaum und waren still wie der Tod, gaben sich aber im Wegwenden und Trennen, ungesehen von den Alten, schnell die Hände, welche vom Wasser und von den Fischen feucht und kühl waren.

Als die grollenden Parteien ihrer Wege gingen, hatten die Wolken sich wieder geschlossen, es dunkelte mehr und mehr und der Regen goß nun in Bächen durch die Luft Manz schlenderte voraus auf den dunklen nassen Wegen; er duckte sich, beide Hände in den Taschen, unter den Regengüssen, zitterte noch in seinen Gesichtszügen und mit den Zähnen, und ungesehene Thränen rieselten ihm in den Stoppelbart, die er fließen ließ um sie durch das Wegwischen nicht zu verrathen. Sein Sohn hatte aber Nichts gesehen, weil er in glückseligen Bildern verloren daherging. Er merkte weder Regen noch Sturm, weder Dunkelheit noch Elend; sondern leicht, hell und warm war es ihm innen und außen und er fühlte sich so reich und wohlgeborgen, wie ein Königssohn. Er sah fortwährend das sekundenlange Lächeln des nahen schönen Gesichtes und erwiderte dasselbe erst jetzt, eine gute halbe Stunde nachher, indem er voll Liebe in Nacht und Wetter hineinlachte und das liebe Gesicht anlachte, das ihm allerwegen aus dem Dunkel entgegentrat, so daß er glaubte, Vrenchen müsse auf seinen Wegen dies Lachen nothwendig sehen und inne werden.

Sein Vater war des andern Tags wie zerschlagen und wollte nicht aus dem Hause. Der Handel und das ganze vieljährige Elend nahm heute eine neue, deutlichere Gestalt an und nahm sich bequemlich Platz in der drückenden Luft der Spelunke, also daß Mann und Frau matt und scheu um das Gespenst herumschlichen, aus der Stube in die dunklen Kämmerchen, von da in die Küche und aus dieser wieder sich in die Stube schleppten, in welcher kein Gast sich sehen ließ. Zuletzt hockte jedes in einem Winkel und begann den Tag über ein müdes, halbtodtes Zanken und Vorhalten mit dem andern, wobei sie zeitweise einschliefen, von unruhigen Tagträumen geplagt, welche aus dem Gewissen kamen und sie wieder weckten. Nur Sali sah und hörte nichts davon, denn er dachte nur an Vrenchen. Es war ihm immer noch zu Muth, nicht nur als ob er unsäglich reich wäre, sondern auch was Rechts gelernt hätte und unendlich viel Schönes und

Gutes wüßte, da er nun ſo deutlich und beſtimmt um das wußte, was er geſtern geſehen. Dieſe Wiſſenſchaft war ihm wie vom Himmel gefallen und er war in einer unaufhörlichen glücklichen Verwunderung darüber; und doch war es ihm, als ob er es eigentlich von jeher gewußt und gekannt hätte, was ihn jetzt mit ſo wunderſamer Süßigkeit erfüllte. Denn nichts gleicht dem Reichthum und der Unergründlichkeit eines Glückes, das an den Menſchen herantritt in einer ſo klaren und deutlichen Geſtalt, vom Pfäfflein getauft und wohl verſehen mit einem eigenen Namen, der nicht tönt wie andere Namen. Dieſes iſt eine feine Sache und in ihr ruht das Geheimniß oder die Offenkunde von der Wohlfahrt des Lebens, von dem Aufbau der Familie und deſſen, was viele Familien zuſammen ſind. Es iſt die Frühlingsblüthe, aus welcher die Frucht der guten Familie erwächst; manche Gewächſe müſſen zwei bis drei oder gar vier Mal blühen, bis eine Frucht gerathen will, und alsdann hat die Weisheit der Natur oder der Götter es ſo eingerichtet, daß den Blühenden die letzte Blume immer die feinſte dünkt und ſie meinen, es ſei noch nie ſo ſchön geweſen. Und ob nun die Natur allein oder die Götter dies alſo geordnet, ſo iſt es wirklich ein gutes und zweckmäßiges Ding. Viele blühen aber nur ein Mal und auch dieſe Blüthe zerſchlägt der Sturm, tödtet der Froſt oder erſäuft ein anhaltendes Regenwetter, und nie wird eine Frucht daraus; viele blühen in einer Wildniß oder in einem wüſten Sumpfe in der Einſamkeit und es wird auch Nichts daraus, als zuweilen eine herbe verkrüppelte Holzfrucht; denn alle guten Früchte wachſen in großer Geſellſchaft, die Aehre ſteht neben der Aehre und die Traube hängt neben der Traube tauſendfältig. Aber Blumen ſind es immer geweſen, ob Etwas daraus geworden oder nicht und ob ſie geſehen oder ungeſehen verblühten, und der Frühling iſt ſchön, was auch aus ihm wird.

Sali fühlte ſich an dieſem Tage weder müßig, noch unglücklich, weder arm, noch hoffnungslos; vielmehr war er vollauf beſchäftigt, ſich Vrenchens Geſicht und Geſtalt vorzuſtellen, unaufhörlich, eine Stunde wie die andere; über dieſer aufgeregten Thätigkeit aber verſchwand ihm der Gegenſtand derſelben faſt vollſtändig, das heißt er bildete ſich endlich ein, nun doch nicht zu wiſſen, wie Vrenchen recht genau ausſehe, er habe wohl ein allgemeines Bild von ihr im Gedächtniß, aber wenn er ſie beſchreiben ſollte, ſo könnte er das nicht. Er ſah fortwährend dies Bild, als ob es vor ihm ſtände und fühlte ſeinen angenehmen Einfluß, und doch ſah er es nur, wie Etwas, das man eben nur ein Mal geſehen, in deſſen Gewalt man liegt und das man doch noch nicht kennt. Er erinnerte ſich genau der Geſichts-

züge, welche das kleine Dirnchen einst gehabt, mit großem Wohlgefallen, aber nicht eigentlich derjenigen, welche er gestern gesehen. Hätte er Vrenchen nie wieder zu sehen bekommen, so hätten sich seine Erinnerungskräfte schon behelfen müssen und das liebe Gesicht säuberlich wieder zusammengetragen, daß nicht ein Zug daran fehlte. Jetzt aber versagten sie schlau und hartnäckig ihren Dienst, weil die Augen nach ihrem Recht und ihrer Lust verlangten, und als am Nachmittage die Sonne warm und hell die oberen Stockwerke der schwarzen Häuser beschien, strich Sali aus dem Thore und seiner alten Heimat zu, welche ihm jetzt erst ein himmlisches Jerusalem zu sein schien mit zwölf glänzenden Pforten und die sein Herz klopfen machte, als er sich ihr näherte.

Er stieß auf dem Wege auf Vrenchens Vater, welcher nach der Stadt zu gehen schien. Der sah sehr wild und liederlich aus, sein grau gewordener Bart war seit Wochen nicht geschoren und er sah aus wie ein recht böser verlorener Bauersmann, der sein Feld verscherzt hat und nun geht, um Andern Uebles zuzufügen. Dennoch sah ihn Sali, als sie sich vorübergingen, nicht mehr mit Haß, sondern voll Furcht und Scheu an, als ob sein Leben in dessen Hand stände und er es lieber von ihm erstehen als ertrotzen möchte. Marti aber maß ihn mit einem bösen Blicke von oben bis unten und ging seines Weges. Das war indessen dem Sali recht, welchem es nun, da er den Alten das Dorf verlassen sah, deutlicher wurde, was er eigentlich da wolle, und er schlich sich auf alt bekannten Pfaden so lange um das Dorf herum und durch dessen verdeckte Gäßchen, bis er sich Marti's Haus und Hof gegenüber befand. Seit mehreren Jahren hatte er diese Stätte nicht mehr so nah' gesehen; denn auch als sie noch hier wohnten, hüteten sich die verfeindeten Leute gegenseitig in's Gehäge zu kommen. Deßhalb war er nun erstaunt über das, was er doch an seinem eigenen Vaterhause erlebt, und starrte voll Verwunderung in die Wüstenei, die er vor sich sah. Dem Marti war ein Stück Ackerland um das andere abgepfändet worden, er besaß nichts mehr als das Haus und den Platz davor, nebst etwas Garten und dem Acker auf der Höhe am Flusse, von welchem er hartnäckig am längsten nicht lassen wollte.

Es war aber keine Rede mehr von einer ordentlichen Bebauung und auf dem Acker, der einst so schön im gleichmäßigen Korne gewogt, wenn die Ernte kam, waren jetzt allerhand abfällige Samenreste gesäet und aufgegangen, aus alten Schachteln und zerrissenen Düten zusammengekehrt, Rüben, Kraut und dergleichen und etwas Kartoffeln, so daß der Acker aussah, wie ein recht übel gepflegter

Gemüſeplatz und eine wunderliche Muſterkarte war, dazu angelegt, um von der Hand in den Mund zu leben, hier eine Hand voll Rüben auszureißen, wenn man Hunger hatte und nichts Beſſeres wußte, dort eine Tracht Kartoffeln oder Kraut, und das übrige fortwuchern oder verfaulen zu laſſen, wie es mochte. Auch lief Jedermann darin herum, wie es ihm gefiel und das ſchöne breite Stück Feld ſah beinahe ſo aus, wie einſt der herrenloſe Acker, von dem alles Unheil herkam. Deßnahen war um das Haus nicht eine Spur von Ackerwirthſchaft zu ſehen. Der Stall war leer, die Thüre hing nur in einer Angel und unzählige Kreuzſpinnen, den Sommer hindurch halb groß geworden, ließen ihre Fäden in der Sonne glänzen vor dem dunkeln Eingang. An dem offen ſtehenden Scheunenthor, wo einſt die Früchte des feſten Landes eingefahren, hing ſchlechtes Fiſchergeräthe, zum Zeugniß der verkehrten Waſſerpfuſcherei; auf dem Hofe war nicht ein Huhn und nicht eine Taube, weder Katze noch Hund zu ſehen, nur der Brunnen war noch als etwas Lebendiges da, aber er floß nicht mehr durch die Röhre, ſondern ſprang durch einen Riß nahe am Boden über dieſen hin und ſetzte überall kleine Tümpel an, ſo daß er das beſte Sinnbild der Faulheit abgab. Denn während mit wenig Mühe des Vaters, das Loch zu verſtopfen und die Röhre herzuſtellen geweſen wäre, mußte ſich Brenchen nun abquälen ſelbſt, das lautere Waſſer dieſer Verkommenheit abzugewinnen und ſeine Wäſcherei in den ſeichten Sammlungen am Boden vorzunehmen, ſtatt in dem vertrockneten und zerſpällten Troge. Das Haus ſelbſt war ebenſo kläglich anzuſehen; die Fenſter waren vielfältig zerbrochen und mit Papier verklebt, aber doch waren ſie das Freundlichſte an dem Verfall; denn ſie waren ſelbſt die zerbrochenen Scheiben, klar und ſauber gewaſchen, ja förmlich polirt und glänzten ſo hell, wie Brenchens Augen, welche ihm in ſeiner Armuth ja auch allen übrigen Staat erſetzen mußten. Und wie die krauſen Haare und die rothgelben Kattunhalstücher zu Brenchens Augen, ſtand zu dieſen blinkenden Fenſtern das wilde grüne Gewächs, was da durcheinander rankte um das Haus, flatternde Bohnenwäldchen und eine ganze duftende Wildniß von rothgelbem Goldlack. Die Bohnen hielten ſich, ſo gut ſie konnten, hier an einem Harkenſtiel oder an einem verkehrt in die Erde geſteckten Stumpfbeſen, dort an einer von Roſt zerfreſſenen Heibarte oder Sponton, wie man es nannte, als Brenchens Großvater das Ding als Wachtmeiſter getragen, welches er jetzt aus Noth in die Bohnen gepflanzt hatte; dort kletterten ſie wieder luſtig eine verwitterte Leiter empor, die am Hauſe lehnte ſeit undenklichen Zeiten, und hingen von da in die klaren Fenſterchen hinunter, wie Brenchens

Kräuſelhaare in ſeine Augen. Dieſer mehr maleriſche als wirthliche Hof lag etwas beiſeit und hatte keine näheren Nachbarhäuſer, auch ließ ſich in dieſem Augenblicke nirgends eine lebendige Seele wahrnehmen; Sali lehnte daher in aller Sicherheit an einem alten Scheunchen, etwa dreißig Schritte entfernt und ſchaute unverwandt nach dem ſtillen wüſten Hauſe hinüber. Eine geraume Zeit lehnte und ſchaute er ſo, als Vrenchen unter die Hausthür kam und lange vor ſich hinblickte, wie mit allen ihren Gedanken an einem Gegenſtande hängend. Sali rührte ſich nicht und wandte kein Auge von ihr. Als ſie endlich zufällig in dieſer Richtung hinſah, fiel er ihr in die Augen. Sie ſahen ſich eine Weile an, herüber und hinüber, als ob ſie eine Lufterſcheinung betrachteten, bis ſich Sali endlich aufrichtete und langſam über die Straße und über den Hof ging auf Vrenchen los. Als er dem Mädchen nahe war, ſtreckte es ſeine Hände gegen ihn aus und ſagte: „Sali!“ Er ergriff die Hände und ſah ihr immerfort ins Geſicht. Thränen ſtürzten aus ihren Augen, während ſie unter ſeinen Blicken vollends dunkelroth wurde, und ſie ſagte: Was willſt Du hier?“ — „Nur Dich ſehen!“ erwiederte er, „wollen wir nicht wieder gute Freunde ſein?“ „Und unſere Eltern?“ fragte Vrenchen, ſein weinendes Geſicht zur Seite neigend, da es die Hände nicht frei hatte, um es zu bedecken. „Sind wir Schuld an dem, was ſie gethan und geworden ſind?“ ſagte Sali, „vielleicht können wir das Elend nur gut machen, wenn wir zwei zuſammenhalten und uns recht lieb ſind!“ „Es wird nie gut kommen“, antwortete Vrenchen mit einem tiefen Seufzer, „geh' in Gottes Namen Deiner Wege, Sali!“ „Biſt Du allein?“ fragte dieſer, „kann ich einen Augenblick hinein kommen?“ „Der Vater iſt zur Stadt, wie er ſagte, um Deinem Vater irgend Etwas anzuhängen; aber hereinkommen kannſt Du nicht, weil Du ſpäter vielleicht nicht ſo ungeſehen weggehen kannſt wie jetzt! Noch iſt Alles ſtill und Niemand um den Weg, ich bitte Dich, geh' jetzt!“ „Nein, ſo geh' ich nicht! ich mußte ſeit geſtern immer an Dich denken, und ich geh' nicht fort, wir müſſen mit einander reden, wenigſtens eine halbe Stunde lang oder eine Stunde, das wird uns gut thun!“ Vrenchen beſann ſich ein Weilchen und ſagte dann: „Ich geh' gegen Abend auf unſern Acker hinaus. Du weißt welchen, wir haben nur noch den, und hole etwas Gemüſe. Ich weiß, daß Niemand weiter dort ſein wird, weil die Leute anderswo ſchneiden; wenn Du willſt, ſo komm dort hin, aber jetzt geh' und nimm Dich in Acht, daß Dich Niemand ſieht! Wenn auch kein Menſch hier mehr mit uns umgeht, ſo würden ſie doch ein ſolches Gerede machen, daß es der Vater ſogleich vernähme.“ Sie ließen ſich jetzt die Hände

frei, ergriffen ſie aber auf der Stelle wieder und beide ſagten gleichzeitig: „Und wie geht es Dir auch?“ Aber ſtatt ſich zu antworten, ſagten ſie das Gleiche aufs Neue, und die Antwort lag nur in den beredten Augen, da ſie nach Art der Verliebten die Worte nicht mehr zu lenken wußten und, ohne ſich weiter Etwas zu ſagen, endlich halb ſelig und halb traurig aus einander huſchten. „Ich komme recht bald hinaus, geh' nur gleich hin!“ rief Vrenchen noch nach.

Sali ging auch alſobald auf die ſtille ſchöne Anhöhe hinaus, über welche die drei Aecker ſich erſtreckten, und die prächtige ſtille Juliſonne, die fahrenden weißen Wolken, welche über das reife wallende Kornfeld wegzogen, der glänzende weiße Fluß, der unten vorüberwallte, alles dies erfüllte ihn zum erſten Male ſeit langen Jahren wieder mit Glück und Zufriedenheit, ſtatt mit Kummer, und er warf ſich der Länge nach in den durchſichtigen Halbſchatten des Kornes, wo dasſelben Marti's wilden Acker begrenzte, und guckte glückſelig in den Himmel.

Obgleich es kaum eine Viertelſtunde währte, bis Vrenchen nachkam und er an nichts Anderes dachte, als an ſein Glück und deſſen Namen, ſtand es doch plötzlich und unverhofft vor ihm, auf ihn niederlächelnd, und froh erſchreckt ſprang er auf. „Vreeli!“ rief er, und dieſes gab ihm ſtill und lächelnd beide Hände, und Hand in Hand gingen ſie nun das flüſternde Korn entlang bis gegen den Fluß hinunter und wieder zurück, ohne viel zu reden; ſie legten zwei und drei Mal den Hin- und Herweg zurück, ſtill, glückſelig und ruhig, ſo daß dieſes einige Paar nun auch einem Sternbilde glich, welches über die ſonnige Rundung der Anhöhe und hinter derſelben niederging, wie einſt die ſicher gehenden Pflugzüge ihrer Väter. Als ſie aber einsmals die Augen von den blauen Kornblumen aufſchlugen, an denen ſie gehaftet, ſahen ſie plötzlich einen andern dunkeln Stern vor ſich hergehen, einen ſchwärzlichen Kerl, von dem ſie nicht wußten, woher er ſo unverſehens gekommen. Er mußte im Korne gelegen haben; Vrenchen zuckte zuſammen und Sali ſagte erſchreckt: „Der ſchwarze Geiger!“ In der That trug der Kerl, der vor ihnen herſtrich, eine Geige mit dem Bogen unter dem Arm und ſah übrigens ſchwarz genug aus; außer einem ſchwarzen Filzhütchen und einem ſchwarzen ruhigen Kittel, den er trug, war auch ſein Haar pechſchwarz, ſo wie der ungeſchorne Bart, das Geſicht und die Hände aber ebenfalls geſchwärzt; denn er trieb allerlei Handwerk, meiſtens Keſſelflicken, half auch den Kohlenbrennern und Pechſiedern in den Wäldern und ging mit der Geige nur auf einen guten Schick aus, wenn die Bauern irgendwo luſtig waren und ein Feſt feierten. Sali und Vrenchen

gingen mäuschenstill hinter ihm drein und dachten, er würde vom Felde gehen und verschwinden, ohne sich umzusehen, und so schien es auch zu sein, denn er that, als ob er Nichts von ihnen merkte. Dazu waren sie in einem seltsamen Bann, daß sie nicht wagten den schmalen Pfad zu verlassen und dem unheimlichen Gesellen unwillkürlich folgten, bis an das Ende des Feldes, wo jener ungerechte Steinhaufen lag, der das immer noch streitige Ackerzipfelchen bedeckte. Eine zahllose Menge von Mohnblumen oder Klatschrosen hatte sich darauf angesiedelt, weßhalb der kleine Berg feuerroth aussah zur Zeit. Plötzlich sprang der schwarze Geiger mit einem Satze auf die roth bekleidete Steinmasse hinauf, kehrte sich und sah ringsum. Das Päärchen blieb stehen und sah verlegen zu dem dunklen Burschen hinauf; denn vorbei konnten sie nicht gehen, weil der Weg in das Dorf führte, und umkehren mochten sie auch nicht vor seinen Augen. Er sah sie scharf an und rief: „Ich kenne Euch, Ihr seid die Kinder Derer, die mir den Boden hier gestohlen haben! Es freut mich zu sehen, wie gut Ihr gefahren seid, und werde gewiß noch erleben, daß Ihr vor mir den Weg alles Fleisches geht! Seht mich nur an, Ihr zwei Spatzen! Gefällt Euch meine Nase, wie?“ In der That besaß er eine schreckbare Nase, welche wie ein großes Winkelmaß aus dem dürren schwarzen Gesicht ragte oder eigentlich mehr einem tüchtigen Knebel oder Prügel glich, welcher in dieß Gesicht geworfen worden war, und unter dem ein kleines rundes Löchelchen von einem Munde sich seltsam stutzte und zusammenzog, aus dem er unaufhörlich pustete, pfiff und zischte. Dazu stand das kleine Filzhütchen ganz unheimlich, welches nicht rund und nicht eckig und so sonderlich geformt war, daß es alle Augenblicke seine Gestalt zu verändern schien, obgleich es unbeweglich saß, und von den Augen des Kerls war fast Nichts als das Weiße zu sehen, da die Sterne unaufhörlich auf einer blitzschnellen Wanderung begriffen waren und wie zwei Hasen im Zickzack umhersprangen. „Seht mich nur an“, fuhr er fort, „Eure Väter kennen mich wohl und Jedermann in diesem Dorfe weiß, wer ich bin, wenn er nur meine Nase ansieht. Da haben sie vor Jahren ausgeschrieben, daß ein Stück Geld für den Erben dieses Ackers bereit liege; ich habe mich zwanzig Mal gemeldet, aber ich habe keinen Taufschein und keinen Heimatschein, und meine Freunde, die Heimatlosen, die meine Geburt gesehen, haben kein gültiges Zeugniß, und so ist die Frist längst verlaufen und ich bin um den blutigen Pfennig gekommen, mit dem ich hätte auswandern können! Ich habe Eure Väter angefleht, daß sie mir bezeugen möchten, sie müßten mich nach ihrem Gewissen für den rechten Erben halten; aber sie haben mich von ihren Höfen ge-

jagt, und nun ſind ſie ſelbſt zum Teufel gegangen! Item, das iſt der Welt Lauf, mir kann's recht ſein, ich will Euch doch geigen, wenn Ihr tanzen wollt!" Damit ſprang er auf der andern Seite von den Steinen herunter und machte ſich dem Dorfe zu, wo gegen Abend der Erntefegen eingebracht wurde und die Leute guter Dinge waren. Als er verſchwunden, ließ ſich das Paar ganz muthlos und betrübt auf die Steine nieder; ſie ließen ihre verſchlungenen Hände fahren und ſtützten die traurigen Köpfe darauf; denn die Erſcheinung des Geigers und ſeine Worte hatten ſie aus der glücklichen Vergeſſenheit geriſſen, in welcher ſie wie zwei Kinder auf- und abgewandelt, und wie ſie nun auf dem harten Grund ihres Elendes ſaßen, verdunkelte ſich das heitere Lebenslicht und ihre Gemüther wurden ſo ſchwer wie Steine.

Da erinnerte ſich Vrenchen unverſehens der wunderlichen Geſtalt und der Naſe des Geigers, es mußte plötzlich hell auflachen und rief: „Der arme Kerl ſieht gar zu ſpaßhaft aus! Was für eine Naſe!" und eine allerliebſte ſonnenhelle Luſtigkeit verbreitete ſich über des Mädchens Geſicht, als ob ſie nur geharrt hätte, bis des Geigers Naſe die trüben Wolken wegſtieße. Sali ſah Vrenchen an und ſah dieſe Fröhlichkeit. Es hatte die Urſache aber ſchon wieder vergeſſen und lachte nur noch auf eigene Rechnung dem Sali in's Geſicht. Dieſer, verblüfft und erſtaunt, ſtarrte unwillkürlich mit lachendem Munde auf die Augen, gleich einem Hungrigen, der ein ſüßes Weizenbrod erblickt, und rief: „Bei Gott, Vreeli! wie ſchön biſt Du!" Vrenchen lachte ihn nur noch mehr an und hauchte dazu aus klangvoller Kehle einige kurze muthwillige Lachtöne, welche dem armen Sali nicht anders dünkten, als der Geſang einer Nachtigall. „O du Here! rief er, „wo haſt Du das gelernt? welche Teufelskünſte treibſt Du da?" „Ach Du lieber Gott!" ſagte Vrenchen mit ſchmeichelnder Stimme und nahm Sali's Hand, „das ſind keine Teufelskünſte! Wie lange hätte ich gern einmal gelacht! Ich habe wohl zuweilen, wenn ich ganz allein war, über irgend Etwas lachen müſſen, aber es war nichts Rechtes dabei; jetzt aber möchte ich Dich immer und ewig anlachen, wenn ich Dich ſehe, und ich möchte Dich wohl immer und ewig ſehen! Biſt Du mir auch ein bischen recht gut?" „O Vreeli!" ſagte er und ſah ihr ergeben und treuherzig in die Augen, „ich habe noch nie ein Mädchen angeſehen, es war mir immer, als ob ich Dich einſt lieb haben müßte, und ohne daß ich wollte oder wußte, haſt Du mir doch immer im Sinn gelegen!" „Und Du mir auch," ſagte Vrenchen, „und das noch viel mehr; denn Du haſt mich nie angeſehen und wußteſt nicht, wie ich geworden bin; ich aber habe Dich

zu Zeiten aus der Ferne und ſogar heimlich aus der Nähe recht gut betrachtet und wußte immer, wie Du ausſiehſt! Weißt Du noch, wie oft wir als Kinder hieher gekommen ſind? Denkſt Du noch des kleinen Wagens? Wie kleine Leute ſind wir damals geweſen und wie lang iſt es her! Man ſollte denken, wir wären recht alt!" „Wie alt biſt Du jetzt?" fragte Sali voll Vergnügen und Zufriedenheit, „Du mußt ungefähr ſiebzehn ſein?" „Siebzehn und ein halbes Jahr bin ich alt!" erwiederte Vrenchen, „und wie alt biſt Du? Ich weiß aber ſchon, Du biſt bald zwanzig!" „Woher weißt Du das?" fragte Sali. „Gelt, wenn ich es ſagen wollte!" „Du willſt es nicht ſagen?" „Nein!" „Gewiß nicht?" „Nein, nein! „Du ſollſt es ſagen!" „Willſt Du mich etwa zwingen?" „Das wollen wir ſehen!" Dieſe einfältigen Worte führte Sali, um ſeine Hände zu beſchäftigen und mit ungeſchickten Liebkoſungen, welche wie eine Strafe ausſehen ſollten, das ſchöne Mädchen zu bedrängen. Sie führte auch, ſich wehrend, mit vieler Langmuth den albernen Wortwechſel fort, der trotz ſeiner Leerheit beide witzig und ſüß genug dünkte, bis Sali erbost und kühn genug war, Vrenchens Hände zu bezwingen und es in die Mohnblumen zu drücken. Da lag es nun und zwinkerte in der Sonne mit den Augen, ſeine Wangen glühten wie Purpur und ſein Mund war halb geöffnet und ließ zwei Reihen weiße Zähnchen durchſchimmern. Fein und ſchön floſſen die dunkeln Augenbraunen in einander und die junge Bruſt hob und ſenkte ſich muthwillig unter ſämmtlichen vier Händen, welche ſich kunterbunt darauf ſtreichelten und bekriegten. Sali wußte ſich nicht zu laſſen vor Freuden, das ſchlanke ſchöne Geſchöpf vor ſich zu ſehen, es ſein eigen zu wiſſen, und es dünkte ihn ein Königreich. „Alle Deine weißen Zähne haſt Du noch!" lachte er, „weißt Du noch, wie oft wir ſie einſt gezählt haben? Kannſt Du jetzt zählen?" „Das ſind ja nicht die gleichen, Du Löhli!" ſagte Vrenchen, „jene ſind längſt ausgefallen!" Sali wollte nun in ſeiner Einfalt jenes Spiel wieder erneuern und die glänzenden Zahnperlen zählen; aber Vrenchen verſchloß plötzlich den rothen Mund, richtete ſich auf und begann einen Kranz von Mohnroſen zu winden, den es ſich auf den Kopf ſetzte. Der Kranz war voll und breit und gab der bräunlichen Dirne ein fabelhaftes reizendes Anſehen, und der arme Sali hielt in ſeinem Arm, was reiche Leute theuer bezahlt hätten, wenn ſie es nur gemalt an ihren Wänden hätten ſehen können. Jetzt ſprang ſie aber empor und rief: „Himmel, wie heiß iſt es hier! Da ſitzen wir wie die Narren und laſſen uns verſengen! Komm, mein Lieber! laß uns in's hohe Korn ſitzen!" Sie ſchlüpften hinein ſo geſchickt und ſachte, daß ſie kaum eine Spur zurückließen,

und bauten ſich einen engen Kerker in den goldenen Aehren, die ihnen hoch über den Kopf ragten, als ſie drin ſaßen, ſo daß ſie nur den tiefblauen Himmel über ſich ſahen und ſonſt Nichts von der Welt. Sie umhalsten ſich und küßten ſich unverweilt und ſo lange, bis ſie einſtweilen müde waren, oder wie man es nennen will, wenn das Küſſen zweier Verliebten auf eine oder zwei Minuten ſich ſelbſt überlebt und die Vergänglichkeit alles Lebens mitten im Rauſche der Blüthezeit ahnen läßt. Sie hörten die Lerchen ſingen hoch über ſich und ſuchten dieſelben mit ihren ſcharfen Augen, und wenn ſie glaubten, flüchtig eine in der Sonne aufblitzen zu ſehen, gleich einem plötzlich aufleuchtenden oder hinſchießenden Stern am blauen Himmel, ſo küßten ſie ſich wieder zur Belohnung und ſuchten einander zu übervortheilen und zu täuſchen, ſo viel ſie konnten. „Siehſt Du, dort blitzt Eine!“ flüſterte Sali, und Vrenchen erwiederte eben ſo leiſe: „Ich höre ſie wohl, aber ich ſehe ſie nicht!“ „Doch, paß nur auf, dort wo das weiße Wölkchen ſteht, ein wenig rechts davon!“ Und beide ſahen eifrig hin und ſperrten vorläufig ihre Schnäbel auf, wie die jungen Wachteln im Neſte, um ſie unverzüglich auf einander zu heften, wenn ſie ſich einbildeten, die Lerche geſehen zu haben. Auf einmal hielt Vrenchen inne und ſagte: „Dies iſt alſo eine ausgemachte Sache, daß Jedes von uns einen Schatz hat, dünkt es Dich nicht ſo?“ „Ja“, ſagte Sali, „es ſcheint mir faſt auch!“ „Wie gefällt Dir denn Dein Schätzchen“, ſagte Vrenchen, „was iſt es für ein Ding, „was haſt Du von ihm zu melden?“ „Es iſt ein gar feines Ding“, ſagte Sali, „es hat zwei braune Augen, einen rothen Mund und läuft auf zwei Füßen; aber ſeinen Sinn kenne ich weniger als den Papſt zu Rom! und was kannſt Du von Deinem Schatz berichten?“ „Er hat zwei braune Augen, einen nichtsnutzigen Mund und braucht zwei verwegene ſtarke Arme; aber ſeine Gedanken ſind mir unbekannter, als der türkiſche Kaiſer!“ „Es iſt eigentlich wahr“, ſagte Sali, „daß wir uns weniger kennen, als wenn wir uns nie geſehen hätten, ſo fremd hat uns die lange Zeit gemacht, ſeit wir groß geworden ſind! Was iſt Alles vorgegangen in Deinem Köpfchen, mein liebes Kind?“ „Ach, nicht viel! tauſend Narrenspoſſen haben ſich wollen regen, aber es iſt mir immer ſo trübſelig ergangen daß ſie nicht aufkommen konnten!“ „Du armes Schätzchen!“ ſagte Sali, „ich glaube aber, Du haſt es hinter den Ohren, nicht?“ „Das kannſt Du ja nach und nach erfahren, wenn Du mich recht lieb haſt!“ „Wenn Du einſt meine Frau biſt?“ Vrenchen zitterte leis bei dieſem letzten Worte und ſchmiegte ſich tiefer in Sali's Arme, ihn von Neuem lange und zärtlich küſſend. Es traten ihr dabei Thränen in die Augen,

und beide wurden auf einmal traurig, da ihnen ihre hoffnungsarme Zukunft in den Sinn kam und die Feindschaft ihrer Eltern. Vrenchen seufzte und sagte: „Komm, ich muß nun gehen!“ und so erhoben sie sich und gingen Hand in Hand aus dem Kornfeld, als sie Vrenchens Vater spähend vor sich sahen. Mit dem kleinlichen Scharfsinn des müßigen Elendes hatte dieser, als er dem Sali begegnet, neugierig gegrübelt, was der wohl allein im Dorfe zu suchen ginge, und sich des gestrigen Vorfalls erinnernd, verfiel er, immer nach der Stadt zu schlendernd, endlich auf die richtige Spur, rein aus Groll und unbeschäftigter Bosheit, und nicht so bald gewann der Verdacht eine bestimmte Gestalt, so kehrte er mitten in den Gassen von Seldwyla um und trollte wieder in das Dorf hinaus, wo er seine Tochter in Haus und Hof und rings in den Hecken vergeblich suchte. Mit wachsender Neugier rannte er auf den Acker hinaus, und als er da Vrenchens Korb liegen sah, in welchem es die Früchte zu holen pflegte, das Mädchen selbst aber nirgends erblickte, spähte er eben am Korne des Nachbars herum, als die erschrockenen Kinder herauskamen.

Sie standen wie versteinert und Marti stand erst auch da und beschaute sie mit bösen Blicken, bleich wie Blei; dann fing er fürchterlich an zu toben im Geberden und Schimpfworten und langte zugleich grimmig nach dem jungen Burschen, um ihn zu würgen; Sali wich aus und floh einige Schritte zurück, entsetzt über den wilden Mann, sprang aber sogleich wieder zu, als er sah, daß der Alte statt seiner nun das zitternde Mädchen faßte, ihm eine Ohrfeige gab, daß der rothe Kranz herunterflog, und seine Haare um die Hand wickelte, um es mit sich fort zu reißen und weiter zu mißhandeln. Ohne sich zu besinnen, raffte er einen Stein auf und schlug mit demselben den Alten gegen den Kopf, halb in Angst um Vrenchen und halb im Jähzorn. Marti taumelte ein wenig und sank dann bewußtlos auf den Steinhaufen nieder und zog das erbärmlich aufschreiende Vrenchen mit. Sali befreite noch dessen Haare aus der Hand des Bewußtlosen und richtete es auf; dann stand er da wie eine Bildsäule, rathlos und gedankenlos. Das Mädchen, als es den wie todt daliegenden Vater sah, fuhr sich mit den Händen über das erbleichende Gesicht, schüttelte sich und sagte: „Hast Du ihn erschlagen?“ Sali nickte lautlos und Vrenchen schrie: „O Gott, Du lieber Gott! Es ist mein Vater! der arme Mann!“ und sinnlos warf es sich über ihn und hob seinen Kopf auf, an welchem indessen kein Blut floß. Es ließ ihn wieder sinken, Sali ließ sich auf der andern Seite des Mannes nieder und Beide schauten, still wie das Grab und mit erlahmten reglosen Händen in das leblose Gesicht. Um nur Etwas anzufangen,

ſagte endlich Sali: „Er wird doch nicht gleich todt ſein müſſen? das iſt gar nicht ausgemacht!“ Vrenchen riß ein Blatt von einer Klatſchroſe ab und legte es auf die erblaßten Lippen und es bewegte ſich ſchwach. „Er athmet noch“, rief es, „ſo lauf' doch in's Dorf und hol' Hülfe!“ Als Sali aufſprang und laufen wollte, ſtreckte es ihm die Hand nach und rief ihn zurück: „Komm aber nicht mit zurück und ſage Nichts, wie es zugegangen, ich werde auch ſchweigen, man ſoll Nichts aus mir herausbringen!“ ſagte es und ſein Geſicht, das es dem armen rathloſen Burſchen zuwandte, überfloß von ſchmerzlichen Thränen. „Komm, küß mich noch ein Mal! Nein, geh', mach Dich fort! Es iſt aus, es iſt ewig aus, wir können nicht zuſammenkommen!“ Es ſtieß ihn fort und er lief willenlos dem Dorfe zu. Er begegnete einem Knäbchen, das ihn nicht kannte; dieſem trug er auf, die nächſten Leute zu holen und beſchrieb ihm genau, wo die Hülfe nöthig ſei. Dann machte er ſich verzweifelt fort und irrte die ganze Nacht im Gehölze herum. Am Morgen ſchlich er in die Felder, um zu erſpähen, wie es gegangen ſei, und hörte von frühen Leuten, welche mit einander ſprachen, daß Marti noch lebe, aber Nichts von ſich wiſſe, und wie das eine ſeltſame Sache ſei, da kein Menſch wiſſe, was ihm zugeſtoßen. Erſt jetzt ging er in die Stadt zurück und verbarg ſich in dem dunkeln Elend des Hauſes.

Vrenchen hielt ihm Wort; es war Nichts aus ihm herauszufragen, als daß es ſelbſt den Vater ſo gefunden habe, und da er am andern Tage ſich wieder tüchtig regte und athmete, freilich ohne Bewußtſein, und überdieß kein Kläger da war, ſo nahm man an, er ſei betrunken geweſen und auf die Steine gefallen und ließ die Sache auf ſich beruhen. Vrenchen pflegte ihn und ging nicht von ſeiner Seite, außer um die Arzneimittel zu holen beim Doktor und etwa für ſich ſelbſt eine ſchlechte Suppe zu kochen; denn es lebte beinahe von Nichts, obgleich es Tag und Nacht auf ſein mußte und Niemand ihm half. Es dauerte beinahe ſechs Wochen, bis der Kranke allmälig zu ſeinem Bewußtſein kam, obgleich er vorher ſchon wieder aß und in ſeinem Bette ziemlich munter war. Aber es war nicht das alte Bewußtſein, das er jetzt erlangte, ſondern es zeigte ſich immer deutlicher, je mehr er ſprach, daß er blödſinnig geworden, und zwar auf die wunderlichſte Weiſe. Er erinnerte ſich nur dunkel an das Geſchehene und wie an etwas ſehr Luſtiges, was ihn nicht weiter berühre, lachte immer wie ein Narr und war ſehr guter Dinge. Noch im Bette liegend brachte er hundert närriſche, ſinnlos muthwillige

Redensarten und Einfälle zum Vorschein, schnitt Gesichter und zog sich die schwarzwollene Zipfelmütze in die Augen und über die Nase herunter, daß diese aussah, wie ein Sarg unter einem Bahrtuch. Das bleiche und abgehärmte Vrenchen hörte ihm geduldig zu, Thränen vergießend über das thörichte Wesen, welches die arme Tochter noch mehr ängstigte, als die frühere Bosheit; aber wenn der Alte zuweilen etwas gar zu Drolliges anstellte, so mußte es mitten in seiner Qual laut auflachen, da sein unterdrücktes Wesen immer zur Lust aufzuspringen bereit war, wie ein gespannter Bogen, worauf aber eine um so tiefere Betrübniß erfolgte. Als der Alte aber aufstehen konnte, war gar Nichts mehr mit ihm anzustellen, er machte Nichts als Dummheiten, lachte und stoberte um das Haus herum, setzte sich in die Sonne und streckte die Zunge heraus oder hielt lange Reden in die Bohnen hinein.

Um die gleiche Zeit aber war es auch aus mit den letzten Ueberbleibseln seines ehemaligen Besitzes und die Unordnung so weit gediehen, daß auch sein Haus und der letzte Acker, seit geraumer Zeit verpfändet, nun gerichtlich verkauft wurden. Denn der Bauer, welcher die zwei Aecker des Manz gekauft, benutzte die gänzliche Verkommenheit Marti's und seine Krankheit und führte den alten Streit wegen des strittigen Steinfleckes kurz und entschlossen zu Ende und der verlorne Prozeß trieb Marti's Faß vollends den Boden aus, indessen er in seinem Blödsinne Nichts mehr von diesen Dingen wußte. Die Versteigerung fand statt; Marti wurde von der Gemeinde in einer Stiftung für dergleichen arme Tröpfe auf öffentliche Kosten untergebracht; diese Anstalt befand sich in der Hauptstadt des Ländchens, der gesunde und eßbegierige Blödsinnige wurde noch gut gefüttert, dann auf ein mit Ochsen bespanntes Wägelchen geladen, das ein ärmlicher Bauersmann nach der Stadt führte, um zugleich einen oder zwei Säcke Kartoffeln zu verkaufen, und Vrenchen setzte sich zu dem Vater auf das Fuhrwerk, um ihn auf diesem letzten Gange zu dem lebendigen Begräbniß zu begleiten. Es war eine traurige und bittere Fahrt, aber Vrenchen wachte sorgfältig über seinen Vater und ließ es ihm an Nichts fehlen, und es sah sich nicht um und ward nicht ungeduldig, wenn durch die Capriolen des Unglücklichen die Leute aufmerksam wurden und dem Wägelchen nachliefen, wo sie durchfuhren. Endlich erreichten sie das weitläufige Gebäude in der Stadt, wo die langen Gänge, die Höfe und ein freundlicher Garten von einer Menge ähnlicher Tröpfe belebt waren, die Alle in weiße Kittel gekleidet waren und dauerhafte Lederkäppchen auf den harten Köpfen trugen. Auch Marti wurde noch vor Vrenchens Augen in

dieſe Tracht gekleidet, und er freuete ſich wie ein Kind darüber und tanzte ſingend umher. „Gott grüß euch, ihr geehrten Herren!“ rief er ſeine neuen Genoſſen an, „ein ſchönes Haus habt ihr hier! Geh' heim, Brenggel! und ſag' der Mutter, ich komme nicht mehr nach Haus, hier gefällt's mir bei Gott! Juchhei! Es kreucht ein Igel über den Hag, ich hab' ihn hören bellen! O Meitli küſſ' kein' alten Knab, küſſ' nur die jungen Geſellen! Alle die Wäſſerlein laufen in Rhein, die mit dem Pflaumenaug', die muß es ſein! Gehſt Du ſchon, Vreeli? Du ſiehſt ja aus wie der Tod im Häfelein und geht es mir doch ſo erfreulich! Die Füchſin ſchreit im Felde! Halleo, halleo! das Herz thut ihr weho! hoho!“ Ein Aufſeher gebot ihm Ruhe und führte ihn zu einer leichten Arbeit, und Brenchen ging das Fuhrwerk aufzuſuchen. Es ſetzte ſich auf den Wagen, zog ein Stückchen Brod hervor und aß dasſelbe; dann ſchlief es, bis der Bauer kam und mit ihm nach dem Dorfe zurückfuhr. Sie kamen erſt in der Nacht an. Brenchen ging nach dem Hauſe, in dem es geboren und nur zwei Tage bleiben durfte, und es war jetzt zum erſten Mal in ſeinem Leben ganz allein darin. Es machte ein Feuer, um das letzte Reſtchen Kaffee zu kochen, das es noch beſaß, und ſetzte ſich auf den Herd; denn es war ihm ganz elendiglich zu Muth. Es ſehnte ſich und härmte ſich ab, den Sali nur ein einziges Mal zu ſehen und dachte inbrünſtig an ihn; aber die Sorgen und der Kummer verbitterten ſeine Sehnſucht und dieſe machte die Sorgen wieder viel ſchwerer. So ſaß es und ſtützte den Kopf in die Hände, als Jemand durch die offen ſtehende Thür hereinkam. „Sali!“ rief Brenchen, als es aufſah, und fiel ihm um den Hals; dann ſahen ſich aber Beide erſchrocken an und riefen: „Wie ſiehſt Du elend aus!“ Denn Sali ſah nicht minder als Brenchen bleich und abgezehrt aus. Alles vergeſſend, zog es ihn zu ſich auf den Herd und ſagte: „Biſt Du krank geweſen, oder iſt es Dir auch ſo ſchlimm gegangen?“ Sali antwortete: „Nein, ich bin gerade nicht krank, außer vor Heimweh nach Dir! Bei uns geht es jetzt hoch und herrlich zu; der Vater hat einen Einzug und Unterſchleif von auswärtigem Geſindel und ich glaube, ſo viel ich merke, iſt er ein Diebshehler geworden. Deßhalb iſt jetzt einſtweilen Hülle und Fülle in unſerer Taverne, ſo lange es geht und bis es ein Ende mit Schrecken nimmt. Die Mutter hilft dazu, aus bitterlicher Gier, nur Etwas im Hauſe zu ſehen, und glaubt, den Unfug noch durch eine gewiſſe Aufſicht und Ordnung annehmlich und nützlich zu machen! Mich fragt man nicht und ich konnte mich nicht viel darum kümmern; denn ich kann nur an Dich denken Tag und Nacht. Da allerlei Landſtreicher bei uns einkehren, ſo haben wir alle Tage gehört, was

bei euch vorgeht, worüber mein Vater ſich freut wie ein kleines Kind. Daß Dein Vater heute nach dem Spittel gebracht wurde, haben wir auch vernommen; ich habe gedacht, Du werdeſt jetzt allein ſein, und bin gekommen, um Dich zu ſehen!" Vrenchen klagte ihm jetzt auch Alles, was ſie drückte und was ſie litt, aber mit ſo leichter zutraulicher Zunge, als ob ſie ein großes Glück beſchriebe, weil ſie glücklich war, Sali neben ſich zu ſehen. Sie brachte inzwiſchen nothdürftig ein Becken voll warmen Kaffee zuſammen, welchen mit ihr zu theilen ſie den Geliebten zwang. „Alſo übermorgen mußt Du hier weg?" ſagte Sali, „was ſoll denn um's Himmelswillen werden?" „Das weiß ich nicht", ſagte Vrenchen, „ich werde dienen müſſen und in die Welt hinaus! Ich werde es aber nicht aushalten ohne Dich; und doch kann ich Dich nie bekommen, auch wenn alles Andere nicht wäre, bloß weil Du meinen Vater geſchlagen und um den Verſtand gebracht haſt! Dies würde immer ein ſchlechter Grundſtein unſerer Ehe ſein und wir Beide nie ſorglos werden, nie!" Sali ſeufzte und ſagte: „Ich wollte auch ſchon hundert Mal Soldat werden oder mich in einer fremden Gegend als Knecht verdingen, aber ich kann noch nicht fortgehen, ſo lange Du hier biſt, und hernach wird es mich aufreiben. Ich glaube das Elend macht meine Liebe zu Dir ſtärker und ſchmerzhafter, ſo daß es um Leben und Tod geht! Ich habe von dergleichen keine Ahnung gehabt!" Vrenchen ſah ihn liebevoll lächelnd an; ſie lehnten ſich an die Wand zurück und ſprachen Nichts mehr, ſondern gaben ſich ſchweigend der glückſeligen Empfindung hin, die ſich über allen Gram erhob, daß ſie ſich im größten Ernſt gut wären und geliebt wüßten. Darüber ſchliefen ſie friedlich ein auf dem unbequemen Herde, ohne Kiſſen und Pfühl, und ſchliefen ſo ſanft und ruhig wie zwei Kinder in einer Wiege. Schon graute der Morgen, als Sali zuerſt erwachte; er weckte Vrenchen ſo ſacht er konnte; aber es duckte ſich immer wieder an ihn, ſchlaftrunken, und wollte ſich nicht ermuntern. Da küßte er es heftig auf den Mund und Vrenchen fuhr empor, machte die Augen weit auf und als es Sali erblickte, rief es: „Herrgott, ich habe eben noch von Dir geträumt! Es träumte mir, wir tanzten mit einander auf unſerer Hochzeit, lange, lange Stunden! und waren ſo glücklich, ſauber geſchmückt und es fehlte uns an Nichts Da wollten wir uns endlich küſſen und dürſteten darnach, aber immer zog uns Etwas aus einander und nun biſt Du es ſelbſt geweſen, der uns geſtört und gehindert hat! Aber wie gut, daß Du gleich da biſt!" Gierig fiel es ihm um den Hals und küßte ihn, als ob es kein Ende nehmen ſollte. „Und was haſt Du denn geträumt?" fragte es und ſtreichelte ihm Wangen und Kinn. „Mir

träumte, ich ginge endlos auf einer langen Straße durch einen Wald und Du in der Ferne immer vor mir her; zuweilen ſahſt Du nach mir um, winkteſt mir und lachteſt und dann war ich wie im Himmel. Das iſt Alles!“ Sie traten unter die offen gebliebene Küchenthüre, die unmittelbar in's Freie führte, und mußten lachen, als ſie ſich in's Geſicht ſahen. Denn die rechte Backe Brenchens und die linke Sali's, welche im Schlafe an einander gelehnt hatten, waren von dem Drucke ganz roth gefärbt, während die Bläſſe der andern durch die kühle Nachtluft noch erhöht war. Sie rieben ſich zärtlich die kalte bleiche Seite ihrer Geſichter, um ſie auch roth zu machen; die friſche Morgenluft, der thauige ſtille Frieden, der über der Gegend lag, das junge Morgenroth machten ſie fröhlich und ſelbſtvergeſſen, und beſonders in Brenchen ſchien ein freundlicher Geiſt der Sorgloſigkeit gefahren zu ſein. „Morgen Abend muß ich alſo aus dieſem Hauſe fort“, ſagte es, „und ein anderes Obdach ſuchen. Vorher aber möchte ich Ein Mal, nur Ein Mal, recht luſtig ſein, und zwar mit Dir; ich möchte recht herzlich und fleißig mit Dir tanzen irgendwo, denn das Tanzen aus dem Traume ſteckt mir immerfort im Sinn!“ „Jedenfalls will ich dabei ſein und ſehen, wo Du unterkommſt“, ſagte Sali, „und tanzen wollte ich auch gerne mit Dir, Du herziges Kind! aber wo?“ „Es iſt Morgen Kirchweih an zwei Orten nicht ſehr weit von hier“, erwiderte Brenchen, da kennt und beachtet man uns weniger; draußen am Waſſer will ich auf Dich warten und dann können wir gehen, wohin es uns gefällt, um uns luſtig zu machen, einmal! Ein Mal nur! Aber je, wir haben ja kein Geld!“ ſetzte es traurig hinzu, „da kann Nichts daraus werden!“ „Laß nur“, ſagte Sali, „ich will ſchon Etwas mitbringen!“ „Doch nicht von Deinem Vater, von — von dem Geſtohlenen?“ „Nein, ſei nur ruhig! ich habe noch meine ſilberne Uhr bewahrt bis dahin, die will ich verkaufen.“ „Ich will Dir nicht abrathen“, ſagte Brenchen erröthend, „denn ich glaube, ich müßte ſterben, wenn ich nicht Morgen mit Dir tanzen könnte.“ „Es wäre das Beſte, wir Beide könnten ſterben!“ ſagte Sali; ſie umarmten ſich wehmüthig und ſchmerzlich zum Abſchied, und als ſie von einander ließen, lachten ſie ſich doch freundlich an in der ſichern Hoffnung auf den nächſten Tag. „Aber wann willſt Du denn kommen?“ rief Brenchen noch. „Späteſtens um eilf Uhr Mittags“, erwiderte er, „wir wollen recht ordentlich zuſammen Mittag eſſen!“ „Gut, gut! komm lieber um halb eilf ſchon!“ Doch als Sali ſchon im Gehen war, rief ſie ihn noch einmal zurück und zeigte ein plötzlich verändertes, verzweiflungsvolles Geſicht. „Es wird doch Nichts daraus“, ſagte ſie bitterlich weinend, „ich habe keine

Sonntagsſchuhe mehr! Schon geſtern habe ich dieſe groben hier anziehen müſſen, um nach der Stadt zu kommen! Ich weiß keine Schuhe aufzubringen!“ Sali ſtand rathlos und verblüfft. „Keine Schuhe!“ ſagte er „da mußt Du halt in dieſen kommen!“ „Nein, nein, in denen kann ich nicht tanzen!“ „Nun, ſo müſſen wir welche kaufen!“ „Wo, mit was?“ „Ei, in Seldwyl da gibt es Schuhläden genug! Geld werde ich in minder als zwei Stunden haben.“ „Aber ich kann doch nicht mit Dir in Seldwyl herumgehen, und dann wird das Geld nicht langen auch noch Schuhe zu kaufen!“ „Es muß! und ich will die Schuhe kaufen und morgen mitbringen!“ „O Du Närrchen, ſie werden ja nicht paſſen, die Du kaufſt!“ „So gieb mir einen alten Schuh mit, oder halt, noch beſſer, ich will Dir das Maß nehmen, das wird doch kein Hexenwerk ſein!“ „Das Maß nehmen? Wahrhaftig, daran hab' ich nicht gedacht! Komm, ich will Dir ein Schnürchen ſuchen!“ Sie ſetzte ſich wieder auf den Herd, zog den Rock etwas zurück und ſtreifte den Schuh vom Fuße, der noch von der geſtrigen Reiſe her mit einem weißen Strumpfe bekleidet war. Sali kniete nieder und nahm ſo gut er es verſtand, das Maß, indem er den zierlichen Fuß der Länge und Breite nach umſpannte mit dem Schnürchen und ſorgfältig Knoten in dasſelbe knüpfte. „Du Schuhmacher!“ ſagte Vrenchen und lachte erröthend und freundſchaftlich zu ihm nieder. Sali wurde aber auch roth und hielt den Fuß feſt in ſeinen Händen, länger als nöthig war, ſo daß Vrenchen ihn noch tiefer erröthend zurückzog, den verwirrten Sali aber noch einmal ſtürmiſch umhalste und küßte, dann aber fortſchickte.

Sobald er in der Stadt war, trug er ſeine Uhr zu einem Uhrmacher, der ihm ſechs oder ſieben Gulden dafür gab, für die ſilberne Kette bekam er auch einige Gulden, und er dünkte ſich nun reich genug; denn er hatte, ſeit er groß war, nie ſo viel Geld beſeſſen auf einmal. Wenn nur erſt der Tag vorüber und der Sonntag angebrochen wäre, um das Glück damit zu erkaufen, das er ſich von dem Tage verſprach, dachte er; denn wenn das Uebermorgen auch um ſo dunkler und unbekannter hereinragte, ſo gewann die erſehnte Luſtbarkeit von Morgen nur einen ſeltſamen erhöhten Glanz und Schein. Indeſſen brachte er die Zeit noch leidlich hin, indem er ein Paar Schuhe für Vrenchen ſuchte, und dies war ihm das vergnügteſte Geſchäft, das er je betrieben. Er ging von einem Schuhmacher zum andern, ließ ſich alle Weiberſchuhe zeigen, die vorhanden waren, und endlich handelte er ein leichtes und feines Paar ein, ſo hübſch, wie ſie Vrenchen noch nie getragen. Er verbarg die Schuhe unter ſeiner Weſte und that ſie die übrige Zeit des Tages nicht mehr von ſich;

er nahm ſie ſogar mit in's Bett und legte ſie unter das Kopfkiſſen. Da er das Mädchen heute früh noch geſehen und morgen wieder ſehen ſollte, ſo ſchlief er feſt und ruhig, war aber in aller Frühe munter und begann ſeinen dürftigen Sonntagsſtaat zurecht zu machen und auszuputzen ſo gut es gelingen wollte. Es fiel ſeiner Mutter auf und ſie fragte verwundert, was er vor habe, da er ſich ſchon lange nicht mehr ſo ſorglich angezogen. Er wolle einmal über Land gehen und ſich ein wenig umthun, erwiderte er, er werde ſonſt krank in dieſem Hauſe. „Das iſt mir die Zeit her ein merkwürdiges Leben", murrte der Vater, „und ein Herumſchleichen!" „Laß ihn nur gehen", ſagte aber die Mutter, „es thut ihm vielleicht gut, es iſt ja ein Elend, wie er ausſieht!" „Haſt Du Geld zum Spazierengehen? woher haſt Du es?" ſagte der Alte. „Ich brauche keines!" ſagte Sali. „Da haſt Du einen Gulden!" verſetzte der Alte und warf ihm denſelben hin. „Du kannſt im Dorf in's Wirthshaus gehen und ihn dort verzehren, damit ſie nicht glauben, wir ſeien hier ſo übel dran." „Ich will nicht in's Dorf und brauche den Gulden nicht, behaltet ihn nur!" „So haſt Du ihn gehabt, es wäre Schad', wenn Du ihn haben müßteſt, Du Steckkopf" rief Manz und ſchob ſeinen Gulden wieder in die Taſche. Seine Frau aber, welche nicht wußte, warum ſie heute ihres Sohnes wegen ſo wehmüthig und gerührt war, brachte ihm ein großes ſchwarzes Mailänder Halstuch mit rothem Rande, das ſie nur ſelten getragen und er ſchon früher gern gehabt hätte. Er ſchlang es um den Hals und ließ die langen Zipfel fliegen, auch ſtellte er zum erſten Mal den Hemdkragen, den er ſonſt immer umgeſchlagen, ehrbar und männlich in die Höhe, bis über die Ohren hinauf, in einer Anwandlung ländlichen Stolzes, und machte ſich dann, ſeine Schuhe in der Bruſttaſche des Rockes, ſchon nach ſieben Uhr auf den Weg. Als er die Stube verließ, drängte ihn ein ſeltſames Gefühl, Vater und Mutter die Hand zu geben und auf der Straße ſah er ſich noch einmal nach dem Hauſe um. „Ich glaube am Ende", ſagte Manz, „der Burſche ſtreicht irgend einem Weibsbild nach, das hätten wir gerade noch nöthig!" Die Frau ſagte: „O wollte Gott! daß er vielleicht ein Glück machte! das thät dem armen Buben gut!" „Richtig!" ſagte der Mann, „das fehlt nicht! das wird ein himmliſches Glück geben, wenn er nur erſt an eine ſolche Maultaſche zu gerathen das Unglück hat! das thäte dem armen Bübeli gut! natürlich!"

Sali richtete ſeinen Schritt erſt nach dem Fluſſe zu, wo er Vrenchen erwarten wollte; aber unterwegs ward er anderen Sinnes und ging geradezu in's Dorf, um Vrenchen im Hauſe ſelbſt abzu-

holen, weil es ihm zu lang währte bis halb elf. „Was kümmern uns die Leute!“ dachte er. „Niemand hilft uns und ich bin ehrlich und fürchte Niemand!“ So trat er unerwartet in Brenchens Stube und eben ſo unerwartet fand er es ſchon vollkommen angekleidet und geſchmückt daſitzen und der Zeit harren, wo es gehen könne, nur die Schuhe fehlten ihm noch. Aber Sali ſtand mit offenem Munde ſtill in der Mitte der Stube, als er das Mädchen erblickte, ſo ſchön ſah es aus. Es hatte nur ein einfaches Kleid an von blaugefärbter Leinwand, aber dasſelbe war friſch und ſauber und ſaß ihm ſehr gut um den ſchlanken Leib. Darüber trug es ein ſchneeweißes Mouſſelinehalstuch und dies war der ganze Anzug. Das braune gekräuſelte Haar hatte es wohl geordnet und die ſonſt ſo wilden Löckchen lagen nun fein und lieblich um den Kopf; da Brenchen ſeit vielen Wochen faſt nicht aus dem Hauſe gekommen, ſo war ſeine Farbe zarter und durchſichtiger geworden, ſowie auch vom Kummer; aber in dieſe Durchſichtigkeit goß jetzt die Liebe und die Freude ein Roth um das andere, und an der Bruſt trug es einen ſchönen Blumenſtrauß von Rosmarin, Roſen und prächtigen Aſtern. Es ſaß am offenen Fenſter und athmete ſtill und hold die friſch durchſonnte Morgenluft; wie es aber Sali erſcheinen ſah, ſtreckte es ihm beide hübſche Arme entgegen, welche vom Ellbogen an bloß waren, und rief: „Wie Recht haſt Du, daß Du ſchon jetzt und hieher kommſt! Aber haſt Du mir Schuhe gebracht? Gewiß? Nun ſteh' ich nicht auf, bis ich ſie an habe!“ Er zog die Erſehnten aus der Taſche und gab ſie dem begierigen ſchönen Mädchen; es ſchleuderte die alten von ſich, ſchlüpfte in die neuen und ſie paßten ſehr gut. Erſt jetzt erhob es ſich vom Stuhl, wiegte ſich in den neuen Schuhen und ging eifrig einige Mal auf und nieder. Es zog das lange blaue Kleid etwas zurück und beſchaute wohlgefällig die rothen wollenen Schleifen, welche die Schuhe zierten, während Sali unaufhörlich die feine reizende Geſtalt betrachtete, welche da in lieblicher Aufregung vor ihm ſich regte und freute. „Du beſchauſt meinen Strauß?“ ſagte Brenchen, „hab' ich nicht einen ſchönen zuſammengebracht? Du mußt wiſſen, dies ſind die letzten Blumen, die ich noch aufgefunden in dieſer Wüſtenei. Hier war noch ein Röschen, dort eine Aſter, und wie ſie nun gebunden ſind, würde man es ihnen nicht anſehen, daß ſie aus einem Untergange zuſammengeſucht ſind! Nun iſt es aber Zeit, daß ich fortkomme, nicht ein Blümchen mehr im Garten und das Haus auch leer!“ Sali ſah ſich um und bemerkte erſt jetzt, daß alle Fahrhabe, die noch da geweſen, weggebracht war. „Du armes Bretli! ſagte er, „haben ſie Dir ſchon Alles genommen?“ „Geſtern“, erwiderte es, „haben ſie's weggeholt,

was ſich von der Stelle bewegen ließ und mir kaum mehr mein Bett gelaſſen. Ich hab's aber gleich verkauft und hab' jetzt auch Geld, ſieh!" Es holte einige neu glänzende Thalerſtücke aus der Taſche ſeines Kleides und zeigte ſie ihm. „Damit", fuhr es fort, „ſagte der Waiſenvogt, der auch hier war, ſolle ich mir einen Dienſt ſuchen in einer Stadt und ich ſolle mich heute gleich auf den Weg machen!" „Da iſt aber auch gar Nichts mehr vorhanden", ſagte Sali, nachdem er in die Küche geguckt hatte, „ich ſehe kein Hölzchen, kein Pfännchen, kein Meſſer! Haſt Du denn auch nicht zu Morgen gegeſſen?" „Nichts!" ſagte Vrenchen, „ich hätte mir etwas holen können, aber ich dachte, ich wolle lieber hungrig bleiben, damit ich recht viel eſſen könne mit Dir zuſammen, denn ich freue mich ſo ſehr darauf, Du glaubſt nicht, wie ich mich freue!" „Wenn ich Dich nur anrühren dürfte", ſagte Sali, „ſo wollte ich Dir zeigen, wie es mir iſt, Du ſchönes, ſchönes Ding!" „Du haſt Recht, Du würdeſt meinen ganzen Staat verderben, und wenn wir die Blumen ein bischen ſchonen, ſo kommt es zugleich meinem armen Kopf zu gut, den Du mir übel zuzurichten pflegſt!" „So komm, jetzt wollen wir ausrücken!" „Noch müſſen wir warten, bis das Bett abgeholt wird; denn nachher ſchließe ich das leere Haus zu und gehe nicht mehr hieher zurück! Mein Bündelchen gebe ich der Frau aufzuheben, die das Bett gekauft hat." Sie ſetzten ſich daher einander gegenüber und warteten; die Bäuerin kam bald, eine vierſchrötige Frau mit lautem Mundwerk, und hatte einen Burſchen bei ſich, welcher die Bettſtelle tragen ſollte. Als dieſe Frau Vrenchens Liebhaber erblickte und das geputzte Mädchen ſelbſt, ſperrte ſie Maul und Augen auf, ſtemmte die Arme unter, und ſchrie: „Ei ſieh da, Vreeli! Du treibſt es ja ſchon gut! Haſt einen Beſucher und biſt gerüſtet wie eine Prinzeß?" „Gelt aber!" ſagte Vrenchen freundlich lachend, „wißt ihr auch, wer das iſt?" „Ei ich denke, das iſt wohl der Sali Manz? Berg und Thal kommen nicht zuſammen, ſagt man, aber die Leute! Aber nimm Dich doch in Acht, Kind, und denk' wie es einem Eltern ergangen iſt!" „Ei, das hat ſich jetzt gewendet und Alles iſt gut geworden" erwiederte Vrenchen lächelnd und freundlich mittheilſam, ja beinahe herablaſſend „ſeht, Sali iſt mein Hochzeiter!" „Dein Hochzeiter! was du ſagſt!" „Ja und er iſt ein reicher Herr, er hat hunderttauſend Gulden in der Lotterie gewonnen! Denket einmal, Frau!" Dieſe that einen Sprung, ſchlug ganz erſchrocken die Hände zuſammen und ſchrie: „Hund — hunderttauſend Gulden!" „Hunderttauſend Gulden!" verſicherte Vrenchen ernſthaft. „Herr Du meines Lebens! Es iſt aber nicht wahr, Du lügſt mich an, mein Kind!" „Nun glaubt was ihr wollt!" „Aber wenn

es wahr iſt und Du heirathest ihn, was wollt ihr dann machen mit dem Gelde? Willſt Du wirklich eine vornehme Frau werden?„ „Verſteht ſich, in drei Wochen halten wir die Hochzeit!“ „Geh' mir weg, Du biſt eine häßliche Lügnerin!“ „Das ſchönſte Haus hat er ſchon gekauft in Seldwyl mit einem großen Garten und Weinberg; ihr müßt mich auch beſuchen, wenn wir eingerichtet ſind, ich zähle darauf!“ „Allweg, Du Teufelsherlein, was Du biſt!“ „Ihr werdet ſehen, wie ſchön es da iſt! einen herrlichen Kaffe werde ich machen und euch mit feinem Eierbrod aufwarten, mit Butter und Honig!“ „Du Ketzerslösli! zähl' drauf, daß ich komme! rief die Frau mit lüſternem Geſicht und der Mund wäſſerte ihr. „Kommt ihr aber um die Mittagszeit und ſeid ermüdet vom Markt, ſo ſoll euch eine kräftige Fleiſchbrühe und ein Glas Wein immer parat ſtehen!„ „Das wird mir beſs thun!“ „Und an etwas Zuckerwerk oder weißen Wecken für die lieben Kinder zu Hauſe ſoll es euch auch nicht fehlen!“ „Es wird mir ganz ſchmachtend!“ „Ein artiges Halstüchelchen oder ein Reſtchen Seidenzeug oder ein hübſches altes Band für eure Röcke, oder ein Stück Zeug zu einer neuen Schürze wird gewiß auch zu finden ſein, wenn wir meine Kiſten und Kaſten durchmuſtern in einer vertrauten Stunde!“ Die Frau drehte ſich auf den Hacken herum und ſchüttelte jauchzend ihre Röcke. „Und wenn euer Mann ein vortheilhaftes Geſchäft machen könnte mit einem Land- oder Viehhandel, und er mangelt des Geldes, ſo wißt ihr, wo ihr anklopfen ſollt. Mein lieber Sali wird froh ſein, jederzeit ein Stück Baares ſicher und erfreulich anzulegen? Ich ſelbſt werde auch etwa einen Sparpfennig haben, einer vertrauten Freundin auszuhelfen!“ Jetzt war der Frau nicht mehr zu helfen, ſie ſagte gerührt: „Ich habe immer geſagt, Du ſeieſt ein braves und gutes und ſchönes Kind! Der Herr wolle es Dir wohl ergehen laſſen, immer und ewiglich und es Dir geſegnen, was Du an mir thuſt!“ „Dagegen verlange ich aber auch, daß ihr es gut mit mir meint!„ „Allweg kannſt Du das verlangen!“ „Und daß ihr jederzeit eure Waaren, ſei es Obſt, ſeien es Kartoffeln, ſei es Gemüſe erſt zu mir bringet und mir anbietet, ehe ihr auf den Markt gehet, damit ich ſicher ſei, eine rechte Bäuerin an der Hand zu haben, auf die ich mich verlaſſen kann! Was irgend Einer gibt für die Waare, werde ich gewiß auch geben mit tauſend Freuden, ihr kennt mich ja! Ach, es iſt nichts Schöneres, als wenn eine wohlhabende Stadtfrau, die ſo rathlos in ihren Mauern ſitzt und doch ſo vieler Dinge benöthigt iſt, und eine rechtſchaffene ehrliche Landfrau, erfahren in allem Wichtigen und Nützlichen, eine gute und dauerhafte Freundſchaft zuſammen haben! Es kommt Einem zugut in hun-

dert Fällen, in Freud' und Leid, bei Gevatterſchaften und Hochzeiten, wenn die Kinder unterrichtet werden, und konfirmirt, wenn ſie in die Lehre kommen und wenn ſie in die Fremde ſollen! Bei Mißwachs und Ueberſchwemmungen, bei Feuersbrünſten und Hagelſchlag, wofür uns Gott behüte!" „Wofür uns Gott behüte!" ſagte die gute Frau ſchluchzend und trocknete mit ihrer Schürze die Augen; „welch' ein verſtändiges und tiefſinniges Bräutlein biſt Du, ja, Dir wird es gut gehen, da müßte keine Gerechtigkeit in der Welt ſein! Schön, ſauber, klug und weiſe biſt Du, arbeitſam und geſchickt zu allen Dingen! Keine iſt feiner und beſſer als Du, in und außer dem Dorfe, und wer Dich hat, der muß meinen, er ſei im Himmelreich, oder er iſt ein Schelm und hat es mit mir zu thun. Hör' Sali! daß Du nur recht artlich biſt mit meinem Vreeli, oder ich will Dir den Meiſter zeigen, Du Glückskind, das Du biſt, ein ſolches Röslein zu brechen!" „So nehmt jetzt auch hier noch mein Bündel mit, wie ihr mir verſprochen habt, bis ich es abholen laſſen werde! Vielleicht komme ich aber ſelbſt in der Kutſche und hole es ab, wenn ihr Nichts dagegen habt! Ein Töpfchen Milch werdet ihr mir nicht abſchlagen alsdann, und etwa eine ſchöne Mandeltorte dazu werde ich ſchon ſelbſt mitbringen!" „Tauſendskind! Gieb her den Bündel!" Vrenchen lud ihr auf das zuſammengebundene Bett, das ſie ſchon auf dem Kopfe trug, einen langen Sack, in welchem es ſein Plunder und Habſeliges geſtopft, ſo daß die arme Frau mit einem ſchwankenden Thurme auf dem Haupte daſtand. „Es wird mir doch faſt zu ſchwer auf einmal, ſagte ſie, könnte ich nicht zweimal dran machen?" „Nein nein! wir müſſen jetzt augenblicklich gehen, denn wir haben einen weiten Weg, um vornehme Verwandte zu beſuchen, die ſich jetzt gezeigt haben, ſeit wir reich ſind! Ihr wißt ja, wie es geht!" „Weiß wohl! ſo behüt' Dich Gott und denk' an mich in Deiner Herrlichkeit.

Die Bäuerin zog ab mit ihrem Bündelthurme, mit Mühe das Gleichgewicht behauptend, und hinter ihr drein ging ihr Knechtchen, das ſich in Vrenchens einſt buntbemalte Bettſtatt hineinſtellte, den Kopf gegen den mit verblichenen Sternen bedeckten Himmel derſelben ſtemmte und, ein zweiter Simſon, die zwei vorderen zierlich geſchnitzten Säulen faßte, welche dieſen Himmel trugen. Als Vrenchen, an Sali gelehnt, dem Zuge nachſchaute und den wandelnden Tempel zwiſchen den Gärten ſah, ſagte es: „Das gäbe noch ein artiges Gartenhäuschen oder eine Laube, wenn man's in einen Garten pflanzte, ein Tiſchchen und ein Bänklein drein ſtellte und Winden drum herumſäete! Wollteſt Du mit darin ſitzen, Sali?" „Ja, Vreeli! beſonders wenn die Winden aufgewachſen wären!" — „Was ſtehen wir noch?"

ſagte Vrenchen, „Nichts hält uns mehr zurück!“ „So komm und ſchließ das Haus zu!“ „Wem willſt Du denn den Schlüſſel übergeben?“ Vrenchen ſah ſich um. „Hier an die Helbart wollen wir ihn hängen; ſie iſt über hundert Jahr in dieſem Hauſe geweſen, habe ich den Vater ſagen hören, nun ſteht ſie da als der letzte Wächter!“ Sie hingen den roſtigen Hausſchlüſſel an einen roſtigen Schnörkel der alten Waffe, an welcher die Bohnen rankten, und gingen davon. Vrenchen wurde aber bleicher und verhüllte ein Weilchen die Augen, daß Sali es führen mußte, bis ſie ein Dutzend Schritte entfernt waren. Es ſah aber nicht zurück. „Wo gehen wir nun zuerſt hin?“ fragte es. „Wir wollen ordentlich über Land gehen“, erwiderte Sali, „wo es uns freut den ganzen Tag, uns nicht übereilen, und gegen Abend werden wir dann ſchon einen Tanzplatz finden!“ „Gut!“ ſagte Vrenchen, den ganzen Tag werden wir beiſammen ſein und gehen, wo wir Luſt haben. Jetzt iſt mir aber elend, wir wollen gleich im andern Dorf einen Kaffee trinken!“ „Verſteht ſich!“ ſagte Sali, „mach' nur, daß wir aus dieſem Dorf wegkommen!“

Bald waren ſie auch im freien Felde und gingen ſtill neben einander durch die Fluren; es war ein ſchöner Sonntagsmorgen im September, keine Wolke ſtand am Himmel, die Höhen und die Wälder waren mit einem zarten Duftgewebe bekleidet, welches die Gegend geheimnißvoller und feierlicher machte, und von allen Seiten tönten die Kirchenglocken herüber, hier das harmoniſche tiefe Geläute einer reichen Ortſchaft, dort die geſchwätzigen zwei Bimmelglöcklein eines kleinen armen Dörfchens. Das liebende Paar vergaß, was am Ende dieſes Tages werden ſollte, und gab ſich einzig der hochaufathmenden wortloſen Freude hin, ſauber gekleidet und frei, wie zwei Glückliche, die ſich von Rechtswegen angehören, in den Sonntag hineinzuwandeln. Jeder in der Sonntagsſtille verhallende Ton oder ferne Ruf klang ihnen erſchütternd durch die Seele; denn die Liebe iſt eine Glocke, welche das Entlegenſte und Gleichgültigſte wieder tönen läßt und in eine beſondere Muſik verwandelt. Obgleich ſie hungrig waren, dünkte ſie die halbe Stunde Weges bis zum nächſten Dorfe nur ein Katzenſprung lang zu ſein und ſie betraten zögernd das Wirthshaus am Eingang des Ortes. Sali beſtellte ein gutes Frühſtück und während es bereitet wurde, ſahen ſie mäuschenſtill der ſichern und freundlichen Wirthſchaft in der großen reinlichen Gaſtſtube zu. Der Wirth war zugleich ein Bäcker, das eben Gebackene durchduftete angenehm das ganze Haus, und Brod aller Art wurde in gehäuften Körben herbeigetragen, da nach der Kirche die Leute hier ihr Weißbrod holten oder ihren Frühſchoppen tranken. Die Wirthin, eine artige und

ſaubere Frau, putzte gelaſſen und freundlich ihre Kinder heraus, und ſo wie eines entlaſſen war, kam es zutraulich zu Vrenchen gelaufen, zeigte ihm ſeine Herrlichkeiten und erzählte von Allem, deſſen es ſich erfreute und rühmte. Wie nun der wohlduftende ſtarke Kaffee kam, ſetzten ſich die zwei Leutchen ſchüchtern an den Tiſch, als ob ſie da zu Gaſt gebeten wären. Sie ermunterten ſich jedoch bald und flüſterten beſcheiden, aber glückſelig mit einander; ach wie ſchmeckte dem aufblühenden Vrenchen der gute Kaffe, der fette Rahm, die friſchen noch warmen Brödchen, die ſchöne Butter und der Honig, der Eierkuchen und was alles noch für Leckerbiſſen da waren! ſie ſchmeckten ihm, weil es den Sali dazu anſah, und es aß ſo vergnügt, als ob es ein Jahr lang gefaſtet hätte. Dazu freute es ſich über das feine Geſchirr, über die ſilbernen Kaffelöffelchen, denn die Wirthin ſchien ſie für rechtliche junge Leutchen zu halten, die man anſtändig bedienen müſſe und ſetzte ſich auch ab um zu plaudern zu ihnen, und die Beiden gaben ihr verſtändigen Beſcheid, welches ihr gefiel. Es ward dem guten Vrenchen ſo wählig zu Muth, daß es nicht wußte, mochte es lieber wieder ins Freie, um allein mit ſeinem Schatz herumzuſchweifen durch Auen und Wälder, oder mochte es lieber in der gaſtlichen Stube bleiben, um wenigſtens auf Stunden ſich an einem ſtattlichen Orte zu Hauſe zu träumen. Doch Sali erleichterte die Wahl, indem er ehrbar und geſchäftig zum Aufbruch mahnte, als ob ſie einen beſtimmten und wichtigen Weg zu machen hätten. Die Wirthin und der Wirth begleiteten ſie bis vor das Haus und entließen ſie auf das Wohlwollendſte wegen ihres guten Benehmens trotz der durchſcheinenden Dürftigkeit, und das arme junge Blut verabſchiedete ſich mit den beſten Manieren von der Welt und wandelte ſittig und ehrbar von hinnen. Aber auch, als ſie ſchon wieder im Freien waren und einen ſtundenlangen Eichwald betraten, gingen ſie noch in dieſer Weiſe neben einander her, in angenehme Träume vertieft, als ob ſie nicht aus zank- und elenderfüllten vernichteten Häuſern herkämen, ſondern guter Leute Kinder wären, welche in lieblicher Hoffnung wandelten. Vrenchen ſenkte das Köpfchen tiefſinnig gegen ſeine blumengeſchmückte Bruſt und ging, die Hände ſorglich an das Gewand gelegt, einher auf dem glatten feuchten Waldboden, Sali dagegen ſchritt ſchlank aufgerichtet, raſch und nachdenklich, die Augen auf die feſten Eichenſtämme geheftet wie ein Bauer, der überlegt, welche Bäume er am vortheilhafteſten fällen ſoll. Endlich erwachten ſie aus dieſen vergeblichen Träumen, ſahen ſich an und entdeckten, daß ſie immer noch in der Haltung gingen, in welcher ſie das Gaſthaus verlaſſen, errötheten und ließen traurig die Köpfe hängen. Aber

Jugend hat keine Tugend, der Wald war grün, der Himmel blau und sie allein in der weiten Welt, und sie überließen sich alsbald wieder diesem Gefühle. Doch blieben sie nicht lange mehr allein, da die schöne Waldstraße sich belebte mit lustwandelnden Gruppen von jungen Leuten, sowie mit einzelnen Paaren, welche schäckernd und singend die Zeit nach der Kirche verbrachten. Denn die Landleute haben so gut ihre ausgesuchten Promenaden und Lustwälder, wie die Städter, nur mit dem Unterschied, daß dieselben keine Unterhaltung kosten und noch schöner sind; sie spazieren nicht nur mit einem besondern Sinn des Sonntags durch ihre blühenden und reifenden Felder, sondern sie machen sehr gewählte Gänge durch Gehölze und an grünen Halden entlang, setzen sich hier auf eine anmuthige fernsichtige Höhe, dort an einem Waldrand, lassen ihre Lieder ertönen und die schöne Wildniß ganz behaglich auf sich einwirken; und da sie dies offenbar nicht zu ihrer Pönitenz thun, sondern zu ihrem Vergnügen, so ist wohl anzunehmen, daß sie Sinn für die Natur haben, auch abgesehen von ihrer Nützlichkeit. Immer brechen sie was Grünes ab, junge Bursche wie alte Mütterchen, welche die alten Wege ihrer Jugend aufsuchen, und selbst steife Landmänner in den besten Geschäftsjahren, wenn sie über Land gehen, schneiden sich gern eine schlanke Gerte, sobald sie durch einen Wald gehen, und schälen die Blätter ab, von denen sie nur oben ein grünes Büschel stehen lassen. Solche Ruthe tragen sie wie ein Scepter vor sich hin; wenn sie in eine Amtsstube oder Kanzlei treten, so stellen sie die Gerte ehrerbietig in einen Winkel, vergessen aber auch nach den ernstesten Verhandlungen nie, dieselbe säuberlich wieder mitzunehmen und unversehrt nach Hause zu tragen, wo es erst dem kleinsten Söhnchen gestattet ist, sie zu Grunde zu richten. Warum thun sie dies? — Als Sali und Vrenchen die vielen Spaziergänger sahen, lachten sie in's Fäustchen und freuten sich, auch gepaart zu sein, schlüpften aber seitwärts auf engere Waldpfade, wo sie sich in tiefen Einsamkeiten verloren. Sie hielten sich auf, wo es sie freute, eilten vorwärts und ruhten wieder, und wie keine Wolke am reinen Himmel stand, trübte auch keine Sorge in diesen Stunden ihr Gemüth; sie vergaßen, woher sie kamen und wohin sie gingen und benahmen sich so fein und ordentlich dabei, daß trotz aller frohen Erregung und Bewegung Vrenchens niedlicher einfacher Aufputz so frisch und unversehrt blieb, wie er am Anfang gewesen war. Sali betrug sich auf diesem Wege nicht wie ein beinahe zwanzigjähriger Landbursche oder Sohn eines verkommenen Schenkwirthes, sondern wie wenn er einige Jahre jünger und sehr wohl erzogen wäre, und es war beinahe komisch, wie er nur immer

ſein feines luſtiges Vrenchen anſah, voll Zärtlichkeit, Sorgfalt und Achtung. Denn die armen Leutchen mußten an dieſem einen Tage, der ihnen vergönnt war, alle Manieren und Stimmungen der Liebe durchleben und ſowohl die verlorenen Tage der zarteren Zeit nachholen als das leidenſchaftliche Ende vorausnehmen mit der Hingabe ihres Lebens.

So liefen ſie ſich wieder hungrig und waren erfreut, von der Höhe eines ſchattenreichen Berges ein glänzendes Dorf vor ſich zu ſehen, wo ſie Mittag halten wollten. Sie ſtiegen raſch hinunter, betraten dann aber ebenſo ſittſam dieſen Ort, wie ſie den vorigen verlaſſen. Es war Niemand um den Weg, der ſie erkannt hätte; denn beſonders Vrenchen war die letzten Jahre hindurch gar nicht unter die Leute und noch weniger in andere Dörfer gekommen. Deßhalb ſtellten ſie ein wohlgefälliges, ehrſames Päärchen vor, das irgend einen angelegentlichen Gang thut. Sie gingen in's erſte Wirthshaus des Dorfes, wo Sali ein erkleckliches Mahl beſtellte; ein eigener Tiſch wurde ihnen ſonntäglich gedeckt und ſie ſaßen wieder ſtill und beſcheiden daran und beguckten die ſchön getäfelten Wände von gebohntem Nußbaumholz, das ländliche aber glänzende und wohlhabende Büffet von gleichem Holze, und die klaren weißen Fenſtervorhänge. Die Wirthin trat zuthulich herzu und ſetzte ein Geſchirr voll friſcher Blumen auf den Tiſch. „Bis die Suppe kommt", ſagte ſie, „könnt ihr, wenn es euch gefällig iſt, einſtweilen die Augen ſättigen an dem Strauße. Allem Anſchein nach, wenn es erlaubt iſt zu fragen, ſeid ihr ein junges Brautpaar, das gewiß nach der Stadt geht, um ſich morgen kopuliren zu laſſen?" Vrenchen wurde roth und wagte nicht aufzuſehen, Sali ſagte auch Nichts und die Wirthin fuhr fort: „Nun, ihr ſeid freilich noch wohl jung beide, aber jung geheirathet lebt lang, ſagt man zuweilen, und ihr ſeht wenigſtens hübſch und brav aus und braucht euch nicht zu verbergen. Ordentliche Leute können Etwas zuwege bringen, wenn ſie ſo jung zuſammen kommen und fleißig und treu ſind. Aber das muß man freilich ſein, denn die Zeit iſt kurz und doch lang und es kommen viele Tage, viele Tage! Je nun ſchön genug ſind ſie und amüſant dazu, wenn man gut Haus hält damit! Nichts für ungut, aber es freut mich, euch anzuſehen, ſo ein ſchmuckes Päärchen ſeid ihr!" Die Kellnerin brachte die Suppe, und da ſie einen Theil dieſer Worte noch gehört und lieber ſelbſt geheirathet hätte, ſo ſah ſie Vrenchen mit ſcheelen Augen an, welches nach ihrer Meinung ſo gedeihliche Wege ging. In der Nebenſtube ließ die unliebliche Perſon ihren Unmuth frei und ſagte zur Wirthin, welche dort zu ſchaffen hatte, ſo laut, daß man es hören konnte: „Das iſt

wieder ein rechtes Hudelvölkchen, das wie es geht und ſteht nach der Stadt läuft und ſich kopuliren läßt, ohne einen Pfenning, ohne Freunde, ohne Ausſteuer und ohne Ausſicht, als auf Armuth und Bettelei! Wo ſoll das noch hinaus, wenn ſolche Dinger heirathen, die die Züppe noch nicht allein anziehen und keine Suppe kochen können? Ach der hübſche junge Menſch kann mich nur dauern, der iſt ſchön petſchirt mit ſeiner jungen Gungeline!" „Bſcht! willſt Du wohl ſchweigen, Du häſſiges Ding!" ſagte die Wirthin, „denen laſſe ich Nichts geſchehen! Das ſind gewiß zwei recht ordentliche Leutlein aus den Bergen, wo die Fabriken ſind; dürftig ſind ſie gekleidet, aber ſauber, und wenn ſie ſich nur gern haben und arbeitſam ſind, ſo werden ſie weiter kommen als Du mit Deinem böſen Maul! Du kannſt freilich noch lang warten, bis Dich Einer abholt, wenn Du nicht freundlicher biſt, Du Eſſighafen!„

So genoß Vrenchen alle Wonne einer Braut, die zur Hochzeit reiſet: die wohlwollende Anſprache und Aufmunterung einer ſehr vernünftigen Frau, den Neid einer heirathsluſtigen böſen Perſon, welche aus Aerger den Geliebten lobte und bedauerte, und ein leckeres Mittagsmahl an der Seite eben dieſes Geliebten. Es glühte im Geſicht, wie eine rothe Nelke, das Herz klopfte ihm, aber es aß und trank nichts deſto minder mit gutem Appetit und war mit der aufwartenden Kellnerin nur um ſo artiger, konnte aber nicht unterlaſſen, dabei den Sali zärtlich anzuſehen und mit ihm zu liſpeln, ſo daß es dieſem auch ganz kraus im Gemüth wurde. Sie ſaßen indeſſen lang und gemächlich am Tiſche, wie wenn ſie zögerten und ſich ſcheuten, aus der holden Täuſchung herauszugehen. Die Wirthin brachte zum Nachtiſch ſüßes Backwerk und Sali beſtellte feineren und ſtärkeren Wein dazu, welcher Vrenchen feurig durch die Adern rollte, als es ein wenig davon trank; aber es nahm ſich in Acht, nippte blos zuweilen und ſaß ſo züchtig und verſchämt da, wie eine wirkliche Braut. Halb ſpielte es aus Schalkheit dieſe Rolle und aus Luſt, zu verſuchen, wie es thue, halb war es ihm in der That ſo zu Muth und vor Bangigkeit und heißer Liebe wollte ihm das Herz brechen, ſo daß es ihm zu eng ward innerhalb der vier Wände und es zu gehen begehrte. Es war, als ob ſie ſich ſcheuten, auf dem Wege wieder ſo abſeits und allein zu ſein, denn ſie gingen unverabredet auf der Hauptſtraße weiter, mitten durch die Leute und ſahen weder rechts noch links. Als ſie aber aus dem Dorfe waren und auf das nächſtgelegene zugingen, wo Kirchweih war, hing ſich Vrenchen an Sali's Arm und flüſterte mit zitternden Worten: „Sali! warum ſollen wir uns nicht haben und glücklich ſein!" „Ich weiß auch nicht warum!"

erwiederte er und heftete seine Augen an den milden Herbstsonnenschein, der auf den Auen webte und er mußte sich bezwingen und das Gesicht ganz sonderbar verziehen. Sie standen still, um sich zu küssen; aber es zeigten sich Leute und sie unterließen es und zogen weiter. Das große Kirchdorf, in welchem Kirchweih war, war schon belebt von der Lust des Volkes; aus dem stattlichen Gasthofe tönte eine pomphafte Tanzmusik, da die jungen Dörfler schon um Mittag den Tanz angehoben, und auf dem Platz vor dem Wirthshause war ein kleiner Markt aufgeschlagen, bestehend aus einigen Tischen mit Süßigkeiten und Backwerk und ein paar Buden mit Flitterstaat, um welche sich die Kinder und dasjenige Volk drängten, welches sich einstweilen mehr mit Zusehen begnügte. Sali und Vrenchen traten auch zu den Herrlichkeiten und ließen ihre Augen darüber fliegen; denn Beide hatten zugleich die Hand in der Tasche und Jedes wünschte dem Andern Etwas zu schenken, da sie zum ersten und einzigen Male mit einander zu Markt waren; Sali kaufte ein Haus von Lebkuchen, welches mit Zuckerguß freundlich geweißt war, mit einem grünen Dach, auf welchem weiße Tauben saßen und aus dessen Schornstein ein Amörchen guckte als Kaminfeger; an den offenen Fenstern umarmten sich pausbäckige Leutchen mit winzig kleinen rothen Mündchen, die sich recht eigentlich küßten, da der flüchtige praktische Maler mit einem Kleckschen gleich zwei Mündchen gemacht, die so in einander verflossen. Schwarze Pünktchen stellten muntere Aeuglein vor. Auf der rosenrothen Hausthür aber waren diese Verse zu lesen:

Tritt in mein Haus, o Liebste!
Doch sei Dir unverhehlt:
Drin wird allein nach Küssen
Gerechnet und gezählt

Die Liebste sprach: „O Liebster,
„Mich schrecket Nichts zurück!
„Hab' Alles wohl erwogen:
„In Dir nur lebt mein Glück!

„Und wenn ich's recht bedenke,
„Kam ich deswegen auch!"
Nun denn, spazier' mit Segen
Herein und üb' den Brauch

Ein Herr in einem blauen Frack und eine Dame mit einem sehr hohen Busen komplimentirten sich diesen Versen gemäß in das Haus hinein, links und rechts an die Mauer gemalt. Vrenchen schenkte Sali dagegen ein Herz, auf dessen einer Seite ein Zettelchen klebte mit den Worten:

Ein ſüßer Mandelkern ſteckt in dem Herze hier,
Doch ſüßer als der Mandelkern iſt meine Lieb' zu Dir.

Und auf der andern Seite:

Wenn Du dies Herz gegeſſen, vergiß dies Sprüchlein nicht:
Viel eh'r als meine Liebe mein braunes Auge bricht!

Sie laſen eifrig die Sprüche und nie iſt etwas Gereimtes und Gedrucktes ſchöner befunden und tiefer empfunden worden, als dieſe Pfefferkuchenſprüche; ſie hielten, was ſie laſen, in beſonderer Abſicht auf ſich gemacht, ſo gut ſchien es ihnen zu paſſen. „Ach", ſeufzte Brenchen, „Du ſchenkſt mir ein Haus! Ich habe Dir auch Eines und erſt das wahre geſchenkt; denn unſer Herz iſt jetzt unſer Haus, darin wir wohnen, und wir tragen ſo unſere Wohnung mit uns, wie die Schnecken! Andere haben wir nicht!" „Dann ſind wir aber zwei Schnecken, von denen jede das Häuschen der andern trägt!" ſagte Sali, und Brenchen erwiederte: „Deſto weniger dürfen wir von einander gehen, damit Jedes ſeiner Wohnung nah bleibt!" Doch wußten ſie nicht, daß ſie in ihren Reden eben ſo artige Witze machten, als auf den vielfach geformten Lebkuchen zu leſen waren, und fuhren fort, dieſe ſüße einfache Liebesliteratur zu ſtudiren, die da ausgebreitet lag und beſonders auf vielfach verzierte kleine und große Herzen geklebt war. Alles dünkte ſie ſchön und einzig zutreffend; als Brenchen auf einem vergoldeten Herzen, das wie eine Lyra mit Saiten beſpannt war, las: „Mein Herz iſt wie ein Zitherſpiel, rührt man es viel, ſo tönt es viel!" ward ihm ſo muſikaliſch zu Muth, daß es glaubte, ſein eigenes Herz klingen zu hören. Ein Napoleonsbild war da, welches aber auch der Träger eines verliebten Spruches ſein mußte, denn es ſtand darunter geſchrieben: „Groß war der Held Napoleon, Sein Schwert von Stahl, ſein Herz von Thon; Meine Liebe trägt ein Röslein frei, Doch iſt ihr Herz wie Stahl ſo treu!" — Während ſie aber beiderſeitig in das Leſen vertieft ſchienen, nahm Jedes die Gelegenheit wahr, einen heimlichen Einkauf zu machen. Sali kaufte für Brenchen ein vergoldetes Ringelchen mit einem grünen Glasſteinchen, und Brenchen einen Ring von ſchwarzem Gemshorn, auf welchem ein goldenes Vergißmeinnicht eingelegt war. Wahrſcheinlich hatten ſie den gleichen Gedanken, ſich dieſe armen Zeichen bei der Trennung zu geben.

Während ſie in dieſe Dinge ſich verſenkten, waren ſie ſo vergeſſen, daß ſie nicht bemerkten, wie nach und nach ein weiter Ring ſich um ſie gebildet hatte von Leuten, die ſie aufmerkſam und neugierig betrachteten. Denn da viele junge Burſche und Mädchen aus ihrem Dorfe hier waren, ſo waren ſie erkannt worden, und Alles

ſtand jetzt in einiger Entfernung um ſie herum und ſah mit Verwunderung auf das wohlgeputzte Paar, welches in andächtiger Innigkeit die Welt um ſich her zu vergeſſen ſchien. „Ei ſeht!“ hieß es, „das iſt ja wahrhaftig das Vrenchen Marti und der Sali aus der Stadt! Die haben ſich ja ſäuberlich gefunden und verbunden! Und welche Zärtlichkeit und Freundſchaft, ſeht doch, ſeht! Wo die wohl hinaus wollen?“ Die Verwunderung dieſer Zuſchauer war ganz ſeltſam gemiſcht aus Mitleid mit dem Unglück, aus Verachtung der Verkommenheit und Schlechtigkeit der Eltern und aus Neid gegen das Glück und die Einigkeit des Paares, welches auf eine ganz ungewöhnliche und faſt vornehme Weiſe verliebt und aufgeregt ſchien und in dieſer rückhaltloſen Hingebung und Selbſtvergeſſenheit dem rohen Völkchen eben ſo fremd erſchien, wie in ſeiner Verlaſſenheit und Armuth. Als ſie daher endlich aufwachten und um ſich ſahen, erſchauten ſie Nichts als gaffende Geſichter von allen Seiten, Niemand grüßte ſie, und ſie wußten nicht, ſollten ſie Jemand grüßen, und dieſe Verfremdung und Unfreundlichkeit war von beiden Seiten mehr Verlegenheit als Abſicht. Es wurde Vrenchen bang und heiß, es wurde bleich und roth, Sali nahm es aber bei der Hand und führte das arme Weſen hinweg, das ihm mit ſeinem Haus in der Hand willig folgte, obgleich die Trompeten im Wirthshauſe luſtig ſchmetterten und Vrenchen ſo gern tanzen wollte. „Hier können wir nicht tanzen!“ ſagte Sali, als ſie ſich etwas entfernt hatten, „wir würden hier wenig Freude haben, wie es ſcheint!“ „Jedenfalls“, ſagte Vrenchen traurig, „es wird auch am Beſten ſein, wir laſſen es ganz bleiben und ich ſehe, wo ich ein Unterkommen finde!“ „Nein“, rief Sali, „Du ſollſt einmal tanzen, ich habe Dir darum Schuhe gebracht! Wir wollen gehen, wo das arme Volk ſich luſtig macht, zu dem wir jetzt auch gehören, da werden ſie uns nicht verachten; im Paradiesgärtchen wird jedesmal auch getanzt, wenn hier Kirchweih iſt, da es in die Kirchgemeinde gehört, und dorthin wollen wir gehen, dort kannſt Du zur Noth auch übernachten. Vrenchen ſchauerte zuſammen bei dem Gedanken, nun zum erſten Mal an einem unbekannten Ort zu ſchlafen, doch folgte es willenlos ſeinem Führer, der jetzt Alles war, was es in der Welt hatte. Das Paradiesgärtlein war ein ſchön gelegenes Wirthshaus an einer einſamen Berghalde, das weit über das Land weg ſah, in welchem aber an ſolchen Vergnügungstagen nur das ärmere Volk, die Kinder der ganz kleinen Bauern und Taglöhner und ſogar mancherlei fahrendes Geſindel verkehrte. Vor hundert Jahren war es als ein kleines Landhaus von einem reichen Sonderling gebaut worden, nach welchem Niemand mehr da wohnen mochte, und da der Platz ſonſt

zu Nichts zu gebrauchen war, so gerieth der wunderliche Landsitz in Verfall und zuletzt in die Hände eines Wirthes, der da sein Wesen trieb. Der Name und die demselben entsprechende Bauart waren aber dem Hause geblieben. Es bestand nur aus einem Erdgeschoß, über welchem ein offener Estrich gebaut war, dessen Dach an den vier Ecken von Bildern aus Sandstein getragen wurde, so die vier Erzengel vorstellten und gänzlich verwittert waren. Auf dem Gesimse des Daches saßen rings herum kleine musizirende Engel mit dicken Köpfen und Bäuchen, den Triangel, die Geige, die Flöte, Cimbel und Tamburin spielend, ebenfalls aus Sandstein, und die Instrumente waren ursprünglich vergoldet gewesen. Die Decke inwendig, sowie die Brustwehr des Estrichs und das übrige Gemäuer des Hauses waren mit verwaschenen Freskomalereien bedeckt, welche lustige Engelschaaren. sowie singende und tanzende Heilige darstellten. Aber Alles war verwischt und undeutlich wie ein Traum und überdieß reichlich mit Weinreben übersponnen, und blaue reifende Trauben hingen überall in dem Laube. Um das Haus herum standen verwilderte Kastanienbäume und knorrige, starke Rosenbüsche, auf eigene Hand fortlebend, standen da und dort so wild herum, wie anderswo die Hollunderbäume. Der Estrich diente zum Tanzsaal; als Sali mit Vrenchen daher kam, sahen sie schon von Weitem die Paare unter dem offenen Dache sich drehen, und rund um das Haus zechten und lärmten eine Menge lustiger Gäste. Vrenchen, welches andächtig und wehmüthig sein Liebeshaus trug, glich einer heiligen Kirchenpatronin auf alten Bildern, welche das Modell eines Domes oder Klosters auf der Hand hält, so sie gestiftet; aber aus der frommen Stiftung, die ihm im Sinne lag, konnte Nichts werden. Als es aber die wilde Musik hörte, welche vom Estrich ertönte, vergaß es sein Leid und verlangte endlich Nichts, als mit Sali zu tanzen. Sie drängten sich durch die Gäste, die vor dem Hause saßen und in der Stube, verlumpte Leute aus Seldwyla, die eine billige Landpartie machten, armes Volk von allen Enden, und stiegen die Treppe hinauf und sogleich drehten sie sich im Walzer herum, keinen Blick von einander abwendend. Erst als der Walzer zu Ende, sahen sie sich um; Vrenchen hatte sein Haus zerdrückt und zerbrochen und wollte eben betrübt darüber werden, als es noch mehr erschrack über den schwarzen Geiger, in dessen Nähe sie standen. Er saß auf einer Bank, die auf einem Tische stand, und sah so schwarz aus wie gewöhnlich; nur hatte er heute einen grünen Tannenbusch auf sein Hütchen gesteckt, zu seinen Füßen hatte er eine Flasche Rothwein und ein Glas stehen, welche er nie umstieß obgleich er fortwährend mit den Beinen strampelte, wenn er geigte, und so eine Art von Eiertanz damit vollbracht. Neben ihm saß noch

ein ſchöner, aber traurig junger Menſch mit einem Waldhorn und ein Buckliger ſtand an einer Baßgeige. Sali erſchrack auch, als er den Geiger erblickte; dieſer grüßte ſie aber auf das Freundlichſte und rief: „Ich habe doch gewußt, daß ich euch noch einmal aufſpielen würde! So macht euch nur recht luſtig, ihr Schätzchen, und thut mir Bſcheid!“ Er bot Sali das volle Glas und Sali trank und that ihm Beſcheid. Als der Geiger ſah, wie erſchrocken Vrenchen war, ſuchte er ihm freundlich zuzureden und machte einige faſt anmuthige Scherze, die es zum Lachen brachten. Es ermunterte ſich wieder und nun waren ſie froh, hier einen Bekannten zu haben und gewiſſermaßen unter dem beſonderen Schutze des Geigers zu ſtehen. Sie tanzten nun ohne Unterlaß, ſich und die Welt vergeſſend in dem Drehen, Singen und Lärmen, welches in und außer dem Hauſe rumorte und vom Berge weit in die Gegend hinausſchallte, welche ſich allmälig in den ſilbernen Duft des Herbſtabends hüllte. Sie tanzten bis es dunkelte und der größere Theil der luſtigen Gäſte ſich ſchwankend und johlend nach allen Seiten entfernte. Was noch zurückblieb, war das eigentliche Hudelvölkchen, welches nirgends zu Hauſe war und ſich zum guten Tag auch noch eine gute Nacht machen wollte. Unter dieſen waren Einige, welche mit dem Geiger gut bekannt ſchienen und fremdartig ausſahen in ihrer zuſammengewürfelten Tracht. Beſonders ein junger Burſche fiel auf, der eine grüne Manchesterjacke trug und einen zerknitterten Strohhut, um den er einen Kranz von Ebereſchen oder Vogelbeerbüſcheln gebunden hatte. Dieſer führte eine wilde Perſon mit ſich, die einen Rock von kirſchrothem weiß getüpfeltem Kattun trug und ſich einen Reifen von Rebſchoſſen um den Kopf gebunden, ſo daß an jeder Schläfe eine blaue Traube hing. Dieß Paar war das ausgelaſſenſte von allen, tanzte und ſang unermüdlich und war in allen Ecken zugleich. Dann war noch ein ſchlankes hübſches Mädchen da, welches ein ſchwarzſeidenes abgeſchoſſenes Kleid trug und ein weißes Tuch um den Kopf, daß der Zipfel über den Rücken fiel. Das Tuch zeigte rothe, eingewobene Streifen, und war eine gute leinene Handzwehle oder Serviette. Darunter leuchteten aber ein paar veilchenblaue Augen hervor. Um den Hals und auf der Bruſt hing eine ſechsfache Kette von Vogelbeeren auf einen Faden gezogen und erſetzte die ſchönſte Koralienſchnur. Dieſe Geſtalt tanzte fortwährend allein mit ſich ſelbſt und verweigerte hartnäckig mit einem der Geſellen zu tanzen. Nichts deſto minder bewegte ſie ſich anmuthig und leicht herum und lächelte jedesmal, wenn ſie ſich an dem traurigen Waldhornbläſer vorüberdrehte, wozu dieſer immer den Kopf abwandte. Noch einige andere vergnügte Frauensleute waren da mit ihren Beſchützern, alle von dürftigem Ausſehen, aber ſie waren

um ſo luſtiger und in beſter Eintracht unter einander. Als es gänzlich dunkel war, wollte der Wirth keine Lichter anzünden, da er behauptete, der Wind löſche ſie aus, auch ginge der Vollmond ſogleich auf und für das, was ihm dieſe Herrſchaften einbrächten, ſei das Mondlicht gut genug. Dieſe Eröffnung wurde mit großem Wohlgefallen aufgenommen; die ganze Geſellſchaft ſtellte ſich an die Brüſtung des luftigen Saales und ſah dem Aufgange des Geſtirns entgegen, deſſen Röthe ſchon am Horizonte ſtand, und ſobald der Mond aufging und ſein Licht quer durch den Eſtrich des Paradiesgärtleins warf, tanzten ſie im Mondſchein weiter, und zwar ſo ſtill, artig und ſeelenvergnügt, als ob ſie im Glanze von hundert Wachskerzen tanzten. Das ſeltſame Licht machte Alle vertrauter und ſo konnten Sali und Vrenchen nicht umhin, ſich unter die gemeinſame Luſtbarkeit zu miſchen und auch mit Andern zu tanzen. Aber jedesmal, wenn ſie ein Weilchen getrennt geweſen, flogen ſie zuſammen und feierten ein Wiederſehen, als ob ſie ſich Jahre lang geſucht und endlich gefunden. Sali machte ein trauriges und unmuthiges Geſicht, wenn er mit einer Andern tanzte und drehte fortwährend das Geſicht nach Vrenchen hin, welches ihn nicht anſah, wenn es vorüberdrehte, glühte wie eine Purpurroſe und überglücklich ſchien, mit wem es auch tanzte. „Biſt Du eiferſüchtig, Sali?“ fragte es ihn, als die Muſikanten müde waren und aufhörten. „Gott bewahre!“ ſagte er, „ich wüßte nicht, wie ich es anfangen ſollte!“ „Warum biſt Du denn ſo bös, wenn ich mit Andern tanze?“ „Ich bin nicht darüber bös, ſondern weil ich mit Andern tanzen muß! Ich kann kein anderes Mädchen ausſtehen, es iſt mir, als wenn ich ein Stück Holz im Arm habe, wenn Du es nicht biſt!“ „Und Du? wie geht es Dir?“ „O, ich bin immer wie im Himmel, wenn ich nur tanze und weiß, daß Du zugegen biſt! Aber ich glaube, ich würde ſogleich todt umfallen, wenn Du weggingeſt und mich da ließeſt!“ Sie waren hinabgegangen und ſtanden vor dem Hauſe; Vrenchen umſchloß ihn mit beiden Armen, ſchmiegte ſeinen heißen zitternden Leib an ihn, drückte ſeine glühende Wange, die von heißen Thränen feucht war, an ſein Geſicht und ſagte ſchluchzend: „Wir können nicht zuſammen ſein und doch kann ich nicht von Dir laſſen, nicht einen Augenblick mehr, nicht eine Minute!“ Sali umarmte und drückte das Mädchen heftig an ſich und bedeckte es mit Küſſen. Seine verwirrten Gedanken rangen nach einem Ausweg, aber er ſah keinen. Wenn auch das Elend und die Hoffnungsloſigkeit ſeiner Herkunft zu überwinden geweſen wären, ſo war ſeine Jugend und unerfahrene Leidenſchaft nicht beſchaffen, eine lange Zeit der Prüfung und Entſagung vorzunehmen und zu überſehen,

und dann wäre erſt noch Vrenchens Vater da geweſen, welchen er zeitlebens elend gemacht. Das Gefühl, in der bürgerlichen Welt nur in einer ganz ehrlichen und gewiſſenfreien Ehe glücklich ſein zu können, war in ihm eben ſo lebendig wie in Vrenchen, und in beiden verlaſſenen Weſen war es die letzte Flamme der Ehre, die in früheren Zeiten in ihren Häuſern geherrſcht hatte und welche die ſich ſicher fühlenden Väter durch einen unſcheinbaren Mißgriff über den Haufen geworfen, als ſie, eben dieſe Ehre zu äufnen wähnend durch Vermehrung ihres Eigenthums, ſo gedankenlos ſich das Gut eines Verſchollenen aneigneten, ganz gefahrlos, wie ſie meinten. Das geſchieht nun freilich alle Tage; aber zuweilen ſtellt das Schickſal ein Exempel auf und läßt zwei ſolche Aeufner ihrer Hausehre und ihres Gutes zuſammentreffen, die ſich dann unfehlbar aufreiben und auffreſſen wie zwei wilde Thiere. Denn die Mehrer des Reiches verrechnen ſich nicht nur auf den Thronen, ſondern zuweilen auch in den niederſten Hütten, und langen ganz am entgegengeſetzten Ende an, als wohin ſie zu kommen trachten, und der Schild der Ehre iſt im Umſehen eine Tafel der Schande. Sali und Vrenchen hatten aber noch die Ehre ihres Hauſes geſehen in zarten Kinderjahren und erinnerten ſich, wie wohlgepflegte Kinderchen ſie geweſen und wie ihre Väter ausgeſehen wie andere Männer, geachtet und ſicher. Dann waren ſie auf lange getrennt worden, und als ſie ſich wiederfanden, ſahen ſie in ſich zugleich das verſchwundene Glück des Hauſes, und beider Neigung klammerte ſich um ſo heftiger in einander. Sie mochten ſo gern fröhlich und glücklich ſein, aber nur auf einem guten Grund und Boden, und dieſer ſchien ihnen unerreichbar, während ihr wallendes Blut am liebſten gleich zuſammengeſtrömt wäre. „Nun iſt es Nacht", rief Vrenchen „und wir ſollen uns trennen!" „Ich ſoll nach Hauſe gehen und Dich allein laſſen?" rief Sali, „nein, das kann ich nicht!" „Dann wird es Tag werden und nicht beſſer um uns ſtehen!"

„Ich will euch einen Rath geben, ihr närriſchen Dinger!" tönte eine ſchrille Stimme hinter ihnen, und der Geiger trat vor ſie hin. „Da ſteht ihr", ſagte er, „und wißt nicht wo aus und hättet euch gern. Ich rathe euch, nehmt euch, wie ihr ſeid und ſäumet nicht. Kommt mit mir und meinen guten Freunden in die Berge, da brauchet ihr keinen Pfarrer, kein Geld, keine Schriften, keine Ehre, kein Bett, nichts als eueren guten Willen! Es iſt gar nicht ſo übel bei uns, geſunde Luft und genug zu eſſen, wenn man thätig iſt; die grünen Wälder ſind unſer Haus, wo wir uns lieb haben, wie es uns gefällt, und im Winter machen wir uns die wärmſten

Schlupfwinkel oder kriechen den Bauern in's warme Heu. Alſo kurz entſchloſſen, haltet gleich hier Hochzeit und kommt mit uns, dann ſeid ihr aller Sorgen los und habt euch für immer und ewiglich, ſo lang es euch gefällt wenigſtens; denn alt werdet ihr bei unſerm freien Leben, das könnt ihr glauben! Denkt nicht etwa, daß ich euch nachtragen will, was eure Alten an mir gethan! Nein! es macht mir zwar Vergnügen, euch da angekommen zu ſehen, wo ihr ſeid; allein damit bin ich zufrieden, und werde euch behülflich und dienſtfertig ſein, wenn ihr mir folgt." Er ſagte das wirklich in einem aufrichtigen und gemüthlichen Tone. „Nun, beſinnt euch ein bischen, aber folget mir, wenn ich euch gut zum Rath bin! Laßt fahren die Welt und nehmet euch und fraget Niemandem was nach! Denkt an das luſtige Hochzeitbett im tiefen Wald oder auf einem Heuſtock, wenn es euch zu kalt iſt!" Damit ging er in's Haus. Vrenchen zitterte in Salis Armen und dieſer ſagte: „Was meinſt Du dazu? Mich dünkt, es wäre nicht übel, die ganze Welt in den Wind zu ſchlagen und uns dafür zu lieben ohne Hinderniß und Schranken!" Er ſagte es aber mehr als einen verzweifelten Scherz, denn im Ernſt. Vrenchen aber erwiederte ganz treuherzig und küßte ihn: „Nein, dahin möchte ich nicht gehen, denn da geht es auch nicht nach meinem Sinne zu. Der junge Menſch mit dem Waldhorn und das Mädchen in dem ſeidenen Rock gehören auch ſo zu einander und ſollen ſehr verliebt geweſen ſein. Nun ſei letzte Woche die Perſon ihm zum erſten Mal untreu geworden, was ihm nicht in den Kopf wolle, und deßhalb ſei er ſo traurig und ſchmolle mit ihr und mit den Andern, die ihn auslachen. Sie aber thut eine muthwillige Buße, indem ſie allein tanzt und mit Niemand ſpricht, und lacht ihn auch nur aus damit. Dem armen Muſikanten ſieht man es jedoch an, daß er ſich noch heute mit ihr verſöhnen wird. Wo es aber ſo hergeht, möchte ich nicht ſein, denn nie möcht' ich Dir untreu werden, wenn ich auch ſonſt noch Alles ertragen würde, um Dich zu beſitzen!" Indeſſen aber fieberte das arme Vrenchen immer heftiger an Salis Bruſt; denn ſchon ſeit dem Mittag, wo jene Wirthin es für eine Braut gehalten und es eine ſolche ohne Widerrede vorgeſtellt, lohte ihm das Brautweſen im Blute, und je hoffnungsloſer es war, um ſo wilder und unbezwinglicher. Dem Sali erging es eben ſo ſchlimm, da die Reden des Geigers, ſo wenig er ihnen folgen mochte, dennoch ſeinen Kopf verwirrten und er ſagte mit rathlos ſtockender Stimme: „Komm herein, wir müſſen wenigſtens noch was eſſen und trinken. Sie gingen in die Gaſtſtube, wo Niemand mehr war, als die kleine Geſellſchaft der Heimathloſen, welche bereits um einen Tiſch ſaß und

eine ſpärliche Mahlzeit hielt. „Da kommt unſer Hochzeitpaar!“ rief der Geiger, „jetzt ſeid luſtig und fröhlich und laßt euch zuſammengeben!“ Sie wurden an den Tiſch genöthigt und flüchteten ſich vor ſich ſelbſt an denſelben hin; ſie waren froh, nur für den Augenblick unter Leuten zu ſein. Sali beſtellte Wein und reichlichere Speiſen, und es begann eine große Fröhlichkeit. Der Schmollende hatte ſich mit der Untreuen verſöhnt und das Paar liebkoſ'te ſich in begieriger Seligkeit; das andere wilde Paar ſang und trank und ließ es ebenfalls nicht an Liebesbezeugungen fehlen, und der Geiger nebſt dem buckligen Baßgeiger lärmten in's Blaue hinein. Sali und Vrenchen waren ſtill und hielten ſich umſchlungen; auf einmal gebot der Geiger Stille und führte eine ſpaßhafte Ceremonie auf, welche eine Trauung vorſtellen ſollte. Sie mußten ſich die Hände geben und die Geſellſchaft ſtand auf und trat der Reihe nach zu ihnen, um ſie zu beglückwünſchen und in ihrer Verbrüderung willkommen zu heißen. Sie ließen es geſchehen, ohne ein Wort zu ſagen, und betrachteten es als einen Spaß, während es ſie doch kalt und heiß durchſchauerte.

Die kleine Verſammlung wurde jetzt immer lauter und aufgeregter, angefeuert durch den ſtärkeren Wein, bis plötzlich der Geiger zum Aufbruch mahnte. „Wir haben weit“, rief er, „und Mitternacht iſt vorüber! Auf! wir wollen dem Brautpaar das Geleit geben und ich will vorausgeigen, daß es eine Art hat!“ Da die rathloſen Verlaſſenen Nichts beſſeres wußten und überhaupt ganz verwirrt waren, ließen ſie abermals geſchehen, daß man ſie voranſtellte und die übrigen zwei Paare einen Zug hinter ihnen formirten, welchen der Bucklige beſchloß mit ſeiner Baßgeige auf dem Rücken. Der Schwarze zog voran und ſpielte auf ſeiner Geige wie beſeſſen den Berg hinunter, und die andern lachten, ſangen und ſprangen hintendrein. So ſtrich der tolle nächtliche Zug durch die ſtillen Felder und durch das Heimatdorf Salis und Vrenchens, deſſen Bewohner längſt ſchliefen.

Als ſie durch die ſtillen Gaſſen kamen und an ihren verlorenen Vaterhäuſern vorüber, ergriff ſie eine ſchmerzhaft wilde Laune und ſie tanzten mit den Andern um die Wette hinter dem Geiger her, küßten ſich, lachten und weinten. Sie tanzten auch den Hügel hinauf, über welchen der Geiger ſie anführte, wo die drei Aecker lagen, und oben ſtrich der ſchwärzliche Kerl die Geige noch einmal ſo wild, ſprang und hüpfte wie ein Geſpenſt, und ſeine Gefährten blieben nicht zurück in der Ausgelaſſenheit, ſo daß es ein wahrer Blocksberg war auf der ſtillen Höhe; ſelbſt der Bucklige ſprang keuchend mit ſeiner Laſt herum und Keines ſchien mehr das Andere zu ſehen. Sali faßte Vrenchen feſter in den Arm und zwang es ſtill zu ſtehen;

denn er war zuerſt zu ſich gekommen. Er küßte es, damit es ſchweige, heftig auf den Mund, da es ſich ganz vergeſſen hatte und laut ſang. Es verſtand ihn endlich und ſie ſtanden ſtill und lauſchend, bis ihr tobendes Hochzeitgeleite das Feld entlang gerast war und, ohne ſie zu vermiſſen, am Ufer des Stromes hinauf ſich verzog. Die Geige, das Gelächter der Mädchen und die Jauchzer der Burſche tönten aber noch eine gute Zeit durch die Nacht, bis zuletzt Alles verklang und ſtill wurde.

„Dieſen ſind wir entflohen", ſagte Sali, „aber wie entfliehen wir uns ſelbſt? Wie meiden wir uns?"

Vrenchen war nicht im Stande zu antworten und lag hochaufathmend an ſeinem Halſe. „Soll ich Dich nicht lieber ins Dorf zurückbringen und Leute wecken, daß ſie Dich aufnehmen? Morgen kannſt Du ja dann Deines Weges ziehen und gewiß wird es Dir wohl gehen, Du kommſt überall fort!"

„Fortkommen, ohne Dich!"

„Du mußt mich vergeſſen!"

„Das werde ich nie! Könnteſt denn Du es thun!"

„Darauf kommt's nicht an, mein Herz!" ſagte Sali und ſtreichelte ihm die heißen Wangen, je nachdem es ſie leidenſchaftlich an ſeiner Bruſt herumwarf, „es handelt ſich jetzt nur um Dich; Du biſt noch ſo ganz jung und es kann Dir noch auf allen Wegen gut gehen!"

„Und Dir nicht auch, Du alter Mann?"

„Komm!" ſagte Sali und zog es fort. Aber ſie gingen nur einige Schritte und ſtanden wieder ſtill, um ſich bequemer zu umſchlingen und zu herzen. Die Stille der Welt ſang und muſizirte ihnen durch die Seelen, man hörte nur den Fluß unten ſacht und lieblich rauſchen im langſamen Ziehen.

„Wie ſchön iſt es da rings herum! Hörſt Du nicht Etwas tönen, wie ein ſchöner Geſang oder ein Geläute!"

„Es iſt das Waſſer, das rauſcht! Sonſt iſt Alles ſtill."

„Nein, es iſt noch etwas Anderes, hier, dort hinaus, überall tönt's!"

„Ich glaube, wir hören unſer eigenes Blut in unſern Ohren rauſchen!"

Sie horchten ein Weilchen auf dieſe eingebildeten oder wirklichen Töne, welche von der großen Stille herrührten oder welche ſie mit den magiſchen Wirkungen des Mondlichtes verwechſelten, welches nah und fern über die grauen Herbſtnebel wallte, welche tief auf den Gründen lagen. Plötzlich fiel Vrenchen Etwas ein; es ſuchte in ſeinem Bruſtgewand und ſagte: „Ich habe Dir noch ein Andenken ge-

kauft, das ich Dir geben wollte!“ Und es gab ihm den einfachen Ring und ſteckte ihm denſelben ſelbſt an den Finger. Sali nahm ſein Ringlein auch hervor und ſteckte ihn an Vrenchens Hand, indem er ſagte: „So haben wir die gleichen Gedanken gehabt!“ Vrenchen hielt ſeine Hand in das bleiche Silberlicht und betrachtete den Ring. „Ei, wie ein feiner Ring!“ ſagte es lachend; „nun ſind wir aber doch verlobt und verſprochen, Du biſt mein Mann und ich Deine Frau, wir wollen es einmal einen Augenblick lang denken, nur bis jener Nebelſtreif am Mond vorüber iſt oder bis wir zwölf gezählt haben! Küſſe mich zwölfmal!“

Sali liebte gewiß eben ſo ſtark als Vrenchen, aber die Heirathsfrage war in ihm doch nicht ſo leidenſchaftlich lebendig als ein beſtimmtes Entweder — oder, als ein unmittelbares Sein oder Nichtſein, wie in Vrenchen, welches nur das Eine zu fühlen fähig war und mit leidenſchaftlicher Entſchiedenheit unmittelbar Tod oder Leben darin ſah. Aber jetzt ging ihm endlich ein Licht auf und das weibliche Gefühl des jungen Mädchens ward in ihm auf der Stelle zu einem wilden und heißen Verlangen nnd eine glühende Klarheit erhellte ihm die Sinne. So heftig er Vrenchen ſchon umarmt und liebkoſ't hatte, that er es jetzt doch ganz anders und ſtürmiſcher und überſäete es mit Küſſen. Vrenchen fühlte trotz aller eigenen Leidenſchaft auf der Stelle dieſen Wechſel und ein heftiges Zittern durchfuhr ſein ganzes Weſen, aber ehe jener Nebelſtreif am Monde vorüber war, war es auch davon ergriffen. Im heftigen Schmeicheln und Ringen begegneten ſich ihre ringgeſchmückten Hände und faßten ſich feſt, wie von ſelbſt eine Trauung vollziehend, ohne den Befehl eines Willens. Salis Herz klopfte bald wie mit Hämmern, bald ſtand es ſtill, er athmete ſchwer und ſagte leiſe: „Es gibt Eines für uns, Vrenchen, wir halten Hochzeit zu dieſer Stunde und gehen dann aus der Welt — dort iſt das tiefe Waſſer — dort ſcheidet uns Niemand mehr und wir ſind zuſammen geweſen — ob kurz oder lang, das kann uns dann gleich ſein.“ —

Vrenchen ſagte ſogleich: „Sali — was Du da ſagſt, habe ich ſchon lang bei mir gedacht und ausgemacht, nämlich daß wir ſterben könnten und dann Alles vorbei wäre — ſo ſchwör' mir es, daß Du es mit mir thun willſt!“

„Es iſt ſchon ſo gut wie gethan, es nimmt Dich Niemand mehr aus meiner Hand, als der Tod!“ rief Sali außer ſich. Vrenchen aber athmete hoch auf, Thränen der Freude überſtrömten ſeinen Augen; es raffte ſich auf und ſprang leicht wie ein Vogel über das Feld gegen den Fluß hinunter. Sali eilte ihm nach; denn er glaubte,

es wolle ihm entfliehen, und Vrenchen glaubte, er wolle es zurückhalten, ſo ſprangen ſie einander nach und Vrenchen lachte wie ein Kind, welches ſich nicht will fangen laſſen. „Reut es Dich ſchon?“ rief Eines zum Andern, als ſie am Fluſſe angekommen waren und ſich ergriffen; „nein! es freut mich immer mehr!“ erwiederte ein Jedes. Aller Sorgen ledig gingen ſie am Ufer hinunter und überholten die eilenden Waſſer, ſo haſtig ſuchten ſie eine Stätte, um ſich niederzulaſſen; denn ihre Leidenſchaft ſah jetzt nur den Rauſch der Seligkeit, der in ihrer Vereinigung lag und der ganze Werth und Inhalt des übrigen Lebens drängte ſich in dieſem zuſammen; was danach kam, Tod und Untergang, war ihnen ein Hauch, ein Nichts und ſie dachten weniger daran, als ein Leichtſinniger denkt, wie er den andern Tag leben will, wenn er ſeine letzte Habe verzehrt.

„Meine Blumen gehen mir voraus“, rief Vrenchen, „ſieh, ſie ſind ganz dahin und verwelkt!“ Es nahm ſie von der Bruſt, warf ſie in's Waſſer und ſang laut dazu: „Doch ſüßer als ein Mandelkern iſt meine Lieb' zu Dir!“

„Halt!“ rief Sali, „hier iſt Dein Brautbett!“

Sie waren an einen Fahrweg gekommen, der vom Dorfe her an den Fluß führte, und hier war eine Landungsſtelle, wo ein großes Schiff, hoch mit Heu beladen, angebunden lag. In wilder Laune begann er unverweilt die ſtarken Seile loszubinden, Vrenchen fiel ihm lachend in den Arm und rief: „Was willſt Du thun? Wollen wir den Bauern ihr Heuſchiff ſtehlen zu guter Letzt?“ „Das ſoll die Ausſteuer ſein, die ſie uns geben, eine ſchwimmende Bettſtelle und ein Bett, wie noch keine Braut gehabt! Sie werden überdieß ihr Eigenthum unten wieder finden, wo es ja doch hin ſoll und werden es nicht wiſſen, was damit geſchehen iſt. Sieh, ſchon ſchwankt es und will hinaus!“

Das Schiff lag einige Schritte vom Ufer entfernt im tieferen Waſſer. Sali hob Vrenchen mit ſeinen Armen hoch empor und ſchritt durch das Waſſer gegen das Schiff; aber es liebkoſ'te ihn ſo heftig ungeberdig und zappelte wie ein Fiſch, daß er im ziehenden Waſſer keinen Stand halten konnte. Es ſtrebte Geſicht und Hände ins Waſſer zu tauchen und rief: „Ich will auch das kühle Waſſer verſuchen! Weißt Du noch, wie kalt und naß unſere Hände waren, als wir ſie uns zum erſten Mal gaben? Fiſche fingen wir damals, jetzt werden wir ſelber Fiſche ſein und zwei ſchöne große!“ „Sei ruhig, Du lieber Teufel!“ ſagte Sali, der Mühe hatte zwiſchen dem tobenden Liebchen und den Wellen ſich aufrecht zu halten, „es zieht mich ſonſt fort!“ Er hob ſeine Laſt in das Schiff und ſchwang ſich nach; er

hob ſie auf die hochgebettete weiche und duftende Ladung und ſchwang ſich auch hinauf, und als ſie oben ſaßen, trieb das Schiff allmälig in die Mitte des Stromes hinaus und ſchwamm dann, ſich langſam drehend, zu Thal.

Der Fluß zog bald durch hohe dunkle Wälder, die ihn überſchatteten, bald durch offenes Land; bald an ſtillen Dörfern vorbei, bald an einzelnen Hütten; hier gerieth er in eine Stille, daß er einem ruhigen See glich und das Schiff beinah ſtill hielt, dort ſtrömte er um Wälder und ließ die ſchlafenden Ufer ſchnell hinter ſich; und als die Morgenröthe aufſtieg, tauchte zugleich eine Stadt mit ihren Thürmen aus dem ſilbergrauen Strome. Der untergehende Mond, roth wie Gold, legte eine glänzende Bahn den Strom hinauf und auf dieſer kam das Schiff langſam überquer gefahren. Als es ſich der Stadt näherte, glitten im Froſte des Herbſtmorgens zwei bleiche Geſtalten, die ſich feſt umwanden, von der dunklen Maſſe herunter in die kalten Fluthen.

Das Schiff legte ſich eine Weile nachher unbeſchädigt an eine Brücke und blieb da ſtehen. Als man ſpäter unterhalb der Stadt die Leichen fand und ihre Herkunft ausgemittelt hatte, war in den Zeitungen zu leſen, zwei junge Leute, die Kinder zweier blutarmen zu Grunde gegangenen Familien, welche in unverſöhnlicher Feindſchaft lebten, hätten im Waſſer den Tod geſucht, nachdem ſie einen ganzen Nachmittag herzlich mit einander getanzt und ſich beluſtigt auf einer Kirchweih. Es ſei dieß Ereigniß vermuthlich in Verbindung zu bringen mit einem Heuſchiff aus jener Gegend, welches ohne Schiffleute in der Stadt gelandet ſei, und man nehme an, die jungen Leute haben das Schiff entwendet, um darauf ihre verzweifelte und gottverlaſſene Hochzeit zu halten, abermals ein Zeichen von der um ſich greifenden Entſittlichung und Verwilderung der Leidenſchaften.

Was die Sittlichkeit betrifft, ſo bezweckt dieſe Erzählung keineswegs, die That zu beſchönigen und zu verherrlichen; denn höher als dieſe verzweifelte Hingebung wäre jedenfalls ein entſagendes Zuſammenraffen und ein ſtilles Leben voll treuer Mühe und Arbeit geweſen, und da dieſe die mächtigſten Zauberer ſind in Verbindung mit der Zeit, ſo hätten ſie vielleicht noch Alles möglich gemacht; denn ſie verändern mit ihrem unmerklichen Einfluſſe die Dinge, vernichten die Vorurtheile, ſtellen die Ehre her und erneuen das Gewiſſen, ſo daß die wahre Treue nie ohne Hoffnung iſt.

Was aber die Verwilderung der Leidenſchaften angeht, ſo betrachten wir dieſen und ähnliche Vorfälle, welche alle Tage im niederen Volke vorkommen, nur als ein weiteres Zeugniß, daß dieſes

allein es iſt, welches die Flamme der kräftigen Empfindung und Leidenſchaft nährt und wenigſtens die Fähigkeit des Sterbens für eine Herzensſache aufbewahrt, daß ſie zum Troſte der Romanzendichter nicht aus der Welt verſchwindet. Das gleichgültige Eingehen und Löſen von „Verhältniſſen“ unter den gebildeten Ständen von heute, das ſelbſtſüchtige frivole Spiel mit denſelben, die große Leichtigkeit, mit welcher heutzutage junge Leutchen zu trennen und auseinander zu bringen ſind, wenn ihre Neigung irgend außer der Berechnung liegt, ſind zehnmal widerwärtiger, als jene Unglücksfälle, welche jetzt die Protokolle der Polizeibehörden füllen und ehedem die Schreibtafeln der Balladenſänger füllten. Wir ſehen alle Tage etwa einen wohlgekleideten Herrn, der ſeine Frau oder Braut mitten auf der Straße plötzlich ſtehen läßt und auf die Seite ſpringt, weil irgend einem Schlächter eine alte Kuh entſprungen iſt und bedrohlich dahergerannt kommt. Höchſtens aus der Ferne, hinter einer Hausthür hervor, ſchwingt er ſein Stöckchen und macht: Bſcht! Bſcht! Solche Leute werden ſich allerdings nicht aus Eigenſinn und Leidenſchaft um's Leben bringen, wenn man ſie trennen will. Ebenſowenig diejenigen, welche in allen Zeitungen ihre „ſtattgefundene“ Verlobung anzeigen und vierzehn Tage darauf einen Inſeratenkrieg führen, wo jeder Part ſich rühmt und behauptet, das „Verhältniß“ zuerſt abgebrochen zu haben.

Abendlied.

An die Natur.

Hüll' ein mich in die grünen Decken,
Mit deinem Säuſeln lull' mich ein!
Bei guter Zeit magſt du mich wecken
Mit deines Tages jungem Schein.
Ich hab' mich müd' in dir ergangen,
Mein Aug' iſt matt von deiner Pracht:
Nun iſt mein einziges Verlangen,
Im Traum zu ruh'n in deiner Nacht.

Des Kindesauges freudig Leuchten
Schon findeſt du mit Blumen ein,
Und wollte junger Gram es feuchten,
Du ſcheuchteſt ihn mit buntem Schein.

Ob wildes Haſſen, maßlos Lieben
Mich zeither auch gefangen nahm!
Doch immer bin ich Kind geblieben,
Wenn ich zu dir in's Freie kam!

Geliebte! die mit ew'ger Treue
Und ew'ger Jugend mich erquickt,
Du einz'ge Luſt, die ohne Reue
Und ohne Nachweh mich entzückt:
Sollt' ich dir jemals untreu werden,
Dich kalt vergeſſen, ohne Dank;
Dann iſt mein Fall genaht auf Erden,
Mein Herz verdorben, oder krank!

O ſteh' mir immerdar im Rücken,
Bin ich Feld mit meiner Zeit!
Mit deinen warmen Mutterblicken
Ruh' auf mir, auch im ſchärfſten Streit!
Und ſollte mich mein Stündlein finden,
Schnell decke mich mit Raſen zu;
O ſelig Sterben und Verſchwinden,
Zu neuem Kampf nach kurzer Ruh'!

Abend.

In Gold und Purpur tief verhüllt
Willſt du mit deiner Leuchte ſcheiden,
Und ich, noch ganz von dir erfüllt,
Soll, Sonne dich nun plötzlich meiden?
Du haſt mein Herz mit Luſt entzündet:
Du allerſchönſte Königin;
Wenn mir dein Strahlenantlitz ſchwindet,
Iſt nicht das Feuer todt und hin?

O reiche mir noch Einen Strahl,
Der labend leuchtend auf mich falle,
Daß ich aus dieſem Dämmerthal
An deiner Hand hinüber walle:

Ich will dein treuer Page bleiben,
Dein Spiegel wie das blaue Meer,
Als Schäfer deine Lämmer treiben,
Die Morgenwolken, vor dir her.

Als leichte, leichte Wolke nur
Laß mich an deinem Hof: weilen,
Als deines Glanzes letzte Spur
Vor deinem Siegeszug klündend eilen!
Ich präg' als Lehrer neue Lieder
Den Lerchen, deinen Kindern, ein
Du willſt mich nicht? Du tauchſt nieder? -
Ich bin im Schatten, bin allein!

Verlaſſen, bang wend' ich mich ab,
Die Welt iſt eine todte Kohle;
Was jüngſt nur Klarheit widergab,
Stäubt, Aſche, unter meiner Sohle. --
Doch ſchau: wie ich gen Oſten kehre,
Taucht mir ein neues Wunder auf
In roſig mildem Nebelmeere
Beginnt der Silbermond den Lauf.

Leis, magiſch kommt der Rieſenſtern
Auf grünen Wipfeln hergegangen;
Er iſt nicht kalt, er iſt nicht fern,
Nein, warm und nah, wie zum Erlangen.
Iſt er der Sonne Aehrenleſer,
Der nach verlornen Strahlen jagt?
Iſt er der Sonne Reichsverweſer,
Bis wieder ſie im Oſten tagt? —

Es iſt auf Erden keine Nacht,
Die nicht noch ihren Schimmer hätte,
So groß iſt keines Unglücks Macht,
Ein Blümlein hängt in ſeiner Kette!
Iſt nur das Herz von rechtem Schlage,
So baut es ſich ein Sternenhaus,
Und ſchafft die Nacht zum hellen Tage
Wo ſonſt nur Aſche, Schutt und Graus.

Nacht.

1.

Es wiegt die Nacht mit ſternbeſäten Schwingen
Sich auf der Südſee blauen Waſſergärten,
Daraus zurück, wie Silberblümchen, ſpringen
Die Sterne die in tiefer Fluth verklärten.

Wie ein entſchlummert Kind an Mutterbrüſten,
Ruht eine Inſel ſelig in den Wogen:
So weich und weiß iſt um die grünen Küſten
Die Brandung rings, ein Mutterarm, gezogen.

Die Inſel ſchläft, doch Träume auf ihr gaukeln,
Wie blüht, wie flimmert, flüſtert es ſo minnig'
Wie luftig ſich Lianenkränze ſchaukeln!
Wie athmet der Orangenhain tiefſinnig!

Ich wollt', es wär' mein Herz ſo dicht umfloſſen
Von einem Meer der Ruhe und der Klarheit,
Und drüberhin ein Himmel ausgegoſſen,
Deß einzig Sonnenlicht das Licht der Wahrheit:

Und ſchöne Menſchen ſchlafen in den Büſchen,
Wie Bildwerk in ein Blumentuch gewoben:
Was ein ermüdet Auge kann erfriſchen,
Das hat ein Gott hier ſorglich aufgehoben.

Hehr über Allem wallt ein frohes Ahnen,
Sein unbewußt und doch ſo alldurchdrungen, —
Der Blutlauf, der in unſichtbaren Bahnen
Dies reine Leben in den Gang geſchwungen.

Ein Blitz — ein Krach! -- die Meeresfläche zittert;
Braun wälzt der Rauch ſich auf gekräuſtem Spiegel:
Ein Meeresdrache, der den Raub gewittert,
So naht es pfeilſchnell mit geſpreiztem Flügel!

Wach auf, wach auf, du ſtiller Meeresgarten,
Gieb deine Blüthe hin für — Glaskorallen!
Sieh, deines roſig friſchen Fleiſches warten,
Du ſchönes Volk, Europa's feine Krallen:

Die Anker raſſeln, Flagg' und Segel ſinken,
Wie ſchneidend ſchallt das Wort der fremden Ferne!
Viel hundert Bleigeſichter lüſtern blinken
Im fahlen Schein der trüben Schiffslaterne.

Zuvörderſt aus des Schiffes ſchwarzen Wänden
Ragt, ſchwärzer, aus der giererfüllten Rotte
Der Chriſtenpfaffe, ſchwingend in den Händen
Das blut'ge Kreuz mit dem gequälten Gotte.

2.

Wende dich, du kleiner Stern,
Erde! wo ich lebe,
Daß mein Aug', der Sonne fern,
Sternenwärts ſich hebe.

Heilig iſt die Sternenzeit,
Oeffnet alle Grüfte,
Strahlende Unſterblichkeit
Wandelt durch die Lüfte.

Mag die Sonne nun bislang
Andern Zonen ſcheinen!
Hier fühl' ich Zuſammenhang
Mit dem All' und Einen.

Hohe Luſt! im dunkeln Thal,
Selber ungeſehen,
Durch den majeſtät'ſchen Saal
Athmend mitzugehen.

Schwinge dich, o grünes Rund,
In die Morgenröthe,

Scheidend rückwärts ſingt mein Mund
Jubelnde Gebete.

Lieblich dieſe Sonne lacht
Und der Tag wird heiter:
Doch, wer nächtlich einſam wacht,
Kennt – noch etwas weiter.

Frühling.

Es wandert eine ſchöne Sage,
Wie Veilchenduft, auf Erden um,
Wie ſehnſuchtsvolle Liebesklage
In lauer Frühlingsnacht herum.

Das iſt das Lied vom Völkerfrieden
Und von dem letzten Menſchenglück,
Von goldner Zeit, die einſt hienieden
In ew'ger Klarheit kehrt zurück;

Wo einig alle Völker beten
Zum Einen König, Gott und Hirt:
Von jenem Tag, wo den Propheten
Ihr ehern Recht geſprochen wird.

Dann wird's nur Eine Schmach noch geben,
Nur Eine Sünde auf der Welt,
Das iſt: das neid'ge Widerſtreben,
Das es für Traum und Wahnſinn hält.

Wer jene Hoffnung gab verloren,
Und böslich ſie verloren gab;
Er wäre beſſer ungeboren
Und ihm gebührt kein Menſchengrab.

Sommer.

1.

Das iſt doch eine üppige Zeit,
Wo Alles ſo ſchweigend blüht und glüht,
Wo des Sommers ſtolzirende Herrlichkeit
Langſam durch die ſchwelgenden Lande zieht.

Das Himmelblau und der Sonnenſchein,
Die zehren und trinken mich gänzlich auf!
Ich welke dahin in üppiger Pein,
Im Blumenmeer verſiegt mein Lauf.

Die Schnitter ſo ſtumm an der Arbeit ſteh'n,
Nachdenklich und lahm auf brennender Au.
Ich hör' ein heimliches Dröhnen gehn
Fern in des Gebirges dämmerndem Blau.

Wie ſeh'n ich mich nach Gewitternacht,
Nach Sturm und Regen und Donnerſchlag –
Nach einer tüchtigen Freiheitsſchlacht,
Nach einem entſcheidenden Völkertag!

2.

Es deckt der weiche Buchenſchlag,
Gleich einem grünen Sammtgewand,
So weit mein Auge reichen mag
Das hügelübergoſſ'ne Land.

Und ſachte ſtreicht darüber hin
Mit linder Hand ein leiſer Weſt,
Der Himmel hoch mit ſtillem Glüh'n
Sein blaues Aug' drauf ruhen läßt.

Mir iſt: ich trag' ein grünes Kleid
Von Sammet, und die weiche Hand
Von einer ſchweigſam ſtillen Maid
Streicht es mit ordnendem Verſtand.

Wie ſie ſo freundlich ſich bemüht,
Trag' ich die leichte Unruh' gern,
Indeß ſie nur in's Auge ſieht
Mit ihres Auges blauem Stern.

Uns Beiden iſt, dem Land und mir,
So innerlich, von Grund aus, wohl —
Doch ſchau', was ſchleicht im Feldweg hier,
Den Blick ſo ſcheu, die Wange hohl?

Ein Heimathloſer ſputet ſich
Waldeinwärts durch den grünen Plan —
Das Menſchenelend krabbelt mich
Wie eine ſchwarze Erdſpinn' an!

Im Wald.

Arm in Arm und Kron' an Krone ſteht der Eichenwald verſchlungen,
Heut hat er bei guter Laune mir ſein altes Lied geſungen.

Fern am Rand fing eine junge Eiche an ſich ſacht zu wiegen,
Und dann ging es immer weiter an ein Sauſen, an ein Biegen:

Kam es her in mächt'gem Zuge, ſchwoll es an zu breiten Wogen,
Hoch ſich durch die Wipfel wälzend kam die Sturmesfluth gezogen.

Und nun ſang und pfiff es graulich in den Kronen, in den Lüften,
Und dazwiſchen knarrt' und dröhnt' es unten in den Wurzelgrüften.

Manchmal ſchwang die höchſte Eiche gellend ihren Schaft alleine:
Donnernder erſcholl nur immer drauf der Chor vom ganzen Haine!

Einer wilden Meeresbrandung hat das ſchöne Spiel geglichen,
Alles Laub war, weißlich ſchimmernd, ſtarr nach Süden hingeſtrichen.

Alſo ſtreicht die alte Geige Pan der Alte, laut und leiſe,
Unterrichtend ſeine Wälder in der alten Weltenweiſe.

In den ſieben Tönen ſchweift er unerſchöpflich auf und nieder,
In den ſieben alten Tönen, die umfaſſen alle Lieder.

Und es lauſchen ſtill die jungen Dichter und die jungen Finken
Kauernd in den dunklen Büſchen ſie die Melodieen trinken.

Herbſt.

Im Herbſt erblichen liegt das Land
Und durch die dichten Nebel bricht
Ein blaſſer Strahl vom Waldesrand,
Den Mond doch ſelber ſieht man nicht.

Doch ſchau! der Reif wird Blüthenſtaub,
Ein Myrthenhain der Tannenwald,
Das falbe, halberſtorbene Laub
In bunten Blumenwogen wallt.

Welch' Traumbild durch das Herbſtgrau lacht?
Iſt's Frühlingstraum vom neuen Jahr? —
Die Freiheit wandelt durch die Nacht
Mit wallend aufgelöstem Haar!

Und wandelnd ſpäht ſie rings und lauſcht,
Die bleiche, hohe Königin;
Und ihre Purpurſchleppe rauſcht
Leis über dunkle Gräber hin.

Sie hat gar eine reiche Saat
Verborgen in der Erde Schooß:
Sie forſcht, ob die und jene That
Nicht ſchon in zarte Keime ſproß.

Sie drückt ein Schwert an ihre Bruſt,
Es blinkt in weißem Dämmerlicht:
Sie bricht in wehmuthvoller Luſt
Manch blutiges Vergißmeinnicht.

— Es iſt auf Erden keine Stadt,
Es iſt kein Dorf, des ſtille Huth
Nicht einen alten Kirchhof hat,
Darin ein Freiheits-Märt'rer ruht.

In der Stadt.

1.

Wo ſich drei Gaſſen kreuzen, krumm und enge,
Drei Züge wallen plötzlich ſich entgegen
Und ſchlingen ſich, gehemmt auf ihren Wegen,
Zu einem Knäul und lärmenden Gedränge.

Die Wachparad' mit gellen Trommelſchlägen,
Ein Hochzeitzug mit Geigen und Gepränge,
Ein Leichenzug klagt ſeine Grabgeſänge:
Das Alles ſtockt, kein Glied mehr kann ſich regen.

Verſtummt ſind Geiger, Pfaff', und Trommelſchläger;
Der dicke Hauptmann flucht, daß Niemand weiche,
Gelächter ſchallet aus dem Hochzeitzug.

Doch oben, auf den Schultern ſchwarzer Träger,
Starrt in der Mitte kalt und ſtill die Leiche
Mit blinden Augen in den Wolkenflug.

2.

Was iſt das für ein Schrei'n und Peitſchenknallen?
Die Fenſter zittern von der Hufe Klang;
Zwölf Roſſe keuchen an dem ſtraffen Strang
Und Fuhrmannsflüche durch die Gaſſe ſchallen.

Der auf den freien Bergen iſt gefallen!
Dem todten Waldeskönig gilt der Drang:
Da ſchleppen ſie wohl dreißig Ellen lang,
Die Rieſeneiche durch die dumpfen Hallen!

Der Zug hält unter meinem Fenſter an,
Denn es gebricht zum Wenden ihm an Raum;
Verwundert drängt der Pöbel ſich heran:

Er weidet ſich an der gebrochnen Kraft:
Da liegt entkrönt der ſturmgefeite Baum!
Aus ſeinen Wunden quillt der friſche Saft.

Die zwei Tellenſchüſſe.

Ob ſie geſchehn? das iſt hier nicht zu fragen;
Die Perle jeder Fabel iſt der Sinn.
Das Mark der Wahrheit ruht hier friſch darin,
Der reife Kern von allen Völkerſagen.

Es was der erſte Schuß ein Alleswagen,
Kind, Leib und Gut, an köſtlichen Gewinn:
„Blick' her, Tyrann' was ich nur hab' und bin,
Will ich bei'm Erſten in die Schanze ſchlagen!

„Und du ſtehſt leer und heillos, wie du biſt,
Und läſſeſt fühllos dir am Herzen rütteln,
Und ſpiegelſt höhniſch dich in meinem Blut?

„Und immer: Nein?! — Verlaufen iſt die Friſt!
Verflucht ſei deines Hauptes ewig Schütteln!
O zweiter, heil'ger Schuß, nun triff mir gut!"

Atheismus.

Wenn ein Poet ein Stück vom ew'gen Leben
Im Herzen trägt ſchon hier als Morgengabe,
Wenn in Verklärung alle Dinge ſchweben,
Die er berührt mit ſeinem Zauberſtabe,

Und er den Blick nach dem, was über'm Grabe,
Unſterblichkeitgetränkt, nicht mag erheben:
O, was er auch im Rauſch geſungen habe —
Euch ſoll es drum kein gültig Zeugniß geben!

Wenn ſonnend ſich auf ſeinem Maienthron,
Buntſchillernd eine Schlange ſich erhebt,
So iſt ſie mit den Blumen Poeſie:

Jedoch der Atheiſt von Profeſſion,
Der nur vom Atheismus-Knochen lebt,
Iſt eine eingefleiſchte Blasphemie.

Liebeslied.

Sitzt man mit geſchloſſ'nen Augen
Einſam in dem dunklen Zimmer,
Blitzt oft durch die zarten Lider
Plötzlich rother Kerzenſchimmer
Weiß ich doch, daß Sonnenſtrahlen
Durch die Augendeckel dringen
Und in flimmernden Gebilden
Sich um unſre Seele ſchlingen.

Alſo ſaß ich in der Dämm'rung,
Müd' vom Erdenlärm und Staube,
Eingelullt vom Abendſäuſeln,
Schlummernd in der grünen Laube:
Da begann von Licht und Blumen
Gar ein ſeltſam ſchimmernd Weben
Und ein Ranken um die Augen,
Wie von goldnen Zauberreben.

Rothe Roſen, weiße Roſen,
Primeln, Tulpen und Narziſſen,
Dahlien von hundert Farben
Sah ich durcheinander ſprießen.
Purpur, Gold, Azur und Silber
Flimmerten in Wechſeltönen,
Lila, Roſa, heit'res Meergrün
Mußten Glanz mit Glanz verſöhnen.

O, das war ein prächt'ger Reigen
Wie die Farben all' ihn tanzten,
Wie die Blüthenſtern' und Glocken
Ringelnd ſich in Beete pflanzten!
Aber in den Wundergarten
Senkte eine Jakobsleiter
Von zwei Strahlen ſanft ſich nieder
Aus zwei Sternen, bläulich heiter!

Kleine blonde Liebesengel
Schwebten daran auf und nieder,
Stiegen in den Sternenhimmel,
Kehrten in mein Herze wieder;
Weckten and're hübſche Knaben,
Die darinnen träumend ſchliefen
Und darauf mit ihnen ſpielend,
Koſend durch die Blumen liefen.

Und die aus dem Himmel kamen,
Wollten meines Herzens Kinder
Ringend mit ſich aufwärts ziehen;
Aber dieſe auch nicht minder
Hielten Stand und kämpften wacker
Als ſie jene dicht umſchlangen,
Hielten ſie in meines Herzens
Tiefſtem Grunde bald gefangen.

Oben an der Himmelsleiter
Eine klare Seele ſchwebte,
Die halb zornig, halb mit mit Lächeln,
Sie zurückzulocken ſtrebte:
Doch es ſchien mir im Gefängniß
Ihnen leidlich zu gefallen:
Denn ich ſah, der Herrin trotzend,
Bunt ſie durch einander wallen.

Und ſie mußte ſich bequemen,
Endlich ſelbſt herabzuſteigen,

Sah ſich plötzlich dann gefangen
Mitten in dem frohen Reigen.
Doch für all' den Liebesjubel
Ward mein Herz zu eng und nieder:
Klingend ſprangen auf die Pforten,
Sprangen auf die Augenlider!

Sieh! da ſtandeſt du, auf meine
Schläferaugen ſchweigſam ſchauend,
Vorgebogen, unbefangen,
Auf den feſten Schlaf vertrauend;
Wurdeſt roth und floh'ſt vorüber,
Ungeſchickt ein Liedlein ſummend
Und vergeblich dein Geheimniß
In der Dämmerung vermummend!

Fliehe nur, verrath'ne Seele,
Troſtlos durch des Gartens Blüthen!
Such' dir beſſre Zauberdrachen,
Deines Buſens Schatz zu hüten!
Thöricht Kind! nun magſt du immer
Dreifach mir dein Herz verſchließen:
Unerbittlich ſeh' ich innen
Für mich rothe Roſen ſprießen!

Feuer-Idylle.

1.

Wild hallt der Schrei der Glocken durch die Nacht
Und Schüſſe dröhnen von des Berges Wacht;
In allen Gaſſen tönt's: es brennt! es brennt!
Und Jeder angſtvoll an ſein Fenſter rennt.

Der erſte Blick: iſt es *unſerm* Haus?
Der zweite mindert ſchon den Schreck und Graus,
Wenn weit, o weit die wunderſchöne Glut
Behaglich dort am fernen Himmel ruht.

Nun ſtrömt der Neugier Bächlein ungehemmt,
Und ungewaſchen wohl und ungekämmt,
Der ohne Strümpfe, Jener ohne Schuh',
Läuft Alles rings dem ſeltnen Schauſpiel zu.

Und manchem ehrlichen Philiſter bangt,
Es könnte enden, eh' er angelangt;
Auch der Poet, er watſchelt mit hinaus
Und ſendet ſeinen Kennerblick voraus.

Da waſt vom Berg mit ungebrochnem Lauf
Die Eine Flamme hell zum Himmel auf;
Von Feuerliljen ein gewalt'ger Straus:
So blüht und glüht das große Bauernhaus.

Es iſt die allerſchönſte Maiennacht,
Von Gold durchwirkt, tiefblau der Himmel lacht
Eng zwiſchen Gärten voller Frühlingsflor
Klimmt der Poet zur Feuerſtätt' empor.

Da ſitzt der helle Geiſt auf ſeinem Raub
Und macht den morſchen Kram zu Aſch' und Staub;
Umſonſt beläſtigt ihn der Menſchenſchwarm,
Er weht ihn ruhig ab mit glühem Arm.

Es brennt der Hof dem reichen Bauersmann,
Der nie genug ſehn und erhaſchen kann;
Längſt hat der Sohn ein neues Haus begehrt,
Wogegen ſich der Alte ſtets gewehrt.

Nun ſteht er da und ſchlottert jämmerlich,
Weiß nicht zu rathen noch zu helfen ſich;
Doch Alle ſind in guter Sicherheit,
Kein Nachbarhaus gefährdet weit und breit.

Drum laßt uns keck ein wenig näher gehn,
Die heiße Wirthſchaft beſſer zu beſehn,
Zu leſen in des Feuers Angeſicht
Und was es heimlich mit den Sternen ſpricht.

2.

Von Holz und Reiſig eine hohe Wand
Seit langen Jahren um die Scheune ſtand:
Schon Vieles ward vom Regen unbrauchbar,
Doch jeder Herbſt bringt neue Laſten dar.

Der letzte Winter brachte große Noth,
Und manche arme Wittwe, frierend, bot
Ihr armes Geld dem Mann für wenig Holz —
Er gab's nicht her in ſeinem Bauernſtolz.

Nun flammt es auf in wildem Feuerflug
Mit Scheun' und Stall, Pferd, Wagen, Vieh und Pflug;
Die armen Weiber ſtehn und ſchaun es an
Und wärmen lächelnd ihre Hände dran

Dies Lächeln mag die bleichſte Blume ſein,
Die einſtens ziert des Mannes Todtenſchrein, —
Weh' dem, der ſolchen Blüthenflor geſät,
Wenn einſt die Saat in reifen Früchten ſteht!

3.

Seit alter Zeit her war des Hauſes Wand
Von wuchernd dichtem Epheu überſpannt:
Den liebt der Bauer, ſonſt ſo liebeleer,
Weil er ſo gierig, alt und zäh, wie Er!

Nun brennt das dunkle Unkraut lichterloh
Und flackert in die Luft wie leichtes Stroh;
Wer glaubte, daß der alte ſchwere Kranz
So luſtig hielte ſeinen Todtentanz?

Ei, was fliegt da für Ungeziefer aus!
In ganzen Schwärmen fliegt die Fledermaus;
Kreuzſpinnen, Käfer, was da kriechen mag,
Kommt ſterbend in der hellen Glut zu Tag.

Was von Geſpenſtern und von Koboldsbrut,
Von alten Sünden auf dem Hauſe ruht,
Und was es ſonſt für Spuck und Sagen gab
Brennt mit den alten Epheuranken ab.

Was mag wohl ſchimmern dort, und, ſeh' ich recht?
Was löst ſich aus dem brennenden Geflecht
Und poltert da zu meinen Füßen her?
Ein tüchtig Kruzifix, von Golde ſchwer!

Einſt riß der Ahn, vor manchem hundert Jahr',
Das Kreuz als Bilderſtürmer vom Altar;
Es blieb im grünen Rankenwerk verſteckt,
Nun endlich hat's das Feuer aufgedeckt.

Zwar munkelt man, daß in verſchloſſ'ner Bruſt
Die Enkel jederzeit davon gewußt;
Sie hätten's nächtlich auf den Tiſch geſetzt
Und ſich an dem Geflunker oft ergötzt.

Eins thut mir leid — manch' zierlich Schwalbenneſt
Hing traulich in den wirren Ranken feſt;
Wenn nun die liebe Schwalbe wiederkehrt,
So findet ſie ihr kleines Haus verheert.

Doch tröſte dich, o Schwalbe zart und traut!
Iſt erſt der neue Giebel aufgebaut,
G'nug Winkel noch und Ecken findeſt du,
Daran du bauen kannſt in guter Ruh.

4.

Da iſt ein Buch, geſchwärzt und halb verbrannt,
Wonach der Mann in Todesangſt gerannt;
Ein Jüngling wagte dran ſein junges Blut
Und trug's mit kecken Händen aus der Glut.

Und gierig ſtürzt der Mann ſich auf das Buch
Und — wirft es weg mit einem derben Fluch.
Sein dickes Schuldnerbuch hatt' er gemeint,
Nun liegt — — die Bibel vor dem guten Freund!

Wie arg und undankbar iſt dieſe Welt.
Wie ſchmählich nun der alte Mann ſich ſtellt!
Erinnert ihn die Bibel nicht mehr dran,
Wie gütlich er ſich oft an ihr gethan?

Wenn er am Sonntagabend vor ihr ſaß
Und ſchmunzelnd dann von dem Kameele las,
Dem Nadelöhre und dem Himmelreich,
Wie ward ihm das Gemüth da froh und weich!

Wie manchen Bettler hungerig und matt,
Macht' er mit ſchönen Bibelſprüchen ſatt,
Betheuernd hoch und feierlich dabei,
Daß dies ſein reichſter Troſt und Hausſchatz ſei.

Nun liegt das alte Buch zertreten hier,
Im Feuer blieb der Ecken Silberzier;
Zerriſſ'nen Angeſichtes liegt im Koth
Das einſt ſo hochgeprieſ'ne Lebensbrot.

5.

Ich denke dran mit wehmuthsvollem Schmerz,
Wie rettungslos ein königliches Herz,
Indeß das Haus in Rauch und Schutt verfliegt,
Tief unter ihm in ſchnöden Banden liegt.

Goldfarbner Löwe, ſeufzt der edle Wein
Seit Jahr und Tag im dunkeln Eichenſchrein,
Und ob ihm trampelte der graue Wicht
Ließ keinen Tropfen an das Tageslicht.

Wenn ſtill der Sonnenſchein das Haus umfing
Und ſingend ein Geſell vorüberging.

Ein fröhlich dürstender mit heißem Blut,
Dann wallt' es unten auf mit süßer Wuth:

„O laßt mich an des Tages goldnen Blick,
Ich bring' euch Freiheit, Freude, Lieb' und Glück!
Laßt schäumend mich entgegensprühn dem Lied,
Das aus der hellen Menschenkehle zieht!"

Umsonst verhieß er reichen Minnelohn,
Gefesselt blieb der goldne Sonnensohn;
Nicht wahr, ihr Alle, die ihr Herrscher heißt,
Es ruht sich süß auf unterdrücktem Geist?

Nun wankt und stürzt das morsche Sündenhaus,
Doch unter seinen Trümmern athmet aus,
Vergessen, was so lang das Licht gesucht. —
Heil unsrer jungen Reben süßer Frucht!

6.

Ein Apfelbaum in voller Blüthe steht,
Ein leichter West in seinen Zweigen weht;
Er schaut, verklärt vom blutigrothen Schein,
Verwundert auf den wilden Brand herein.

Es ist, als ob der helle Glanz ihn freut',
Weil Blüthenblätter in die Glut er streut;
Er athmet ein des Feuers heißen Hauch,
Um seine Krone spielend zieht der Rauch.

Da plötzlich langt herüber aus dem Brand
In seine Aeste tief die Flammenhand:
Zu Kohlen brennt der schöne Blüthenbaum —
Hier ist ein dichterlicher Lebenstraum!

7.

Dort gegen Westen, traulich unterm Dach,
Liegt hoch und abgeschieden das Gemach,

Das ſich des Hauſes Töchter jederzeit
Zum ſtillen Allerheiligſten geweiht.

Es iſt ein eng und niedrig Kämmerlein
Mit runden Scheiben und uraltem Schrein,
D'rin Bänder, Kettlein, Herzchen aller Art
In mannigfachen Käſtlein wohl verwahrt.

Am Fenſter ſteht das Spinnrad und davor
Der zartgepflegte bunte Blumenflor,
Gelbveiglein, Nelken, Roſen ohne End',
Und wie man all' das liebe Zeug benennt!

Manch nächtlich Lied hat hier heraufgetönt
Und dieſe Fenſterlein ſind d'ran gewöhnt,
Geräuſchlos blinkend, heimlich aufzugeh'n,
Geöffnet ganze Nächte durch zu ſteh'n.

Und manche Leiter wurde aufgethürmt,
Und auf die Liebeswarte kühn geſtürmt;
Ob ſtets das Roſengitter widerſtand,
Gehört zu den Geheimniſſen im Land.

Auch jetzt iſt eine Leiter angelegt,
Die einen Schwarm geſchwärzter Männer trägt;
Im rothen Mantel ſtürmet in die Thür
Ein Freiersmann mit flammendem Panier.

Und vor ihm fährt ein Knäuel, wirr und kraus,
Erſchreckter Liebesgötter fliehend aus;
Das flattert irrend in der Frühlingsluft,
Verfliegend wie verbrannter Ambraduft.

Das ganze Fenſtergärtlein ſtürzt herab
Und findet in der Gluth ſein feurig Grab;
Ob all' die ſtille, ſchöne Liebeswelt
Wohl rettungslos zugleich in Aſche fällt?

Mir iſt nicht bang; iſt neu das Haus erbaut,
Man ſicher wieder d'ran ein Fenſter ſchaut
Mit Roſen, Gelbveiglein und Nelkenzier:
Denn Solches muß man haben für und für.

8.

Welch' lieblich Wunder nimmt mein Auge wahr!
Dort fließt ein Brünnlein, gar ſo friſch und klar,
Ein holzgeſchnitzter Meergott gießt den Trank
In eine ausgehöhlte Eichenbank.

Der Weſtwind hat die Gluth herangeweht,
Der alte Gott in vollen Flammen ſteht,
Und aus der Feuerſäule quillt der Schwall,
Des Waſſerſtrahls lebendiger Kryſtall.

Wie fröhlich tönt der ſchöne Silberſtrang,
Gleich jenem Kleeblatt, das im Feuer ſang!
Du klares Leben, ew'ger Wellenſchlag,
Wer ſendet aus der Tiefe dich zu Tag?

Ich glaubt', ein Brunnenhaus ſei feuerfeſt —
Nun iſt ein Häuflein Kohlen hier der Reſt:
Die Quelle aber rieſelt friſch und rein
Auch über Kohlen in die Welt hinein.

Wer weiß, wie lange ſchon der Bergquell ſpringt?
Wer weiß, wie lang er noch zum Lichte dringt?
Auf! ſchnitzelt einen neuen Brunnenmann,
Der wieder hundert Jahr' ihn faſſen kann.

9.

Zu loben iſt der Männer kühner Muth,
Womit ſie ringen mit der heißen Gluth,
Zu retten, was man irgend retten kann;
Doch iſt nicht redenswerth, was man gewann.

Das Beſte iſt ein alter Todtenkranz,
Erinnerung an hohen Jugendglanz,
An irgend einen frühgeſtorb'nen Sohn,
An einen längſt verhallten Harfenton.

Mit welken Blättern liegt er in der Au,
Und auf ihn fällt der milde Maienthau;
Die blaſſen Bänder weh'n im Morgenwind,
Daneben zitternd wacht ein ſchwaches Kind.

Wie leicht und dürr der alte Kranz mag ſein,
Man wird ihm wieder eine Stelle weih'n
Im neuen Bau, hoch an der Stubenwand,
Als des Vergang'nen letztem, welkem Pfand.

Da wird er ſtill auf's junge Leben ſeh'n
Und dieſes ehrend ihm vorübergeh'n,
Bis auch ſein letztes leichtes Blatt zerſtiebt
Und man den nackten Reif dem Feuer gibt.

10.

Die Flamm' iſt todt, der Krater iſt verglüht,
Die Himmelsroſe d'rüber aufgeblüht;
Sie glänzt auf Kohlen, wo die Wohnung ſtand,
Verſchwunden iſt das morſche Werk der Hand.

Woran der Menſch die kalten Hände legt
Und was er diebiſch ſcheu zuſammenträgt:
Hin iſt nun Alles, was nach Richt' und Maß
Gefügt, gebunden aneinander ſaß.

Doch ihr erglänzet mir unwandelbar,
Ihr Morgenlande, wonniglich und klar!
Ihr Berg' und Thäler voller Knoſpendrang,
Voll Quellenrauſchen und voll Frühlingsſang!

O Ueberfülle, die zum Lichte ſchwillt,
O Blüthenwirbel, der da überquillt

Und überwuchert, wo die Sünderhand
Ihr Maß will legen auf das reiche Land.

Das iſt die Nachhut, die den Rücken deckt:
D'rum auf zum Werke, Menſchheit, unerſchreckt!
Bau' auf, reiß' nieder und bau' wieder auf:
Das Jahr geht immer ſeinen Segenslauf.

An mein Vaterland.

O mein Heimatland! O mein Vaterland!
Wie ſo innig, feurig lieb' ich Dich!
Schönſte Roſ', ob jede mir verblich,
Dufteſt noch an meinem öden Strand!

Als ich arm, doch froh, fremdes Land durchſtrich,
Königsglanz mit Deinen Bergen maß,
Thronenflitter bald ob Dir vergaß:
Wie war da der Bettler ſtolz auf Dich!

Als ich fern Dir war, o Helvetia!
Faßte manchmal mich ein tiefes Leid;
Doch wie kehrte ſchnell es ſich in Freud',
Wenn ich Einen Deiner Söhne ſah!

O mein Schweizerland, all mein Gut und Hab'!
Wenn dereinſt mein bauges Stündlein kommt,
Ob ich Schwacher Dir auch Nichts gefrommt!
Nicht verſage mir ein ſtilles Grab!

Werf' ich ab von mir dies mein Staubgewand,
Beten will ich dann zu Gott dem Herrn:
„Laſſe ſtrahlen Deinen ſchönſten Stern
Nieder auf mein irdiſch Vaterland!“

Auf der Landſtraße.

Zieht eine arme Pilgerin,
Gebückt und ſchwach, am Bettelſtab,
Zur gnadenreichen Jungfrau hin;
Der Roſenkranz rollt auf und ab:
Obwohl er ſie nicht hindern kann,
Auch ihres Leibes zu gedenken
Und auf den rüſt'gen Wandersmann
Demüthig ihren Blick zu lenken

„Mein junger Herr! erbarmet Euch,
Wie Gott Euch mag barmherzig ſein!
Er geb' Euch einſt ſein Himmelreich
Und ſeinen Segen obendrein!"
„„Ich glaube nicht an Deinen Gott,
Für den dort Deine Kugeln rollen!
Drum ſchien' es mir ein arger Spott,
Würd' ich Dir eine Gabe zollen.""

Doch fort geht ihrer Rede Lauf:
„Gott ſegne Euer junges Haupt
Und heb' Euch ſeinen Segen auf,
Bis Ihr allendlich an Ihn glaubt!"
Und dankend nimmt ſie meinen Sold
Und betet fort auf ihren Wegen;
Ich habe mich davon getrollt
Mit ihrem röm'ſchkathol'ſchen Segen.

Bei allen Göttern dieſer Welt
Leg' ich ein kleines Sümmlein an:
Sagt, wenn dereinſt der Würfel fällt,
Ob es mir wohl noch fehlen kann?
Und läugnen Alle einſt die Schuld,
Ich weiß gewiß, es hat mein Lieben
Der wahre Gott in ſeiner Huld
Mir zahlbar dann und gut geſchrieben!

Ein ſchrankenloſer Leichtſinn ſoll
In dieſem Streit mein Schildknapp ſein!
So leb' ich muth- und freudenvoll,
So lang nur Herz und Sinne rein.
Ich lieb' es, ſo mir halb bewußt
Am offnen Abgrund hinzuſtreifen,
Und über mir laſſ' ich mit Luſt
Das Aug' in's grundlos Blaue greifen!

Am Vorderrhein.

Wie ahnungsvoll er ausgezogen,
Der junge Held, aus Kluft und Stein!
Wie hat er durſtig eingeſogen
Die Milch der Freiheit friſch und rein!
Nun wallt der Bergesſohn hernieder,
Hin in mein zweites Heimatland:
O grüß' mir all' die deutſchen Brüder,
Die Herrlichen, längs deinem Strand!

So grüß' auch all' die deutſchen Frauen
Mit deinem feinſten Ritterbrauch,
Und wenn du wirſt die Dome ſchauen,
Die lieben Käuze, grüß' ſie auch!
Sonſt weiß ich Niemand juſt zu grüßen,
Als etwa noch die Lorelei
Und deiner Reben freudig Sprießen,
Den Dreißigen — geh' ſtill vorbei.

Es taucht ein Aar in's Wolkenloſe
Hoch über mir im Sonnenſchein:
Ich werfe eine Alpenroſe
Tief unten in den wilden Rhein;
Führ' nieder ſie, führ' ſie zu Thale,
Du grüner Held, zum Meeresthor,
Und halt' dem Volk im Eichenthale,
Dem Harrenden, dies Zeichen vor!

Am Sarg eines neunzigjährigen Landmanns vom Zürichſee.

So biſt du eine Leiche!
So iſt die alte Eiche
Doch endlich abgedorrt!
Es iſt ein lang Stück Leben,
Das wir dem Staube geben,
Ein ausgeklungen Gotteswort.

Da wir vor zwanzig Jahren
Als Kinder um dich waren,
Stand'ſt du ſchon ſilberweiß:
Und noch ein Jünglingsleben,
Ein zwanzigjähriges eben,
Trank'ſt du begierig, durſt'ger Greis!

Des Mittelalters Schwingen,
Mit letztem, bebendem Klingen,
Umfachten die Wiege dir:
Jetzt, voll von Sturmesahnen,
Umrauſchen die dunklen Fahnen
Der neuen Welt dein Bahrtuch hier.

Darin wir uns vertieften,
Die aber hundert Schriften,
Was uns erfüllt die Bruſt:
Das zog dir all vorüber,
Dämmernd heran, hinüber,
Du aber haſt es nicht gewußt.

In jenen fernen Tagen
— Ich hör' die Finken ſchlagen —
Als durch den grünen Wald
Herr Geßner las im Brockes:
In's Herz des Föhrenſtockes
Hat deiner Jugend Art geſchallt.

Haſt du dem deutſchen Sänger,
Dem edlen Schlittſchuhgänger
Den Stahlſchuh hier gereicht? —
Du haſt vor fünfzig Jahren
Den See hinauf gefahren
Den fünfzigjährigen Göthe vielleicht?

Vorüber deiner Leiche
Flieht heut' der zornesbleiche
Poet den See entlang;
Verſchwunden ſind die Spuren,
Wo heitere Dichter fuhren,
Und anders tönt des Flüchtlings Sang!

Die Scherben ſtolzer Kronen,
Zwei Revolutionen,
Die haben dich umklirrt;
Erdbeben und Kometen,
Sturmglocken und Schlachtdrommeten
Sind deiner Stirn vorbei geſchwirrt.

Der unſre Welt gewendet
Wie ſeine Hand, geendet
Im Meere, ſtill und fern:
Mit ſeinem eh'rnen Tritte
Fiel juſt er in die Mitte
Des Lebens dir, ein irrer Stern.

Du ſahſt auf deinem Felde
Erſtaunt die fremden Zelte,
Die Flucht durch's Saatengrün:
Und als ſie abgezogen,
Zum alten Sternenbogen
Der Väter Haus — in Flammen ſprühn!

Doch alles iſt, in trüben
Gebilden, dir fern geblieben,
Ein Räthſel dir und Traum;

Auch die vorüber jagten,
So wenig nach dir fragten,
Als dort nach deinem Apfelbaum

Doch in dir hell erglühte
Das Urlicht und erblühte
Ein grünes Urwaldreis:
Oft ſah ich dein Auge ſcheinen,
Als ob's in heiligen Hainen
Noch ruht' auf der Runenſteine Kreis.

Du haſt den Stier gezwungen,
Du haſt das Beil geſchwungen,
Daß Dorn und Eiche fiel:
Wer dieſe harte Erde
Mit eiſerner Pflugſchar kehrte,
Erlernt' auch leicht des Krieges Spiel

Es ſchliefen heimliche Sagen
Von grauen Heidentagen
Auf deines Gemüthes Grund:
Du ſangſt noch hin und wieder
Verſchollne Schwänk' und Lieder,
— Freund' Uhland wohl ein guter Fund.

Vom Weltend' die vier Winde
Durch deiner Heimat Gründe
Sahſt wallen du und weh'n:
Doch jener nahen Firnen
Die ragen zu den Geſtirnen,
Haſt ſelber den Fuß du nie geſeh'n.

Und dennoch iſt's das ächte,
Das bleibende Volk das rechte,
Das auf der Scholl' erblaßt,
Auf der es ward geboren!
Das Schifflein geht verloren,
Deß Anker dieſen Grund nicht faßt.

Propheten, lernt euch neigen!
Nicht auf zu euch ſoll ſteigen
Der Kronen kalte Pracht:
Hernieder laßt uns bringen,
Demüthigen Herzens bringen
Licht in der engſten Hütte Nacht!

Sommernacht.

Es wallt das Korn weit in die Runde
Und wie ein Meer dehnt es ſich aus;
Doch liegt auf ſeinem ſtillen Grunde
Nicht Seegewürm, noch andrer Graus:
Da träumen Blumen nur von Kränzen
Und trinken der Geſtirne Schein.
O gold'nes Meer, dein friedlich Glänzen
Saugt meine Seele gierig ein'

In meiner Heimat grünen Thalen,
Da herrſcht ein alter ſchöner Brauch;
Wann hell die Sommerſterne ſtrahlen,
Der Glühwurm ſchimmert durch den Strauch:
Dann geht ein Flüſtern und ein Winken,
Das ſich dem Aehrenfelde naht,
Da geht ein nächtlich Silberblinken
Von Sicheln durch die goldne Saat.

Das ſind die Burſche, jung und wacker,
Die ſammeln ſich im Feld zu Hauf
Und ſuchen den gereiften Acker
Der Wittwe oder Waiſe auf,
Die keines Vaters, keiner Brüder
Und keines Knechtes Hülfe weiß —
Ihr ſchneiden ſie den Segen nieder,
Die reinſte Luſt ziert ihren Fleiß.

Schon ſind die Garben feſt gebunden
Und ſchön in einen Kranz gebracht;
Wie lieblich floh'n die ſtillen Stunden,

Es war ein Spiel in kühler Nacht!
Nun wird geſchwärmt und hell geſungen
Im Garbenkreis, bis Morgenduft
Die nimmermüden, braunen Jungen
Zur eig'nen ſchweren Arbeit ruft.

Sonnette.

Von Kindern.

Ich ſah jüngſt einen Schwarm von ſchönen Knaben,
Gekoppelt und geſpannt, wie ein Zug Pferde;
Sie wieherten und ſcharrten an der Erde
Und thaten ſonſt, was Pferde an ſich haben.

Und mehr noch; was ſonſt dieſen iſt Beſchwerde,
Das ſchien die Buben köſtlich zu erlaben;
Denn luſtig ſah ich durch die Gaſſe traben
Auf einen Peitſchenknall die ganze Heerde.

Das Leitſeil war in eines Knirpſes Händen,
Der, klein und ſchwach, nicht ſparte ſeine Hiebe
Und launenhaft den Zug ließ geh'n und wenden.

Mich kränkten minder dieſe Herrſchertriebe,
Als ſolchen Knechtſinns zeitiges Vollenden;
Es that mir weh' an meiner Kinderliebe.

Das Leben iſt doch ſchön!

Wie ſchön, wie ſchön iſt dieſes kurze Leben,
Wenn es eröffnet alle ſeine Quellen!
Die Tage gleichen klaren Silberwellen,
Die ſich mit Macht zu überholen ſtreben.

Was geſtern freudig mocht' mein Herz erheben,
Das muß ich lächelnd heute rückwärts ſtellen;

Wenn die Erfahrungen, ſich drängend, ſchwellen,
Erlebniſſe wie Blumen ſie umgeben!

So muß ich breiter ſtets den Strom erſchauen,
Auch tiefer mälig ſeh' den Grund ich winken,
Und täglich lern' ich mehr der Fluth vertrauen.

Nun goldene Geſchirre, ſie zu trinken,
Gebt, Götter! mir und Marmor, um zu bauen
Den feſten Damm zur Rechten wie zur Linken!

Erkenntniß.

Willſt du, o Herz! ein heit'res Ziel erreichen,
Mußt du in eig'ner Angel ſchwebend ruh'n;
Ein Thor verſucht zu geh'n in fremden Schuh'n.
Nur mit ſich ſelbſt kann ſich der Mann vergleichen!

Ein Thor, der aus des Nachbars Bubenſtreichen
Sich Troſt nimmt für das eig'ne ſchwache Thun!
Der immer um ſich ſpäht und lauſcht und nun
Sich ſeinen Werth beſtimmt nach falſchen Zeichen!

Thu' frei und offen, was du nicht kannſt laſſen,
Doch wandle ſtreng auf ſelbſtbeſchränkten Wegen
Und lerne früh nur deine Fehler haſſen!

Dann gehe mild den Anderen entgegen,
Kannſt du dich ſelbſt nur feſt zuſammenfaſſen!
So hängt an deine Schritte ſich der Segen.

Ghaſel.

Wie ſchlafend unter'm Flügel ein Pfau den Schnabel hält,
Von luft'gen Vogelträumen die blaue Bruſt geſchwellt,
Gebuckt auf Einem Fuße, dann plötzlich oft einmal,

Im Traume phantaſirend das Funkelrad er ſtellt:
So hing betäubt und trunken, ausreckend Berg und Thal
Der große Wundervogel in tiefem Schlaf die Welt.
So ſchwoll der blaue Himmel von Träumen ohne Zahl,
Mit leiſem Kniſtern ſchlug er ein Rad, das Sternenzelt.

Herbſtlied.

Laßt uns auf alle Berge gehen,
Wo jetzt der Wein in Strömen fließt,
Und überall am nächſten ſtehen,
Wo ſich der Freude Quell ergießt,
Uns tief in allen Augen ſpiegeln,
Die durch das Rebenlaub erglüh'n,
Laßt uns das letzte Lied entriegeln,
Wo noch zwei rothe Lippen blüh'n!

Seht, wie des Mondes Antlitz glühend
Im Roſenſcheine auferſteht,
Indeß die Sonne, freudeſprühend,
Den Leib im Weſtmeer baden geht!
Und an der Jungfrau'n Einer Wange
Bricht ſich des Mondes blaſſe Gluth,
Indeß, erhöht vom Niedergange,
Erglänzt der Andern Purpurblut.

O küſſet ſchnell die Himmelszeichen,
Eh' ſich verdunkelt die Natur!
Mag dann der Abglanz auch erbleichen:
Im Herzen glimmt die ſchön're Spur!
Mag ſich, wer zu dem ſüßen Leben
Der Lieb' im Lenz das Wort nicht fand,
Der holden Thorheit nun ergeben,
Den Brauſebecher in der Hand!

Wohl wird man edler durch das Leiden
Und ſtrenger durch die herbe Qual;
Doch hoch erglüh'n in heißen Freuden,

Das adelt Seel' und Leib zumal!
Und liebt der Himmel ſeine Kinder,
Wo Thränen er durch Leid erpreßt,
So liebt er Jene d'rum nicht minder,
Die er vor Freuden weinen läßt.

Und ſehnen bleiche Gramgenoſſen
Sich nach dem Grab in ihrer Noth:
Wem hell des Lebens Born gefloſſen,
Der ſcheut noch weniger den Tod!
Tauch't euch in's Bad der Luſt, in's klare,
Das Euch die kurze Stunde gönnt,
Auf daß für alles heilig Wahre
Ihr jede Stunde ſterben könnt!

Heimweh.

An den ſchönen Limmathborden,
Die ſo grün in's Waſſer hangen,
Bin ich manches Mal gegangen,
Wenn die Erde jung geworden
Und den Frühlingsmantel wob,
Wenn die Waſſer voller klangen
Und bis vor die Füße drangen,
Daß der Pfad ſich ſchwellend hob.

Wenn die Welle ſingend flieht,
Iſt's, als höre man Geſchichten,
Was im Oberland geſchieht,
Weit in's Niederland berichten;
Und wenn man ſtromaufwärts ſieht,
Will es ſcheinen, daß die ganze
Inn're Schweiz im Firnenglanze
Auf der Fluth herniederzieht.

Ausgeſpannte Netze ſchimmern
Zwiſchen blüthenweißen Bäumen,
Perlend in der Sonne flimmern

Sie von feuchten Waſſerſchäumen.
Und ein Knäblein ſchläft im Kahn,
Wiegend ſich in jungen Träumen;
Ohne Haſt und ohne Säumen
Schafft der Vater nebenan.

Ja, mit ruhig feſtem Schritte
Schreiten dort die Männer hin!
Klar und einfach iſt die Sitte,
Klug und ernſt der freie Sinn.
Und in ihrer ſich'ren Mitte
Wuchſen Recht und Freiheit groß;
Das Geſetz ſchmückt jede Hütte,
Jeden Herd ziert ein Geſchoß.

Etwas Wein auch pflanzt der Bauer
An der Berge grünen Füßen,
Wenn auch manchmal etwas ſauer:
Arbeit weiß ihn zu verſüßen.
Längſt ſchon wohnt an jenen Flüſſen
Raſche That, entſchloſſ'nes Handeln,
Daß vor ihrem heit'ren Wandeln
Gram und Sorge ſchwinden müſſen.

Hier, an dieſem fremden Strand,
Sind die Weine ſtark und ſüß.
Und es gleicht das edle Land
Auch wohl einem Paradies;
Aber dumpf und ungewiß
Sind die Herzen und die Blicke
Und verworrene Geſchicke
Walten in der Finſterniß:

Waldlied.

Seht den Schuft am Waldesſaum
Mit gewandten Schritten fliegend,
Den geraubten Föhrenbaum
Auf der jungen Schulter wiegend!

Hat die Art, die er geſtohlen,
Vornen in den Stamm geſchwungen,
Wein noch hinter ſeinen Sohlen
Kommt der Wipfel nachgeſprungen.
Wie er heimlich lacht und ſingt,
Daß ſein Herz im Leibe ſpringt!

Und die Dirne kommt daher
Mit geſtohl'nen Birkenruthen;
Von der Arbeit, lang und ſchwer,
Steh'n die Wangen ihr in Gluthen.
Und der Burſche wirft die Föhre
Wie 'ne Feder in den Graben,
Reißt die Dirne nach, ich ſchwöre,
Daß die was zuſammen haben!

Wo ein kleiner Freudenquell
Tief im Eſchengrunde fließet
Und die Silberadern hell
Durch das ſammt'ne Moos ergießet,
Wirft der ſchlanke Dieb ſich nieder
Mit der Dirn' im braunen Arm,
Löſ't ihr haſtig Tuch und Mieder
Und er flüſtert liebewarm,
Daß ſein glühend Herz erklingt,
Wie die Nuß im Feuer ſingt:

Schätzchen, o du kommſt mir juſt,
Daß ich meine Schätze grabe.
Wieder einmal meine Luſt
Am verborg'nen Reichthum habe!
Daß ich prüfe die Juwele:
Deine Aeugelein voll Feuer!
Daß ich meine Perlen zähle,
Deine Zähne blank und theuer!

Zeig' mir der Korallen Schein
An dem friſchen, ſüßen Munde,
Gib mir ſchnell mein Elfenbein,

All' das feingedrehte runde!
Gib mir meine Silberberge,
Die mich weiß und ſelig blenden,
Drin die tauſend Liebeszwerge
Pochen mit den kleinen Händen!
Wie ein Haas im Kohle ſpringt
Ihm das Herz und ſingt und klingt!

Laß mich wägen all mein Gold:
Deines Haares ſchwere Güſſe!
Laß mich zählen meinen Sold:
Zähle mir ein Hundert Küſſe
Blank und baar auf meine Lippen,
Weil uns kein Verräther lauſchet!
Laß mich von dem Weine nippen,
Der mich armen Schelm berauſchet!

Nun verhüll' die Herrlichkeit
Mit den Lumpen, mit den Fetzen,
Daß kein Auge, ungeweiht,
Spähen kann nach meinen Schätzen!
Dieſes Tuch um deine Haare
Dreimal, viermal ſorglich winde,
Daß die gold'ne Schimmerwaare
Ja kein Strahl der Sonne finde!

Und die Dirne iſt davon
Durch den dunkeln Wald geſprungen;
Wieder hat der Burſche ſchon
Seine Föhre aufgeſchwungen.
Wie ihn ſchnell die Beine tragen
Mit dem ſchwanken, langen Raube!
Einen grünen Siegeswagen,
Schleift die Krone er im Staube.
Und vor innerm Lachen ſpringt
Ihm das Herz und ſingt und klingt!

Aus dem Leben.

Flack're, fernes Licht im Thal
Durch die Nacht mit leisem Blinken:
Noch vor Morgen wird dein Strahl
Endlich in sich selbst versinken!

Rausche, singe, schöner Fluß!
Dein Gesang wird fortbestehen;
Aber jede Welle muß
Endlich doch im Meer vergehen.

Nachtviolen, süß und stark
Duftet ihr durch diese Lauben:
O, wie wißt das feinste Mark
Ihr der Erde schnell zu rauben!

Von der warmen Nacht geküßt,
Wißt ihr schnell es auszuhauchen,
Eh' ihr selber wieder müßt
Eure Köpflein untertauchen!

Aus dem tiefen blauen Raum
Perlt ihr leuchtend, gold'ne Sonnen,
Kommt und schwindet, wie ein Traum;
Doch gefüllt bleibt stets der Bronnen.

Und nur du, mein armes Herz,
Du allein willst ewig schlagen,
Deine Lust und deinen Schmerz
Ewig durch die Himmel tragen?

Andre Blumen, andre Wellen,
Andre Sterne, andre Herzen,
Andre Freuden, andre Schmerzen
Werden unerschöpflich quellen,

Digitized by Google

Und, eh' wir noch gar verglommen,
Ganz uns auszulöſchen kommen.
Ewig iſt, begreifſt es du,
Sehnend Herz? nur deine Ruh'!

Lied zum eidgen. Sängerfeſt 1858 in Zürich.

Wir haben hoch im Bergrevier
Den Tannenwald gehauen,
D'raus Euch in weiß und rother Zier
Das Wanderzelt zu bauen.
Herein was nun die Halle faßt,
O Schweizerkind und deutſcher Gaſt!
Und wie's im Bergwald kühn erklang,
Laßt rauſchen hier den Männerſang!

Die grauen Adler ſchrien wild,
Seit wir zuletzt geſungen;
Da iſt der Freiheit Silberſchild,
Gar hell und rein erklungen!
Wir kehrten ein in's eigne Herz,
Da löst' ſich jeder Groll und Schmerz,
Da hatte ſich die Treu gelohnt,
Der Rath, der ſtets im Manne wohnt!

Es ward gerathen, ward gebaut
Auf aller Herren Gaſſen;
Doch jeder that da, ſtill, wie laut,
Was er — nicht konnte laſſen!
Ein Mehrer ſeines Reichs zu ſein
Dünkt ſich der Fürſt im blutigen Schein!
Wir mehrten nur im Heimatland
Den Menſchenwerth mit reiner Hand!

Erhebt die Stimmen froh und hell!
Ringt um des Preiſes Schaale;
Dann ſetzt Euch an den Purpurquell,
Singt abermals beim Mahle!

Und ſingt: das Land iſt eben recht,
Iſt nicht zu gut und nicht zu ſchlecht,
Iſt nicht zu groß und nicht zu klein,
Um d'rin ein freier Mann zu ſein!

Wie grüne Au'n im Firnenſchnee
In alter Zeit verſchwunden,
So hat noch jedes Volk das Weh
Des Endes auch empfunden!
Doch trotzen wir dem Untergang
Noch lange hin mit Sang und Klang!
Noch halten wir aus eig'ner Hand
Dich hoch empor, o Vaterland!

Eidgen. Becherlied.

Der Traube Saft behagt dem Mund,
Doch Müh' erheiſcht der edle Wein,
Und blitzt des Bechers köſtlich Rund:
Sein Silber will gegraben ſein;
Dann harret erſt noch auf das Erz
Des Schmiedes kunſterfahr'ne Hand,
So ähnlich reift des Mannes Herz
Entgegen ſeinem Vaterland.

So ſchwebt das Lied wie Glockenſang
Durch heit're Sommerluft einher
Und kündet laut, daß winterlang
Dem Sänger keine Müh' zu ſchwer!
So ſchafft, bis aus den Bechern blinkt
Der Männer Ehre ſchön verklärt
Und keiner mehr aus Silber trinkt,
Der nicht des Wein's und Silbers werth.

Wie Glück und Glas ſo leicht zerbricht,
Nur etwas ſpäter, bricht das Erz,
Die Schaale ſchmilzt — der Wille nicht,
Er lebt bewegend Herz um Herz.

Die höchſten Tempel ſtürzen ein,
Des Werkmanns reiche Hand verdorrt,
Verwildert ſtirbt am Berg der Wein —
Doch Alles lebt im Liede fort.

Und wo ſein ferner, gold'ner Ton
Aus Trümmern neue Völker hebt,
Blüht auch die neue Rebe ſchon
Und ihre Ranke ſpinnt und webt;
In Wäldern trinkt am Felſenquell
Das Hirtenkind aus hohler Hand,
Bis wieder bringt aus Bechern hell
Der Mann ſein Hoch dem Vaterland.

Wellengerede.

Abend war's, ich ſtand am Ufer,
Wo die Wellen freudig rauſchten
Und, vom Süden her gewaltig
Hergeeilt, am Strand erſchäumten.
Violet war ihr Gewand,
Doch ſie trugen rothe Kronen,
Die von Haupt zu Haupt ſie warfen,
Klangvoll in einander fließend.
Durch der Wolken wildes Jagen,
Einſam, ſah der Abendſtern,
Glänzend wie der Schönheit Auge,
Groß erglühend wie die Sehnſucht.

Und ich ſagte zu den Wellen:
Noch ſo laut und fleißig ſeid ihr?
Doch ich ſeh' nicht, was ihr ſchaffet,
Denn kein Segel iſt zu finden,
Weil es Nacht wird und die müde,
Sorgenvolle Woche endet!

Und ſie riefen laut erbrauſend:
„Feierabend iſt's, wir tanzen

Eben noch für uns ein Tänzchen!
Wie der Hirt den Schnitterinnen
Abendlich den Reigen bläſet,
Alſo ſpielt der wilde Bruder
Uns, der Abendſturm, zum Tanze,
Und er darf uns Alle küſſen!
In der Freiheit, in der Freude
Schlagen wir für uns ein Stündchen!
Wollt ein Schiff uns jetzt befahren,
Müßt es untergeh'n und brechen!
Und wir rathen dir nicht minder:
Freiheit gib auch du den Wellen
Deines Blutes einmal wieder.
Laß das Schiffiein untergehen
Mit dem ſchweren gold'nen Bilde,
Mit der ungeſchlachten Schiff'rin,
Die dein wogend Herz befährt
Schon ſo lang und es bedrücket!
Laß die Furcht und laß die Hoffnung
In empörter Fluth verſinken
Und erfreue dich der Freiheit!"

Ach! die allzu treuen Wellen
Meines unterjochten Blutes
Wollen es nicht ſinken laſſen,
Immer taucht empor es wieder,
Triumphirend fährt's empor,
Schiff und Bild, ach, Schiff und Götzin!
Einzig hilft, es raſch entheben
Und es in der Luft erwürgen.
Alſo that ich in der Nacht,
Still in einer Frühlingsnacht.
Und ich hörte einen Seufzer
Deutlich, wie aus weiter Ferne;
Denn von den Bethörten endlich,
Endlich auch vergeſſen werden,
Thut den ſtolzen Frauen weh
Und ſie fühlen's in der Ferne!

Hutten's Grab auf der Ufenau.

Hier unter dieſem Raſengrün
Wo wir in Jugend ſteh'n,
Da liegt ein Ritter frei und kühn,
Wie keiner mehr zu ſeh'n!
Er floh herein vom röm'ſchen Reich,
Trug einen Lorbeerkranz,
Das Antlitz zorn- und kummerbleich,
Das Aug' voll Sonnenglanz!

Und wo die Wall' den Blumenſtrand
In holder Minne küßt,
Warf er ſein Schwert auf freies Land
Und rief: ſei mir gegrüßt!
In ſchwerer Noth ſank er dahin,
Zerbrochen das Gebein;
Doch glühte noch ſein ſtarker Sinn
Im Tod wie junger Wein!

Nun weht ſein Schatten um uns her,
Nun ruft ſein Geiſt uns zu:
„Ich war ein Schiff auf wildem Meer,
Ich kannte keine Ruh'!
Ihr wißt, was ich geſtritten hab'
Und was gelitten auch!
Doch ſtieg' ich nochmals aus dem Grab,
Uebt' ich den gleichen Brauch!"

„Die Qual verfliegt, die Sorg' iſt klein,
Nun bin ich unbeſchwert!
Die beſten Freunde nannt' ich mein
Und fand mich ihrer werth!
Ihr lieben Brüder, wagt es nur
Und acht't die Noth gering!
Das Elend zeigt die gold'ne Spur,
Wo ſich ein Held erging!"

Du lichter Schatte, habe Dank!
Gut ſprach dein kühner Mund,
Und wem das Herz von Zweifel krank,
Der wird an Dir geſund!
Wie dieſe luſtige Silberfluth
Dein Grab ſo hell umfließt,
So uns dein unentwegter Muth
Das frohe Herz umſchließt!

Der Schild der Waadtländer.

Erinnerung an Ferdinand Floco.

An der Brücke zu Lauſanne
Hängt der Wappenſchild von Waadt,
Darauf Vaterland und Freiheit
Froh das Volk geſchrieben hat!
Erzgegoſſen glänzt das Wappen,
Zu der Sonne ſtrahlt die Schrift:
Alſo ſchreibt man in Helvetien
Und von Eiſen iſt der Stift!

Sieh! im regen Brückenwandel
Malet ſich ein ſchönes Bild:
Liebend hebt ein kleines Mädchen
Ihren Bruder vor den Schild,
Lehrt ihn ſchreiben jene Worte
„Freiheit und das Vaterland!“
Und ſie führt des Knäbleins Finger
Mit der wenig größern Hand.

Und ſie lenkt den zarten Finger
An dem Erze auf und ab,
An den ſonndurchglühten Zeichen,
Die das große Rom uns gab.
Und wie von der Kinder Locken
Gold in Gold zuſammenfließt,
Von der Wangen Freudenröthe
Roſ' an Roſe glühend ſprießt.

Aber auf derſelben Brücke
Einſam geht ein fremder Mann,
Wandelt mit ergrautem Haare
Still und kühl in Acht und Bann;
Er gewahrt das Spiel der Kleinen,
Raſcher fließt ſogleich ſein Blut,
Doch um ſchmerzlich nur zu klagen
Um verlor'nes höchſtes Gut!

„Welche Worte ſeh' ich ſchreiben
Hier die Unſchuld und das Glück!
Wehvoll wenden ſie mein Sehnen,
Frankenland! zu dir zurück!
Was mir dort in Blut und Gräuel
Im Verrath zuſammen brach,
Lehret hier ein Kind das and're,
Singt der Vogel auf dem Dach!

„Iſt denn euer Himmel blauer,
Schweizer! gold'ner euer Korn?
Sind denn laut'rer eu're Brunnen,
Eure Roſen ohne Dorn?
Glück und Unſchuld, ach! ſie bauen
Wohl allein der Freiheit Reich!
Ob ihr ſchuldlos ſeid — nicht weiß ich's —
Doch geſegnet ſeh' ich euch!"

J. von Tſchudi.

Dr. Friedrich von Tſchudi wurde den 1. Mai 1820 in Glarus geboren. Bis 1836 ward er im väterlichen Haus erzogen, beſuchte 1836—38 das Gymnaſium und Collegium humanitatis in Schaffhauſen, an welchen Anſtalten der berühmte Philolog Bach und der Germaniſt Götzinger wirkten. Im Jahre 1838 bezog er die Univerſität Baſel, wo er ſeine philologiſchen Studien unter Wacker-

nagel, Vischer, Gerlach ꝛc. fortsetzte; 1839—1840 widmete er sich auf der Universität Bonn philologischen und theologischen Studien unter Nitzsch, Brandis, G. Kinkel ꝛc. und in den Jahren 1840—1842 theologischen und besonders auch philosophischen Studien an der Universität Berlin. Frühling 1842 bis Herbst dieses Jahres brachte er zum Abschluß seiner theologischen Studien in Zürich zu, nachdem er in frühern Ferien Reisen nach Belgien, Holland, Nord- und Ostdeutschland und später auch nach Oberitalien gemacht hatte.

Im Herbst 1842 bestand J. von Tschudi das theol. Examen und erhielt die Ordination in St. Gallen, wohin seine Familie übergesiedelt war. Im Januar 1843 wurde er zum Stadtpfarrer von Lichtensteig gewählt und verlebte hier glückliche Jahre, bis 1847 anhaltende Brustleiden seine Resignation und Uebersiedlung nach St. Gallen veranlaßten, wo er auf seinem Landgute den Studien und der Landwirthschaft lebte.

In den Jahren 1849—1852 verband er sich mit Jeremias Gotthelf und A. E. Fröhlich zur Herausgabe der „Illustrirten Zeitschrift für die Schweiz", war Mitarbeiter an den „Elsäßischen Neujahrsblättern" von Aug. Stöber und Fried. Otte, an den „Alpenrosen" von Reithard, an der von freisinnigen Schweizertheologen herausgegebenen „Kirche der Gegenwart" sowie an mehrern naturwissenschaftlichen Zeitschriften. Im Jahr 1853 erschien die erste Ausgabe von Tschudi's berühmten Werk „Das Thierleben der Alpenwelt", von welcher klassischen Leistung gegenwärtig die VIII. Auflage im Drucke liegt und bis jetzt eine englische und zwei verschiedene französische Uebersetzungen erschienen sind. Zehn Jahre nach der ersten Ausgabe des „Thierlebens der Alpenwelt" erschien v. Tschudi's „Landwirthschaftliches Lesebuch", eine gekrönte Preisschrift, die bis 1865 vier Auflagen von je 3000—5000 Exemplaren erlebte; 1861 seine „Geschichte des Waisenhauses in St. Gallen".

Als Mitglied des städtischen Schulrathes war v. Tschudi neben Dr. Weder unter harten Kämpfen besonders thätig für Gründung der gemeinsamen Kantonsschule und war erst Vizepräsident, dann Präsident des Kantonsschulrathes. Bei der Reorganisation des staatlichen Erziehungswesen wählte ihn die Regierung zum Vizepräsidenten des neuen Erziehungsrathes. Daneben war er Präsident der kantonalen und der schweizerischen landwirthschaftlichen Gesellschaft, sowie erster Präsident des kantonalen historischen Vereins bis 1864. In diesem Jahre wurde er auch zum Mitglied des großen Rathes gewählt; 1862 hatte er von der Universität Basel die philosophische

Doktorwürde erhalten. Fr. v. Tschudi ist ferner Ehrenmitglied der kaiserl. russischen Akademie zu Moskau, des schweiz. Forstvereins, des schweiz. Bienenzuchtvereins, der naturforschenden Gesellschaft des Kts. Graubünden, der ökonomischen Gesellschaft des Kantons Bern, der landwirthschaftlichen Vereins des Kantons Aargau, des Clubjurassien und gegenwärtig Centralpräsident des schweiz. Alpenklubs. Diese Daten genügen, um die Felder der Wirksamkeit des nach Charakter und Wissen außerordentlichen Mannes zu bezeichnen. Die poetischen Arbeiten v. Tschudi's sind bis jetzt nicht gesammelt. Als spezifischer Dichter kann derselbe nicht gelten; aber er hat nicht nur durch seinen vortrefflichen Styl im „Thierleben der Alpenwelt", sondern auch durch den Inhalt dieses Buches, beziehungsweise die Gewöhnung an eine realistische Auffassung der Natur und des Lebens, die der idealen Kehrseite nicht entbehrt, mächtig auf die poet. Literatur unserer Zeit eingewirkt. Viele seiner Gedichte erfreuen durch originelle Auffassung und stofflichen Gehalt. Sie erinnern an die eigenthümliche Behandlung, die Chamisso seinen Gegenständen angedeihen ließ; das Gedicht „Soldanella alpina" bezeichnet trefflich die bisherige Stellung der heimischen Dichtkunst.

Soldanella alpina.

Geh' nicht vorüber,
Freundlicher Wand'rer,
Hier an der Felswand
Grausigem Absturz!
Siehe das Blümchen,
Bescheiden und lieblich,
Wie ringt sich's so mühsam
Aus ödem Gestein.

Das Alpenglöcklein
Mit dunkelm Blatte
Und bläulichem Köpfchen,
Es wächst am Schneefeld
Es schwankt im Winde,
Es starrt im Froste,

Iſt ohne Düfte,
Demüthigen Weſens,
Ein einſam Gewächs.

Wer liebt es, wer pflückt es?
Wer tränkt es und pflegt es?
Wer höret es läuten,
Das Glöcklein am Schnee?

Die Sonne, die lockt es
Aus ſchmelzendem Schneekleid,
Der Wanderer pflückt es,
Die Wolke, die tränkt es,
Allmutter Natur, die
Keins ihrer Kinder
Verlaſſen, vergeſſen,
Die Mutter ja pflegt es.

Und wer hört es läuten?
Ein gläubiges Herz nur,
Das hoffet und liebet,
Das traurig und innig iſt,
Nicht viel auf Erden hat
Gleich wie das Glöcklein,
Das hört ſein Geläut.

So ſtehſt du am Felſen,
O heimiſche Dichtkunſt,
Ohne Düfte und Schöne,
Halb traurig, halb fröhlich,
In Demuth und Treue,
Und läuteſt das Heimweh
In's tiefſte Gemüth mir,
Und ſteheſt faſt trotzig
In einſamer Freiheit
Wie das Glöcklein am Schnee.

Frei.

Das hochmüthig falſche Weſen will
Mir rauben den eigenen Sinn,
Will mich nicht laſſen geneſen ſtill
Des Glaubens, deß ich bin.
Die Frommen und die Freien
Sind harte Herren allzumal
Und möchten dich regieren gern
Auf's Beſt' — nach ihrer eig'nen Wahl.

Da geht mir am Ende die Demuth aus:
Ich jage die Herren fein
Mit Spott und Schanden aus dem Haus,
Will durchaus nicht regieret ſein,
Will haben mein eigen Gemüthe
Nach altem frommem Dichterbrauch,
Mein' eigne Luſt, mein' eigne Stimm',
Mein eigen Neſt und meinen Strauch.

Allein.

Es wallt der Mond durch ſeine Nacht allein,
Es fährt der Steiger in den Schacht allein,
Es hebt ſich aus des Hochlands Felſenwällen
Des Urgebirgs granitne Pracht allein.
So ſteht wohl auf des Lebens ſtolzen Höhen
Ein großer Geiſt in ſeiner Macht allein;
Doch iſt es wenig Herzen nur gegeben
Zu tragen, was die Zeit gebracht, allein,
Zu kämpfen in des eig nen Buſens Tiefen
Mit Zorn und Schmerz die blut'ge Schlacht allein,
Zu pflücken in des Glückes Roſengarten
Die Blume, die der Stunde lacht, allein.
O ſuche du, du kannſt ihn doch nicht miſſen,
Den Freund, der dieſe Nacht verwacht allein.

Du biſt mein Stab.

Du biſt mein Stab, an dem ich wanke nur,
Mein Leben du, ich dein Gedanke nur;
Du biſt der ſich're Anker in dem Grund
Und ich die Fluth, die ihn umſchwanke nur.
Du lebſt ein hohes ſtilles Gottesleben,
Ich lebe nur von dir und kranke nur;
Du biſt das Marmorbild, das heilige,
Und ich an dir die Epheuranke nur.

Altes Glück.

Du biſt mir längſt geſtorben
Und haſt mir kaum gelebt,
Was iſt's, daß meiner Seele
Dein Bild ſich ſtets verwebt?
Du haſt in Kindesträumen
Dir einſt den Kranz erworben —
Nun iſt nach andern Räumen
Schon längſt dein Traum entſchwebt.

Wie an dem Licht die Roſe
So glüht' ich auf an dir,
So zuckte in der Knoſpe
Ein Wunderleben mir.
Ich neigte deiner Schöne
Mein Herz, das makelloſe —
Verſöhne jetzt, verſöhne
Ein wundes Leben hier!

Und kannſt du nimmer heilen
Das Leid, das du gebarſt,
So nimm zurück den Zauber,
Den du mir noch bewahrſt.

Doch nein! In bangen Nächten
Hilf mir die Schmerzen theilen
Und ſteh' zu meiner Rechten
Als Heilige, wie du warſt.

Eine Leiche in Berlin.[1]

1846.

Hier iſt die Straße, . . . wohl! und hier das Haus,
Noch bringen ſie den Todten nicht heraus.
Ich bin zu früh . . . doch konnt' ich nicht mehr ſäumen,
So lag's auf meiner Bruſt mit Zentnerlaſt
Den ganzen Morgen; jetzt bin ich gefaßt;
In dieſer Ecke kann ich ſeh'n und träumen.

Und träumen? O mein Gott! Wohl iſt's ein Traum!
Ein langer Tag für ihn, ein Morgen kaum
Für mich, zu lieben ihn und zu verehren.
Ein Morgen! Ja, du haſt in meine Nacht
Des neuen Tages Sonne mir gebracht,
Um mir des Lebens Räthſel zu verklären.

Du haſt die Zeit, den Geiſt, die Welt erkannt,
Du warſt ein Prieſter uns, von Gott geſandt;
Wir nannten ernſt und liebend deinen Namen.
Du greiſer Sämann, deine ſtille Saat
Sie keimt vor Gott — und unſer iſt die That, —
Dein das Gebet – und unſer iſt das Amen!

Einſt zogen wir mit hellem Fackelſchein
In langem Zug durch dieſe Pforte ein;
Ich hatte zitternd dir ein Lied geſchrieben.
Froh klang's empor in heller Sternennacht,
Du haſt dem freien Geiſt ein Hoch gebracht —
Gebeugter Greis, er iſt dir treu geblieben.

[1]) Marheineke.

Da ſank die Fackel . . Still! Der ſchwarze Zug!
Muß es ſchon ſein? O tragt ihn ſanft! Er trug
Uns Alle auch mit Liebe und Vertrauen.
Doch wie, was iſt's? Mein Auge ſucht und mißt
Die ſonſt mit ihm gelehrt; mein Gott, es iſt
'Ein Einz'ger nur in dem Geleit zu ſchauen.

Ein Einz'ger nur! O grollt dem Todten nicht,
Die Glaub' und Lieb' ihr lehrt! Gott hält Gericht
Und wird den rechten Knecht mit Ehren ſchmücken.
So groll' auch nicht, mein Herz! Es kommt dein Tag;
Er wird mit allgewalt'gem Flügelſchlag
Die letzte Thrän' im Auge dir zerdrücken.

Das Mutterglück.

Am Thurme hat es Mitternacht geſchlagen
Und ſchwere Nacht war's in dem düſtern Zimmer,
Wo Mutter und der kranke Vater lagen.

Seit dreien Stunden war das Fieber ſchlimmer;
Sie wacht an ſeinem Bette unverdroſſen,
Sie lauſcht ihm bei des Lämpleins trübem Schimmer.

So iſt ihr in Gebet und Angſt verfloſſen
Schon manche lange, jammervolle Nacht;
Doch ruht er jetzt, die Augen ſind geſchloſſen.

Sie neigt ſich auf ihn: wohl, er ruht, und ſacht
Rückt ſie, vor Froſt ihn ſchützend, ſeine Decken
Und dankt dem Schlafe, der ihm Ruh' gebracht

Noch darf ſie ſelber nicht des Schlummers ſchmecken —
O Mutterherz — erſt ſucht ſie ihre Kleinen
Mit leiſen Tritten, die kein Kindlein wecken.

Da ruhen ſie, die ſechs Geliebten, Reinen,
Holdſelig wohl der Mutter anzuſchauen;
Es lacht ihr Herz, doch ihre Augen weinen.

„O Vater, dein ſind ſie! Laß mich vertrauen
In deine Hut den zarten Lebensfunken,
Laß fürder mich auf deine Hülfe bauen!“

Und alſo betend iſt ſie hingeſunken
Bei ihrem Säugling in der Bettlein Mitten,
Auf ihn geneigt, die Augen ſchlummertrunken.

So ruhe du! . . . Horch, war das nicht von Tritten?
O weh! Der Vater hat ſich aufgerafft,
Da kommt er leiſe, grinſend hergeſchritten,

Ein bleiches Bild, unſicher, geiſterhaft;
Er hält den Waſſerkrug in ſeinen Händen,
Den ſchweren, zitternd, doch mit Fieberkraft.

Bald wird, o Mutter, all dein Jammer enden!
Schon hebt er ihn mit Lächeln voller Tück',
Um ihn zerſchmetternd dir auf's Haupt zu ſenden. . .

Da regt der Säugling ſich, das Mutterglück,
Im Traume ſtöhnt er auf mit Jammerſchrei'n —
Und ſchaudernd flieht der bleiche Mann zurück.

Die Mutter lullt den Liebling arglos ein
Und geht ergeben wieder hin, zu wachen;
Der Kranke kauert in dem Dämmerſchein
Im Bett' und ſtiert ſie an mit heiſerm Lachen.

Naturleben.

Abenddämm'rung ſchwimmt auf dem Gefilde,
Und der Berg erglüht in rothem Licht;
Buſch zu Buſch und Baum zu Baume ſpricht;
Aus dem Walde wallt ein Wehen milde.

Laue Lüfte, leiſe Lenzeslieder
Fluthen feiernd, freudig durch die Flur,
Und die Blumen träumen, beten wieder
Zu dem guten Geiſte der Natur

Frage nicht nach ihrem Traum und Beten:
Ihr Gebet iſt eben, daß ſie blüh'n,
Und ihr Werk — zur Sonne ſich zu müh'n,
Und ihr Traum — daß keine Stürme wehten:
Laue Lüfte, Frieden zu verkünden
Meinen Blumen in dem ſichern Port;
Heiße Sonne, Samen ſtill zu ründen —
Aber Sturm nur trägt die Samen fort!

Es vergeht der Blüthen ſtolze Schöne,
Wenn die Frucht, die ungebor'ne, reift;
Aus zerriſſ'nem Mutterſchoße greift
Rauh der Wind die zartgepflegten Söhne.
Ach, ſie ſinkt den feindlichen Gewalten,
Doch die Kinder ſind ihr wohlbewahrt:
Hundertfältig fern und nah erhalten
Iſt der guten Mutter gute Art.

Und es lächelt friſch im nächſten Lenze
Dir manch neues Blumenangeſicht;
Daß der Sturm ſie ſäte, ahnſt du nicht,
Siehſt du in die feſtlich frohen Kränze.
Was die feindliche Gewalt zertreten,
Was in ſtummem Schmerz von hinnen ſchied,
Iſt erwacht zu einem neuen Beten,
Iſt dem großen Geiſt ein neues Lied.

E. Dößekel.

Eduard Dößekel wurde im Jahr 1810 in Seon, Kanton Aargau, geboren. Er ſtudirte die Rechtswiſſenſchaft und bekleidet ſeit 1841 bis heute das Amt eines Oberrichters ſeines Kantons. Während dieſer Zeit iſt es ihm nicht gelungen, den Konflikt der Pflichten ſeiner bürgerlichen Stellung mit dem Drang ſeines angebornen künſtleriſchen Talentes zur Ruhe zu bringen. Es bildet dies eine Diſſonanz, die in ſein Blut und Weſen überging und für ihn eine gewiſſe Mißſtellung im bürgerlichen Leben erzeugte, welche den ohnehin ausgeſprochenen Hang des Dichters zur Zurückgezogenheit nährte. Dößekel verlebte den größern Theil ſeines Mannesalter in ſeinem heimathlichen Dorfe Seon, in einem freundlichen, ſchön gelegenen Tuskulum. In ſeinem künſtleriſchen Streben kam ihm von außen wenig Förderung entgegen; die Anregung Tanner's brachte ſein Schaffen erſt recht eigentlich in Fluß. Die Freundſchaft flocht, zumal in jüngern Jahren, die ſchönſten Blumen in ſein Leben.

Gedichte von Eduard Dößekel. Bern 1851. Verlag von Jent und Reinert.

Zerſtreute Gedichte in den „Alpenroſen“ (1848—1854), „Zukunft des Volkes“, „Schweiz“ (1860—1866), welche der Verfaſſer ſoeben für Herausgabe eines zweiten Bändchens geſammelt hat.

E. Dößekel gehört zu den wenigen lebenden ſchweizeriſchen Dichtern, welche nicht bloß eine Ahnung davon beſitzen, was man unter Kunſt verſteht, ſondern ſelber mit der Anlage des Künſtlers geboren ſind und darum von Gottes Gnaden und nicht von der Menſchen Gnaden Poeten heißen. Seine plaſtiſche, nicht eben kühne oder leidenſchaftlich bewegte Phantaſie umfaßt mit gleicher Liebe die reale wie die ideale Seite des Lebens und iſt mit einer großen Zartheit der Empfindung und einer tüchtigen Geſinnung gepaart. Dößekel's Dichtungen ſind aus dem Dämmerſchatten eines ſinnigen Gemüthes herausgeboren und an der Sonne eines edlen Geiſtes gereift. Da der Dichter neben dem Schönen ſtets das Edle ſucht, ſo tragen ſeine Poeſien durchweg den Stempel der Lieblichkeit und Anmuth, ſelbſt da, wo eine derbere, realiſtiſche Auffaſſung vorwaltet; nie beleidigen oder verwirren ſie uns durch ironiſche Schatten. Die Poeſie macht unſern Dichter glücklich; die Früchte, welche er in ihrem Garten pflückt, laben und erquicken deshalb auch Andere. In den meiſten Gedichten iſt jene ſchöne, einheitliche Stimmung vor-

*

handen, welche das Wesentliche der ächtpoetischen Wirkung ausmacht; ihr Verfasser reiht nicht zusammenhanglos eine Menge von glänzenden Bildern auf die Schnur der Reflexion; er gebraucht wenig kühne poetische Figuren; der Ausdruck ist bei ihm schlicht, aber gewählt und von plastischer Schönheit.

Tößekel kultivirt nicht das rein lyrische Lied; er hat eine Vorliebe für die nämliche Stoffwelt, welche sein Freund Tanner bearbeitet hat, für das Stillleben. Seine Poesie ist zunächst sinnige Betrachtung der Natur („Naturlieder") und hat als solche auch eine leise didaktische Seite, da er, wie Tanner, die Natur und ihre Vorgänge und Zustände als Symbole für die sittlichen Beziehungen der Menschen unter sich und zu ihrem verborgenen Grund ansieht. Er erfaßt sodann als Stoff direkt die Menschenseele mit ihren Stimmungen und ethischen Bedürfnissen, („Vermischte Gedichte") oder endlich, er sucht denselben Inhalt in schlagenden und ergreifenden Bildern aus dem Leben zu objektiviren („Lebensbilder"). In den Naturbildern steigert sich der Ton von elegischer Weichheit bis zur markigen Frische; in den „Lebensbildern" verräth der Dichter eine bedeutende Kraft der poetischen Gestaltung. Wie schön empfunden und trefflich durchgeführt sind in dieser dritten Abtheilung die Gedichte „Tasso auf Sorrent", „Fra Diavolo", „Der Bettelbube", „Der Handwerksbursche", „Die Begegnung", „'s Wienecht-Chindle" u. a. m.; wie lieblich ist in anderer Richtung „Das Dorfkirchlein", wie kindlich-heimelig „Nachtrag", wie reizend „Dreimaliges Wiedersehen", wie frisch und gesinnungstüchtig „An meinen Wanderstab", wie innigzart „Stilles Wesen".

Was den sittlichen Standpunkt unsers Dichters betrifft, so ist er ebensoweit entfernt vom Schlaraffenleben eines poetischen Quietismus als von Prüderie und philisterhaften Anschauungen. Er hat und verlangt überall ein ernstdurchglühtes Streben nach den höchsten Zielen (vgl. das Gedicht „Fernes Ziel") aber er kennt und predigt auch eindringlich die Pflicht der weisen Selbstbeschränkung.

Tößekel ist einer unserer begabtesten Schweizerdichter. Er ist auch im Sinngedicht bedeutend; seine neuern zerstreuten Gedichte, sind leider bis jetzt dem Publikum in keiner besondern Sammlung zugänglich. Wir machen unter diesen spätern Erzeugnissen namentlich noch auf die in der „Schweiz" (Jhrg. 1862) erschienene „Orgelphantasie" aufmerksam. Was er von sich selbst und von jedem ächten Dichter verlangt, hat er in folgenden vier Sinngedichten „An den Dichter" schön und bündig ausgesprochen:

1.

Läut're dich Dichter, zunächſt hinauf zur edelſten Menſchheit
Hebe Geſang nicht an, bis du die Laute geſtimmt!
Leuchte mir, herrliches Wort, vom Munde des Meiſters, des hohen,
Als ein Stern durch's Gewölk, weiſend in Leben und Kunſt.

2.

Ja bekämpfe die Welt, verfolge Verkehrtheit und Laſter,
Aber bedenke, o Freund, welche der Waffen dir ziemt!
Läut're bildend den Stoff, den du im Rohen gewonnen,
Und bereite den Sieg ſtill mit der Schönheit Macht.

3.

Diene dem Göttlichen nur, dem ewig Wahren und Reinen,
Sei es in Feier und Ernſt, ſei s in Humor und Spott;
Schilderſt du lüſternen Sinnes entfeſſelter Triebe Verwirrung,
Magſt du Poet wohl ſein — aber du biſt Rabuliſt.

4.

Singe was lieblich und hold, was ewig die Herzen beglücket!
Bietet das Leben denn nicht jedem des Trüben genug?

Die Steinreiche.

Siehſt du den Felſen aus dem Thale ragen?
Hinan in Wolken düſter, grau zerklüftet,
Aus ſeinen Spalten wilde Sträucher ſchlagen,
Die Blätter weh'n vom Abendhauch durchlüftet.

Da rankt, der Rieſenſchlange gleich gewunden,
Ein Eichbaum ſich mit zwergeknorr'gen Zweigen:
Wie hat er wohl den Weg hinaufgefunden,
Den nur des Bergs verſchwiegne Geiſter zeigen?

Mir ward — als ich an tiefſter Herzenswunde
Geirrt auf Graten und auf ſchwanken Stegen —
Mir ward vertraut auf Windeshauch die Kunde;
Verwandter Sinn verſteht auf halben Wegen.

Da weil' ich — flüſtert es — ſei langen Jahren
In dieſem Steinreich freund- und weltverlaſſen;
In düſterm Brüten bin ich wohl erfahren,
Das mag die Bruſt, die Triebe hat, nur faſſen.

Einſt, als ich noch umhüllt im Schoos der Schale,
Als Eichel ahnungsvoll geruht, geträumet,
Trug mich ein Fittig, rauſchend über'm Thale,
Und ſetzt' mich ab, wo dieſer Fels ſich bäumet.

Es ſchwoll der Kern, die Schale mußte ſpringen,
Ein Blättlein guckt' in ſchüchternem Entzücken,
Und höher bald ſah man das Stämmchen dringen,
Ringsum mit Zweigen jugendlich ſich ſchmücken.

Und emſig drang die Wurzel nach dem Grunde,
Und flocht und wob ein künſtliches Geſchlinge.
Das bohrt' und ſog ſo durſtig in der Runde,
Daß es nach oben Kraft und Wachsthum bringe.

Doch wie es weiter ſeine Faſern ſpann — o Schrecken,
Stieß es auf Felsgezacke ſonder Ende;
Da war kein Quell der Nahrung zu entdecken,
Wohin es auch die Augen ſuchend wende.

Ein wenig Erde, Thau und Schnee und Regen
War alles, um zu friſten dieſes Leben;
Da ging der Puls in immer mattern Schlägen,
Verkümmert ſtockt' ein frohentfaltet Leben.

Siehſt du im Waldesdunkel jener Halde
Gewaltig einen Eichbaum ſich erheben —
Weitragend — ſelbſt ein Wald aus niederm Walde —
Die breiten Aeſt' wie Rieſenflügel ſchweben?

Um ſeinen Gipfel kreiſt der Adler wiegend,
In ſeinen Zweigen ſchläft die ſcheue Eule,
Und unten tief, im würz'gen Schatten liegend,
Gemächlich kaut der Hirſch auf müder Keule.

Die Krone glänzt lichtgolden an der Sonne
Und wirft die Schatten weithin in die Gründe;
Darunter brauſt des Baches Jugendwonne
Und eilt zum Rad in lieblichem Gewinde.

Einſt lagen wir, des gleichen Stamms Genoſſen,
Zwei Eicheln, brüderlich auf kühler Erde.
Uns trennt' das Loos — und jener konnte ſproſſen,
Dieweil ich kam auf karge Felſenerde.

In ſand'gem Grund, in Sonne, Licht und Stürmen
Konnt' ungehemmt er ſeine Kraft entfalten;
Und jedes Jahr ſah kühner ihn ſich thürmen,
Auslangen weit in knorrigen Geſtalten.

Doch ich — da ſeufz' ich, eingeklemmt, gefangen;
Mir hilft kein Drehen, Winden und kein Ringen,
Und krüppelhaft muß ich vom Felſen hangen,
Statt kraftbewußt das Haupt im Sturm zu ſchwingen.

In unſerm Herzen ſchliefen gleiche Triebe,
Als wir noch weilten in den engen Schalen:
Mir ward verſagt der Fügung Gunſt und Liebe;
Ach höh'res Sehnen wurde mir zu Qualen!

Und wenn am Sommerabend goldburchleuchtet
Die ſchlanken Gipfel in den Lüften ſchwanken,
Und wenn die Fluren leis der Thau befeuchtet:
Da — brüt' ich ſtill ob ſchmerzlichen Gedanken!

Herbſtbilder.

Von dem Abhang grüner Matten,
Sanft Geläute, Herdenklang:
Kauernd lagern ſich die Satten,
Füllen flieh'n die Höh'n entlang.

Und der Knab' am Hage feuert,
Luſtig kräuſelt blauer Rauch,
Wegſtipitzte Aepfel ſcheuert
Er im Kohl nach altem Brauch.

Und er jubelt und er dudelt
Froh ein Liedchen in den Wald;
Hat die Schule ihn gehudelt,
Legt ſich hier die Sorge bald.

Singe nur, du muntrer Knabe,
Juble in die Welt hinein,
Einmal nur glänzt dieſer Gabe
Wonnig holder Morgenſchein.

So auch zog ich auf die Weide,
Kochte Aepfel ſo wie du,
König im geflickten Kleide,
Ritter im zerrißnen Schuh.

Doch die Tage ſind vergangen,
Liegen ferner ſtets zurück,
Wie die Schatten mälig langen,
Naht der eig'ne Herbſt dem Blick.

Wohl, er komme — doch an Milde
Und an Segen ſüß und reich,
An der Weisheit Ebenbilde
Sei er dieſem Herbſte gleich.

Vorübergang.

Traulich ſitz' ich hier verborgen
In der Zweige grüner Nacht;
Laſſe heute, laſſe morgen
Herz und Träume unbewacht.

Leiſ' des Lebens Bilder ziehen
Buntgeſchaart von nah' und fern;
Allem Wandern, allem Fliehen,
Winkt der traute Abendſtern.

Wohl beſchau' ich euch, ihr Bilder,
Hier von dieſer ſtillen Höh',
Doch mir ſagt ein Hauch, ein milder,
Daß ich ſelber mit euch geh'.

Das Maicrisle.

In Waldesgrund, im Traum der Schatten,
Wo Pan und Nymphe ſich geſellt,
Wo Kühlung weht dem Schlummermatten,
Erblühteſt du in ſtiller Welt.

In deines Buſens tiefe Fülle
Sogſt du des Waldes Zauber ein,
Geheimes Weh'n belebter Stille,
Des Mondes ſüßen Dämmerſchein.

Nun hauchen ſie aus deinen Düften,
Die Geiſter trauter Einſamkeit;
Ich ſpür' das Zimmer mir durchlüften
Mit würz'ger Waldesdunkelheit.

Meinem Thale.

Ach, ſchon bin ich tauſendmal
Dieſen Pfad gegangen!
Schönes, trautes Heimatthal,
An dir muß ich hangen.
Und ſo oft ich komm' und geh',
Biſt mir immer lieber,
Leiteſt über manches Weh'
Mir den Blick hinüber.

Hier der Wieſen ſchwellend Rund,
Eingefaßt von Fohren,
Hinter dieſem wald'gen Grund
Schau', wie auserkoren;

Blaue Berge, gold'nen Strom,
Burgen, Rebgelände,
Aus Gezweig ein grauer Dom,
Kühne Felſenwände.

Jedes Plätzchen ruft mir zu
Leis mit holdem Deuten:
Dort zu jener Wölbung Ruh'
Durft' ich Sie begleiten.
In der Buche grüner Nacht
Lag der Freund vor Jahren;
Dort und hier in Wald und Schacht
Hab' ich was erfahren.

Doch, und kenn' ich jeden Strauch,
Kann ich's nie erſchöpfen,
Schein' auch toll ein ſolcher Brauch
Weltgeſinnten Köpfen:
Ewig, ewig bleibſt du neu
Wechſelvolles Weilen!
Machen uns die Menſchen ſcheu,
Weißt du ſtill zu heilen.

Flüſternd haucht ein Geiſtermund
Mir ins Ohr die Lehre:
Baue fort auf dieſem Grund,
Einſt noch bringt es Ehre.
Nicht im Vielerlei zergeh'n,
Eines recht ergründen;
Eines ganz und tief verſteh'n,
Lehrt die Wahrheit finden.

Der Unzufriedene.

Kranken Sinnes, Bruſt verſchloſſen
Schweift' ich trüb durch Dorn und Fohren,
Wo ſich jeder Pfad verloren,
Fortgehetzt von inn'rer Haſt.

Und ich klagte tiefverdroſſen:
Alles iſt mir ſtets entgegen,
Fahret hin denn — meinetwegen
Jeder Tag iſt mir zur Laſt.

Und am allerſtillſten Orte
Setzt' ich mich in meinem Kummer,
Und verſank in Fieberſchlummer
Auf geknicktes Tannenreis.
Und da war's, als hört' ich Worte,
Hört' ein Klingen durch die Räume,
Und die Schatten meiner Träume
Flüſterten in's Ohr mir leis:

Willſt du alles Danks vergeſſen,
Zweifeln an des Vaters Güte,
Der des Lenzes holde Blüthe
Eben duftend ausgeſtreut?
Willſt du deſſen Weisheit meſſen,
Der die Raupe ſtill entfaltet,
Der die Firnenwand geſtaltet,
Ewig Nacht und Tag erneut?

Jedes Ding hat ſeine Weiſe;
Wie der Pappel dort am Bache,
Wie der Schwalbe unter'm Dache,
Wird das Deine dir zu Theil.
Reine lenkt die Fügung leiſe,
Schwache muß das Feuer ſtählen,
Böſe muß der Teufel quälen,
Wie es paßt zu Jedes Heil.

Laſſe du dein weichlich Grämen,
Wiſſe denn: du ſollſt entbehren,
Sollſt dich regen, ſollſt dich wehren,
Bis du deiner Kraft bewußt.
Laſſe nicht im Kampf dich lähmen,

Trage muthig die Beſchwerde:
Willſt du, daß ſie leichter werde,
Such' den Sieg in deiner Bruſt.

Treue.

Es iſt doch nichts auf dieſer Welt,
Als wenn ein Herz ſich uns geſellt
In Liebe;
Dann haſt du einen ſichern Stab,
Und fiele alles von dir ab,
Es bliebe, ja bliebe.

Was iſt doch Gold und Gunſt und Ehr'?
Das Herz wird öd', der Sinn wird ſchwer
Von Sorgen;
Die Menſchen ſind gar ſpitz und klug,
Doch unverſehens bricht der Krug
Schon morgen, ja morgen.

Und mußt du über Land und Meer,
Da wird das Scheiden ach ſo ſchwer,
Ach ſcheiden!
Doch bleibt die Treu', ſie iſt kein Glas,
Sie grünet wie aus Ufergras
Die Weiden, ja Weiden.

Und holt der Tod vielleicht dich ab,
Da weilt ſie ſtill auf deinem Grab
Mit Sehnen;
Sie pflanzet Blumen weiß und blau,
Und an dem Blatte hängt der Thau
Der Thränen, ja Thränen.

Drum iſt doch nichts auf dieſer Welt,
Als wenn ein Herz ſich uns geſellt
In Liebe;

Dann haſt du einen ſichern Stab;
Und fiele alles von dir ab,
Es bliebe, ja bliebe.

Meinem Wanderſtabe.

So komm denn aus der ſtaub'gen Ecke,
Geprüfter Stock, ſo komm heraus!
Wir wollen fort! Nicht gleich der Schnecke
Iſt angewachſen mir das Haus.
Wir wollen wieder einmal lüften
Den Stubendunſt, den Bücherſtaub,
Rein baden uns in Morgendüften,
Und ruh'n am Bach im friſchen Laub.

Ich hab' dich einſt im Hag geſchnitten
Von einem ſtroz'gen Schlehendorn,
Ich zog dich dann zu beſſern Sitten, —
Du warſt von hartem Schrot und Korn!
Ich hab' lackirt dich und beſchlagen,
Geziert mit Schnitzwerk dieſen Griff,
Nun weißt du Ungemach zu tragen,
Und Thal und Wald durchdringt dein Pfiff.

'S war in des Lebensfrühlingstagen,
Wo jede Hoffnung lieblich blüht,
Wo alle Pulſe voller ſchlagen,
Und Glaube treu im Auge glüht;
Wo Freundſchaft die geweihten Hallen,
Der Himmel Liebe uns erſchließt —
Kurzum zur Zeit, da Allen, Allen
Der Freuden reinſter Nektar fließt.

Wir ſind uns ſeitdem treu geblieben,
Es iſt ſchon manches ſchöne Jahr!
Die Reisluſt hat uns ſtets getrieben,
Sobald es Fluth im Beutel war.

Wir haben manche Fluh erklettert,
Wir haben manches Thal durchſtreift
Bei Sonnenſchein, und wenn's gewettert
Im Lenz, und wenn der Jänner pfeift.

Ich ſah es neidlos, wenn im Trabe
Die Herrſchaft ſtolz vorüberfuhr
Auf leichtem Rad, mit goldner Rabe,
Mit Rappen aus Saharas Flur,
Wenn der Lackei auf hohem Sitze
Mich zweifelnd von der Seite maß.
Erbost vielleicht ob einem Witze,
Den er auf meiner Miene las.

Wie ſchritt ich leicht, die ſchmucke Taſche,
Die Kürbisflaſche umgehängt,
Den Kragen frei in leichter Maſche,
Vom Hut zum Stiefel ungeengt,
Wie ſchritt ich auf beſchwingter Ferſe
Den Schlangenpfad hinauf, hinab,
Und trillerte an einem Verſe,
Und ſchwang dazu den Wanderſtab.

Und wo ein Plätzchen unter Bäumen
Den Wand'rer lud zur kühlen Raſt,
Da lagert' ich mich ohne Säumen,
Und war mein Wirth und munt'rer Gaſt.
Vor mir die Bucht, die grünen Auen,
Den Felſenſprung, den klaren Fluß,
Verſenkt' ich mich in ſinnend Schauen,
In ſeligſten Naturgenuß.

Und glänzt' der Abend durch die Fichten,
Da ſucht' ich eine Herberg mir;
Doch nicht, wo ſich die Stockwerk' ſchichten,
Wo funkelt eine Flügelthür,
Nein, wo am Fenſter eine Roſe,
Die Rebe grün das Haus umſchlingt,
Wo eine Locke zierlich loſe,
Ein ſchönes durch's Aug' Laubwerk dringt.

Und traun, nicht hab' ich's zu bereuen,
Daß meinem Sinn ich nachgelebt!
Der wird ſich niemals herzlich freuen,
Der über Ziel und Schranke ſtrebt.
Ich hab' manch Röslein heimgetragen,
Wo dürr es an der Wand noch ſticht,
Du wüßteſt wo und wann zu ſagen;
Doch, wackrer Freund, du plauderſt nicht!

So wollen wir zuſammenhalten,
Will's Gott, noch eine ſchöne Zeit!
Noch manches Thal ſoll ſich entfalten,
Noch manche Fernſicht weit und breit!
Und wollen meine Beine wanken,
Trägt mich der Hippenmann davon,
Ei nun — ſo ſteht's ſchon in Gedanken —
Vererb' ich dich auf meinen Sohn.

Er hält dich nach Gebühr in Ehren;
Und flüſt're du ihm dann ins Ohr:
Laß dich vom Beiſpiel nicht verkehren!
Streb' über dich nicht ſelbſt empor!
Bleib' du ein Freund der ſchlichten Weisheit,
Dem Wanderſtabe bleib' du treu,
Treu der Natur und treu der Wahrheit
Das Uebrige iſt einerlei!

Die Himmelsbraut.

Die Kerze brennt! Wie iſt es ſtill im Zimmer,
Wie feierlich im matten Dämmerſchein!
Ein ſilbern Kreuz erglänzt in mildem Flimmer,
Ich wag's! Auf leiſer Zehe tret' ich ein.

Da liegt ſie ſanft! Im reinen Feierkleide,
Den Brautkranz in der marmorweißen Hand,
Und Myrth' und Roſen blühen als Geſchmeide;
Es ſchlingt ſich zart manch farbig Waſſerband.

Sie ſchläft! wie ſpielt ſo hold, ſo engelmilde
Ein himmliſch Lächeln auf dem Angeſicht:
O knieet leis vor dem Marienbilde;
O ſtöret ja den ſchönen Traum ihr nicht!

Ach nein, ſie wird aus dieſem tiefen Traume
Erwachen erſt in jener andern Welt;
Fern an des Morgenrothes gold'nem Saume
Iſt ihre heit're Wohnung ſchon beſtellt.

Wir ahnten's längſt, ein leichter Engel walle
Hier unter uns in ird'ſcher Huldgeſtalt;
Sie war ſo gut, ſo lieblich gegen alle,
Und herzgewogen war ihr Jung und Alt.

Sie trug den Zug zur Heimat in dem Herzen,
Wenn ſie als Meiſterin am Flügel ſang;
Aus ihrer Rede, aus dem milden Scherzen
Drang geiſterhaft der Heimat ferner Klang.

O ſeht! o ſtets verklärter wird dies Lächeln,
Ihr inn'res Auge hat ſchon aufgeſchaut;
Sie fühlt's, wie Himmelslüfte ſie umfächeln,
Sie hört Geſang: „Willkommen reine Braut!“

Der Orangenbaum.

Im Garten hangen thauend die Gebüſche
Sie duften Gruß dem frühen Sonnenſtrahle,
Es glüht aus Grün und farbigem Gemiſche
Die Goldorange mit der würz'gen Schale.

Da ſteht der Baum. In ſeiner dunklen Krone
Durchſchlingen Früchte ſich mit zarter Blüthe,
Ein ſeltſam Kind aus einer andern Zone,
Den ew'gen Lenz im ſinnigen Gemüthe.

Da ſteht er wohl! — doch aus den grünen Zweigen
Entflüſtern Schmerzenshauche, leiſes Trauern,
Die gold'nen Früchte und die Blüthen neigen
Schwermüthig ſich, durchweht von kühlen Schauern.

Aus ſeiner Nacht da ſummt ein heimlich Klingen,
Wie Kinderträume aus vergang'nen Zeiten;
Das iſt ein Flismen, Flüſtern und ein Singen,
Als wollten Engelſchwärme ſich verbreiten.

Vernimm, vertrauter Sinn, die ſelt'nen Töne:
In tiefer Fern' am thauigen Geſtade
Da glänzt ein Land von zauberhafter Schöne:
In Schatten ruht die blühende Najade.

Es prangt und duftet rings, ein Feengarten,
Durch den ſich Grotten, klare Bäche ſchlingen,
Wo hinter'm Buſche junge Faunen warten,
Und Philomelen auf den Zweigen ſpringen.

Es wölben ſich ob Quellen dunkle Haine,
Um Felſen ziehen Kaktus, Myrth' und Feigen;
Und zauberhaft in ſtillem Mondenſcheine
Paläſte hoch aus ſchatt'ger Tiefe ſteigen.

Es ruht das Meer im leichten Spiel der Wogen,
Es ſäuſeln linde abgekühlte Lüfte.
Die Welle plätſchert an der Brücke Bogen
Und rauſcht zurück, nachhallend durch die Klüfte.

Dort duften ſie die Brüder all', die lieben,
Dort weilt' auch ich in meines Lenzes Tagen
Von rauher Hand ward dort ich früh vertrieben,
Und ach, ins ferne kalte Land verſchlagen. —

Da weht kein Hauch für meines Herzens Fühlen;
Die Winde ziehn vom Berge her, dem kahlen,
Und frieren muß ich in der Nacht, der kühlen,
Und ſelbſt die Sonne hat nur matte Strahlen.

Und ob es grünen mag in meinen Zweigen,
Ob Bluſt und Früchte ſpärlich auch erglühten,
Es iſt nicht Trieb, nicht frohes Luſterzeigen,
Es ſind der Sehnſucht karge Schmerzensblüthen.

Fra Diavolo.

Die Kette klirrt! die Mauer ſtarrt und feuchtet,
In ſtillen Pauſen fällt ein Tropfen ſchwer.
Ins düſt're Dunkel durch die Scharte leuchtet
Ein blaſſer Schein vom gold'nen Tage her.
Was regt ſich? Ha! welch froſtig Fiebergrauen
Hat wie ein Blitz die Glieder dir durchſchreckt!
Der Räuberhauptmann mit den düſtern Brauen,
Da liegt er wild ins feuchte Stroh geſtreckt. —

Da liegt er. In der Rechten wiegt er brütend
Das ſonnverbrannte, thatenſtolze Haupt;
Bald ſeufzt er auf, — bald ſprüht ſein Auge wüthend;
Es zuckt die Fauſt noch blutig und beſtaubt.
Es ziehen hell und trüb vor ſeinen Blicken
Die wilden Tage, die er durchgeſtürmt;
Noch trotzt ſein Sinn den mächtigen Geſchicken,
Ob drohend auch die Straſe ſich gethürmt!

Wie zog er kühn voraus den treuen Schaaren,
Frei durch's Gebirge an den Alpenpaß;
Wie ſtürzt er ſich inmitten von Gefahren,
Und war ihm Kampf und Sieg ein Morgenſpaß.
Wie ſchön war er — die Flinte auf dem Rücken,
Die Feder läſſig auf dem breiten Hut,
Hinſchleichend, wo am Fenſter Blumen nicken,
Zur Mühle, die ſich ſpiegelt in der Fluth.

Wie ſchreckt' er weit die Städte und die Gauen!
Dem Ruhme glich des Namens ſtolzer Ruf;
Wie ritt er keck durch's Thor, ſich umzuſchauen,

Und flog zurück auf ſturmbeſchwingtem Huf.
Kein Häſcher wagt's den Kolben anzulegen;
Ein ſchönes Auge blickt' ihm glänzend nach.
Wer zählt's, wie oft ihm Frauengunſt verwegen
In ſtiller Nacht des Ganges Schloß erbrach. —

Doch jetzt! Des Kerkers rieſig Eiſengitter,
Des ew'gen Dunkels ekle Moderluft,
Des Richterſpruches ernſtes Strafgewitter,
Und gähnend ſchon des Todes finſt're Gruft!
Verlaſſen, ausgeſtoßen in die Tiefen,
Weit aus der Schöpfung innigem Verband,
Beſucht vom Mönche nur, dem ränkeſchiefen,
Der froſtig leiert hohlen Wortes Tand.

Horch! Wer da! Roſtig Schloß und Riegel knarren!
Die ſchwere Thüre drückt ſich langſam ein.
Still in die Wölbung tritt – in weißen Haaren
Ein blaſſes Weib bei mattem Lampenſchein.
Der Räuber ſtutzt, erhebt ſich leis, betroffen
Späht er die Züge, gramerfüllt, doch traut;
Jetzt ſpringt er auf, ſtürzt hin, die Arme offen:
„O Mutter, Mutter!“ ſchluchzt er tief und laut.

Er, der mit Angſt und Blut und Menſchenleben
Seit Jünglingsjahren frevles Spiel geſpielt,
An deſſen Waffen tauſend Morde kleben,
Die ſcharf ſein wilder Räuberblick erzielt;
Er, den nicht Scheu, nichts Heiliges verhindert,
Der höhniſch trotzend fröhnte jeder Luſt,
Der Tempelgut und Prieſter ausgeplündert:
Er weint an gramerfüllter Mutterbruſt.

Und ſie, die unbekannt ihr langes Leben
Im ſtillen Bergthal fleißig zugebracht,
Die ungeplagt von ruheloſem Streben
Den kleinen Hof, die Heerde nur bewacht:
Sie hat von Stadt zu Stadt ſich durchgefunden,

Das letzte Ziel mit naſſem Blick erſpäht,
Durch Wachen ſich zum König hingewunden,
Und für den Sohn die letzte Gnad' erfleht.

Da ſitzen ſie, o trauervolles Schauen!
Am Himmel glänzt die Nacht ſo hehr, ſo rein,
Sie wiſſen's nicht in dieſes Kerkers Grauen;
Er ſieht ihn nicht, den letzten Sternenſchein
Sie ſprechen lang. Der Mutter frommes Mahnen –
Man hört's gebrochen draußen noch im Gang.
Da ſitzen ſie und ſcheinen nicht zu ahnen,
Daß längſt die Sonne aus dem Oſten drang.

Horch, Glockenklang! Gefüllt ſind die Balkone;
Aus Fenſtern ſtrotzt die Neugier bunt heraus.
Die Trommel ſchwirrt; es rücken die Plotone;
Des Walles Krachen ſchüttert Grund und Haus.
Weit unabſehbar in den langen Straßen
Steht Kopf an Kopf und Bruſt an Bruſt gekeilt,
Das Aug' des Volks auf Dächern und in Gaſſen
Auf einem Punkte athemſtockend weilt.

Da ſchreitet feſten Schrittes zum Schaffotte
Der Räuberhauptmann durch's Gedräng heran;
Kein Sündertrotz! Verſöhnt mit ſeinem Gotte,
Hat er die Weltluſt reuig abgethan.
Er ſteht bereit: er hat den Sieg erfochten
In der durchwachten langen, langen Nacht –
Was Prieſterwort und Satzung nicht vermochten
Das hat die Mutterliebe ſtill vollbracht!

Der Handwerksburſche.

In ſeiner Werkſtatt ſägt und hämmert
Der Schreinermeiſter für und für;
Und wie der Abend leiſe dämmert,
Da pocht es zweimal an der Thür.

Den ſtaub'gen Fuß hebt auf die Schwelle
Ein Handwerksburſche, jung und zart,
Die Wangen blüh'nd, die Augen helle,
Von ſchlankem Wuchs, beſcheid'ner Art.

„Vergebt! bin ich wohl recht gewieſen?
Den Meiſter Konrad ſuch' ich da!
Man zeigt' das Haus mir in den Wieſen.“ —
Der Meiſter winkt ein ernſthaft Ja.

„So ſagt mir, Herr, wart Ihr vor Jahren
Geſelle nicht im Schweizerland?“
„So iſt's! wie haſt du das erfahren?
Noch ſeh' ich See und Firnenwand!“

„Kennt Ihr ein Dorf, im weiten Thale
Liegt's in den Bäumen halb verſteckt,
Und wie es heißt lieſt man am Pfahle?“
Was blickt der Meiſter halb erſchreckt?

„Kennt Ihr ein Häuschen rein und heiter?
Es zieht vorbei ein munt'rer Bach;
Ins Kämmerlein führt eine Leiter,
Sie hängt ſonſt ruhig unterm Dach

Nicht wahr! des Morgens kam zur Quelle
Ein Mädchen mit dem Waſſerkrug;
Und mancher ſchaut gebannt zur Stelle,
Wie ſie den Zuber zierlich trug.

Sie war die ſchönſte in der Runde,
So ſchlank von Wuchs, ſo voll der Arm,
Zur Arbeit flink, von holdem Munde,
Doch war ſie Magd, doch war ſie arm

Der Fremde, der ſie liebgewonnen,
Er zog davon, ließ ſie im Stich.
Verſiegt war ihr der Freudenbronnen —
Nun Meiſter Konrad, kennt ihr mich?!

Man ſagt, ich ſei von Euch geſchnitten
Vom Kopf zur Zehe auf ein Haar;
Da ſeht dies Buch! es hat gelitten,
Benetzt von Thränen manches Jahr."

Dem Meiſter flimmert's vor den Blicken
Im Herzen ſitzt ſein Strafgericht.
Er iſt ſonſt recht in allen Stücken —
Doch bald gefaßt er heiter ſpricht:

„Biſt du mein Sohn, faſt ſollt' ich's meinen.
Mich dünkt, du ſchlageſt in's Geſchlecht.
Da möcht' ich keinen Punkt verneinen!
Bei Gott das Werk iſt nicht ſo ſchlecht.

Und aus iſt's jetzt mit deinem Wandern;
Komm, Knabe, gib mir einen Kuß!
Du theilſt hinfort mit allen andern
Bei Tiſch und Erb' des Sohn's Genuß.

Ei, Nachbar, ſchauet da den Jungen!
Mein Sohn! ja auf den erſten Blick!
Aus ganzem Holze, gut gelungen,
Probhaltig Jugendmeiſterſtück!

Wie hab' ich's gut! Ihr müſſet wiegen
Und Monden geht's, bis ſie geſtellt.
Mir kommen ſie — Beweiſe liegen,
Ihr ſeht's! mit Stock und Bart zur Welt!"

Mein Strich.

Kenn' eine Schenke nah am Walde;
Schmal über'n ſchwanken Tobelſteg,
Hinan, hinauf, zur Winterhalde,
Führt durch's Gehäg ein krummer Weg.

Und unten in der Nacht der Fohren,
Quer an des Bach's gewund'nem Pfad
Steht eine Mühle, weltverloren,
Nur durch die Stille rauscht das Rad.

Ein Uhu hängt flach an der Laube
Mit breiten Flügeln angespießt,
Auf hohem Sebel sitzt die Taube;
Aus dem Gehäus ein Bulle schießt.

Das ist mein Strich. Sobald es dunkelt,
Laß' Buch und Feder ich in Ruh';
Und wenn das Licht durch's Fenster funkelt,
Nah' ich gemach der Schenke zu.

Man kennt ihn schon an seinem Gange
Den längstgewohnten Abendgast;
Das Mädchen hat — es fragt nicht lange —
Den Henkelhumpen schon gefaßt.

Schön guten Abend, liebe Leute!
Doch mit Verlaub, geschnauzter Schatz,
Geh' du auf Mäus' und and're Beute,
Das ist mein angestammter Platz!

So, so, nur friedlich ohne Murren!
Wie ruht sich's in der Ecke gut,
Wie hör' ich gern des Rades Surren,
Wie ist's mir da so wohl zu Muth!

Am Fenster sitzt die gute Lotte,
Ein feines Kind, ein lieb Gesicht,
Die Lippe süß so halb zum Spotte,
Ein Silberglöcklein, wenn sie spricht.

Das graue Mütterchen am Rade
Der Ofenwärme zugerückt;
Ich dachte leis: es ist nur schade,
Wär sie ein wenig eingenickt.

Die Buben ſind heut fortgeſprungen
Hinab zur ſchönen Müllerin,
Wir hätten ſonſt ein Lied geſungen,
Das iſt ſo ganz nach meinem Sinn.

Doch gleich gemüthlich geh'n die Stunden,
Man ſchielt ein wenig, ſchwazt und ſcherzt,
Hätt' ich Gelegenheit gefunden,
Die Lotte hätt' ich ſtill geherzt.

Halb eilf hat's wahrlich ſchon geſchlagen!
Da brech' ich doch gemächlich auf,
Es könnt' mich ſonſt der Steg nicht tragen;
Das wär' verwünſchte Waſſertauf!

Geh', Lotte, zünd! Hab' Dank, o Alte,
Wie haſt du das ſo gut gemacht!
Doch guck' mir nicht durch jene Spalte,
Sonſt wird's im Gange plötzlich Nacht!

O liebe Lotte nur noch einen —
Die Alte ruft: das dauert lang!
Fort, fort! ſonſt ſchlägt's auf's wetterleinen;
Auf Wiederſehn! Glück auf den Gang!

So muß ich denn! ich geh' mit Zaudern
Nach dieſem guten Abendſchluß,
Ich wiederhol' ihr trautes Plaudern,
Und koſte nach dem ſüßen Kuß.

Die Begegnung.

Den Stock bedächtig unterm Arme
Betrat ich meinen Abendgang,
Doch abgewandt dem Städterſchwarme
Sucht' ich des Berges grünen Hang.

Dann auf der Höh' ſchlug ich zur Linken
Auf eines Pfades krummen Gang,
Ich ſah das Waldrevier mir winken
In ſeinem erſten Blätterdrang.

Und ſchon nach wenig läß'gen Schritten
Durch einen Einſchlag friſch und jung
Sah ich erfreut mich plötzlich mitten
In heil'ger Waldesdämmerung.

Da ſtanden wie im Zauberbanne
In feierlicher Schweigſamkeit
Des Waldes Rieſen: Eiche, Tanne;
Wie war's ſo heimlich, ſo geweiht.

Zur Kuppe wölbten ſich die Aeſte
Hoch ob der Säulen ſchlankem Bau,
Die Zweige ſpielten leicht im Weſte,
Es ſah hindurch des Himmels Blau.

Und durch die weite grüne Halle,
Welch' buntgemiſchter Chorgeſang.
Wer zählt die muntern Sänger alle
Von jeder Farbe, jedem Klang!

So ätherleicht der Duft der Bäume
Des blühnden Kraut's im Schattenmoos,
Als wandelt' man im Reich der Träume,
Frei von des Tages wirrem Loos.

So ging auch ich in ſtilles Sinnen,
In ſel'ge Ruhe aufgelöst;
Könnt' ich bewahren doch tief innen,
Was jene Geiſter eingeflößt.

Und wie ich ſchritt, da regt' ſich's rauſchend
In des Gebüſches Hinterhalt.
Und athemſtockend hielt ich lauſchend;
Da kam es dunkel von Geſtalt —

Es naht, es naht — doch güt'ge Stunde!
Welch' wunderlieblich Mädchenbild,
Von ſchlankem Wuchs, von rothem Munde,
Von einem Antlitz himmliſch mild.

Es ging vorbei, ich blieb betroffen
Und ſah dem holden Mädchen nach;
Ein Seitenpfad zur Rechten offen
Verbarg die Holde allgemach.

Halb unbewußt — doch angetrieben
Betrat auch ich den Seitengang.
In unſerm Haſſen, unſerm Lieben
Wirkt in der Tiefe dieſer Drang.

Des Pfades Windung führte neckend
In ein Gehölze dunkel, dicht,
Da horch, ein Ruf, die Stille weckend!
Mit wenig Schritten ward es licht.

Ein Häuschen ſtund am Waldesſaume
In einem ſtillen Wieſengrund,
Hoch überwölbt von einem Baume;
Wie unerwartet war der Fund!

Ein Blumengärtlein bis zur Schwelle
Ein wohlbeſtellter Bienenſtand,
Ein Fliederbaum, ein Brünnlein helle,
Sie zeugten ſtill von fleiß'ger Hand.

Und wie ich ſchaut', da drang ein Flimmer
Durch's Fenſter in die Dämmerung,
Und leiſe ſchlich ich nach dem Schimmer, —
Ein Haſe floh in jähem Sprung.

Da ſaßen ſie am runden Tiſche,
Ein rüſt'ger Greis im Silberhaar,
Um ihn herum ein bunt Gemiſche
Von einer muntern Kinderſchaar.

Und in die Stube trat jetzt eben
Mein ſittig holdes Mägdelein;
In dieſer Hütte, waldumgeben,
Welch weltverlor'ner Edelſtein!

Dann zog der Greis das Käppchen nieder
Und faltet' betend ſeine Händ',
Ein jedes ſenkt' die Augenlieder
Und ſprach den Segensſpruch zu End'.

Sie ahnten's nicht, daß jetzt umſchleiche
Ein Dichter ſcheu das kleine Haus,
Und daß ſein Herz, das wunde, weiche,
In tiefem Seufzer breche aus:

O könnt' mit euch das Mahl ich theilen,
Den Frieden heit'rer Frömmigkeit,
O könnt' hinfort bei euch ich weilen
In dieſer trauten Einſamkeit!

Vorfrühling.

Sieh' das Bord, das winterkahle,
Wie es ſich ſo wohlig wärmt
An dem gold'nen Abendſtrahle,
Von dem Mückentanz durchſchwärmt,
Luſtig hüpft dort eine Meiſe
Und ein Falter iſt ſchon wach,
Und auch ich nach Dichterweiſe
Schleich' der trauten Wärme nach.

Holder Lenz, du kommſt auf's Neue
Deine Vorhut rückt heran;
Horch der Storch, der winterſcheue,
Kündet ſchon ſich klappernd an.
Aber ſtets an ſolchen Tagen
Fühl' ich, wie der Zeiten Flug
Mich durch Freuden, wie durch Plagen
Weit hinein in's Leben trug.

Viele Lenz' ſind mir geſchieden
Ewig ohne Wiederſehn,
Jugendblüthe, Kindesfrieden
Mußten längſt ſchon untergehn!
Alte Freunde kehren nimmer,
Narben ließ gar mancher Schmerz,
Ausgelöſcht iſt mancher Schimmer
Und verſtummt gar mancher Scherz

Doch in dieſer Abendſonne
Fühl' ich tief mein Herz erquickt,
Und ein Anhauch einſt'ger Wonne
Warm mir durch die Seele zückt!
Hör' ich nicht aus nah'nder Ferne
Stimmen froher Kinderzeit,
Funkelt nicht der Stern der Sterne,
Erſter Liebe Seligkeit?

Sonette.

I.

Es ſind verrauſcht die lauten Freudentage,
Und wieder herrſcht die altgewohnte Weiſe,
Es geht das Tagwerk auf gebahntem Gleiſe,
Und wälzt das Rad der Freuden und der Plage.

Ich ruhe hier, ich lauſch' dem Amſelſchlage;
Belebte Stille waltet rings im Kreiſe,
Der Brunnen plätſchert, und es girret leiſe
Ein Täubchen dort, wie ſtille Liebesklage.

Nun hör' ich euch geheime Geiſter, wieder!
Es flüſtert ſanft ob Blumen und durch Zweige
Wie ſüße Ahnung neuer Wonne Lieder.

Es ſenkt der Abend lieblich ſich zur Neige;
Ich ſchließe träumend meine Augenlider,
Daß ich in's tiefſte Schau'n herniederſteige.

2.

In dieſer Ruhe, dieſem Quäkerleben,
Bei zäher Arbeit, die ſo kalt und trocken,
Da ſollte nicht der Seele Triebwerk ſtocken,
Erlahmen nicht des Bildens ringend Streben?

Nur bei der Segel länderflücht'gem Schweben,
Nur bei dem Feierklang der Silberglocken,
Im ſtillen Hain, umweht von Blüthenflocken,
Da mögen ſich der Dichtung Träume weben.

Doch kannſt du nicht die Breite wandernd meſſen,
Nicht durch die Thäler, durch die Länder ſchweifen
Mit leichtem Sinn und glücklichem Vergeſſen;

So ſenk' in Tiefen du dein ſinnig Denken:
Es wird ein Blatt, ein Morgennebelſtreifen,
Den Geiſtesblick dir ſtill zum Höchſten lenken.

3.

Es iſt mein Loos, ſo manches ſoll mir fehlen,
Wonach die Fäden meines Fühlens ſehnen,
Des Südens Blau, die Götter der Hellenen,
Die Freundſchaft reiner, tiefbegabter Seelen.

Ich muß mit Amt und ſtiller Sorg' mich quälen,
Die gold'ne Zeit zerhacken, ach, zu Spänen,
Nicht kann ich freudig meine Zweige dehnen,
Ein würdig Ziel nach eig'nem Sinn mir wählen.

Doch wer nicht alles, alles kann vergeſſen,
Hätt' auch die Welt ſich wider ihn verſchworen,
Geſundheit, Glück, Genuß, ja Schlaf und Eſſen;

Wer ſich nicht ganz im heil'gen Dienſt verloren,
Alleine geh'nd im Dunkel der Cypreſſen:
Der iſt zum ächten Künſtler nicht geboren.

4.

O ſuche nur dem Heut' gerecht zu werden
Und baue nicht hinaus in ferne Tage,
Steht dein Geſchick auf ehernem Gelage?
Biſt du denn nicht zur Miethe blos auf Erden?

Siehſt du der Zukunft drohende Geberde?
Ein Stoß — verändert iſt die Lage,
Verwüſtet liegt dein Gut mit einem Schlag,
Zuſammenſtürzt der Berg mit Hirt und Heerden.

Das holde Heut' kannſt an die Bruſt du drücken,
Mit deiner Seele warmem Hauch beleben,
Mit guter That, mit Lieb' und Treu' es ſchmücken.

Und legſt du viele Heute ſo daneben,
So wird des Daſeins Edelbau dir glücken,
Aushallen lang dein Ringen und dein Streben.

Herbſtſtimmen.

Einſam ſtreich' ich durch's Gelände
An des Strom's gewund'nem Lauf.
Ach der Sommer iſt zu Ende,
Und der Herbſt ſchloß ſpendend auf.

Sieh' geſchmiegt die Jungfernrebe,
Welkend wie in Feuergluth!
Und das ſchwanke Spinngewebe,
Wie der Nebelthau d'rin ruht!

Dort der Wald fängt an zu greiſen,
In ſein Wolkenkleid gemummt;
Seiner Sängen bunte Weiſen
Stimm' um Stimme ſind verſtummt.

Leerer werden jetzt die Felder,
Schwerer ſchon der Wolkenzug.
Und die Jagd hallt durch die Wälder,
Läufer deine Stunde ſchlug.

Heimlich flüſtern Schilf und Weiden
Von dem Weſtwind leis gebeugt,
Nah und weit ein ſtilles Leiden,
Das von bald'gem Abſchied zeugt.

Nachtrag.

Komm laſſ' dich herzen, lieber Junge,
Komm her ab deinem ſteifen Roß,
Doch ſtill, nur ſtill, welch' eine Lunge,
Dein Schreien ſprengt ja Thür und Schloß.
Komm her mein Karl, mein wackrer Knabe
Aus dem der tolle Muthwill lacht,
Wie oft hat deine muntre Gabe
Mir neuen Frohſinn angefacht.

Längſt hat in Liedern ich beſungen
Die liebliche Geſchwiſterzahl,
Da kommſt du hintendrein geſprungen
Weiß nicht aus welchem Seitenthal.
Ich ſah beſorgt die Schaar ſich mehren
Denn leider ſind die Zeiten kühl,
Und ach den Batzen dreimal kehren
Das macht des Dichters Herz ſo ſchwül.

Doch das hat dich nicht angefochten,
Nicht im geringſten nur geniert;
Was wir von dir auch denken mochten,
Du haſt dich deßhalb nicht geziert,
Du kameſt nur und haſt befohlen,
Gelärmt, geſchrieen ein und aus,
Dir dienten eifrig alle Sohlen,
Als wärſt du einzig Herr im Haus.

Nun ja, du warſt ein derbes Bübchen
So wohlgebacken rund und friſch,
Die Weiber ſah'n im Hinterſtübchen
Dich gerne zappelnd auf dem Tiſch,
Und Speis und Trank hat angeſchlagen,
Es war ein fröhliches Gedeih'n:
Noch hör' die Kindermagd ich klagen,
Du ſeieſt ſchwer wie Elfenbein.

Du lernteſt gehen und parlieren
Gar luſtig komiſch Zeug fürwahr,
Wie manche Stund' konnt' ich verlieren
Bei dir ſeit deinem erſten Jahr;
Wie täglich neue Augen trieben
Und wie die Schoße wuchſen an,
Das hab' ich alles aufgeſchrieben,
Du kannſt es leſen biſt du Mann.

Jetzt biſt du ſchon ein wack'rer Reiter,
Hei, wie dein hölzern Roß ſich bäumt,
Ein gar ſo männlich tapf'rer Streiter,
Der ſchon von Krieg und Siegen träumt.
Ha nun zu Fuß! Wie feſten Tritles
Das Bürſchchen nicht vorbeiſtolzirt,
Den Tſchakko tief und kühnen Schrittes
Mit Fahn' und Sabel ſalutirt.

Will Jemand dir den Weg verwehren,
Potz Blitz, da ſchwillt die Ader auf
Und wild mit Degen und mit Speeren
Bahnſt du dir zornig freien Lauf;
Doch kühlen ſich die heißen Wangen
Und iſt verpufft der ſcharfe Schuß,
Dann kommſt du friedlich hergegangen
Und bieteſt freundlich Hand und Kuß.

Und wenn am Tiſch ſie alle ſchweigen,
Die Mutter ſorgt, der Vater ſinnt,

Wenn ſich kein Sonnenblick will zeigen
Und Griesgram weite Fäden ſpinnt,
Dann fährſt du los mit Witz und Schwänken
Und führeſt kühn allein das Wort.
Was immer auch das Herz mag kränken,
Du ſcheuchſt die Nebelbilder fort

O fahr' ſo fort, mein lieber Junge,
Im Knaben kennt man ſchon den Mann:
So wehre dich mit Schwert und Zunge,
Greif't Unrecht, Uebermuth dich an.
Dein Herz gehöre zu den warmen,
Dein Muth ſei auf ſich ſelbſt geſtellt,
Sei Schutz und Schirm den Schwachen, Armen.
So ſchlag dich mannlich durch die Welt.

Das Dorfkirchlein.

Da hebt es ſtill ſich aus den Bäumen,
Das Kirchlein mit dem alten Thurm,
Wie es ſich ſonnt in blauen Räumen
Nach ſchon ſo manchem Winterſturm!
Und von der Mauer rings umzogen
Dehnt friedlich ſich der Kirchhof aus,
Da ſchläft ſich's, iſt man müd betrogen,
So wohl um's fromme Gotteshaus.

Es klingen in des Buſens Tiefen,
Seh' ich dich hier vom Hügel an,
Gefühle, die ſonſt lange ſchliefen,
So ſchön, daß ich's nicht ſagen kann.
Und ſtill! o gar noch dies Geläute,
Du wohlbekannter Glockenſchwang!
Das reinſte, was mich je erfreute,
Nachſchallt aus deinem vollen Klang!

Wenn ich als Knabe durch die Matten,
Durch Hag und Wald und Hügel ſtrich,

Und ſcheu — man kennt die Nimmerſatten —
Um Aepfelbäume diebiſch ſchlich,
Es tönte dann auf einmal helle
Das Glöcklein für mein Abendbrod,
Wie ſprang ich auf, und war zur Stelle!
Und ſchmauſt' vergnügt, Haus ohne Noth.

Noch drang mir traulicher zu Herzen
Des Samſtags Feierabendklang,
Wenn unter Necken, unter Scherzen,
Die Magd im Hof den Beſen ſchwang;
Wenn durch die Fluren klangen Lieder,
Und leis erloſch des Tag's Gewühl;
Wie legt' ich dann mich glücklich nieder,
In ſel'gem Sonntagsvorgefühl!

Der Tag ging auf. Die Glocken hallten
So feierlich durch's weite Thal;
Auf Weg und Steg zum Kirchlein wallten
Die Leute nach des Herren Mahl.
Ich ging hinaus dann in den Garten,
Zum Zwetſchgenbaume in der Eck',
Um hier den Kirchgang abzuwarten,
Still zu belauſchen im Verſteck!

Da kam ein Mägdlein hergegangen,
In reinem Hemd, in ſchmuckem Band,
So jugendfriſch, ſo hold von Wangen,
Mit Buch und Blume in der Hand.
Dort hinkt der Bergbau'r an dem Stabe
Daher im alten Hochzeitkleid,
Und emſig folgt ein kecker Knabe,
Er ſchien zu eilen nach der Maid.

Jetzt ſah ein Mütterchen man ziehen,
Den friſchen Jungen an der Hand,
Der Klein're hat ihr nachgeſchrieen,
Bis ſie um jenes Haus verſchwand,

So ging es fort; von Alt und Jungen
Kam alles feſtlich angewallt,
Bis zitternd die metall'nen Zungen
In blauen Räumen ausgehallt.

Da ſtund ich noch! Nach kurzer Pauſe
Erklang und ſchwoll ein voller Chor,
Aus dichtgedrängtem Gotteshauſe
Zum off'nen Himmel dann empor.
Ergriffen von der hohen Feier
Schwieg alles in der weiten Flur,
Ein Lüftchen ſtrich kaum ob dem Weiher,
Und ich war ſtille Andacht nur.

Seh' ich ſo hell dich Kirchlein blinken,
Wie kommſt du mir ſo eigen vor!
Als wollteſt heimlich zu mir winken,
Als raunte was mir leis in's Ohr:
Hier ſollſt du einmal Ruhe finden
Für jede Sorge, jeden Schmerz,
Für all dein aufgewühlt Empfinden
Du vielbewegtes Dichterherz!

Stilles Weſen.

Du kommſt, du gehſt ſo ſtill und lieb
Wie Sonnenſchein durch Kerkernacht,
Wer weiß, was mir an Lieb' verblieb',
Hätt' dich der Himmel nicht gebracht.

Du prägeſt deiner Seele Gold
So ganz und gar in Worte nicht,
Nur fühlen kann man's, wie ſo hold
Und warm es durch die Zweige bricht.

Wie iſt's ſo zierlich und ſo blank,
Wo waltet deine fleiß'ge Hand;
Wie nettgeordnet ſteht's im Schrank,
Wie ſchmückt ſich unvermerkt die Wand!

*

Die Liebe liegt wie Mondenſchein
Auf deinem Fühlen, deinem Sein;
Was ſchön und gut, das fließt ſo rein
In all' dein ruhig Weben ein.

In deinem treuen Auge glänzt
Ein Sehnen nach dem höhern Licht,
Daß geiſt'ge Anmuth dich bekränzt
Das weißt du, Gute, ſelber nicht.

So war es früh. Du biſt erblüht —
Zu einer Wunderblume nicht,
Die farbenblendend reizt und glüht —
Ein zart und hold Vergißmeinnicht.

Wer deines Weſens Kern erfaßt,
Der ſchließt dir ſeine Seele auf.
O daß du findeſt, was dir paßt
Im viel verſchlung'nen Lebenslauf.

Du kommſt, du gehſt ſo ſtill und lieb,
Wie Sonnenſchein durch Kerkernacht.
Wer weiß, was mir an Lieb' verblieb',
Hätt' dich der Himmel nicht gebracht!

Dreimaliges Wiederſehen.

Als ich das erſte Mal dich ſah,
Da kamſt du hüpfend hergeſprungen,
Bald warſt du hier, bald warſt du da,
Haſt wie ein Reh dich flink geſchwungen:
Du ſpielteſt ſcheltend mit der Puppe,
Du zupfteſt neckend mich am Bart,
Du liebteſt Kuchen mehr als Suppe
Ein Plaudertäſchchen liebſter Art!

Und als ich kam zum zweiten Mal,
O welch' ein Bild, welch Frühlingsprangen!

Die ſchönſte Roſ' im ganzen Thal
War voll und lieblich aufgegangen;
Wie duftete dein ganzes Weſen
So morgenfriſch, ſo ſeelenrein,
In Red' und Haltung auserleſen,
So ungeſucht und doch ſo fein!

Und als ich kam zum dritten Mal
Fand ich dich ſingend an der Wiege
Du wehrteſt Flieg' und Sonnenſtrahl
Daß wohl und lind das Bübchen liege
Im Widerſcheine der Gardine,
Wie mild, wie ſelig, wie geweiht;
Ein Lächeln lag auf deiner Miene
Voll ſeelentiefer Innigkeit.

Und früg' man mich: die Hand aufs Herz,
Wenn krönteſt du von dieſen dreien, -
Vielleicht erwidert' ich in Scherz
Die volle Roſ' im blüh'nden Maien:
Doch ſtellten holde Zaubermächte
Mir alle drei auf einmal dar,
Den Myrthenkranz legt' meine Rechte
Der jungen Mutter in das Haar.

A. Hartmann.

Alfred Hartmann wurde im Jahr 1814 auf Schloß Thunſtetten bei Langenthal, Kt. Bern, geboren. Sein Vater, Bürger von Bern, war zur Mediationszeit Oberamtmann von Aarwangen und ſpäter ein eifriger Landökonom. Hartmann machte ſeine Gymnaſialſtudien von 1827 bis 1831 am Kollegium in Solothurn, beſuchte 1831 - 33 die Univerſitäten München und Heidelberg, wo er ſich der Jurisprudenz widmete; 1833 bis 1835 ging er nach Berlin und Paris, woſelbſt er das Jus gegen literariſche Studien vertauſchte. Von 1836 an nahm er ſeinen bleibenden Wohnſitz in Solothurn,

woſelbſt er fortwährend eifrig literariſch ſich bethätigte, ſeit 1845 den „Postheiri“ herausgab und außerdem meiſt bei Jent und Gaßmann in Solothurn, folgende Werke veröffentlichte:

Kiltabendgeſchichten. 2 Bde. 1853 und 1855.
Meiſter Putſch und ſeine Geſellen. Ein helvetiſcher Roman in ſechs Büchern. 1858.
Junker Hans Jakob v Staal 1861.
Erzählungen aus der Schweiz. Solothurn, in Kommiſſion bei der Scherrer'ſchen Buchhandlung. 1863.
Gallerie berühmter Schweizer. 1863 u. ff.
Junker und Bürger, oder die letzten Tage der alten Eidgenoſſenſchaft. Hiſtoriſcher Roman in ſechs Büchern. Berlin, 1865. (Bei Otto Janke.)

A. Hartmann darf in allen ſeinen literariſchen Erzeugniſſen den Anſpruch auf das Prädikat eines vaterländiſchen Dichters machen; die Wahl ſeines Stoffes fällt beinahe durchgängig auf ſchweizeriſche Gegenſtände. Unſer Dichter beſitzt eine heitere und geſunde Lebensanſchauung, die aller krankhaften Sentimentalität fremd iſt; ſein ſcharfer Blick in's Leben, verbunden mit ſeinen gemäßigten politiſchen Anſichten befähigen ihn beſonders zur Darſtellung ſozialer und politiſcher Stoffe. In ſeinen „Kiltabendgeſchichten“[1] (deren Fortſetzung die „Erzählungen aus der Schweiz“ bilden) weht der friſche Hauch des wirklichen Volkslebens, als deſſen genauer Kenner und Freund der Verfaſſer ſich überall kund gibt. Die Vorzüge dieſer Erzählungen, unter welchen wir „Karli Dürſen Joggi's Liſeli“, den „Heimatloſen“, den „Lumpenkübler und ſein Haus“ und den „Lyrenhaus und ſeine drei Töchter“ hervorheben, beruhen in ihrer großen Naturwahrheit, ihrer meiſt trefflichen Charakteriſtik und der tüchtigen Geſinnung, womit der Dichter die ſozialen und Familienſchäden des Volkes aufdeckt. „So rauſcht der Wind durch das Tannen beſetzte Tobel, ſo ſchäumt der Waldbach gegen die Matten hinab, ſo ſchaut das Bauernhaus zwiſchen

[1]) „Kilten, ein uraltes, mit dem angelſächſiſchen cvyld und dem isländiſchen cvöld (Abend) verwandtes Wort, hat die Bedeutung des Aufbleibens bei Lichte, beſonders zur Zeit der langen Winterabende. Der Kiltbraten iſt der Feſtbraten, welchen der Handwerksmeiſter den Geſellen ſpendirt, wenn im Herbſt das Arbeiten bei Lichte beginnt; Kiltblume (Herbſtzeitloſe) iſt die Blume, welche ſich zur Zeit der kürzerwerdenden Tage entfaltet; der Mond „kiltet“, wenn er ſpät niedergeht. Der Ausdruck chwiltiwerch (Abendarbeit) kommt ſchon in einer Urkunde aus dem neunten Jahrhundert vor. — Kiltabende ſind ländliche Soireen, da zur Herbſt- und Winterszeit Bekannte und Nachbaren ſich um die düſter brennende Ampel verſammeln und haben mit dem ſogenannten „Kiltgang“ nichts weiteres gemein als die Etymologie“.

den Bäumen hervor und duftet das Heu von den Boden, ſo blinken die Fenſter und ſitzen hinter ihnen am eichenen Tiſch die Bewohner bei'm Abendbrod, — ſo iſt die Natur, ſo die Menſchen, wie ſie A. H. mit ſo treffenden Zügen zu zeichnen verſteht." Zu tadeln iſt indeſſen, daß Hartmann nicht ſelten die Grenzlinien des poetiſch Schönen überſchreitet und in ſeiner realiſtiſchen Darſtellungsweiſe auch Photographien des Widrigen und Gemeinen, ſowie Ausdrücken und Wendungen aufnimmt, mit denen wohl die Chemie, aber nicht die Aeſthetik, als Geſchmackslehre, zu ſchaffen hat. Nicht ſelten werden auch die Naturſchilderungen zu allgemein, zu unvermittelt (im Präſens und unter dem Geſichtspunkte der bloßen Möglichkeit) eingeführt, ſo daß ſie nicht in den hiſtoriſchen Fluß der Erzählung paſſen; ein Mangel liegt häufig auch in der Kompoſition, deren Harmonie häufig durch allzuſchroffe Uebergänge (die Mittelglieder ſind bisweilen nur durch Striche und Punkte, oder durch eine Illuſtration angedeutet) durchbrochen wird.

Der helvetiſche Roman „Meiſter Putſch und ſeine Geſellen", welcher die Entwicklung des politiſchen Lebens der Schweiz von 1840–1848 enthält, kann keinen Anſpruch auf poetiſchen Werth machen. Jene Zeit lag mit ihren Kämpfen der Phantaſie des Dichters noch zu nahe, und es tritt daher das individuelle Leben in dieſem Roman vor den jene Tage bewegenden politiſchen und ſozialen Ideen der Art zurück, daß kein rechter Vordergrund entſteht, keine wahre Charakterzeichnung möglich wird.

Weit höher mit Bezug auf Gehalt, Kompoſition und poetiſche Darſtellung ſteht der hiſtoriſche Roman „Junker und Bürger". Hier hat der Dichter, wie es ſich gehört, das individuelle Leben wieder kräftiger in den Vordergrund gerückt und die Zeitereigniſſe als bloßen Hintergrund ſpielen laſſen. Trefflich iſt die Schilderung des Hauſes mit dem ſteinernen Herzen, ſo wie die Charakteriſtik ſeines Bewohners, des „Jünkerle"; die Schultheißen von Biberegg und Grether heben ſich als lebensvolle Figuren von ihrer Umgebung ab und wirken durch gelungenen Kontraſt; der Held Hermengild von Altreu hat trotz ſeines ſchwankenden Weſens Fleiſch und Bein; die Frauenbilder Aurora, Antonie und das Huſaren-Rosle ſind ſehr gelungen, der Tannhof, ſeine Inſaſſen und ihr Schickſal ſind mit rührender Naivetät gezeichnet, wie denn überhoupt dieſes jüngſte Werk des Dichters einen Reichthum an Situationen und naturwahrer Charakteriſtik entwickelt, daß wir es als das reifſte Erzeugniß der Hartmann'ſchen Muſe betrachten dürfen, obgleich gerade hier der gerügte Uebelſtand der geſtörten Harmonie in der Kompoſition durch

unvermittelte Uebergänge ſtark zu Tage tritt und einzelne unorganiſche Auswüchſe nicht zu verkennen ſind, wozu wir u. A. das Schlußkapitel rechnen.

Der Heimatloſe.

Wenn der Föhn über die Schneehalden bläst, dann fahren die Lawinen zu Thal; wenn die Märzſonne den blauen Leberberg golden beſcheint, dann ſchütteln die Tannen den Winterreif aus ihren Locken; wenn der Buchfinke zum erſtenmal ſchlägt, ſo iſt's ein Zeichen, daß der Winter geht und der Frühling kommt. Da wird's lebendig auf Feld und Flur; wer einen Winkel Erde ſein eigen nennt, der ſchaufelt und grabt, der pflügt und hackt und freut ſich der künftigen Ernte. — Aber dort, wo weder Pflug noch Hacke hinkommt, in den Schluchten des Jura, auf dem wilden Steingeröll am Fuße der Alpen, an den waldigen Ufern der Aare und der Emme, der Reuß und der Limmat, und auf dem öden Moor zwiſchen den Seen von Neuenburg, Biel und Murten wohnt ein unſtätes Völklein. Es ſäet nicht und erntet nicht, denn keine Handbreit Erde kann es ſein eigen nennen. Bald iſt's hier, bald dort, denn in keinem der hundert Städte und Dörfer, der tauſend Häuſer und Hütten raucht ſein heimiſcher Herd. In einem verborgenen Winkel der Berge feiert es heute wilde Feſte, morgen bettelt es vor den Häuſern der Bauern. Der Graben an der Landſtraße iſt ſeine Wiege, ſein Brautbett das grüne Moos unter dunklem Tannenſchatten. Das Jahrmarktsgewühl iſt das Feld, auf welchem es Ernte hält. Es redet eine Sprache, fremd und unverſtändlich jedem, der nicht zu ihm gehört. Das bürgerliche Geſetz iſt ſein Feind und vor deſſen Vollſtreckern flieht es ſcheu, wie ein gehetztes Wild. Es iſt das Volk der Heimatloſen. —

Es war im März des theuren Jahres ſiebzehn, an einem der Tage, da ſich der Byswind mit Händen und Füßen gegen den Frühling ſperrt, der einrücken möchte mit ſeinem Maienkranz. In einem Schachen, dicht mit allerlei Holz, Geſträuch und Röhricht bewachſen, lag verſteckt unter einer alten Weide am Waſſer ein armes Bettelmenſch, das hatte kindbettet auf einem Haufen dürren Laubes, und wollte, verlaſſen von Gott und Welt, das Kind im Fluß ertränken. Da kam gerade über den Kies des Fluſſes daher ein alter Keſſelflicker, und vor ihm her ein Pudelhund mit luſtigen Sprüngen. Da machten das Bettelmenſch und der Keßler einen Handel mit-

einander; der Keßler nahm den ſchreienden Wurm, das Bettelmenſch den Pudelhund, damit er ihm mit Künſten, die er könne, an Jahrmärkten und Kirchweihen Geld verdienen helfen. Hätt' es aber das Büblein behalten, ſo wären ſie verhungert alle beide, hätt' es deßhalb lieber im Fluß ertränkt. Aber der Keſſelflicker nahm die Kiſte vom Rücken, worin ſein Werkzeug verwahrt lag, machte aus etlichen alten Lumpen für das Büblein ein lindes Bettlein, band es mit Schnüren feſt, deckte ein Tuch darüber und wanderte wieder über den Kies des Fluſſes fürbas.

Als er etliche hundert Schritte gegangen, bog er in den Wald. Die alten Eichen waren noch dürr und kahl, zwiſchen den knorrigen Stämmen wucherten faſt undurchdringlich Brombeerſtauden und anderes Dorngeſträuch, aus dem da und dort ein grüner Buſch junger Tannen hervorguckte. Kreuz und quer waren breite Gräben gezogen, halb angefüllt mit Schlamm und Moor, in denen ein dichter Wald von hohem Schilf wuchs. Wer die Schliche und Fußſteige, die ſich durch dieſe Wildniß wanden, nicht genau gekannt hätte, dem wäre es niemals gelungen, durch den Wald eine Bahn zu finden; keine zehn Schritte wäre Einer gegangen, ohne in den Dornen oder im Sumpfe ſtecken zu bleiben. Aber der alte Keßler mußte hier wohl bewandert ſein, denn er ging ſichern Schrittes mit ſeiner Laſt, bald durch die Büſche ſchlüpfend, bald auf einem Baumſtamm, den der Wind gefällt, einen Graben überſchreitend, und achtete kaum darauf, wenn neben ihm eine Waldſchnepfe aufflog, oder ein Haſe, aus ſeinem Lager unter den dichten Tannbüſchen aufgeſchreckt, hervorbrach, oder eine Amſel mit gellendem Pfiff quer über den engen Pfad ſchoß.

Der Keſſelflicker hieß der alte Lienhard und gehörte zur Bande des Naglerhans, allbekannt Land auf und ab auf den Jahrmärkten und abgelegenen Bauernhöfen, in denen ſie bei ſchlechtem Wetter Nachtlager und Unterſchlupf ſuchte, und wohlvertraut mit allen Schlichen, Wegen und geheimen Verſtecken in Berg und Wald. Am Tage, da Lienhard mit dem Bettelmenſch den Tauſch machte, hatte die Bande ihr Lager bei der Köhlerhütte im Eichholzſchachen aufgeſchlagen, und dahin zielten nun ſeine Schritte.

Was man des Naglerhanſen Bande, oder vielmehr kurzweg des „Naglerhanſen" nannte, hatte bis da aus ſechs bis ſieben Gliedern beſtanden, je nachdem man Fideli, den Pudelhund, mitzählte oder nicht. Das Haupt, der Naglerhans ſelbſt, war ein Burſche mit einem Rücken, breit wie eine Stallthüre, und einem Kopf, dick

wie ein Kornmaaß, von welch letzterem ein Wald struppiger Borsten nach allen Richtungen emporstarrte. Auf der Landstraße sah man ihn gewöhnlich in kurzen schwarzen Lederhosen und blauen Strümpfen, auf dem Kopf den schwarzen Wollhut und auf dem Rücken sein Scheerenschleiferrad tragend. Mocht' es warm oder kalt sein, schneien oder die Sonne scheinen, er hatte seinen Kittel von flaschengrünem Sammet ausgezogen und über sein Rad gehängt. Aus dem Munde hing ihm zu jeder Stunde, bei Tag und bei Nacht, eine kurze Pfeife mit halbverbranntem Ulmerkopf. Die zweite Person im Range war das Marey, welches behauptete, einmal von einem wälschen Pfaffen mit ihrem Hans copulirt worden zu sein. Marey's schon von Natur ansehnliche Postur dehnte sich noch um ein Namhaftes über die natürliche Dicke wegen der vielen Jüppen und Unterröcke, die sie einen über den andern angethan hatte, und in welchen eine überaus große Anzahl von Taschen aller Art angebracht waren. Alle diese Röcke hielt ein um den Leib geschnürter lederner Riemen fest, an dem auf der Wanderung ein Schmalztopf und ein Milchtopf hingen. Am Arm trug das Weib einen großen Handkorb und meist diente noch das aufgeschürzte Fürtuch als Keller und Speisekammer für eine Menge Vorräthe aller Art.

Der Mutter Ebenbild waren zwei halbgewachsene Mädchen, Greseens und Emerenz mit Namen, geboren und aufgezogen im freien Wald, in frischer Luft, drall und prall, mit Backen röther als der rötheste Apfel, und schon wohlerfahren in den Künsten, womit man vom allerzähesten Bauernweib ein Halbdutzend Eier, ein Pfündchen Butter, eine Hand voll Mehl oder einen Topf voll Milch erpreßt. Dann kam der Sepp, ein zehnjähriger Bube, der dem Vater nur darin unähnlich war, daß die Farbe der Borsten seines Hauptes vom rußigen Schwarz in ein zündendes Roth umgeschlagen hatte. Dieser hoffnungsvolle Sprosse machte seinen Eltern nur in einem Punkte Verdruß: seitdem er einmal im Freienamt in die Trülle gesteckt worden war, hatte er das „Schnurren“ [1] ein für allemal verschworen.

Der alte Lienhard gehörte eigentlich nicht zur Familie. Der Naglerhans hatte ihn einmal gebracht, man wußte nicht woher. Seither zog er mit der Bande, war aber schweigsam und ging oft für sich. Seine lange magere Figur stack in einem Soldatenrock aus dem siebenjährigen Krieg, sein spitzer Kopf in einem dreieckigen Hute, und der Rest seines Kinns, das ihm einst zu zwei Dritttheilen mußte

---

[1]) „Schnurren“ (jenisch) betteln.

abgeſchoſſen worden ſein, in einer hohen weißen Cravatte. Der Naglerhans erwies ihm zu allen Zeiten eine gewiſſe rückſichtsvolle Ehrfurcht, und ſelbſt das Marey legte ihm gegenüber ſeiner Zunge einen ungewohnten Zügel an. Man erzählte ſich, franzöſiſche Soldaten, denen geſtohlenes Silberzeug abhanden gekommen, hätten einmal den Naglerhans bereits auf der Leiter gehabt, um ihn an einen Baumaſt aufzuhängen; aber Einer habe ſeine Partei ergriffen und ihn laufen laſſen. Viele Jahre ſpäter habe Naglerhans denſelben Soldaten halb verhungert und von ſchlimmem Weh befallen auf der Landſtraße gefunden und zu ſeiner Bande mitgenommen.

Schon war die Sonne in ihr gluthrothes Bett hinabgegangen, und der Byswind hatte ſich gelegt, und da und dort ſah man ein Sternlein aufflackern, wenn man hinaufſchaute durch die Zweige der Eichen, und die Amſeln und die Häher in den Sträuchern waren ſtill geworden, und das Marey rührte brummend im Keſſel, der vor der Köhlerhütte auf dem Feuer hing, und der Naglerhans ſchaute ſteif in den Wald hinein, denn der Lienhard war noch nicht im Nachtquartier. „Haben ihn vielleicht die B.hringer[1] verkappt?[2] oder iſt ihm ſonſt ein Unglück zugeſtoßen? Der Sepp ſoll gehen, nach ihm ausſchauen.“ — „Wäre der Alte in der Nähe, der Fideli hätte ſchon ein Zeichen gegeben“, meinte Sepp. Da ließen ſich Schritte hören, die im dürren Laube raſchelten, und zugleich das klagende Geſchrei einer Steineule. „Kannſt den Keſſel vom Feuer nehmen, Marey“, rief der Naglerhans und zog wieder mit dem gewohnten Gleichmuth an der engathmenden Ulmer-Pfeife. Bald darauf trat der Vermißte mit ſeiner Bürde auf dem Rücken aus dem Gebüſch. Sepp fragte, wo der Pudel ſei, aber ohne ihn einer Antwort zu würdigen, trat Lienhard in die Hütte.

Von den Augen, die das Marey machte, als der Lienhard ſeine Keßlerkiſte abſtellte und das Kindlein zu ſchreien anfing, davon wußte man bei der Bande noch nach Jahren zu erzählen. „Hinter welchem Zaun er den Schreihals aufgeleſen? ob er glaube, ſie wolle jetzt wieder von vorn anfangen Windeln waſchen und Kindsbrei kochen? So ſchnell ihn ſeine Beine trügen, ſoll er den Balg wieder hinbringen, wo er ihn gefunden, oder ſie wolle ihm ein ander G'ſätzlein ſingen“ u. ſ. w. Da begannen des Alten Augen zu rollen, daß man nur noch das Weiße ſah; Marey aber wurde plötzlich mäuschenſtill und drückte ſich bei Seite. Drauf machte Lienhard,

---

[1]) „Behringer (jeniſch) Landjäger.

[2]) „Verkappen“, verhaften.

ohne weiter ein Wort zu verlieren, dem Kindlein aus trockenem Moos und alten Lumpen in einem Winkel der Hütte ein Lager und zog dann aus der Keßlerkiste eine Flasche mit schöner frischer Milch und tränkte das Büblein. Andern Tags wickelte der Keßler den Wurm in ein altes ausgewaschenes rothes Schnupftuch, band ihn wieder auf seine Kiste, macht ihm ein Dach aus zwei Weidenruthen, über die er einen Zeuglappen spannte, und zog dann den andern Tag hinaus in Wind und Wetter.

Wo vor vielen tausend Jahren ein wilder Waldstrom sich sein breites Bett in den Fuß des Berges gefressen, da prangen jetzt grüne fette Matten, rechts und links von hohen Flühen geschirmt und von einem schmalen Bächlein, dem heruntergekommenen Abkömmling des stolzen Bergstroms durchrieselt. Am Bache steht ein hundertjährig Bauernhaus, mit einem Strohdach, das auf drei Seiten nahezu bis auf die Erde hinunter reicht. Unter dem Strohdach sind die dürren Reiswellen hoch aufgespeichert und auf der Bühne liegt der duftende Heustock und hoch oben im Giebel die goldenen Garben. Und wäre Einer dem Bauern im Wettergraben schlimm gesinnt, so dürft' er nur ein Schwefelholz in's tief herunterhängende Strohdach stecken; bevor er in drei Sprüngen wieder im Wald wäre, würde schon hoch über dem Haus der rothe Hahn mit den Flügeln schlagen. Deßhalb war der Bauer im Wettergraben mit dem Keßlervolk lieber Freund als Feind.

„Gelobt sei Jesus Christ!" ist des Naglerhansen Gruß, denn er hält drauf gut „wahnisch" (katholisch) zu sein. „Ob man ihn und sein Volk über Nacht haben wollte, um Gottes Willen?" Er solle einmal abstellen und in die Stube kommen, ist des Bauern Bescheid, dem der Naglerhans, ohne sich weiter nöthigen zu lassen, entspricht, die Schwelle aber nicht anders überschreitet, als mit dem Wunsche: „Gott geb' euch Glück in's Haus!" — „Ob der lange Peter oder der Hoppiklaus sich kürzlich in der Gegend gezeigt und ihm in's Handwerk gepfuscht hätten?" — Nicht, daß er wisse, meint der Bauer. So macht sich denn der Naglerhans gleich an's Werk! schwärzt sich Gesicht und Hände, wie's einem Keßler ziemt, bittet sich vom Bauern eine alte Pfanne aus, die er auf die Schulter nimmt, und beginnt seine Runde in den Höfen und Dörfern der Umgegend, mit heiserer Stimme nach zerlöchertem Kochgeschirr, gespaltenen Schüsseln und stumpfen Messern und Scheeren rufend. Unterdessen ist Marey ebenfalls angelangt und macht vor Allem aus des Bauern Strohwellen, die ihr im Ueberfluß preisgegeben sind,

den Ihren auf der Tenne das Nachtlager zurecht. Zuletzt kommt der alte Lienhard gegangen, der sein Bübchen, welches von der Bande nach dem Pudel „Fideli" genannt wurde, an der Hand führt. Schweigsam stellt er seine Kiste bei Seite, nimmt das müde Kind auf die Knie und läßt es, ihm die Fliegen wehrend, auf dem Schooße schlafen.

Des andern Morgens wird nun die Werkstatt aufgeschlagen. bei gutem Wetter vor dem Haus, sonst ganz ungenirt in der Stube, Da wird gelöthet, geheftet, gekittet und geschliffen, daß es eine Art hat, und der Bauer und seine Leute können dann sehen, wo sie neben den Schleifsteinen, den Gluthpfannen und den übrigen Einrichtungen noch ein Plätzchen finden. Abseits in einem Winkel sitzt Lienhard an einer einfachen Drehbank und verfertigt Schuhzwecke aus dem harten Holze des Pfaffenkäppchenstrauchs, das er am Berge gesammelt hat; Fideli dreht ihm das Rad. Das Weibsvolk ist den Tag über gewöhnlich auswärts, denn es ist an ihm, die gefertigte Flickarbeit den Eigenthümern wieder zurückzubringen, daneben aber Pferdehaarsohlen und Schuhzwecke zu verkaufen, den Bauerndirnen wahrzusagen und bei den Bäuerinnen die neuesten Dorfgeschichten herumzutragen, wofür die Hinterhäbigste gern mit offenen Händen spendet. — So wird's oft wochenlang beim Bauern im Wettergraben getrieben.

Da geschah es eines Abends, daß der Naglerhans über Feld war. „Er komme erst spät zurück, man solle essen ohne ihn." — Der Bauer und seine Leute hatten abgespeist, und nun setzte sich das Keßlervolk zu Tische. Hatte der Bauer eine Erdäpfelsuppe vor den Magen geschlagen, so dick daß eine Katze darauf hätte übernachten können, so trug dagegen Marey Kaffee auf und Milch dazu, fast wie purer Rahm, und nicht etwa Schwarzbrod, sondern Weißbrod vom feinsten, und Erdäpfel, die im Schmalze schwammen. Kein Wunder, daß den Werkleuten im Wettergraben trotz der Erdäpfelsuppe das Wasser in den Mund lief. Als alle satt waren, da mußte der alte Lienhard ein Soldatenlied anstimmen, und da er fertig war, riefen des Wettergrabenbauern Buben nach Geschichten. Es ist schwer zu sagen, ob Crescens oder Emerenz die schönern wußte. Dem einen gefiel die vom Jäger am besten, der sieben Frauen gehabt und eine nach der andern an eine hohe Tanne hing, dem andern jene vom übermüthigen Bauernsohn, der spät in der Nacht nach Hause fahrend mit Wagen und Rossen den Dürst verspottete, d'rauf aber von diesem und seinen gespenstigen Hunden wie ein Wild gejagt wurde, bis der Morgen graute. Der Bäuerin lief es kalt über den Rücken und sie meinte, man sollte lieber noch einen Rosenkranz beten vor Schlafen-

gehn. Damit war dem Marey geholfen. „Sie seien auch dabei, und die Leute sollten es erfahren, daß sie weder Heiden noch Zigeuner, sondern so gute Christen seien wie diese und jene.“ Und gleich stimmte sie an und die „Gompis“ [1] fielen ein, und was sie etwa in den Worten fehlten, das bemühten sie sich durch die Kraft der Stimme wieder gut zu machen. Das tönte in der niedern Stube, daß die Katze aus Angst zum Fenster hinaus schoß und der Ringgi draußen ein schwermüthig Wehgeheul anstimmte. Sobald die Rede auf den Rosenkranz gekommen war, hatte sich Lienhard hinausgemacht auf sein Lager von Streu. Noch niemals hatte man ihn in der Kirche oder gar am Tisch des Herrn gesehen. Einmal habe er bei einer Kapelle vorbeigemußt, wo eben eine Messe gelesen wurde, da soll ein schlimmes Weh über ihn gekommen sein.

Der Rosenkranz war gerade im besten Gang, da stürzte der Naglerhans ganz verstört und außer Athem in die Stube und berichtete in unverständlicher Zigeunersprache ein Langes und ein Breites. Darauf packte die Bande noch in derselben Nacht ihre Sachen zusammen und zog hinaus in den finstern Wald. Es soll damals ein Gesetz gemacht worden sein wider die Heimatlosen und Vaganten, wonach denselben verboten wurde, künftig in Gebirg und Wald zu hausen und unstät zu sein. Sie sollten in die Dörfer eingetheilt werden und dort wie andere Leute hacken, pflügen und graben und im Schweiße ihres Angesichts die Erdäpfel bauen. Aber keine andere Heimat begehrte der Naglerhans, als Berg und Wald; sein Rücken war gewohnt das schwere Schleifrad zu tragen, nicht aber sich über der Sense und Hacke zu krümmen. Im Dorfe wäre es ihm eng gewesen, wie dem Waldvogel im Käfig; deßhalb floh er vor dem Gesetz und ging in derselben Nacht durch den finstern Wald dahin, wo er glaubte, daß das Gesetz ihn nicht erreichen würde.

Im Herbst, wenn die Jagd aufgeht, wenn die ersten Schüsse knallen, wenn zum erstenmal das Geheul der Meute am Berg wiederhallt, da verläßt der Hase die grünen Kleefelder und die Furchen des Kartoffelackers, wo er geruhig den Sommer zugebracht, und zieht erschrocken in den dichten Wald oder zu Berg, oder auf's öde Moor, und die scheuen Rehe eilen hinauf in die unzugänglichsten Schluchten und spitzen die Ohren und strecken lauschend die Hälse. Die zweiundzwanzig Schweizerkantone hatten sich gleichzeitig die Aufgabe gestellt, sich die heimatlose Bevölkerung ihrer Berge, Wälder und Landstraßen vom Halse zu schaffen, und jeder derselben war bestrebt,

[1]) „Gompis“ (jenisch) Mädchen.

ſich der Ueberläſtigen auf Koſten der Nachbarn zu entledigen. Hatte irgendwo eine Bande im Graben, oder unter dem Schutz der überhängenden Felswand, oder in verlaſſener Köhlerhütte ihr Lagerfeuer angezündet und ihren Keſſel darüber gehängt, ſo kamen unverſehens die Landjäger über ſie und bei Nacht und Nebel, auf einſamen unbegangenen Pfaden wurde ſie über die Kantonsgrenze geführt. Oft mochte es geſchehen, daß Abends in trüber Dämmerung ein hungriger Trupp durch Sturm und Regen auf heimlichen Schleichwegen in den Nachbarkanton hinübergeſchmuggelt wurde, um von der wachſamen Polizei des ſolchermaßen beſchenkten Standes am grauen Morgen naß und nüchtern wieder auf gleichem Pfade auf ſeinen frühern Lagerplatz zurückgebracht zu werden.

Zur Zeit, da die Menſchenjagd eben im ſchönſten Zuge war, ging früh bei Tagesanbruch ein Büblein baarhaupt und baarfuß auf dem Wege, der aus dem Niederamt von Erlinsbach bergaufwärts Kienberg zu und von dort nach dem Frickthal hinüber führt. Ein bleigrauer Nebel hatte ſich über das Thal gelagert. Obererlinsbach aufwärts am Wege, abſeits von den Häuſern, ſteht eine Kapelle. Auf der grauen Kapellenmauer waren etliche Figuren und Striche mit Rothſtein gezeichnet; man hätte ſie für das Werk müßiger Schuljugend halten können. Sobald das Büblein die rothen Zeichen an der Mauer entdeckt hatte, wendete es ſich um und rief in den Nebel hinein dreimal den Guckucksſchrei. Der kleine Geſelle war der Fideli. Schlank und gerade wuchs das Bürſchchen auf in Wald und Wetter; es war flink wie ein Eichhorn und ſeine Wange braun wie die reife Haſelnuß.

Bald nachdem Fideli den Guckucksruf hatte ertönen laſſen, ſtreckte der Naglerhans den ſtruppigen Kopf aus der nahen Hecke heraus, ſpähte zuerſt vorſichtig den Weg aufwärts und abwärts, trat endlich mit ganzem Leib hervor und ging auf die Kapelle zu. Als er einen Blick auf die rothen Zeichen an der Wand geworfen, ſteckte, er zwei Finger in den Mund und ließ einen gellenden Pfiff erſchallen welchen der geübteſte Jäger für den Schr i eines Hühnerweihs gehalten hätte, worauf da und dort, aus Geſträuch und Buſch und Straßengraben Geſtalten hervortauchten und bald die ganze Bande ſich um ihr Haupt geſammelt hatte. Naglerhans deutete mit dem Stecken auf einen Kreis von Rothſtein mit einem Punkt in der Mitte, den man für das rohe Abbild eines Schleifſteins halten konnte. Der Schleifertoni ſei erſt geſtern hier vorbei gekommen und ſeine Bande ſei neun Köpfe ſtark. Beim Maßholderbaum auf der Schafmatt, dächte er, könnte man ein mehreres über ihn erfahren.

Sie wollen trachten ihn einzuholen; es gebe dann wieder einmal einen luſtigen Tag. — Wohlgemuth und raſchen Schrittes zog die Bande durch Wald und Weide den ſchmalen Pfad, der über den Barmel nach der Schafmatt führt, bergan.

Nie iſt es ſchöner auf den Bergen als zur Herbſtzeit, wenn im Thale unten Tage lang bleigrauer Nebel in den Gipfeln der Tannen hängen bleibt, aber oben über die Kuppen und Gipfel die genzianenblaue Pracht des Himmels ſich wölbt. — Beim Maßholderbaum prangten Fels und Wald und Weide im goldenen Sonnenſtrahl, während unten das Nebelmeer wogte, aus dem weit drüben die glitzernden Schneeberge ihre ſtolzen Häupter ſtreckten. — Aufmerkſam unterſuchte, dort angelangt, Naglerhans Stein, Baum und Buſch. Endlich entdeckte er im Gebüſch einige künſtlich verflochtene Zweige. Es ſei, wie er geſagt; auf dem Keßlerwitteli würden Schleifertonis zu finden ſein. Da es eben auf die Zurzacher Meſſe zugehe, möchten vielleicht noch andere gute Bekannte vorbei kommen; er wolle deßhalb ſein Zeichen auch hinmachen. Er ſuchte ſich am vielfach vernarbten Stamme des Maßholders ein glatt Stück Rinde, nahm das Meſſer zur Hand und ſchnitt erſt die Geſtalt eines Nagels, dann einen Pfeil, die Spitze nach Oſten gerichtet, in dieſelbe ein; das Gefieder des Pfeils wurde genau aus ſieben Einſchnitten gebildet, vier aufwärts und drei abwärts; endlich machte er noch ſenkrecht auf den Pfeilſchaft neun Einſchnitte, unter den Schaft aber deren dreizehn. Der Nagel war des Naglerhanſen Wappen und Wahrzeichen; wohin der Pfeil wies, das deutete die Weltgegend, nach welcher er gezogen; die ſieben Striche des Gefieders ſagten, daß ſeine Bande ſieben Köpfe ſtark ſei; aus den Einſchnitten über und unter dem Schaft war zu erkennen, daß des Naglerhanſen nicht früher und nicht ſpäter als am dreizehnten Tage des Herbſtmonats hier geweſen. Dies konnte jeder vorüberziehende Keßler, Scheerenſchleifer oder Geſchirrheſter mit einem Blick entziffern. — Neben dem Maßholderbaum biegt eine faſt unbemerkbare Spur rechts ab und ſcheint ſich bald zwiſchen Felſen und wirrem Geſträuch zu verlieren. Dieſe Spur führt nach dem Keßlerwitteli; ihr folgte die ganze Bande mit beflügelten Schritten.

Das Keßlerwitteli, hinter ſchroffen Felſen verſteckt, iſt nur auf ſchwer zu findenden Fußwegen zugänglich. Nur wenigen iſt der Ort bekannt und von den meiſten dieſer wenigen wird er ſorgfältig gemieden, denn es gehen dort böſe Geiſter um und in der Johannisnacht tanzen daſelbſt die Hexen, wie die Alten ſagen, welche noch am Glauben feſthalten. Es iſt eine kleine, ſanft gegen Süden ge-

neigte Fläche, hinten an eine jähe Fluh gelehnt, links und rechts von dichtem Wald und Strauch geschirmt, nach vorn vom wild zerklüfteten, fast senkrechten Abhang des Berges begrenzt. Einige uralte Schirmtannen stehen darauf, hie und dort wuchert duftender Hollunder und nirgends blüht schöner die dunkelblaue Gentiane und die goldgelbe Aurikel.

Der laute Jubel wollte kein Ende nehmen, als des Naglerhansen unversehens aus dem Walde traten. Es war aber auch eine schöne Gesellschaft, die sich hier zusammengefunden hatte; da waren der Schleifertoni und der Chrättenruodi, beide Naglerhansens Schwäger, dann der Ringlichasper und der krumm' Heiri, jeder mit seinen Leuten.

Unter einer der Schirmtannen brannte das wohlgenährte Lagerfeuer und über demselben hing ein Kessel, in welchem Schinken, Speck und Würste brodelten. Daneben waren einige „Gojen“ [1] emsig beschäftigt, allerlei Küchlein in der zischenden Butter zu backen, die sie dann auf dem grünen Rasen hoch aufthürmten. Am Feuer standen Kaffeekannen und Milchtöpfe und im Schatten unter dem Gesträuch eine schöne Anzahl Schnapsflaschen. Während die Alten, um das Feuer gelagert, aßen, tranken, schwatzten und ihre halbverkohlten Ulmerpfeifen schmauchten, saßen unter einer andern Tanne der blinde Geigerlipp und die Hackbrettliese und spielten ihre besten Tänze auf, nach denen ein halbdutzend Paare junger Stromer [2] und schlanker Schicksen [3] sich drehten. Kein fremdes Auge mochte das wilde Völklein hier belauschen, kein fremdes Ohr es behorchen. Deßhalb ließ es seiner Lust die Zügel schießen. — Flasche nach Flasche leerte sich; immer lauter lachten die Alten, die am Feuer sich streckten, immer rascher drehten sich die Jungen im Tanz, und wilder und wilder erklangen Geige und Hackbrett unter dem dunkeln Dach der alten Schirmtanne hervor. In ihrem üppigen Uebermuth küchelten die Buben und Mädchen Hollunderzweige in der geschmolzenen Butter, um sie dann wieder an den Stauden in die Höhe schnellen zu lassen, laut aufjubelnd, wenn des Geigerlipps Führer, der widerborstige Semir, lüstern nach den fetten Bissen emporsprang. — An der allgemeinen Freude nahm allein der alte Lienhard nicht Theil. Als er seinen Hunger gestillt hatte, ging er in den einsamen Wald. Später konnte man ihn auf einem hohen Felskopf erblicken, steif und

[1] „Gojen“, Weiber.

[2] „Stromer“, Landstreicher.

[3] „Schicse“, Dirne.

gerade daſtehend, einer ſchildernden Schildwache gleich, und unverwandt hinunterſchauend in die grauen Nebel des Thales.

Wenn die Sonne hinabſinkt in ihr gluthrothes Bett, da verſtummen ſonſt Schlucht und Wald. Die Amſel hält inne mit ihrem ſchmetternden Lied und ſucht ihr Lager im dunkeln Tannendickicht, der Guckuck ruft nicht mehr und zuletzt ſchweigen ſogar die wilden Tauben auf den höchſten Gipfeln. Aber auf dem Keßlerwitteli ſchien der Luſt des Tages eine noch wildere Nacht folgen zu ſollen. Schon verſagte dieſem und jenem der Zecher am Feuer die Zunge den Dienſt, und mit wildleuchtenden Augen umſchlangen die tanzenden Burſche ihre Dirnen. Da ließ ſich unvermerkt vom Fels herab das durchdringende, unheimliche Geſchrei der Eule hören. Das iſt der Lienhard! rief Naglerhans und ſprang vom Feuer auf; es müſſe etwas nicht richtig ſein. Plötzlich ſtand der Genannte, der ſich den jähen Fels herab hatte gleiten laſſen, mitten unter den Zechenden. „Die Behringer!“ rief er. „Die Behringer!“ und Männer und Weiber rafften in wilder Haſt ihre Pfannen und Keſſel, ihre Geräthe und Habſeligkeiten zuſammen. „Die Behringer!“ und Geige und Hackbrett verſtummten, und die erſchrockenen Schickſen wanden ſich aus den Armen ihrer Geliebten. „Die Behringer!“ und ſchattenähnlich verſchwand das aufgeſcheuchte Völkchen, die einen im dornigen Dickicht des Waldes, die andern in zerriſſenen Klüften der Felſen. Als die Landjäger kamen, fanden ſie von allem nichts mehr, als die verglimmenden Kohlen des Lagerfeuers, etliche abgenagte Schinkenknochen, ein paar leere Schnapsflaſchen und an den Hollunderſtauden die geküchelten Zweige.

Am Fuße des Kreuzes ſuchen Zuflucht die Bedrängten. Bei den reichen Klöſtern haben die Bettler, die Heimatloſen, die Wallfahrer ihr Stelldichein. Denn gnädig iſt die Kirche denen, ſo ſich unterwerfen, und offen ihre Hand für die, welche nicht ſehen und doch glauben. Noch ſtehen die Klöſter dort, wo die beſten Matten und ſonnigſten Weinberge ſind; aber nicht mehr ſchallt in den langen Kreuzgängen der feierlich ſchleppende Schritt der Mönche. Weltlich behaarte Geſichter, von grauen Schlapphüten überſchattet, haben ſich in den Zellen eingeniſtet. Um die ſtolzen Mauern, die Jahrhunderte lang unentweiht geſtanden, iſt jetzt ein unruhiges, wühlendes, umgeſtaltendes Getriebe, als ob der Zahn der Zeit ſichtbar daran nagte.

Keine zwanzig Jahre ſind es her, da war es anders. Da

herrſchte, ſoweit die Kloſterglocke hörbar war, behagliche Feierlichkeit. Mit feierlichem Behagen gingen die Mönche aus und ein, mit feierlichem Behagem führte der Kloſterpächter den Pflug, mit feierlichem Behagen wartete ſelbſt der Bettler und Krüppel vor der Kloſterpforte, denn er war des Biſſens, der ſeine Eßluſt befriedigen würde, gewiß. Nur ſelten verirrte ſich ein Landjäger in den friedfertigen Bezirk, wo nicht die weltliche, ſondern die geiſtliche Polizei regierte, und konnte man ſich derſelben mit dem Beichtzettel ausweiſen, ſo wurde wenig nach Paß und Heimatſchein gefragt.

Seit die Heimatloſenjagd angegangen, war Naglerhans nirgends lieber als dort, von wo aus man die Wettinger Kloſterthürme ſehen konnte. Kein Plätzchen war ihm für ſeine Werkſtatt anſtändiger, als jenes hinter der Wettinger Kloſterkirche. Nirgends wurde wohlgemuther gelöthet, geſchliffen und geheftet. Bei den Frauen der Kloſterpächter hielten Marey und ihre Töchter reiche Ernten an Eiern, Mehl und Butter. Es war faſt wie zur guten alten Zeit. Aber wenn die Kloſterglocke zur Meſſe, Veſper oder Mette rief, ſo folgten ihr Vater, Mutter und Kinder, und war ihnen dann keine Arbeit zu eilig. Und ſie wurden deßhalb vom gnädigen Herrn Abt ſehr wohl gelitten und erfreuten ſich ſeines beſondern Schutzes. Daß der alte Lienhard nie zur Kirche ging, das ſuchten ſie geheim zu halten, und es ging darüber nur unter den Laienbrüdern und Kloſterknechten ein dumpfes Gerücht, das aber noch nicht bis zum Convent gedrungen war. Da geſchah es einmal eines ſchönen Morgens, daß der Lienhard gerade vor der Kloſterkirche vorbeiging, als die Mönche mit der Prozeſſion herausgezogen kamen. Und der, ſo vorausging, ſpritzte rechts und links ſegnend mit dem geweihten Waſſer, und es kam, daß einige Tropfen auf den Alten fielen. Da fing dieſer an gar ſeltſam und ſchauerlich zu ſtöhnen, Schaum trat ihm aus dem Mund, er fiel zu Boden und ſchlug mit Händen und Füßen wild um ſich. „Der Beſeſſene!“ raunte Einer erſchrocken dem Andern zu. Wohl ſprangen ihm etliche Mönche zu Hülfe und thaten das Mögliche, den böſen Feind zu bewältigen. Aber kein Beſegnen und kein Teufelaustreiben wollte nützen. Der Lienhard ſchlug ſchwächer und ſchwächer um ſich und wurde zuletzt ganz ſteif und war todt. Ein Laienbruder will ein ſcheußlich haarigtes Thier ihm aus dem Mund haben kriechen ſehen.

Erſchrocken und in Aengſten war Fideli dabei geweſen. Als er es begriffen hatte, daß der Lienhard jetzt todt ſei, da war es ihm, als ob Jemand ſein Herz mit einer Zange abkneipte, denn der Alte war ihm Vater und Mutter zugleich geweſen, und die andern, däuchte

ihm, hielten ihn doch nur für ihren Pudelhund. Und er warf sich auf den todten steifen Mann und begann zu schreien, daß es einen Stein erbarmt hätte. Es war aber gerade ein vornehmer Herr im Kloster zu Gast, der ließ sich beim Nachtisch die Geschichte erzählen. Er wurde ordentlich davon gerührt und sprach, indem er ein Biscuit in seinen Burgunder tunkte, das Büblein dürfe kein Strolch und Landstreicher werden, sondern ein guter und nützlicher Staatsbürger; er wolle sehen, daß für dasselbe gesorgt werde. — Naglerhansen packten ob dem Rumor ihre Sachen zusammen, so schnell sie konnten, und machten sich, um zwei Glieder ärmer geworden, fort. Sie sollen sich seither nie mehr im Gebiete des Wettinger Kloster gezeigt haben. — Fideli aber wurde von dem vornehmen Herrn bei einem Bauern als Knechtlein verdingt.

Dazumal hatte Fideli den Glauben, es gebe zweierlei Sorten Leute in der Welt: die mindere Sorte müsse fort und fort herum ziehen, Kessel flicken, Scheeren schleifen, Schuhzwecke aus Pfaffenhütleinholz fabrizieren und betteln gehen; die vornehmere Sorte habe schöne warme Häuser, ihr Theil seien die Dörfer und Städte, die Aecker und Wiesen, und brauchten sich vor den Landjägern nicht zu fürchten, müßten aber arbeiten und allerlei Wissenschaften besitzen. Und er freute sich, nun zu den vornehmern gehören zu sollen, da der Lienhard ja doch todt sei, und er nahm sich vor, recht viel zu lernen und zu arbeiten, um auch Aecker und Wiesen zu bekommen und ein schönes warmes Haus, darin zu wohnen.

Aber sein erster Meister hieß der Chlais auf der Chliberen, der theilte die Leute ebenfalls in zwei Sorten ein, jedoch auf eine andere Manier. Zu den einen seien jene zu zählen, welche übervortheilen, zu der andern die, so übervortheilt werden. Und um ja nicht in die zweite Klasse zu fallen, that er sein Möglichstes, sich in der ersten zu behaupten auf Kosten eines Jeden, der ihm unter die Finger kam. Fideli werkte ein Jahr lang wie ein Roß. Wie freute er sich auf sein armselig Löhnlein von sechszehn Kronen! Aber als Weihnachten gekommen war, machte ihm der Chlais auf der Chliberen eine lange, lange Rechnung vor: für ein paar Hosen, die ihm der Schneider geflickt hatte, und für einen Fleck, den ihm der Schuster auf einen Holzboden gesetzt, ferner für eine Menge zerschlagener Dreschflegel, abgewetzter Sensen und abgenützter Stallbesen, so daß zuletzt herauskam, daß Fideli dem Chlais noch ein paar Batzen schuldig blieb, die ihm aber dieser großmüthig als Trinkgeld schenkte.

Fideli verstand sich blutwenig auf Rechnungen und Gegenrechnungen; das war ein Pfiff, von dem er bei Naglerhansens niemals gehört hatte. Und der vornehme Herr, der's über sich genommen, aus Fideli einen guten Staatsbürger zu machen, hatte seither nichts mehr von sich hören lassen. Das Knechtlein suchte sich deßhalb auf eigene Faust einen neuen Meister.

Das war der Blitzbauer im Donnerloch. Der war berühmt weit und breit für sein Fluchen. Er ging selten in's Wirthshaus, ohne ein paar Köpfe oder doch mindestens ein paar Flaschen zusammen zu schlagen, und hatte die Gewohnheit, allemal seine Knechte zu prügeln, wenn er im Rausch oder Zorn etwas Ungeschicktes gemacht hatte. Einmal mußte er ein paar Dublonen Schmerzengeld bezahlen, weil er einem Kameraden, mit dem er eine Flasche getrunken, im Verlaufe eines freundschaftlichen Diskurses das Weinglas in's Auge geschmissen, und schlug nun, seinen Zorn zu kühlen, dem Knechtlein die Mistgabel um die Beine. Da packte Fideli sein leichtes Bündelchen auf und sagte dem Donnerloch Lebewohl.

Der dritte Meister, bei dem Fideli als Knechtlein einstand, war der Baptistli auf der Rütschelen. Das war ein Mannli, wie der liebe Tag so freundlich und wohlmeinend gegen Jedermann, und hätte keinem Hund ein schlimmes Wort geben können. Bei ihm durfte keiner mehr schaffen, als er gerade gern wollte, und blieb eine Arbeit am Samstag Abend halb fertig liegen, so sagte der Baptistli, sie wollten es eben etwa die andere Woche fertig machen. Alle vierzehn Tage wurde wenigstens einmal geküchelt, und Einzug war ins Haus Tag und Nacht, bei Tag zu der „Gigertschiwassergutteren" die stets parat stand für Jeden, der wollte Nachts zu Baptistli's Töchtern, die denen, welche zu ihnen kamen, fast noch seltener etwas abschlugen, als Baptistli selber. Es dünkte Fideli, jetzt sei er einmal am rechten Ort, aber bevor das Jahr zu Ende, kam der Weibel ins Haus und dann der Amtschreiber und schrieb auf. Der Baptistli wurde vergeldstagt und fürderhin als „Hudel" von der Gemeinde gefüttert, es kam ein anderer Bauer auf die Rütschelen und Fideli war um sein Löhnlein verfroren.

Als Fideli zum vierten Meister kam, da war er groß und schlank gewachsen wie eine junge Tanne, und ging der Bursche durch's Dorf, so guckten ihm die Mädchen nach, wenn gleich seine Kleider dünn und fadenscheinig waren und sein Gesicht gebräunt vom Wetter und der harten Arbeit.

Zur ſchönen Sommerzeit, wenn die Pfingſtroſen blühen und ſpäter die feuerrothen Nelken, da zieht an den Feiertagen die Jugend aus, und wo eine Geige erklingt und ein Clarinet, da ſammeln ſich die Knaben und Dirnen, um ſich luſtig zu machen und zu freuen der ſchönen Sommerszeit. Wer es hat und vermag, macht Staat. Der reiche Bauernſohn ſchlägt auf den Tiſch, daß die großen Maaßflaſchen klirrend zerſpringen und der Wein in breiten Strömen auf die Knie der Gäſte fließt, und wenn ihn ſein Mädchen abmahnend am Aermel zupft, ſo langt er aus der Hoſentaſche eine Handvoll Thaler und wirft ſie vor ſich auf den Tiſch und ſagt, wo die her ſeien, da fänden ſich noch mehrere, und er vermöge es wohl, ein wenig Wein zu verſchütten. Und die hoffärtige Müllerstochters, die im Welſchland geweſen, um die Sprache zu lernen, rauſcht einher in ſteifer Seide und prangt blau, grün und roth, wie ein ſtolzer Pfau, und trägt Handſchuhe an den langen, magern Händen. Draußen vor dem Hauſe, aus welchem die Töne der Geige und Clarinete erſchallen, ſtehen zu fünfen oder ſechſen beiſammen die in groben leinenen Jüppen, mit Schürzen und Tſchöppen keineswegs von Seide, ſondern von dünnem, wohlfeilem Zeug. Wie etwa die Seelen des Fegefeuers durch die offene Himmelsthür in die Herrlichkeit des Paradieſes blicken, ſo werfen dieſe armen Seelen in Halbleinjüppen verlangende Blicke zu den Fenſtern des Tanzſaals hinein. Ein Mehreres wird ihnen nicht zu Theil, denn wer möchte ſo ein armſelig Ding, das kaum mehr hat, als das Hemdlein auf dem Leibe und etwa noch ein zweites zum wechſeln, ſo ein Ding, das weder Gülten, noch Aecker, noch Waſſermatten beſitzt, nicht einmal einen alten, reichen, ledigen Vetter, wer möchte ein ſolches zu Tanz und Weine führen?

Fideli ſtand damals auch vor dem Bären auf der Schnabelweid bei der Kegelbahn, doch nicht etwa um mit den reichen Bauernſöhnen zu kegeln; dazu waren ſeine Taſchen zu leicht. Auch ihm war das Loos des Zuſehens beſchieden, aber er ſchaute nicht ſowohl nach den rollenden Kugeln und den fallenden Kegeln, ſondern ganz anderswo hin. Es war ganz abſeits, wo man kaum noch die Töne der Tanzmuſik hören konnte, ein ſchattig Plätzchen unter einem dunkelgrünen Nußbaum, wo etliche Mädchen ſtunden, unter ihnen eines ſchlank, mit dunkelm Haar und großen Augen, ein paar arme dünne Kleidlein am Leib, doch waren ſie ſauber und jeder Riß geflickt ſo gut als möglich. Nach der ſchlanken, braunen, blaſſen Dirne ſchaute Fideli unverwandt. Nur zuweilen ſchielte er nach dem Tanzſaal hinüber und ſenkte dann die Hand prüfend in die Taſche. Es waren nämlich nicht mehr als drei Batzen darin, knapp genug, die Mu-

ſikanten zu bezahlen für drei Tänze. Aber wo das mehrere hernehmen, um nach dem Tanz das Mädchen zum Wein zu führen, wie Brauch und Sitte iſt, und wär's auch nur zu einer Flaſche vom Sauerſten? — Lange ſchwankte der Kampf: ſollt' er oder ſollt' er nicht? —

Endlich, als ihn bedünkte, das ſchlanke Broni beim Hühnerhubelbauer wolle mit ſeinen Kamerädinnen aufbrechen, faßte er ſeinen Entſchluß. „Willſt du drei haben mit mir, Broni?" — „Das werde wohl ſein Ernſt nicht ſein; ſie ſei gar ein arm's Meitſchi und habe nur ſo ſchlechte Kleidlein an." Dazu wurden ihre Wangen roth und fragend blickte ſie dem Fideli in die Augen. „Magſt oder magſt nicht?" fragte der wieder. — „Wenn es dein Ernſt iſt, ſo mag ich wohl." Und ſie gingen mit einander, der ſchlanke braune Fideli und das ſchlanke braune Broneli, und die Geige und die Clarinete ſchien ihnen Engelsmuſik und der Backofendunſt des Tanzſaals Paradieſesluft, als ſie ſich durch das Gewühl und Gedräng der ſchweißtriefenden Dirnen und Burſche im Kreiſe drehten.

Aber die Bauernſöhne, in deren Taſchen Händevoll Thaler klimperten, und die Müllerstöchter, die im Welſchland geweſen, rümpften die Naſe, daß ſo ein anmuthig Päärchen ſich unter ſie gewagt. Und ſie ſtichelten und ſpöttelten, da ſeien auch wieder 'mal der Limp und der Lämp zuſammengekommen. Dem Broni wurde angſt und bang. Als die drei Tänze zu Ende waren, zog ſie ihren Tänzer der Thüre zu. „Du wirſt doch dein Meitſchi nicht trocken wollen laufen laſſen!" ſpöttelte ein Gali, der beide Hände in der Hoſentaſche und die Pfeife im Maul breit neben der Thüre ſtand. „Oder iſt euch der, den wir trinken, zu ſauer?" „Was meinſt?" lachte ein anderer; „der Bärenwirth auf der Schnabelweid hat keinen, der gut genug wäre für den Keßler-Fideli und die Jungfrau auf dem Hühnerhubel". — „So vornehme Leute wollen mit Butſchiertem abgeſäugt ſein," rief ein dritter. Und all die Jungfern mit den ſeidenen Fürtüchern fingen an zu kichern, und all die langen und breiten Löhle, die mit ihren Thalern klimperten, fingen an zu lachen. Fideli war daran, den Nächſten mit der Fauſt zu Boden zu ſchlagen, und der wäre in der erſten Viertelſtunde nicht mehr aufgeſtanden, aber Broni zog ihn hinaus. Draußen beſann ſich Fideli noch einmal, ob er nicht vom nahen Holzſtoß einen Knittel nehmen und wieder hineingehen ſolle. Aber Broni war, die Schürze vor den Augen, eiligſt auf und davon gegangen. Fideli ſchluckte ſeinen Zorn und ging dem Mädchen nach.

Der Gang des Knaben zu ſeinem Mädchen iſt ein heimlicher, beſonders wenn das Mädchen in einem fremden Dorfe wohnt, denn da ſteht hinter jedem Baum, es lauſcht hinter jedem Fenſterladen ein Wächter und Hüter, der ſeiner eigenen Ehre Abbruch gethan glaubt, wenn zu einem der Mädchen des Dorfes ein Burſche aus dem Nachbardorfe kommt. Und wehe einem ſolchen, wenn er ſich erwiſchen läßt! Eine und die andere eingeſchlagene Rippe und ein unfreiwilliges Bad im Dorfbrunnen iſt eher als nicht das Loos, das ſeiner harrt. Da gilt es dem dunkeln Schatten der Hecken nachſchleichen, wenn der Mond ſcheint und leiſe auftreten bei den Häuſern vorbei, damit die Hunde nicht wach werden, und den Athem anhalten, wenn man Samſtag Nachts, da die Nachtbuben jauchzend die Runde machen, hinter dem alten Weidenſtock am Bache ſteht. Dies war jedoch Fidelis kleinſte Sorge, und wenn auch der Hühnerhubel, wo Broneli als „Jungfrau" diente, zwei Stunden weit entfernt war, und wenn auch die Nachtbuben alle dort weit und breit als die allerſchlimmſten berühmt waren, welche keinen fremden Jäger ungeſtraft in ihr Gehege kommen ließen; ſo oft Fideli zu Broneli ging, in finſtern und in hellen Nächten, ſo wurde er doch niemals ertappt. Aber nach ſolchen Gängen folgt zuletzt ein anderer Gang, und obgleich einem auf demſelben keine Nachtbuben auflauern, ſo iſt er nichtsdeſtoweniger manchmal der ſchwerſte von allen. Das iſt der Gang zum Pfarrer.

Auf die Pfingſtroſen folgen die feuerfarbenen Nelken, und wenn die Nelken abgeblüht haben, fallen dann bald die Birnen und Aepfel vom Baum, und dann geht's auch nimmer lang, ſo führt der Wind das falbe Laub davon, aber der Rosmarin bleibt Sommer und Winter grün. Fideli und Broneli gingen neben einander her und hielten ſich bei der Hand, denn es war tiefe Dämmerung und ein dichter Nebel, den kein Auge zu durchdringen vermochte. Bronelis Herz klopfte bang; Fideli gedachte der Hütte im Schachen, wo die vielen Weiden ſtanden. Die gehörte ſeinem letzten Meiſter, der wollte ihm wohl und hatte ihm verſprochen, ihm die Hütte und ein Stück Schachenland in Pacht zu geben um billigen Zins. Dahin wollte er ziehen mit Broni. Und wegen des Brods, das er dann ſchaffen ſollte für Weib und Kind, war ihm keineswegs bang. Denn bei all ſeinen Meiſtern hatte er ſich gut befliſſen und war deßhalb wohl erfahren in allem Bauernwerk, und jeder hatte ihn gern als Mähder oder zum Garbenbinden oder als Dreſcher. So konnte er zur Sommerszeit ſeinen ſchönen Lohn verdienen. Zur Winterzeit aber wollte er Körbe flechten; dieſe Kunſt verſtand er aus dem Fundament, der alte Lienhard hatte ſie ihn gelehrt, und dicht ſtanden ja die Weiden um ſeine Hütte.

In der Stube hinter der Lampe saß der Pfarrer und las eine Zeitung von der vorigen Woche und schüttelte dazu bedenklich das Haupt; denn in der Zeitung war zu lesen, wie der Unglaube um sich greife im lieben Schweizerland, und wie die Kirche gedrückt werde und ihre Diener zu leiden hätten, fast wie vor alten Zeiten in Rom, da man sie von wilden Thieren zerreißen ließ. Gutes Muths trat Fideli vor ihn, scheu und verlegen ihm folgend das schlanke Broni. „Er sei gesinnt Hochzeit zu haben nächste Woche, wenn es dem Herrn Pfarrer nicht ungelegen sei." Bedächtig legte sich der Pfarrer in seinen Stuhl zurück und wischte seine Brille. „Ob er mit den Schriften versehen sei?" — „Das Broni hätte nichts dawider, der Herr Pfarrer könne es selber fragen, und Schriftliches sei weiter nichts von Nöthen." Zu dieser Antwort schüttelte der Pfarrer wie billig den Kopf. „Ob er bedacht habe, daß er kein Bürger sei, sondern ein Eingetheilter von des Naglerhansen Bande?" — „Das wisse Broni wohl, sie sei auch nur von Keßlerleuten her und auf dem Hühnerhubel geblieben, weil ihre Mutter als Uebernächterin im Tenn auf einer Strohwelle gekindbettet und dann gestorben sei." — Das müsse er ihm, mit Schein, des Deutlichern auseinandersetzen, meinte der Pfarrer. Es sei ein Gesetz, das verbiete einem Eingetheilten das Sakrament zu ertheilen, wenn er sich nicht zuerst in seiner Gemeinde als Bürger eingekauft, oder eine ausdrückliche Erlaubniß der Gemeinde erhalten habe. Für letzteres sei es jedoch unnütz sich zu bemühen, denn die Bauern sagen, das Heirathen sei eine Kummlichkeit, die sich nicht jeder hergelaufene Lump zu erlauben brauche.

„Er wolle das Broni zu seinem ehrlichen Weibe machen," drängte Fideli, „und verlange von Niemanden etwas dazu." — „Wenn es blos von der Kirche abhinge, so wäre es vielleicht anders, aber die sei jetzt gar erschrecklich unter dem Daumen, und wenn sich ein Pfarrer beigehen ließe, so ein Paar ohne Schriften und Erlaubniß zusammenzugeben, man wäre im Stand ihn von der Pfründe zu jagen oder ihm noch Schlimmeres anzuthun." Da half denn weder Bitten noch Flennen noch Aufbegehren." „Sie sollten ihm nun ab der Haube, denn aus der Hochzeit würde doch nichts, nun und nimmermehr!" So lautete der letzte Bescheid. Unverrichteter Dinge mußte das Paar wieder hinaus in die finstere Nacht.

Aber der Fideli hatte einmal gehört, daß beim Papst in Rom über jedes Paar des Priesters Segen gesprochen werde, ohne daß man ein weiteres nach Schriften frage. Als die Tage wieder länger wurden und der Schnee in den Bergen schmolz, zog Fideli mit

Broni über den Gotthard. In der Kirche St. Peter zu Rom wurde über sie der Segen gesprochen. Darauf kehrten sie wieder mit durchlaufenen Sohlen in die Heimat zurück.

Im schönen Monat Mai, wenn die lauen Lüfte durch die Kirschbäume ziehen, schneit es weiße Blüthen. Hoch und höher treibt der Roggen seine schlanken, schwanken Aehren und in goldener Pracht prangt der blühende Lewat. Da kommt über Nacht der Frost und legt sich über Feld und Wiese und setzt sich auf die blüthenbekränzten Bäume. Oder ein eisiger Wind stürzt sich unversehens vom Berge und es wirbeln mit den fallenden Blüthen die eisigen Schneeflocken. Aus ist's dann mit den süßen Kirschen, nimmer wird sich die schlanke, schwanke Aehre mit schweren Körnern füllen, und der Lewat, der erst noch in goldenem Schmucke prangte, hat jetzt ein schwarzbraunes Bußkleid angelegt und senkt trauernd den Kopf. Das kommt von den drei strengen Rittern her, dem Servaz, Pankraz und Bonifaz, die mit Gewalt des rauhen Jenners Regiment wieder einführen möchten. Deßhalb zieht im schönen Monat Mai der fromme Christ in feierlicher Prozession, mit Kreuz und Fahne hinaus auf Feld und Flur und bittet zu Gott unter lautem Sang und Klang, daß er behüten möge den Baum im Blüthenschmuck, des Roggens schlanke Aehre, des Lewats goldene Pracht und das junge zarte Gras der Matten.

In der Strohhütte im Schachen, wo die vielen Weiden stehen, wohnte ein glücklich Paar. Wenn Abends nach Feierabendläuten Fideli von der Arbeit nach Hause kam, so konnte er schon von weitem seines Broni glockenhelle Stimme vernehmen, die nicht minder fröhlich klang, als der Goldamsel Schmettern im Tannendickicht. Auf dieses gab dann Fideli Antwort mit einem lauten Jauchzer, der weithin über die Matten und das Wasser scholl und drüben widerhallte am grünen Wald. Und wenn dann Fideli zur frischen Geismilch die Erdäpfelröste gegessen, die ihm Broni gekocht, so mußte er hinaus und schauen, was sie alles geschafft und ausgerichtet. Da schauten schon dunkelgrün wie Schnittlauch die Erdäpfel zum Boden heraus, die Broni gepflanzt, und bereits strebten die Bohnen sich um die Stangen zu winden, welche sie selbst mit saurer Mühe im Wald gehauen. Vor der Hütte hatte sich Broni ein Gärtchen angelegt, wo sie allerlei Samen von Blumengewächs gesäet, den sie vom Hühnerhubel mitgebracht, bunt prangenden Mohn, Levkoyen und duftende Resede. Sollte ein schlimmer Frost oder ein Hagelwetter

all der Herrlichkeit ein traurig Ende machen? Das hätte ja Vroni schier das Herz abgedrückt. Darum wollte sie auch mitziehen, wenn der Bittgang mit Kreuz und Fahnen zog durch Flur und Feld. Sie wollte zum Himmel flehen um Schutz für all die Sachen, die sie im Schweiße ihres Angesichtes gepflanzt und gepflegt. Der Fideli sollte auch mitgehen, ihr zu lieb.

Laut und feierlich ruft der Glocken Stimme über's Land weg. Von nah und fern strömt Alt und Jung herbei zur Prozession. Beim Kirchlein ordnet sich der Zug, zuerst die Buben, die kleinsten voran, dann die ledigen Knaben, stolz und keck, hinter diesen die verheiratheten Männer in bedächtigem Schritt. Dann folgt der Pfarrherr im Schmucke des Kirchenornats; hinter ihm daher trippelnd die ganz kleinen Mädchen, darauf die erwachsenen Jungfrauen in ihrem schönsten Staat, zuletzt die ehrbaren Frauen, die jungen voran, und zum Schlusse die steinalten Mütterlein mit den Glockentschöppen und den langen braunen Rosenkränzen.

Was soll unter ihnen das Gezisch und Gewisper und bei den Männern das lauter und lauter werdende Murren? — Abseits gingen die Frauen, als Vroni sich unter sie einstellen wollte, und wo sie hinging, da wichen sie von ihr und zischelten und wisperten. Und da Fideli zu den Mannen stand, fuhr ihn einer an: „Was er wolle unter ihnen? Er solle zu den ledigen Knaben gehen; aber die würden freilich auch keinen bei sich dulden wollen, der ein Menschlein halte in der Schachenhütte." — „Das sei kein Menschlein, sondern sein ehrlich Weib. „Wann der Pfarrer von der Kanzel herab sie verkündet habe?" höhnte Einer. — An Vroni hatte sich unterdessen eine alte dürre Hexe gemacht; es war die Bäuerin auf der Ghliberen. „Ob sie glaube, eine ehrbare Frau würde neben ihr laufen im Bittgang, neben so einem Ringlimensch, das Hochzeit gehabt hinter dem ersten besten Haag?" Da war's Vroni, als ob sie in den Boden versinken müsse vor Scham und Schande. Der Pfarrherr schaute sich verwundert nach der Ursache der Unordnung um, die in seinen Reihen eingerissen. Nach ihm wandte Vroni hülfeflehend die Blicke. Aber dem Fideli war das Blut in den Kopf gestiegen: „Ob wohl der Segen zu St. Peter in Rom nicht so gut oder noch besser sei als des Dorfpfaffen seiner?" Dieses unbedachte Wort drang zu des Pfarrherrn Ohr; der durfte eine solche Mißachtung seiner Würde nicht ungeahndet lassen, sondern er verstieß im heiligen Eifer und mit strafenden Worten die beiden räudigen Schafe aus seiner Heerde, die dann unter lautem Sang und Glockenklang

den Bittgang antrat über Feld und Flur. — Bitter grollend ging Fideli, bitterlich weinend Broni auf Umwegen ihrer Heimat zu.

Es war schon längst diesem und jenem Bauern, der wer weiß wie viele köstliche Matten, aber deßhalb um so mehr Galle und Verdruß, dazu noch Wald und Aecker, aber ein böses Weib hatte, das Paar im Schachen ein Dorn im Auge gewesen. Unter ihnen waren der Chlais in der Chliberen und der Blitzbauer im Donnerloch nicht die letzten. Die saßen nach dem Bittgang zusammen in's Wirthshaus; da hätten dem Fideli und dem Broni die Ohren läuten können bis in die späte Nacht, aber nicht etwa Rühmens halb. „Das habe man noch niemals erlebt, daß so ein Eingetheilter einer ganzen Gemeinde ungestraft eine Nase drehen dürfe. Was einer noch davon hätte, Bürger zu sein, wenn es jedem hinter dem Zaun gefundenen Schlingel erlaubt wäre, mir nichts dir nichts Hochzeit zu machen und ein Dutzend Bälge in die Welt zu setzen? Die müßten, wenn der Vater zum Lump gerathen, dann doch von der Gemeinde gefüttert werden, und die Bürgernützung würde ja schon ohnedieß immer magerer. Aber da werde noch zu helfen sein, und sie wollten es einmal mit dem Keßlerpack probiren, wer zuletzt noch Meister bleibe."

Einmal hatte Fideli einen strengen Tag gehabt. Von früh, da der Morgen kaum zu dämmern begonnen, war er an der Sense gestanden, bis spät da der Abend graute; aber einen schönen Taglohn hatte er sich verdient, nebst Speis und Trank noch einen halben Gulden. Warum ließ sich heute Abend Bronis Stimme nicht hören? warum tönte ihr Lied nicht wie sonst vom Schachen her? Noch lauter als sonst ließ Fideli seinen Jauchzer erschallen, aber keine Antwort. „Broni, wo bist du?" Alles still, die Schachenhütte leer, das Feuer auf dem Herd erloschen. In der Nähe am Ufergesträuch weidete noch ein Bube seine Geißen; von ihm konnte der Fideli endlich in Erfahrung bringen, ungefähr um die Mittagszeit sei der Polizeier gekommen und habe Broni zur Gemeinde hinausgeboten, und als sie sich gesträubt, habe er Gewalt angewendet. Dem Fideli stieg es innerlich heiß in den Kopf, äußerlich lief es ihm kalt wie Schneewasser den Rücken hinunter.

Es war dunkle Nacht. Außerhalb der Gemarkung des Dorfes am Straßengraben saß Broni und weinte bitterlich. Wie ein angeschossener Hirsch kam Fideli des Weges daher und seine Augen durchforschten wie zwei glühende Katzenaugen spähend die Finster-

niß. „Biſt du's, Vroni?“ — Sie ſolle ſich aufmachen, ſie wollten heim. — „Sie dürfe nicht,“ ſchluchzte Vroni, „man habe ihr hinausgeboten wie einer ſchlechten Dirne.“ — „Ob ſie nicht ſein ehrlich Weib ſei? ob ſie nicht in St. Peter zu Rom den Segen empfangen? Der ſolle ihm kommen, der etwas dawider habe!“ Vroni kehrte mit Fideli zurück in die Schachenhütte. Von dieſem Tag an ging Fideli nie mehr zu den Bauern auf Arbeit, ſondern blieb im Schachen, flocht Körbe und hütete.

Nicht lange, ſo kamen eines Morgens zwei Landjäger gegangen. „Wo er das Menſchlein habe, mit dem er hauſe?“ — „Es ſei kein Menſchlein da, und mit der Frau hätten ſie nichts zu ſchaffen.“ Und er nahm einen Knittel zur Hand und ſtellte ſich unter die Küchenthüre, wo Vroni hantierte. „Sie hätten die Ordre, das Weibsbild in ihre Gemeinde zu transportiren; dagegen helfe weder ſperren noch aufbegehren.“ — Fideli ſuchte ſein Hausrecht mit dem Knittel zu vertheidigen, aber die Landjäger zogen vom Leder, ſchlugen ihn nieder und legten ihm Handſchellen an. Während Vroni, die nun bald in's Kindbett kommen ſollte, von dem einen nach dem Hühnerhubel gebracht wurde, führte der andere den Fideli vor den Präſidenten. Dieſer war mit ſeinem Spruche bald im Reinen. Aus dieſem Paragraphen und jenem Artikel war es ihm ein Leichtes heraus zu deduciren, daß Fidelis Ehe eine ungültige, daß Vroni nicht ſeine Frau ſei, daß ihre Kinder uneheliche würden, und daß alſo der Gemeinde, in welche Fideli eingetheilt worden, das unwiderſtreitbare Recht zuſtehe, die Leute auseinander zu treiben. „Ob vielleicht auch im Geſetze ſtehe, daß nur die Bürger ein Herz im Leibe haben dürften, die Eingetheilten aber keines?“ meinte Fideli, half ihm aber nichts. Zur Strafe ſeiner Widerſetzlichkeit gegen die Behörden wurde er dann noch vom Präſidenten in die Gemarkung ſeiner Gemeinde eingebannt und ihm eröffnet, wenn er den Bann zu brechen wagen ſollte, ſo würden noch ſchärfere Strafen ſeiner warten.

Was ſollte Vroni ſchutz- und hülflos beginnen, wenn ſie nun bald in's Kindbett kam? Des andern Tages ſchon hatte er ſeinen Bann gebrochen. Er ward angezeigt und diesmal lautete die Strafe: Drei Wochen in's Loch. — In einem finſtern Gaden auf einem Strohſack hielt Vroni Kindbett. Kein freundlicher Blick ermunterte ſie, ſie ward getränkt mit Spott und genährt mit Schande, indeß Fideli in ohnmächtiger Wuth an den eiſernen Fenſtergittern ſeines Gefängniſſes rüttelte.

Wenn in finſtern Nächten die Winde und die Wolken unheimlich kämpfen, wenn es hoch oben in den Klüften der Berge ſchauerlich toſt, aber unten heiß und brütig kein Blättchen ſich regt, da rufen bang die Nachtvögel im Walde und ängſtlich heulen die Hunde. Aber über die Augen der Menſchen lagert ſich ein bleierner Schlaf. „Mach auf, Broni, mach mir auf!“ Broni ſaß auf dem harten Strohſack und tränkte ihr Kind und wuſch es mit Thränen. „Mach auf, Broni! Leg deine Kleider an, du mußt mit mir!“ — „Was ſoll ich mit dir? Morgen treiben ſie uns wieder auseinander; ſie ſagen ja, ich ſei kein ehrlich Weib und unſer Kind ein unehelicher Balg.“ — „Mach dich fertig, ſag ich dir! Wo ich dich hinführe, dort gelten ihre Geſetze nicht, dort biſt und bleibſt du mein ehrlich Weib, und unſere Kinder ſind rechte Kinder, und der Segen, der über uns geſprochen wurde zu St. Peter in Rom, gilt dort als ein beſſerer, als irgend eines Pfarrherrn ſeiner.“

Fideli hatte einen Korb mitgebracht, den band er dem Broni auf den Rücken und bettete darin ſeinem Kinde, ſo wie ihm ſelbſt einſt gebettet geweſen auf des Lienhards Keßlerkiſte. Was ſonſt ſeine und Bronis Habſeligkeiten waren, das lud er ſich ſelber auf, und nun ging's durch die dichte Finſterniß leiſe zum Dorf hinaus. Aber nicht nach der Strohhütte im Schachen, wo die vielen Weiden ſtehen, wandte dießmal Fideli ſeine Schritte. Gleich vor dem Dorf ging er in den Wald, hinter ihm Broni mit dem Kind; dann aufwärts durch Geſtrüpp und Holz über Fels und Steg, immer dem Berge zu. Der Tag graute eben, als ſie den Gebirgsweg hinanſtiegen, der vom Niederamt in's Frickthal hinüberführt. Obererlinsbach aufwärts, wo die Kapelle ſteht, hemmte er ſeine Schritte. Die Kapellenmauer war friſch getüncht; ein paar Zeichen mit Rothſtein waren darauf zu ſehen, ein Nagel, ein Pfeil mit magerem Gefieder, der aufwärts wies. Als Fideli dieſe Zeichen geſehen, ſchritt er mit friſchem Eifer bergan, ihm auf dem Fuße folgend Broni mit dem Kind. Oben auf dem Berg ſteht der Maßholderbaum und abſeits davon kommt man auf unwegſamem Pfade zum Keßlerwitteli, wo die böſen Geiſter gehen und die Heren tanzen in der Johannisnacht. Unter einer uralten Schirmtanne flackert ein Feuer, über dem ein Keſſel hängt. Ein alt runzlicht Keßlerweib wirthſchaftet daran. An die Schirmtanne gelehnt ſitzt ein Alter mit ſchneeweißem Haar, das ihm borſtig vom Kopfe ſteht. Ein jüngerer mit zündrothen Borſten, im übrigen des Alten treues Ebenbild, zündet eben die halbverkohlte Ulmerpfeife am Feuer an. Ueber dem Scheerenſchleiferrad, das bei Seite ſteht, hängt ein Kittel von flaſchengrünem Sammt.

„Gelobt sei Jesus Christ, alter Naglerhans!“ grüßt Fideli. „In Ewigkeit“, erwidert der Alte und hält die Hand über die Augen, um schärfer nach dem Ankömmling zu schauen, während der Rothborstige mit mißtrauischem Blick nach dem Knittel greift, der am Baume lehnt. – „Kennst du den Fideli nicht mehr, alter Naglerhans, den der Lienhard einst um den Pudelhund eingetauscht? Ist's dir recht und dem Marey und dem Sepp, so nehmt mich wieder in eure Bande auf, und mein Vroni dazu.“

Arthur Bitter.

Samuel Haberstich (pseudonym Arthur Bitter) wurde den 21. Oktober 1821 in dem kleinen bernischen Dörfchen Ried bei Schloßwyl geboren. Sein Vater ein Schmied, stammte aus dem Dorf Oberentfelden, Kts. Aargau, hatte sich in Ried eingeheirathet und vier Kinder erzeugt, von denen unser Dichter das jüngste ist. Da die Mutter bald nach der Geburt des Knaben starb, so führte von nun an die Großmutter (mütterlicherseits), eine sehr religiös gesinnte, höchst einfache Frau mit der Liebe einer wahren Mutter die Aufsicht über den verwaisten Sprößling. Haberstich besuchte vom sechsten Jahre an die ziemlich schlechte Schule seines Wohnorts. Daneben war ihm viele Freiheit gelassen, die er dazu benutzte, Tage lang einsam in den Wäldern umher zu streifen und die Vögel und Eichhörnchen zu belauschen.[1] Im 14. Altersjahre wurde er zu einem Rechtsagenten im Emmenthal in die „Lehre“ gethan, der indessen auch seiner Lebtage mit der Orthographie auf bösem Fuße gestanden. Dieses „Handwerk“ war sehr wenig nach dem Geschmacke unsers Poeten; er schnürte den Bündel, trat in eine Amtsschreiberei des bernischen Jura, wo er die französische Sprache lernte, erhielt später eine Anstellung auf der Kanzlei des bernischen Finanzdepartements, woselbst er bei magerer Besoldung 6 Jahre aushielt, daneben einige philosophische und juristische Kollegien besuchte und seine ersten Novellen zu schreiben begann.

Der Umstand, daß diese dem größern Publikum gefielen, veranlaßte ihren Verfasser im Jahre 1846 seine Stelle aufzugeben und

[1] Der Dichter hat in dem von uns ausgehobenen ersten Kapitel des „Egg-Riggeli“ ein Stück seiner eigenen Jugendgeschichte erzählt.

ganz „unter die Literaten zu gehen". Von nun an widmete er seine Zeit halb der Journalistik halb der Belletristik. Erfreute er sich rücksichtlich der letztern schöner Erfolge, so trug ihm dagegen die erstere nach dem Sturz der 46ger Regierung schlimme Früchte; er mußte mit seiner Familie Bern verlassen, hielt sich längere Zeit in Zürich, im Kt. Solothurn, und in Thun auf und kehrte erst seit dem Jahre 1861 wieder bleibend nach Bern zurück, wo er in den letzten Jahren die Sammlung seiner bessern zerstreuten Novellen in vier Bänden beendigte.

Erzählungen, Novellen und Gedichte von Arthur Bitter. 4 Bde. Bern, Haller'sche Buchdruckerei und Verlagshandlung. 1865–1866

Es gibt einen gewissen mittlern Grad der geistigen Bildung, welcher nicht zu tief geht und (bei stark ausgesprochenen poetischen Anlagen) gerade groß genug ist, um dem größern Publikum mundgerecht zu werden und in der Darstellung die Reflexion ferne zu halten. Eine derartige Ausrüstung für den belletristischen Beruf, welche natürlich immer eine Sache der Zeit und des Schicksals ist, hat einen Nachtheil und einen Vorzug in ihrem Gefolge. Die Kraft eines solchen Schriftstellers liegt nämlich mehr in der Schilderung des Aeußerlichen, in die Augen Springenden, sich von selbst Darbietenden, und zwar in der Natur wie in der Charakterschilderung; dagegen werden seine Erzeugnisse, namentlich aus jener Zeit, wo noch wenig Erfahrungen gesammelt sind, an innerm Halt und Gehalt zu wünschen übrig lassen. Dies ist ein Nachtheil, dessen Anwesenheit sich sogar bis in den äußern Leib des Styls hinaus bemerklich macht; denn nicht die Natur, nicht die äußere Erscheinung des Menschen und seine Umgebung sind Gegenstände der ächten Poesie, sondern der Mensch selber und sein Schicksal, das der Schriftsteller mit Wahrheit, mit innerer Treue und Konsequenz zu entwickeln und darzustellen hat, während alles Andere bloß Nebensache bleibt. Anderseits wird es selten der Fall sein, daß in den Schöpfungen eines solchen Dichters die Reflexion das poetische Interesse überwuchert; denn die Stärke des philosophischen Gedankens ist in seinem Geiste nicht vorhanden und daher auch keine innere Nöthigung, dieser Kraft Raum zu schaffen. Dies ist gewissermassen ein Vorzug; denn das poetische Kunstwerk bedarf zwar eines kräftigen und schönen Gedankens als Unterlage, aber derselbe soll weniger in Reflexionen, als in Bild und Handlung heraustreten.

Beides, der oben gerügte Mangel und der eben erwähnte Vorzug, läßt sich in Arthur Bitter's Novellen und Erzählungen nachweisen. Unser Dichter steigt in der psychologischen Zeichnung seiner

Charaktere ſelten in die Tiefen des innern Lebens herab; ſeine Kenntniß der Geſchichte iſt eine ſehr oberflächliche, daher ſeine hiſtoriſchen Bilder meiſt ohne geſchichtliche Wahrheit und ohne hiſtoriſchen Duft; der Vorrath ſeiner Erfahrungen und Naturſtudien blaßt in immer wiederholter ähnlicher Natur- und Charakterſchilderung häufig zur Manier ab; ſein Styl iſt nicht immer das, was man korrekt heißt; derſelbe iſt nicht ſelten durch Epitheta überladen und affektirt, und was den Gehalt anbetrifft, ſo ſind einzelne Erzählungen geradezu unbedeutend.

Allein Bitter hat eine ſo virtuoſe Kraft in der äußerlichen Schilderung ſeiner Figuren und Landſchaften, er hat eine ſo feine Gabe für Beobachtung der tauſend kleinen Zufälligkeiten, welche das Individuelle und Charakteriſtiſche ausmachen; ſein Humor ſprudelt ſo keck und naturwüchſig und ſeine Sprache fließt im Ganzen ſo friſch und voll natürlicher Klarheit dahin, daß er als anmuthiger und pikanter Erzähler die vollſte Anerkennung verdient. Da er tendenzlos iſt und nicht auf's Lehrhafte ausgeht, ſo entſteht daraus eine ſcheinbar beabſichtigte künſtleriſche Abrundung ſeiner Stücke, ein Vorzug, der indeſſen nach unſerm Dafürhalten bloß eine Folge des relativ glücklichen Verhältniſſes ſeiner poetiſchen Begabung zu ſeiner Bildung iſt und einen mehr inſtinktiven Charakter hat.

Haberſtich's beſtes Werk iſt ohne Zweifel die „Waldmarchez" jedoch ſind auch der „Egg-Riggeli", der „Zitterhans", das „Grab einer Mutter", des „Bärenwirth's Töchterlein", u. A. reich an trefflichen, ächt poetiſchen Schilderungen.

Arthur Bitter hat ſeinen Stoff meiſt aus dem ſchweizeriſchen Volksleben und vorzugsweiſe aus der reichen landſchaftlichen Natur des Bernerlandes genommen. Er iſt darum auch ein ächt ſchweizeriſcher Dichter; wenn er bisweilen unbedeutende Motive etwas obenhin bearbeitet hat, ſo iſt zu bedenken, daß die äußere Nöthigung öfters dem „Literaten" den Griffel führt. Freilich hat die Schweiz eigentlich gar keine „Literaten" eigenen Gewächſes; wenn nichts deſtoweniger der talentvolle Schriftſteller hierorts bisweilen auf den Boden dieſer exotiſchen Pflanze herabſinkt, ſo geſchieht es darum, weil der wirkliche und ächte Poet in unſerm Vaterlande nur allzu ähnlich iſt jenem gefeſſelten Prometheus, der das himmliſche Feuer den Göttern im Olymp entwendete und dem, am kahlen Fels feſtgeſchmiedet, der Geier der Nüchternheit und des Materialismus fortwährend die nachwachſende Leber hackt! —

Aus „Egg-Niggeli, der alte Jäger."

(Ein Lebensbild.)

Erſtes Kapitel.

Der Leſer macht drei intereſſante Bekanntſchaften.

Ich hatte Geſpielen, ich hatte Gefährten.
In den Tagen der Kindheit in der fröhlichen Schulzeit.
All ſind ſie fort, die alten bekannten Geſichter.

Nach Charles Lamb.

Es war im Spätherbſt. Das Feuer, das dem alten Egg-Niggeli ſein Abendeſſen, das heißt, einige derzeit noch rohe Kartoffeln ſieden ſollte, flackerte praſſelnd auf dem baufälligen Herde und bemalte die rußigen Wände der geräumigen Küche mit grellen, phantaſtiſch hin und her tanzenden Streiflichtern. Die Nacht war längſt hereingebrochen, draußen ſauste der rauhe Wind durch die bereits kahlen Zweige des mächtigen Birnbaumes und wirbelte die abgefallenen, vergilbten Blätter rauſchend im Kreiſe herum. Wir Beide, der Niggeli und ich, ſaßen zuſammen behaglich auf einer hölzernen, wackligen Bank am Feuer, ſchauten ſchweigend und ſinnend in die Flammen, horchten dem gemüthlichen Brodeln des Waſſers zu, oder beobachteten die nebelhaften Geſtalten, die der aufſteigende Dampf oben an der geſchwärzten Decke formte und bildete. Doch ich muß den Leſer vorerſt noch etwas näher mit uns Beiden bekannt machen.

Der alte Egg-Niggeli iſt eben, oder er war vielmehr der alte Egg-Niggeli; ſeiner Lebtag habe ich ihn nie anders nennen gehört. Er war damals — und es iſt ein gutes Vierteljahrhundert ſeit deſſen — ein ſiebenzigjähriger Greis, mit ſchneeweißen Haaren, die ihm, unter dem breitrandigen Hute hervorquellend, in zerzausten Fragmenten ums Geſicht herumhingen. Selbige Haare waren aber ſo ziemlich das einzige Weiße am ganzen Egg-Niggeli. Der Hut, der ſie bedeckte, war vielleicht einmal ſchwarz geweſen, jetzt aber war das genau nicht mehr zu beſtimmen, jedenfalls konnte er denſelben, ſeinem Ausſehen nach zu urtheilen, füglich mit ſich auf die Welt gebracht haben. Im Uebrigen glich der alte Egg-Niggeli ſo ziemlich einer Figur von Kaoutſchouk. Die Haut ſeines Geſichtes ähnelte einem friſch gepflügten Acker, ſo viele Furchen hatte die Zeit in dieſes ſonſt auffallend wohlgeformte Menſchenantlitz gegraben; deßwegen paßten auch Hut und Geſicht vortrefflich zuſammen; ſie bildeten eine recht anſchauliche Chronik der Schickſalsunbilden und Gewitterſtürme eines

halben oder Dreiviertel-Jahrhunderts. Die Augen aber, die unter den seltsam verbogenen Rändern des Hutes klug und bohrend hervorlugten, glichen an Feuer denjenigen eines Jünglings, wie denn auch der ganze Mann trotz seiner Siebzig an Rüstigkeit und Kraft einem Fünfziger nichts nachgab.

Egg-Niggeli mochte in einem vergilbten Kirchenbuche unter dem Namen Niklaus eingetragen worden sein; daher der zweite Theil seines Namens. Seine Hütte, die armseligste des kleinen Bauerndörfchens, stand an einem einsamen, verlornen Abhange, die „Egg" geheißen, und da noch mehrere Bewohner des Dorfes das Glück hatten, Inhaber des schönen Namens Niggeli zu sein, so nannte man meinen Freund zur Unterscheidung den Egg-Niggeli. Fast hätte ich vergessen es zu sagen, daß der Niggeli gewöhnlich einen durch das Alter schon ziemlich stark berücksichtigten Zwilchkittel von eben so zweifelhafter Farbe wie sein Hut zu tragen pflegte; bei besondern Anläßen trug er auch hohe Gamaschen von gleichem Stoffe. War dieses der Fall, so pflegte man von Niggeli's Hosen nichts zu sehen, da die Schöße des zugeknöpften Kittels und die Gamaschen einander in der Kniegegend berührten. Die Hosen waren aber keineswegs von so elegantem Schnitte, als daß nicht der schönere Theil meiner Leser mir eine nähere Beschreibung derselben gerne erlassen sollte, und meine schönen Leserinnen würden aus einer näher eingehenden Beschreibung der Toilette Egg-Niggeli's schwerlich große Vortheile für die eigene ziehen können

Niggeli war seines Zeichens ein Waffenschmid ohne Arbeit. Als Nebenverdienst betrieb er mit großem Eifer die Hasen- und Fuchsjagd. Auch munkelten die Leute da und dort, er könne noch etwas mehr als Brod essen.. Was eigentlich daran wahr, weiß ich nicht genau, habe aber stets die Ueberzeugung gehegt, daß mein Freund mit dem Brod allein oft so ziemlich sich zufrieden gegeben hätte, wenn er's gerade hätte bekommen können. So viel ist indeß sicher: fehlte bei den Bauern in der Umgegend in Stall oder Scheune etwas, waren den Kühen die Euter krankhaft angeschwollen, gaben sie rothe Milch, oder war durch den böswilligen Zauber irgend einer alten Here das Butterfaß von einem bösen Dämon besessen, so kamen die Bauern von weit her zum alten Egg-Niggeli gelaufen, und allemal schaffte der wieder Ordnung. War irgendwo was gestohlen worden, so zwang der Niggeli durch seine geheimen Künste den Dieb, das Entwendete schon in der nächsten Nacht fein hübsch an seinen rechtmäßigen Ort hinzulegen. Hie und da pflegte es freilich vorzukommen, daß die Bauern die ihnen bei der geheimniß-

vollen Zaubercéremonie vom Niggeli zugetheilte Rolle etwas mangelhaft spielten, und dann das Werk mißglückte. Das focht aber den Niggeli nicht an; hatte er doch sein Bestes gethan; halfs nicht, so waren einzig und allein die Bauern Schuld die an seine Zaubermacht gleichwohl wie an's Evangelium glaubten.

Zum Lohne für die vielen und wichtigen Dienste, die der Niggeli den Bauern und ihren Weibern schon geleistet, hießen ihn diese nicht etwa bloß öffentlich und im geheimen einen Herenmeister und Teufelsbanner, sondern sie betrachteten ihn allen Ernstes als einen prädestinirten Höllenbraten, machten des Nachts lieber einen großen Umweg, als daß sie an seiner freilich unheimlich genug aussehenden Hütte vorbei gegangen wären und gingen ihm auch am hellen Tage möglichst aus dem Wege, wenn sie seiner Dienste gerade nicht benöthigt waren. Die hoffnungsvollen Sprößlinge der Bauern triebens noch ärger; sie reckten vor dem alten Jägersmann die Zunge heraus, wenn er ihnen in Wald und Flur begegnete, und thaten ihm unter allerlei unliebsamen Benennungen ihren frommen Abscheu kund. Das Alles aber schien den Niggeli nur sehr wenig zu kümmern; er schritt an der Brut vorbei, ohne auch nur mit den Augen zu zwinkern und überließ es seinem vierfüßigen Jagdgefährten, die boshaften Burschе in die Waden zu kneipen, wenn sie gar zu zudringlich wurden.

Das oberflächliche, äußerliche Bild des Egg-Niggeli, das liebe Leser hättet ihr nun. In kurzen Zügen lasse ich nun auch das meinige folgen. Ich war der Liebling des alten Jägers. Diesen Liebling stellt euch vor als einen urgesunden, rothbackigen, von der Sonne braun gerösteten Taugenichts von etwa zwölf Jahren, dessen eigentlicher Beruf darin bestand, so eine Art Schreckbild für das ganze Dorf zu sein, möglichst viele Zeit auf möglichst angenehme, das heißt nutzlose Weise zu verschlingeln, und der sich rühmen kann, diese Aufgabe mit großer Virtuosität gelöst zu haben. Im Sommer und Herbst wetteiferte ich mit den Sperlingen an Feindseligkeiten gegen Kirschen und Obstbäume, ohne mich vorher ängstlich nach deren rechtmäßigen Eigenthümern zu erkundigen, und im Winter verschonten meine Schneeballen weder die runden Gesichter der Bauernmädchen, noch selbst die ehrwürdige Nase des Dorfschulmeisters. Meine gute Mutter hatte ich früh verloren und mein Vater, ein kleiner Fabrikant, hatte mit andern Dingen zu thun, als sich mit der Erziehung eines so hoffnungsvollen Erben zu befassen. So kam es, daß ich durch keine falsche Erziehungsmethode verderbt werden, und mich von innen heraus entwickeln konnte, wie das einige Deutsch-

land. Leiden mochte mich eigentlich im Dorfe Niemand. Das machte aber doch wohl der pure Neid. Alle Bewohner des Dorfes, mein Vater und der Egg-Riggeli ausgenommen, waren Bauern und zwar meist reiche Bauern. Sie und ihre Buben trugen bloß Kleider von währschaftem, selbstfabrizirtem Halblein; ich dagegen als Fabrikantensohn, war, per se, so eine Art von Herr und stolzirte in Kleidern von Wollentuch umher. Daß dabei die Aermel meines Rockes mir eigentlich bloß bis an die Ellenbogen reichten, und die Schöße zu ohnmächtig waren, ihren Schutz über den ganzen Rücken auszudehnen, daß sie wehmüthig und lahm, wie die Flügel eines gefallenen Cherubs an meinen Schulterblättern herunterbaumelten, das konnte die Mißgunst der herrenfeindlichen Bauern keineswegs beschwichtigen. Selbst meine armen Unaussprechlichen, in denen ich doch zu meiner eigenen schweren Qual, wie in einem Schraubstock stack, und deren Enden sich sicher noch dunkel und mit wehmüthiger Trauer der Zeit erinnern mochten, wo sie noch mit meinen Schuhen in nachbarlichem Verkehr gestanden, vermochten an der gegen mich herrschenden feindseligen Stimmung nichts zu ändern, denn sie waren von vornehmem Tuch und ihre hie und da aufgeplatzten Näthe riefen umsonst die hartgesottenen Gemüther der Bauern um Erbarmen an. Engherzige Seelen! Wahrscheinlich multiziplirten sie mit der Zahl der Löcher in meinen Beinkleidern die Zahl der Kirschen heraus, die ich ihnen im Laufe des Sommers gemaust haben mochte.

Im Dorfe verleideten mir diese Umstände den Umgang mit den Nachbarn; ging ich aber des Sonntags nach der nicht sehr entfernten Stadt, um eine dort wohnende Tante mit meinem Besuche zu beglücken, so spotteten die städtischen Gassenschlingel mein wohlbegründetes Selbstbewußtsein durch Sticheleien auf die mißlungenen Engelsfittige meines tuchenen Röckleins zu Boden.

Zu meinem weitern Mißgeschick mußte ich dem Neid meiner Nachbarn noch damit einen weitern Zielpunkt dadurch darbieten, daß ich in der Dorfschule der eigentliche Hauptthahn war und der Bank der Hoffnungsvollsten oben an saß. Wir, der Schulmeister und die Schüler zusammen genommen, bildeten da eine Gesellschaft ächter Know Nothings, und die berüchtigten „Nichtswisser" der vereinigten Staaten Nordamerika's, wären sicherlich gegen uns bloße Lumpenkerle gewesen. So war ich denn so recht eigentlich zu Stadt und Land unmöglich geworden und konnte mit bester Berechtigung ein Menschenfeind werden. Gerade dieses Mißgeschick aber verhalf mir zu einem Freund, dem Egg-Riggeli nämlich. Kein Mensch mochte den Alten recht leiden — mich mochte auch Niemand ausstehen.

Das kettete unſere Herzen zuſammen; der alte, mürriſche Wilderer und der junge Taugenichts ſchloßen zuſammen den rührendſten Freundſchaftsbund, und dieſer Bund wurde treulich gehalten bis der alte Jäger ſeinen letzten Gang antrat, auf Nimmerwiederkehr.

Die dritte Individualität, deren Bekanntſchaft ich dem Leſer verſprochen, will ich nun einigermaßen handelnd dem Leſer vorführen. Alſo, der Egg-Niggeli und ich ſaßen vor dem Feuer und ſchauten ſinnend in die Flammen. Der alte Jäger blieb lange ſchweigſam, wie das ſo ſeine Art war; wahrſcheinlich dachte er etwas und ich gar nichts. Plötzlich tönte ein leiſes, klagendes Gewimmer durch die rußigen Räume der Küche. Aufſchauend, gewahrte ich die lederne Jagdtaſche meines Freundes, daraus die Läufe eines erbeuteten Haſen vorwitzig hervorguckten. Dicht daneben lag, wie frierend, zuſammengekauert, Waldmann, der treue Waffengefährte und beſtändige Begleiter meines alten Freundes. Waldmann war ein mürriſcher, alter Geſelle, ſchäbig wie der Hut ſeines Herrn, und von allen Menſchen im Dorfe gehaßt und verfolgt, wie dieſer, weil er ſich gar häufig auf etwas illegalem Wege ſein Morgenbrod in den Küchen anderer Leute holen mußte. Hätte der Hund ſprechen können, er würde, gleich ſeinem Herrn, nur ſehr wenig Gutes von den Menſchen geſagt haben. An ſeinem Meiſter und Herrn aber hing der biſſige Burſche mit wahrhaft rührender Treue, und dieſe Anhänglichkeit ſchien dem Jäger wohlzuthun. Sah man den Egg-Niggeli einmal lächeln, ſo war es ſicher nur dann, wenn Waldmann jede Liebkoſung eines Dritten, mit einem drohenden Knurren und einem vorläufigen Vorweiſen ſeiner ſchon etwas ſtumpf gewordenen Zähne verdankte.

„'Sgeht doch nichts über die Treue eines Hundes!“ unterbrach Egg-Niggeli das Schweigen. „Unter den Menſchen habe ich nichts Derartiges gefunden. Soll ich dir erzählen Junge, was der Waldmann heute vollbracht hat?“ — Ich horchte hoch auf. „Hatte mich heute wieder einmal die Luſt gepackt, ein wenig in dem grünen, luftigen Wald umherzuſtreifen,“ begann der alte Jäger; „denn ein paar Franken für ein Häslein konnten meiner Kaſſe nichts ſchaden; 's war aber wieder einmal ein verwünſchter Tag. Kaum hatte ich meine Büchſe geſchultert und den Hohlweg betreten, der zum Walde führt, muß mir zu meinem ſchweren Aerger die Krücken-Lieſe begegnen, die ſich ſchon ein Bündel Reiſig aus dem Walde geholt. 'S iſt Aberglaube, Knabe, ſonder Zweifel, aber ich wußte, daß ich heute keine gute Jagd haben werde, eben weil mir die alte, bösmäulige Spinne einen freundlichen guten Tag bot. Ich ſchnurrte daher an

der Alten vorbei, ohne Gruß und Dank, und war entſchloſſen gleichwohl meinem Kopfe zu folgen und auf die Jagd zu gehen. Faſt war's, als ſollten meine böſen Vorahnungen zu Schanden werden. Kaum hatte Waldmann den Saum des Waldes betreten und die erſten Gebüſche durchſucht, als er einen Haſen aus ſeinem Lager aufſtöberte und mit luſtigem Gebelle hinter dem fliehenden dahinjagte. Unglücklicherweiſe konnte ich nicht zu Schuſſe kommen, da das verfolgte Thier in der mir entgegengeſetzten Richtung davon rannte. Mir blieb alſo nichts übrig als ruhig auf dem Anſtand zu bleiben und abzuwarten bis der Haſe, wie das die Art dieſes Gewildes zu ſein pflegt, von ſelbſt wieder nach ſeinem Lagerplatze zurückkehren werde. Eine Weile noch hörte ich Waldmann luſtig hinter dem Haſen drein jagen; nach und nach aber verklang ſein Gebelle ferner und ferner, bis kein Laut mehr zu hören war. Ein Jäger muß geduldig ſein, mein Freund; ich wartete und wartete geduldig, die Büchſe zum Anſchlagen fertig, das Auge ſpähend nach den Gebüſchen gerichtet, bis die Sonne ſchon die Mittagshöhe erreicht hatte und ich vor Aerger und Ungeduld ſo hungrig geworden war, daß ich meine eigenen Finger hätte abbeißen mögen. Umſonſt! weder der Haſe noch Waldmann ließen mehr etwas von ſich ſehen noch hören. Na, es waren keine Segenswünſche für die Krückenlieſe, die ich da in meinen Bart hinein murmelte, als ich endlich alle Hoffnung aufgebend, meine Büchſe wieder über die Schulter warf und tiefer in den Wald hineinſtolperte. Meinen Willen aber mußte ich durchſetzen, einen Haſen wollte ich haben und hätte ich ihn von den Hörnern des Mondes herunterſchießen müſſen. Was half's mir aber? Es war nun einmal ein ſo recht verwünſchter Tag. Alles was lebte, ſchien ſich mir zum Aerger in die Erde hinein verkrochen zu haben. Kein Eichhörnchen ließ ſein unwilliges Knurren hören; nicht einmal ein nichtsnutziger Nußhäher hatte den tröſtenden Einfall mir ſein buntes Gefieder zu zeigen. Es war ſo recht eigentlich zum Verzweifeln. Eine wahre Mordluſt hatte ſich meiner bemächtigt, und ich weiß nicht was ich alles zuſammengeknallt hätte, wäre mir nur etwas vor den Lauf gekommen.

So war's endlich Abend geworden! meine Jagdtaſche leer, von Waldmann keine Spur vom Haſen noch weniger, und meine Gallenblaſe dafür voll bis zum Platzen. Ich mußte nach Hauſe, denn es wäre purer Unſinn geweſen, länger im Walde zu verweilen. Eben bog ich wieder in den Hohlweg ein, durch den ich Morgens gekommen, da ſchien es mir, als ſehe ich in der Dämmerung etwas langſam gegen mich herankommen. Ohne zu denken, was es nützen möchte,

war der Kolben meiner Büchse blitzschnell an meiner Backe. Da kam's näher und näher, und was war's! der Hase von heute morgen offenbar halb todt vor Ermattung, und wenige Schritte hinter ihm drein, mit weit vorhängender Zunge, mein Waldmann. Du kannst denken, Junge, daß ich nicht säumte meinen Schuß krachen zu lassen, von welchem prächtig getroffen der arme Hase über und über kugelte."

„Komm her, Waldmann! du gutes Thier", rief der Erzähler hier sich selbst unterbrechend, dem Hunde zu. Wimmernd und mühsam erhob sich der Berufene und kam, bei jedem Tritte einen leisen Schmerzenslaut ausstoßend, zu seinem Herrn. „Schau her, Junge," sagte Egg-Niggeli, sorgsam eine Pfote des Hundes emporhebend, „durchgelaufen, die Haut rein weg an allen vier Pfoten! Wo würde ein Mensch das für seinen Freund thun?"

Gegen dieses Argument ließ sich nicht viel einwenden.

„Ich sollte dich eigentlich verbinden, sagte Egg-Niggeli mit so weicher Stimme, wie ich sie von dem rauhen Alten kaum je gehört, und daß ich's nicht that, ist auch wieder ein Beweis menschlicher Dankbarkeit. Doch nein; du magst die wunden Füße belecken, da heilt's schneller als mit aller Quacksalberei. So, jetzt werden die Kartoffeln wohl weich sein. Mach' jetzt, daß du nach Hause kommst, Junge, sonst ist man deinetwegen zu Hause in Angst und glaubt, es könnte dir hier in meinem Hexenhause irgend ein Unglück begegnet sein. Ich ging mit kurzem „gute Nacht". Egg-Niggeli liebte es nicht, wenn man seinen Winken nicht ohne Widerrede Folge leistete; und dennoch zog ein unerklärlicher Trieb mich stets wieder zu dem alten, mürrischen Jägersmanne hin, bei dem ich die meisten Abende meiner heitern Schulknabenzeit verbrachte.

Die Bachantinnen.

Lose Gewänder um reizende Glieder,
Würziger Lippen tönende Lieder,
Feuer im Auge der Hebe — im Becher
Feurige Weine, das schmeckte dem Zecher,
Wenn, vom berauschenden Anblick entzückt,
Er in die lieblichsten Träume verloren,
Lustig umtanzet vom Kreise der Horen,
Lächelnd den Becher zum Munde gerückt.

Lockige Götter von Chios und Zante,
Luſtige Boten, vom Himmel geſandte!
Daß doch ſo früh ſchon ein Dichter euch träumte,
Als noch der Nektar der göttliche ſchäumte,
Damals als Hellas in Blüthe gelebt!
Hättet ihr heute gelebt doch und morgen,
Uns aus den Herzen zu ſcheuchen die Sorgen,
Mädchen, aus Rauſch nur und Blumen gewebt.

Möchte noch heute der Nektar uns ſchäumen,
Dem ihr entſtiegen in dichteriſchen Träumen! -
Nimmermehr ſängen ſie, was ſie empfunden,
Denen ihr duftende Kränze gewunden,
Denen gereicht ihr den Becher umlaubt;
Längſt iſt Homer zu den Schatten geſtiegen,
Wie auch die Blätter zerſtäubet nun liegen,
Die ihr, zum Kranze, der Rebe geraubt.

Alles verſchwunden und Alles verſunken,
Dem euer ſtrahlendes Auge gewunken!
Ewig doch immer erneut es ſich wieder:
Heut' noch ertönen bacchantiſche Lieder,
Heute noch winken uns Liebe und Wein!
Heut' noch entzücken die cypriſchen Quellen
Doppelt — beſtrahlet vom funkelnden, hellen
Auge der Schenkin, wie ſonniger Schein!

Einſt.

Wir ſtanden an des Gartens Planke,
Bei Sternenſchein in ſtiller Nacht;
An mich gelehnt war deine ſchlanke
Geſtalt in ſchattenhafter Pracht.
Du ſchauteſt träumend auf in's blaue
Lichtmeer, wo Sterne ſonnengroß
Herniederblickten auf das graue,
Phantaſtiſch hohe Grafenſchloß.

Kein Aug' wie dein's hat je in Minne
Von dort geſchaut zum Silberſee,
Und ihm von hoher Mauerzinne
Geklagt ein tief geheimes Weh:
Kein Leib ſo ſchön wohl, wie der deine,
Sich grüßend dort herniederbog,
Indeß ein Schiffer an der Leine
Den Kahn an's grüne Ufer zog.

Kein Grafenkind hat dort umwunden
Des Ritters Bruſt, umſtarrt von Erz,
In Liebe ſo wie du gebunden
An dich des Dichters krankes Herz! —
Und dennoch trübe, holdes Weſen,
Stehſt da du mit umflortem Blick,
Als wollteſt im Voraus du leſen
In fernen Sternen dein Geſchick.

Es zuckt um deinen Mund die Frage:
„Was dann?“ — „„Du ſchauderſt? — frage nicht!
Laß deines Leides dumpfe Klage
Hier unterm hellen Sternenlicht.
Hat uns der gold'ne Wahn gelogen,
Bricht auch die Zukunft unſer Glück,
Die Stunde hat uns nicht betrogen —
Den Himmel wog der Augenblick!““

Da hat geglänzt ein freudig Leuchten
Auf deiner Stirn, wie Maienſtrahl,
Die letzte Perle aus dem feuchten
Gluthaug' entfernteſt du zumal:
„Ich mag nicht in die Zukunft ſchauen,
Da ich ſo ſelig bin zur Zeit;
Will gold'ne Schlöſſer für uns bauen,
Der Raum für dieſe iſt ſo weit!“

An meine Emma.

Zu ihrem ſechszehnten Geburtstage.

Im Jugendglanz von ſechszehn Jahren,
So trit'ſt du heute vor mich hin
Mit hellen Augen, braunen Haaren,
Mit friſchem Herzen, frohem Sinn;
Wie glänzt dir deines Lebens Morgen,
Wie iſt ſo licht dein Zukunftstraum;
Wie wiegt dein Herz ſich, frei von Sorgen,
Wie auf der See ſich wiegt der Schaum.

Du möchteſt mit den Vög'lein fliegen,
Von Baum zu Baum, von Aſt zu Aſt,
Dann unter Roſenbäume liegen,
In duftumwob'ner, ſüßer Raſt,
Durch all' dein Denken wehen laſſen
Des Jugendglückes lichten Glanz,
Und deiner Zukunft Jahre faſſen,
Den Perlen gleich zum Blüthenkranz.

Doch ſoll, mein Kind, dies Glück verbleiben
Dir immer grün und immer jung
Und ſtets dir neue Knospen treiben,
Wie in der Morgendämmerung.
So mußt du einer Blume warten
Mit frommem Sinn, mit heißem Müh'n,
Und welkt ſie nie in deinem Garten,
Wird ewig deine Jugend blüh'n.

Des Herzens Reinheit heißt die Blume,
Die Wunderblume voller Pracht —
Wahr' ſie gleich einem Heiligthume,
Denn ſie erhellt dir jede Nacht.
Und wie auch fallen deine Looſe,
O, ſorg', daß wenn ich nicht mehr bin,
Du legen könneſt dieſe Roſe
Auf meinen ſtillen Hügel hin.

H. C. Ott.

Hans Christian Ott wurde den 11. Nov. 1818 in Worb, Kt. Bern, geboren. Nachdem er die gewöhnlichen Volksschulen durchlaufen und ein Jahr in der welschen Schweiz zugebracht hatte, widmete er sich dem Handel, machte 1848 als Hauptmann den Sonderbundsfeldzug mit und war von April 1848 bis Ende Sept. 1848 Freischaarenhäuptling in der Lombardei. Von Herbst 1848 bis Sommer 1849 stand er als Major in piemontesischen Diensten, und wurde seit seiner Rückkehr, nach verschiedenen Wechselfällen, von 1852—1863 Kopist, Kanzlist und Sekretär für das postalische Bekleidungs- und Transportwesen der Eidgenossenschaft. Im Herbst 1863 resignirte er und wurde im Juni 1864 als Materialverwalter der bernischen Staatsbahn angestellt.

Erinnerungen Hans des Berner-Milizen Berlin, 1860.
Rosen und Dornen. Gedichte und Gerichte, gewachsen auf Bernerboden. Von H. C. Ott. Verfasser der „Erinnerungen Hans des Berner-Milizen." 2 Bde. Bern, 1861. R. F. Haller'sche Buchdruckerei und Verlagshandlung.

Obschon Ott im Vorwort des zweiten Bandes seiner „Rosen und Dornen" bescheidener Weise sich nicht dazu geboren glaubt, um „an dem rühmlichen Wettlauf bevorzugter Geister nach dem Gipfel des vaterländischen Panasses Theil zu nehmen," so hat er doch in seinen Schriften die angeborne poetische Ader nicht verläugnet. Die „Erinnerungen Hans des Bernermilizen aus dem lombard. sard. Feldzug von 1848" sind nicht etwa eine trockene Wiederauffrischung der Ereignisse jener Zeit, sondern eine lebendige mit trefflichem Humor gewürzte Schilderung der persönlichen Erlebnisse des Verfassers als Haupt der damaligen schweizerischen Freischaar. Mit wirklichem Talent zeichnet Ott Personen und Zustände vor unser inneres Auge und ergötzt durch das Komische der geschilderten Situationen, wie durch das Drastische seines Witzes, so daß sich das Buch wie ein humoristischer Roman liest. Etwas blasser ist die politische Humoreske „Kein Spion und doch ein Spion"; aber auch sie bekundet das glückliche Talent des Verfassers für die komische Darstellung.

Als Lyriker hat Ott im Dialekt des bernischen Emmenthals und in der Schriftsprache gedichtet. Die im Dialekt geschriebenen Stücke sind im Ganzen den schriftdeutschen vorzuziehen; es spiegelt sich in allen die joviale, heitere und kräftige Art „Hans des Berner-

milizen", die indeſſen bisweilen an Frivolität ſtreift. Ott's beſte Dichtung, worin er übrigens das bloße Verbrechen in Gedanken ſo hart wie das wirklich begangene beſtraft werden läßt, iſt „D's Gryne im Engſtlegrund". In dieſer meiſterhaften Dichtung die zum Schönſten gehört, was unſere Literatur im Dialekt aufzuweiſen hat, bewährt ſich Ott als ächter Dichter, während ein großer Theil ſeiner übrigen Poeſien eigentliche Gelegenheitsgedichte ſind, die durch ihren naturwüchſigen Witz erheitern und erfreuen, aber keinen Anſpruch auf bleibende Beachtung machen können.

D's Gryne im Engſtlegrund.

Vom Märit hei.

E Mezgerburſch i ſyne ſchönſte Jahre
Mit rothe Backe, ſchwarze, chruſe Haare,
Chunt ſpät am Abe ganz allei
Vom Erlebacher-Märit hei.

E' iſch no nid lang, ſo iſch ſy Aetti g'ſtorbe.
Als arme Ma vergantet und verdorbe,
Und 's Müeti ſchafft mit großer Noth
Im Tannerdienſt für's täglich Brod.

Franz wandlet düſter ſyner Wege
Und iſch zerfalle mit der Welt;
Sys jetzig Trachte ſteit na Geld:
„In üſem Hus iſch halt ke Sege!
Da ma me ſchaffe wie me will,
Um chlyne Lohn, ſchier gar vergebe,
So heißt's, es gang ja ſo im Lebe —
Blyb du e Chnecht und häb' di ſtill!
Was nützt mir all das Faſte, Jage
Für ander Lüte Hoſeſack?
Me g'hört doch geng zum g'meine Pack,
Ke Stern geit uf — es wott nid tage!
Ja — wenn i für mi ſelber wär',
De wetti's gly zu Oeppi's bringe —

Poz chrüſeli . . . He, Blaß! chunſt her!
Wie ſötte die Feufliber ſpringe!
So wär i einiſt d's Lebe's froh;
Mys Aettis Name chäm zu Ehre,
Dä möcht i g'ſeh, wo mir's wett wehre,
Hans Jörgi's Aenni z'übercho.
Franz wär e Ma — und das e g'machte;
D'r Jörgi hört' mi uf z'verachte,
U mir z'verbiete vor d'r Thür,
I bruch ſy's Meitſchi nümme z'grüeße,
Es tragi nadiſt glych nüt für —
Er heig an=üs verliere müſſe . . .
Das, Nachber Jörgi, das ſitzt hie,
Das Wort vergiſſe=n=i d'r nie!
Für dir dy Hochmueth eis z'vertrybe,
Und glych dys Meitſchi chönne z'wybe,
Wett=i my ewigi Seligkeit
Mit aller himmliſche Herrlichkeit,
Gern zweufach, drüfach la verſchrybe!"
„„Guet, Franz! Die Freud erlebſte bald""
— Rüeft's nebe=n=ihm im Erlewald —
„„ Du bruchſt di nit ſo hert z'verflueche!""
Franz ſtutzt — da ſteit e dunkli G'ſtalt
Grad untereiniſt by=n=ihm zueche.

„Wer da?" ſchreit Franz — „drei Schritt vom Lyb,
Iſch dyr dys Bizli Lebe lieb!"
„„Bis nit ſo hitzig!"" ſeit die G'ſtalt —
„„Du heſch mi g'rüeft — da bin=i halt,
Und we's di nit m'r z'handle freut,
Heſt jez die ſchönſti G'legeheit.
Steck's hübſch i Sack, dy's offe Meſſer,
Zum liebe Veh, da paßt es beſſer!""

Franz luegt dä dienſtbar, g'ſprächig Ma
In allem Laufe fytwärts a,
Und Schritt für Schritt, ſo wiſ'ſ's ne dunke
Gäb's genug am Bode füürig Funke . . .

Da ſchüttlet's ne wie Fieberfroſt,
Sy böſe Vorſatz iſch verſchwunde,
Er denkt ſyr Juged, a ſys Hei,
An alli heimelige Stunde,
Die=n=er als brave Burſch verlebt —
Und wie=n=ihm das vor Auge ſchwebt,
So denkt 'r: I will ſtandhaft blybe,
Will nit mys ewig Theil verſchrybe.

„„Was het di jez ſo ſtutzig g'macht?““
— Fragt d'ruf ſy unbikannt Begleiter —
„„Mir hei ſtockdunkli Mitternacht,
Verfulet's Holz glänzt geng ſo heiter . . .
Iſch d's Gwüſſe guet, ſo förcht di nit,
I chume ja im noble Schnitt,
Lue — mache=n=i ſo böſi Gattig?
Si zeichne mi i mänger Prattig
Mit Hörner, Gable, Bockfueß, Stiel —
Die Zuebehör iſch wäger z'viel!
Denn, wo me Horn und Bockfueß g'ſeht,
Da hinkt es mit d'r Majeſtät.
Glaub' nume, Fründ, und glaub' mer's ehrlich:
Die Tüfel ſi' no anders g'fährlich,
Wo Stiel und Hörner cheu verſtecke
I ſchwarze Hoſe, Hüet und Fräcke.
Was Tugend? Laſter? Schnäggetänz!
Vergeltig? Wöſcherwyberpfläntz!
Wer pfiffig iſch — deß Stern wird glänze!
S' mueß nach=em ewige Reglement
Sich Guet's und Böſes hübſch ergänze,
Wie Prim und Baß bim Inſtrument —
Es hungere die Dümmere,
Es ſchwelge ganz die Schlimmere,
Das iſch eſo — wird ewig ſy
Doch Weni g'ſeh's byzyte=n=y —
Los, Franz! du heſch viel Ungimach,
Schafft wie=n=es Veh — blybſt arm, verachtet,
Zytlebens unter frömdem Dach,

Und heſt nach Jörgi's Tochter trachtet?
Was meinſt, wie mänge chrumme Bur
Steit für das Freſſe uf d'r Lur?
Des Chnächtli's würd' ſi Jörgi ſchäme,
Lue — Arm und Nych ſchlüft ſelte zäme:
En Andere herzt dy Schatz bis gnue,
Und du mit G'ſundheit, Chraft und Jugeb
G'heiſt hinte=n=abe mit dyr Tugeb,
Und 's Glück ſchlaht vor d'r d'Thüre zue!
Du chönntiſt wüſſe, wenn de wettiſt,
Was du vo dyner Liebſte=n=Art,
Vom Jörg, dem gytige Nimmerſatt,
Als Tochterma z'erwarte hättiſt!""

„Was ſchwirrt," fragt Franz, „geng hert ob üs?"
„„Ho, das ſi nume Fledermüs!""
„Was angſtet und ſcharret my Hund?"
„„Wird Hunger ha; — das iſch d'r Grund . . .
Weiſt no, wo Jörgi's Hus und Schür
Grad na d'r Grudt hei aiah brönne,
Wo z'miz im Schlaf, dür Rauch und Für
Dys Aenni nit hät uſe chönne?
Das het g'chutet — das het g'krachet,
Es het mi 'dücht, wie's dert het 'brönnt,
Das fyg ſo recht my's Element,
Und 's Herz im Lyb het z'ſelbiſt g'lachet!
D'r Jörg iſch wie=n=e ſturmi Chatz
Da ume g'rönnt, het g'fluchet, 'betet:
I d's Tüfels Name! Löichet, rettet!
Da chunſt uſem Gade=n=im g'waltige Satz,
Treiſt richtig dy ſchöne, herzliebe Schatz
Halb=nackt im Arm us de Flamme —
Das g'ſeht d'r Jörgi — er ſtampft mit d'm Fueß:
Daß g'rad das Chnächtli ſi rette mueß,
Dä Zufall ſöll Gott verdamme!
Da, Fränzel, heſt Geld für ne Fläſche Wy,
Du chaſt ohni d's Sufe nit ſy,
Und la m'r my Tochter la fahre,

T u hätt'ſt d'r die Müeh chönne ſpare!
So? Meiſter Jörgi, iſt das All's?
Jhr weit mir no d's Almueſe ſpende?
Franz ſeit's und ſchlaht ihm d'Batze us de Hände.
Da fallt d'r 's Aenni ume Hals
Und mit ſy'r ſchöne Gloggeſtimm
Beſänftiget's dy Metzgergrimm:
Witt, Fränzi, mym Aetti das Wort verzieh?
D'rfür, o my Liebſte, vergiſſe di nie!"" —

„Säg, Fründ, wie heſt du das erfahre?"
Fragt zornig Franz — „Woſt du mi nare?
D'r Fürsbrunſt b'ſinne mi nume z'guet!
No jeze chochet m'r my's Bluet —
Wär d's Aenni nit, i chönnt dä Jörge
No i ſyr letſte Stund erwörge'
Doch — lueg er no ſo ſtörriſch dry,
Sy Tochter mueß, mueß myni ſy.
D'rum g'hörſt! wer üs zwen zäme bettet,
Und wär' es bloß für d'Hochzytnacht,
Dem iſch my's ewig Theil vermacht!
Für's Höchſte ſygi d's Höchſte g'wettet!"

„„Topp, Franz es gilt: Es Wort — e Ma!
Dy höchſte Wunſch uf dieſer Erde,
Geld und dy Liebſti, ſöll d'r werde!
Du heſt jez no-n-es Stündli z'ga
Zum nächſte Wirthshus; gang de zueche,
Me tanzet dert, 's iſch freji Nacht,
Dert iſch e Händler übernacht,
Dä wird di für 'ne Dienſt erſueche.
Biſt g'ſchyd — ſo führt di das zum Ziel,
D'r Reſt iſch nume Chinderſpiel.
Jez bruchſte lang ke Fürſprech meh,
Bloß nimm die zäme — Franz, ade!""

* * *

D'r Handel iſch g'ſchloſſe — da lachet's im Forſt —
Es bruuſet dür Tanne und Föhre,

Und d'Chutze — ſi ſchreie vom nächtliche Horſt
Mit de Chräje=n=i gruſige Chöre.
Im Dorf ſchlaht's d'Mitternachtſtund —
Wie hület dem Metzger ſy Hund . . .
Wo biſt, unheimlichi G'ſtalt?
Verſchwunde
Dert unde
Im Wald.

Freie Nacht.

Im nächſte Dorf geit Franz zum Leue,
Sitzt dert an erſte beſte Tiſch,
Wo grad e ryche Händler iſch.
„La gſeh, Herr Wirth! E Fläſch Neue!
Wie ſpät ma's öppe jeze ſy?
„„He,““ ſeit d'r Händler, „„Eis verby . . .
Gäll Nachber, hinecht geit es luſtig,
Macht di das Tanze nit o g'luſtig?
So für ne muntre Metzgerchnecht,
Düecht's mi, das chäm g'rad ebe recht!““
„He,“ meint d'r Franz, „das chunt d'ruf a —
We mueß doch z'erſt e Tänzeri ha . . . “
— „„Und das e netti,““ ſeit d'r Händler,
„„Weiſt was — ſi ſpiele g'rad e Ländler,
Dä tanz i nitt — d'rum wär's am Platz,
Da ſchryßiſt dert my liebe Schatz,
Da chunt es g'rad — s' iſch Jörgis Aenni,
Du kennſt ſy Aett, dä gnietig Gränni . . . ““
„Gottwilche Franz! Bis nume rüejig,
Herrjeh, wie iſch dy Hand ſo glüejig —
Heſt öppe ſcho 'ne Walzer g'ha?“
„„Wie channſt, o Aenni, mi ſo plage!
Ja, wär's mit dir, de' wett is wage,
Süſt aber fragi nüt d'rna.““
Verſchämt chunt's Meitſchi an ihn zue.
Das iſch für Fränzi Antwort gnue:
Flugs faßt er's um die ſchlanke Hüfte,
Es düecht ne federlichti Laſt,

Me g'ſeht ne's a, es iſt ne faſt
Sie ſchwebe zäme=n=i de Lüfte . . .
Si chönne's enander
So b'ſunderbar, —
Me findt a d'r Aar
Zwüſche Simme=n=und Kander
Ke's hübſcher's Paar.

Und wie ſie walze=n=im Takt d'r Muſik,
Im Takt d'r Muſik,
So wechslet das Päärli e füurige Blick,
E füürige Blick:
„Biſt, Aenneli wirkli verſproche ſo ganz?
Und führt di d'r Händler als Brut zum Tanz?"
„„Ach Fränzi, mi Aetti ſuecht Guet u Geld,
Doch 's Wybe iſch no im wyte Feld;
Und gäb i ne nähmi my Liebſte, ſtatt dy,
Wetti lieber vo Heimet verſtoße ſy!""
Sie walze vorby nebem Muſikchor,
Da ſpielt ihm e Gyger die Wys i ſy's Ohr:
Ja, ſpiegle di nume, du guete Franz,
Im Göllerchetteliſilberglanz!
Paß lieber ſchön uf, was d'r Händler macht,
Süſt heſte verlore,
Du biſt erfrore
Um dy guldigi Nacht.
Das weckt ne uſem Liebestraum —
Er wird todtbleiche
„Was ſtoßt d'r uf?"
Fragt's Aenneli druf —
„Farbwechsle iſch es böſes Zeiche"
„„Nu, wenn i öppis by d'r gilte,""
Seit Franz, — „„ſo mach en End myr Qual!
Du gſehſt er wartet dir im Saal,
Wer darf von üs cho zue d'r chilte?""

„I cha, i darf d'r's nit erlaube,
Bis — böſe, liebe Ma nit taube!

Lue — ſchick di dry — es gäb Verdruß,
Du weiſt, my Aetti wartet duß!
Jez furt, diewyl der Mond no zündet,
Bhüetgott! d'r Hahne het ſi g'chündet."

* * *

Wie thuet dem Burſch das Herz ſo weh.
Es will ne faſt zerryße:
D'rum trinkt=er geng und geng no meh,
Sy Iverſucht z'verbiße!
Der Händler trinkt ihm ſtyßig na,
Und faht ſy's G'ſpräch vo Neuem a:
„E guete Tropfe iſt doch ſo ſelte,
Zur G'ſundheit All'ne — 's ſöll ech gelte!
Jez G'ſpaß byſyts. I ha verno,
D'r Franz kenn Lüt i jedem Ghrache,
Wo öppe wär es Schickli z'mache:
Woſt dieſe Morge mit m'r cho?
I ſött uf Adelbode=n=ine
Dert ſyg ſo feißi, bravi Waar,
Du weiſt i zahle=n=alles baar,
Und öppis gäb's für di z'verdiene."
D'r Metzger b'ſinnt ſi jez nit lang:
„„Guet, Nachber, wenn de Waar witt chauſe,
So iſch's m r glych, da=yne z'laufe,
Für 's Löhnli iſch m'r gar nit bang!""

Ueber Feld.

Dahi wo us verborgne Schründe
Die wilde Engſtle füre chunnt,
Ga jez mit ihr'ne Metzgerhünde
Die Zwe i früejer Morgeſtund.
Glöggeli lüte, Senne johle.
Lauele in Abgrund trohle,
De Thalwänd na bis Höch a d'Flüeh
Weide Geiße, Schaaf und Chüeh.
D'r Mond iſch bloß d'r Sunne g'wiche,
Da iſch e füechti Gletſcherluft

Warm wie d'r Föhn dür 's Thäli g'ſtriche.
Das Alpeg'länd im blaue Duft
Wird nah-di-nah vom Himmelsboge
Mit ſchwarze Wulke-n-überzoge.
D'r Strubel, Albriſt, d'Mantiſlueh,
Si decke-n-ihri grüne Weide
Im graue Nebelmantel zue.
Es falle Tropfe, dick und ſchwer,
D'Waar möcht in ihri Stallig yne,
Scho donneret's vo Wytem her,
Und z'trotz 'm Tag, ſo g'ſeht mes ſchyne!
Hu! wie-n-es chracht vo Berg und Thal,
Es fallt — Gott bhüet'is — Strahl uf Strahl!
Wie thuet es chute-n-i de Lüfte,
Wie toſet d'Engſtle i de Chlüfte!
Zwe Chilchthurmshöch, chum breit wie d'Hand,
Iſt in-e gäji Felſewand,
Wo d'Adler ihri Neſter baue,
Mit gnapper Noth es Wegli g'haue.
Da chunt im Sturm d'r Händler daher,
D'r Metzger Franz geit hinter ihm her,
Und uf syr Stirn g'ſeht me's brüete
Wie in ihm d'Lydeſchafte wüethe.
„Was jez ſo-n-es Müpſli für Dienſte würd' thue —
Uf ei Schlag zwo Fleuge — und 's Laugne d'rzue —
Was ſtuuniſt no lang
Ueber Wenn oder Wie?"
Da ruunt ihm ſi Fürſprech:
„Thue's jez oder nie!"
Da blendet's d'Auge bym helle Tag,
Es chrachet e gwaltige Donnerſchlag,
Da iſch es dem Händler g'ſchwunde —
Vom Wulkeſitz
Trifft ihn der Blitz,
Zerſchmettert lyt er unde!

Im wilde Waſſer iſch ſys Grab,
Es ſpüelt ihm s'Bluet vo de Wunde-n-ab.

Druf chunt trotz Sturm und Rege
Uf lebesgefährliche Wege,
D'r Franz dürabe=n=i Engſtlegrund,
Er ſindt ne grad i ſy'r Todesſtund:

„I nime=n=Abſchied vo der Welt"
Seit no ſy Fründ mit ſchwacher Stimm: —
„Du arme Franz, da ſä und nimm
My Gurt mir ab, und b'halt das Geld,
Du channſt d'rmit es G'ſchäftli gründe.
Du weiſt, i ſtande ganz allei,
U notti ſött's mi duure frei,
We's lachendi Erbe ſötte finde.
O, ſchenk=mer, Herr, es gnädig's End,
Nimm uf my Geiſt i dyni Händ!"

„„Herrgott!"" ſeit Franz, „„wie het's m'r 'banget,
Bloß ame Fade iſch es g'hanget,
Hätti d'm Tod i d's Handwerk pfuſcht!
D'r Donner het mi g'warnt vom Morde,
Gottlob, es liechtet i d'r Bruſt,
Jez bin=i ke' Verbrecher worde!
So falſch, ſo ſchlecht wie=n=i ha denkt,
D'r Herrgott het's zum Beſte g'lenkt!""
Jez aber gilt's vor alle Dinge
Dä Lychnam i ſy Heimet z'bringe;
Franz luegt ne=n=a zum letzte Mal,
Und uf und furt i d's Frutigthal.
Wie het dä Hund vom Händler g'hüület,
Mit ſyne Talpe g'ſcharret, g'wüehlet,
Bald g'ſprunge furt, bald zue=n=ihm cho!
Er laht nit lugg mit Weiße, Belle;
Du endlich het's der Zufall welle,
Drei Flözer hei ſy's G'ſchrei vernoh,
Hei bald daruf dä Händler funde,
Erſtarrt, erlöst vo ſyne Wunde.
Dä Ma — ſy Hund — e Blick uf d'Flue,
Pä Strahl — die Manne wüſſe g'nue;

Me bringt ne ga Frutige=n=abe,
Dert het me dä Händler begrabe.

* * *

Es taget.

D'r Metzger Franz het jeze Geld,
Isch nümme zerfalle mit d'r Welt;
Er het vom Meiſter d'r Abſchied g'no,
Isch wieder zue Aettis Güetli cho.
Dem Jörg ſy Türgg u Fränzis Blaß,
Die trybe Fründſchaft nit für G'ſpaß;
Bloß zwiſchem Bur u früechere Chnecht
Will's geng und geng nit hotte recht.
Doch we ſy Schatz zum Brunne huſcht,
De hämmerets i ſyr breite Bruſt —
Und lizt es ſyni Ermel z'rück,
We's ſyni liebi Schääſli tränkt
Und ſingt d'rzue, und Gepſe ſchwänkt —
Juheiraſſa, das iſch es Glück!
„Biſt hantlig, Franz? Gottwilche!
„Chunſt de am Suntig z'Chilche?"
„„Jopp Aenneli. Doch wenn di g'ſeh,
Da bini wie verhert;
I denke=n=a ke' Pſalme meh,
No weniger a Tert —
Dy Gang, dy Stimm, dy ganzi Wys,
Das iſch mys einzig Paradies!""

* * *

Am Samſtig i d'r Abedchüeli
Schlycht Franz zu ſyner Liebſte Hus —
D'r Türgg luegt grad zum Ställi us,
Da warnt ſi ne: „Du chäzis Brüeli,
Bis ſtill u häb' m'r gueti Wacht!
We' üſer Lüt e Mur vernähme,
We' Jörg u d' Chnechte=n=uſe chäme,

Herrjeſes, ſäg'! Das gäb' e Nacht!"
„„O Aenni häb' doch keni Sorge —
Du gſehſt, d'r Mond iſch ja verborge,
Es ſchlafe wäger alli Lüt,
Es Stündli, zweu, merkt Niemer nüt!""
Druf — über Leitere u Lade
Schlüft Fränzi hübſcheli i d's Gade . . .
Doch zwüſche de Bäume — da lachet e G'ſtalt:
— S'iſt wieder die glychi vom Erlewald —
„So, ſo, my's Bürſchli! Willkomme zur Stund
S'iſch g'fellig gange-n-im Engſtlegrund?
Biſt wohlfel cho zum Batzeli —
Jez iſch es klar,
So chunt no gar
D'r Appetit zum Schatzeli?
Dir lachet d's Glück
An einem Stück,
Scharmant wie uf d'r Geisle g'chlepft!
Doch we de meinſt i ſyg betroge.
Und Dä dert obe heig verzoge,
De Bürſchli, heſt di bös verſchnäpft!"
Und wieder lachet's i de Bäume,
Und z'miz i ſyne ſchönſte Träume.
Sy Liebſti luegt ne-n-ängſtlich a:
„Du Franz! g'ſehſt unte dä füürig Ma?
Und g'hörſt wie's Heimeli truurig chlagt?
Und wie ei Schatte d'r ander jagt?"
„„Lieb's Schatzi, was i g'ſeh u g'höre,
Iſt, daß i einiſt by d'r bi;
Ke Schatte ſöll is hinecht ſtöre,
Und glaub' — dä füürig Ma — bin ih! . .""

Unglück.

Am Morge d'ruf nimmt Franz ſi zäme,
Will grade Wegs zum Jörge-Bur:
„Und luegt er zechemal ſo ſur,
Er ſöll ſi myner nit verſchäme!
I zahle dem Brieggi mit Silber und Guld,

Mit Zins und Chöſte my's Aetti's Schuld:
De müeßt es afe g'ſpäſſig gah,
Wett er m'r glych vor d'Sunne ſtah."

* * *

D'r Jörgi traut dem Geld nit recht:
„Viel Hochmuth für 'ne Metzgerchnecht!
Wo hätt'r chönne-n-erbe?
Wer hätt' ihm chönne ſterbe?
— Was gilt's, i weiß woher es ſtammt!
Dä wott mit g'ſtohl'ne Sache
By mir d'r Groß cho mache?!"
D'ruf geit d'r Jörg uf's Richteramt
D'r Metzger ga verchlage:
„Wenn i my öppis druf verſtah,
So lyt mi ſubre Tochterma
Bald ſelber uſem Schrage" —
Am Abe druf, grad wo-n-er ſchafft,
Da ſetzt me Franzen i Verhaft;
Me führt ne nachem Schloßthur-n furt,
Sy Wohnig wird erleſe,
Da finde ſi — des Händler's Gurt;
Sy Lychnam halb verweſe,
Wird wieder uſem Chilchhof g'no,
Kennſt Franz dä Ma? — Bald iſch es ſcho
Im Dorf zur G'wüßheit worde:
Franz ſyg ne ga ermorde!
Im Unterſuche her u hi
Schlaht Alles zu ſym Unglück i.
Er cha ſi hundertmal verſchwere:
„I bi nit ſchuldig liebi Herre,
I ha dä Händler nit beraubt!"
S'git bloß en einzigi Seel wo's glaubt . .
Und endlich ſchließt me ne a d' Chette,
Und Niemer cha das Chnechtli rette —
D'r Richter g'ſeht Bewysthum g'nue:
Es wird ihm d's Todesurthel g'ſproche,

D'r Stab wird über Franzen 'broche,
Drei Tag d'ruf geit's d'r Richtſtatt zue . .

* * *

Wer wandlet ſo einzig zur Abedſtund
Vom Frutigthal nachem Engſtlegrund
Uf ſchwindlige, g'fährliche Wege?
Es Wybsbild iſch es, tanneſchlank,
„Gogrüeßdi, Aenni!" Kei „große Dank"
Wotts hinecht de Lüte ſäge.
Im Herze treit es zweufach's Weh,
Syni Backe ſy bleich wie Gletſcherſchnee —
Jez wirft es e wyßi Roſe
Dürabe wo d'Waſſer toſe . .
Lue, lue! ſi chunt düre Felſeweg,
Steit mitte-n-ufem luftige Steg,
Wo chuum e Flößer ſi uſe wagt!
Los doch! Es iſch m'r ſi hület und chlagt,
Thuet d's Gricht und d'r Aetti verflueche . . .
Herrjeſes das Wybsbild! So ſchön, ſo jung!
Halt, halt da obe! — Da nimmts e Sprung
Mit wild verworfene-n-Arme:
„Grüeßgott, lieb' Fränzi! O Welt ade!"
Teuf unte, da li't ſie — wird nimme g'ſeh —
Gott well ſi' d'r Seele-n-erbarme! . . .

* * *

We d'r Thau ſi z'Abed i d'Thäler ſenkt,
Und d'r Chüjer am Brunne ſys Tſchuppli tränkt,
We's nachtet — ke's Glöggeli meh lütet:
De g'hört me-n-e Stimm uſem Engſtlegrund,
Si briegget und grynt bis d'r Morge chunt . . .
Wer's weiß, was das Gryne bidütet,
Dä b'ſeguet ſi lysli, und wünſcht d'rzue
D'm Franz u ſyr Liebſte die ewigi Rueh. —

Anathema gegen den neuen Grauen.

Verwünſcht ſeiſt du, verlockendes Getränke,
Treulos verhängnißvoller Saft,
Der du mir winkeſt von Hafiſens Schenke,
Der du des Tartuff heuchleriſche Ränke
Vereinſt mit Simſons Löwenkraft,
Verwünſcht zum fernen, heißen Pfefferlande,
Der du die Sinne ſchlägſt in Sclavenbande.

Sei mir verwünſcht, du wandelbare Welle!
Die bald erfriſcht und bald verheert;
Zweimal verwünſcht, heißblüt'ger Junggeſelle,
Du Vorſatzſpötter mit der Narrenſchelle,
Der lachend mir am Beutel zehrt;
Entfleuch', Tyrann des Geiſtes, gottgeboren,
Der Feige kühn, und Weiſe macht zu Thoren.

Du Judastrank, der arglos durſt'gen Seele
Von dir, Syrene, hold kredenzt
Im Gartenhäuschen, eh' ich's nur befehle,
O ſeid verwünſcht aus racherfüllter Kehle
Um all' der Stunden, wegen euch geſchwänzt!
Denn dein gedenk' ich niemals ohne „Grauen"
Du Schlange du, du — Krone aller Frauen!

O Truggeſtalt, geh', hebe dich von hinnen
Mit deiner Augen Zauberblick!
Verbirg die Grübchen, die nur Böſes ſinnen —
Will ihn nicht ſehn, den Gang von Kaiſerinnen,
Sei mir verwünſcht, Lockvogelmeiſterſtück,
Das mich verleitet, Zeit und Intereſſen
Ja oft des Amtes Pflichten zu vergeſſen.

Die Tugend ſiegt. Der Bannfluch iſt geſprochen:
Entſagung, wandle deine Bahn —
— Doch, deut' ich recht des Herzens reuig Pochen,
Iſt das Gelübde ſchon zum Kreuz gekrochen;

„Lös mir den Bann, o heil'ger Cyprian!"
Und „„Gnade""! rief es aus dem Reich der Geiſter:
„„Genieße, Menſch! — doch ſei der Sinne Meiſter!""

„Dank, milder Geiſt!" Dir lieg' ich friſch zu Füßen,
Du Nectar von des Leman's Strand;
Laß mich, verkannter Grauer, dich genießen
So lange deine Wellen perlend fließen,
Und du, Sirene, nimm' den Kelch zur Hand!
Du einz'ges Manna, das hienieden regnet
In dieſes Lebens Wüſte — ſei geſegnet!

Murawieff's Empfang in der Hölle.

Dort unten in dem Schacht der Hölle,
Wie ſchafft's, wie regt ſich's emſig dort!
Der Meiſterknecht und Altgeſelle
Vernehmen Satans Herrſcherwort:
„Heut', Burſche, reget eu're Finger,
Es ſteht ein großer Tag bevor:
Ein grimmer Held, ein Weltbezwinger
Pocht klirrend ſchon an unſer Thor!
Befehlt dem Oberfeuerwerker:
Die Hölle brenne lichterloh,
Er heize ſtark und immer ſtärker,
Er ſpare nichts — Ich will es ſo!
Iſt euch an Meiner Gunſt gelegen,
So ſchafft Mir dürres Burgerholz.
Auch ein brillanten Feuerregen
Erhöhe Unſers Gaſtes Stolz.
Er iſt aus fürſtlichem Geblüte,
Aus vorſündfluthlich edlem Stamm,
D'rum wenn er kommt, ſo ſchwenkt die Hüte.
Großmutter mach' das Feſtprogramm. –
Sorgt auch für eine Ehrenwache ....
Wählt Nero und Caligula,
Wir brauchen heute Leut' von Fache
Von Sodom und von Gomorrha."

Kaum iſt die Feſtordnung getroffen,
Horch! Säbelſchleppen — Sporengeklirr
Und ſtolz tritt durch die Hölle offen
Murawieff. ſchon ſpindeldürr:
„Auf Legionen der Verdammten!
Grüßt euern neuen Staatsbeamten.“
Und wie er ſeinen Schnurrbart ſtreicht,
Der Satan ſcheu zurücke weicht. —
Vor Schreck gelähmt ſind ſeine Glieder
Der Hölle ſchrecklichem Gebieter,
Und der ſo manchen Strauß erlebt,
Kommt hier beinah' aus dem Concept:
„Geſtrenger Herr — ſeid Uns willkommen!“
— Hebt er zu ſprechen bebend an —
„Wir haben Uns viel Müh' genommen
„Euch ehrerbietigſt zu empfah'n —
„Nie iſt Uns ſeit zweitauſend Jahren
„Solch' hohe Ehre widerfahren:
„Ja — Dero Thaten Herrlichkeit
„Verſetzt Uns in Verlegenheit:
„Wo iſt ein Plätzchen Euer würdig?
„Nicht einmal dieſe Herren da:
„Haynau, Tiber und Attila
„Sind Euer Durchlaucht ebenbürtig;
„Denn wahrlich machten Excellenz
„Den beiden ſchrecklichen Gewalten,
„Als da ſind Krieg und Peſtilenz,
„Die hierorts ihre Spielbank halten,
„Verzweifelt ſtarke Konkurrenz.
„Ja all' das Raub- und Mordgeſindel
„Und vulgo Auswurf der Natur,
„Sind gegen Euch — verzeiht den Schwindel —
„Beklagenswerthe Stümper nur!
„Drum hört, wie Wir von Gottes Gnaden
„Mit Ehren, Würden Euch beladen!
„Beim Himmel ja ſo muß es ſein:
„Ihr Gnaden tritt an Meine Stelle
„Ich diene Ihnen als Geſelle,

„Und reiche die Entlaſſung ein!
„Aus Gründen der Autorität
„Und angeborner Pietät
„Verſchmäh' Ich's, neben Euch, zum Schein
„Bloß Vice-Höllenfürſt zu ſein.

* * *

Mephiſto's grämlich Antlitz war
Von tiefer Rührung übergoſſen,
Und wunderbar, es ſind ſogar
Auch Thränen ſeinem Aug' entfloſſen:
„Ja, ſchmerzlich fühl' ich's, Herr der Welt!
„Mephiſto's Laufbahn iſt verfehlt —
„Was And'res wär aus mir geworden, —
„Hätt'ſt Du mich nicht bei'm Sündenfall
„Verdammt zur ew'gen Flammenqual:
„So trüg ich Bänder jetzt, und Orden
„Als Rußlands erſter General!" —

K. G. J. Sailer.

Karl Georg Jakob Sailer wurde den 10. März 1817 in Wyl, Kt. St. Gallen geboren. Im zehnten Jahre ſeiner Eltern beraubt, wurde er von ſeinem Vogte zum geiſtlichen Stande beſtimmt. Nachdem er zwei Jahre das Gymnaſium in St. Gallen und drei Jahre die Kloſterſchule in Einſiedeln beſuchte hatte, ſtudirte er in Solothurn Philoſophie, in Freiburg (Schweiz) Phyſik, hernach zwei Jahre Theologie in Solothurn. Da indeſſen der geiſtliche Beruf ſeinem Geſchmack nicht zuſagte, ſo verließ er die Theologie und wandte ſich (in Freiburg im Breisgau) dem Studium der Rechtswiſſenſchaft zu. Nach ſeiner Rückkehr arbeitete er ſich unter Dr. Weder in St. Gallen mehrere Jahre praktiſch in ſeinen Beruf ein und kehrte hierauf nach Wyl zurück. In der Folge wurde er Mitglied des Kantonsgerichtes, 1855 Präſident dieſes höchſten Tribunals, 1864 Mitglied der Regierung und Landammann. Sailer iſt auch ſeit längerer Zeit

Mitglied des ſchweizeriſchen Nationalrathes, in deſſen Schoos er ſchon öfters und mit Erfolg die Gabe einer edlen, ſchwungvollen Beredſamkeit entfaltet hat.

Klänge von der Thur. Dichteriſche Verſuche eines Wylerbürgers. St Gallen. Druck von der F. D. Kälin'ſchen Offizin. 1865.

Hiſtoriſche Schriften.

Einen ſo beſcheidenen Titel die epiſchen Bilder Sailer's auch tragen, und einen ſo kleinen Umfang ſie haben, ſo gehören ſie doch zum Beſten, was wir auf dem Gebiete der Epik beſitzen. Was ihnen Bedeutung verleiht, iſt, daß unſer Dichter eine richtige Einſicht hat in das Weſen der epiſchen Dichtart, daß er eine Fülle neuer, origineller, bisweilen ächt homeriſcher Bilder entfaltet, daß er ſeine Sprache kräftig beherrſcht und das Wort ebenſogut zu Stahl zu härten weiß, als er es anderwärts in ſanften ergreifenden Akkorden wie Orgelton und wie mildes Wehen eines ſchönen Liebesfrühling erklingen und verrauſchen läßt. Das Studium der alten epiſchen Meiſter hat unſerm Dichter eine Sicherheit in der plaſtiſchen Darſtellung ſeiner Geſtalten gegeben, die wahrhaft erfreut. Aber wenn es die Aufgabe dieſer alten Meiſter war, zu zeigen, wie im Mittelpunkt der ausgebreiteten epiſchen Stoffwelt die ſittliche Welt ſteht, in der ein ewiges Geſetz der Gerechtigkeit ſich vollzieht, ſo daß einem bei ihrer Lektüre iſt, als höre man das Schickſal wie einen breiten, unausſprechlich mächtigen Strom an uns vorüber brauſen [1], — ſo hat Sailer auch darin ſeine großen Vorbilder verſtanden, indem er die ewigen rein menſchlichen Grundgefühle, wie ſie uns aus der Geſchichte entgegentreten, poetiſch verklärt und, wo er zur Sage greift, den ethiſchen Gehalt derſelben den Epigonen als ſchöne und tröſtliche Wahrheit, als das aus den romantiſchen Schlacken gewonnene Gold in naiver Freude erglänzen läßt.

Sailer's Sprache hat etwas Markiges, Bündiges; ſie iſt ganz der Träger des Geiſtes geworden und zeigt nirgends Unklarheit und Verſchwommenheit. Im Reim hat der Dichter bisweilen ſchweizeriſche Verbalformen gebraucht, die er gerne der Schriftſprache einbürgern möchte, womit er indeſſen ſchwerlich durchdrungen wird.

Das von uns des geringern Raumes wegen ausgewählte Stück „Bruder Berchthold in Wyl" halten wir keineswegs für Sailers beſte Dichtung; vielmehr ſind wir geneigt, mit Bezug auf gleichmäßige Durchführung und ſorgfältige Behandlung des Stoffes dem Stück „Rudolf von Habsburg in Wyl" den Kranz zu

[1] Vgl. Viſcher Aeſth pag. 1273.

ertheilen. Welch edle, ritterliche Geſinnung, welch poetiſcher Schwung herrſcht in dieſer ganzen Dichtung! In zweiter Linie ſtehen „Bruder Berchthold“ und „die erſte Meſſe“. Meiſterhaft und ächt epiſch hat der Dichter in erſterm das Aufbrechen der Volksmaſſen nach Berchtholds Predigt und ihr Durcheinanderwogen gezeichnet; nachdrücklich und wahr hat er in letzterm den brennenden Schmerz der Schenkin Kunigunde über ihre verlorene Ehre, prächtig den Eindruck der Orgeltöne auf das menſchliche Gemüth, rührend im 3. Stück („Zwei Bürger“) die Anhänglichkeit an den heimiſchen Herd geſchildert! Einzelne Stellen, in denen ſtatt des Dichters der Hiſtoriker hervortritt, vermögen kaum die Wahrheit und Schönheit dieſer Gemälde zu beeinträchtigen. —

Bruder Berchthold in Wyl.

(1255.)

Zu Wyl vom Petersthurme erſchallt die Glocke ſchon,
Es wallet durch die Räume der volle Orgelton;
Gekleidet iſt der Prieſter, geſchmückt ſind die Altär',
Doch nirgend ſind die Beter, die Kirche ſtehet leer.

Dort auf der freien Wieſe, dort unten auf Wilmatt,
Dort ſteht das Volk der Dörfer, dort ſteht das Volk der Stadt:
Wenn ſchon vom Petersthurme die Glocke mahnend ſchallt,
Und Orgelton gar mächtig durch's Schiff der Kirche wallt.

Ja! auf Wilmatt da woget's, wie wenn die Halme ſteh'n,
Und ſie verſchied'ne Winde, bald da, bald dorthin weh'n;
Da woget's und da rauſchet's, wie wenn der ſtürm'ſche See
Die Wellenhäupter ſenket und hebet in die Höh'!

Und nun wird's plötzlich ſtille, wie wenn die Halme ſteh'n,
Auch nicht die kleinſten Lüftchen durch ihre Häupter weh'n;
Die tauſend Köpfe ſcheinen nur wie ein glatter See,
Wo keine Welle kräuſelnd ſich hebet in die Höh'!

Zum Nachbar ſpricht ein Nachbar jetzt mit gedämpftem Munde,
Mit ausgeſtrecktem Finger: „Vernehme wahre Kunde!

Der dort iſt Bruder Berchthold! der Mönch, wie ſich's gebührt!
Der Mann, den Gott mit Gaben der Rede ausgeziert."

„Wohl wandelt er gar ferne aus weitem Baierland,
Von Regensburg der Veſte, am blauen Donau-Strand;
Doch weiter als er ſelber im frommen Herzensdrang
Die Wanderſchritte richtet, geht ſeines Namens Klang."

Der Angeſproch'ne lächelt: „Geſegnet ſei die Stunde,
Was du mir da eröffneſt, iſt keine neue Kunde!
Ich hörte Berchthold früher, ich kannte ihn ja ſchon;
Doch heut' ſoll ihn auch ſehen, mein Mädchen und mein Sohn."

Er ſpricht's und hebt das Mädchen mit ſeinem Arm hinauf;
Der Knabe klettert ſelber empor in raſchem Lauf:
„Seht ihr den blaſſen Prieſter dort auf erhöhtem Plan?
Das iſt der Bruder Berchthold, des armen Volkes Mann."

„Zieh' deine Kappe, Bube! küß', Mädchen ihm die Hand;
Wo ihr ihn immer treffet in unſerm armen Land!
Ich ſelber gebe gerne für ihn mein letztes Blut,
Denn Dieſer meint wie Keiner es mit dem Volke gut."

„Wohl halten uns die Herren nicht beſſer als das Vieh,
Ihr drückend Joch wirft Ochſen und Hüter auf die Knie.
Wer möchte denn noch leben? ließ Berchthold uns nicht hoffen,
Er zeigt uns Gottes Rache und Gottes Himmel offen."

Und wirklich tritt ſoeben auf den erhöhten Plan
Im Franziskanerkleide ein langer hag'rer Mann:
Nach ihm ſchaut jedes Antlitz und ſtrahlt vor Freud' und Glück,
Es werden tauſend Augen zu einem einz'gen Blick.

Erſt überſchaut ganz ruhig der Mönch von ſeiner Höh'
Mit ſeinem klaren Auge den weiten Menſchenſee.
So blickt im fernen Süden in warmer ſtiller Nacht
Der helle Stern des Hundes und hält die Himmelswacht.

So überlugt der Schiffer die weite Waſſerbahn
Und legt die kund'gen Hände an's ſtarke Ruder an.
Berchthold nimmt eine Feder mit zartem, weichem Flaum,
Wirft ſie an einem Faden in freier Lüfte Raum.

Wohin die Lüfte tragen die zarte Feder fort,
Dorthin kehrt er ſein Antlitz, dorthin kehrt er ſein Wort!
Aus ſtreckt er ſeine Rechte, und ſenket ſie dann wieder,
Da ſetzen alle Hörer ſich ſtill im Graſe nieder.

Jetzt öffnet er die Lippen, erſt tönt es ſanft und leiſe,
Wie ſchöne Flötentöne und zarte Harfenweiſe;
Dann aber ſteigt und ſchwillt es, wie ferne Donner grollen,
Bis ſie mit allen Schrecken ob unſern Häuptern rollen.

Vom Herrendruck ſprach Berchthold, ſprach von des Volkes Noth,
Sprach von des Himmels Blitzen und dem erzürnten Gott;
Klagt, wie ſelbſt Jeſu Kirche, nicht mehr dem Stifter gleich,
Von Prunk und Lüge ſtrotze, als wär' ſie Satans Reich.

Flucht eitlem Lippenplappern und faber Formen Ruhm,
Mahnt auf zu Lieb' und Tugend, als einz'gem Chriſtenthum;
Nicht Weihrauch und nicht Kerzen, nicht Fahnen und Altar,
Das wahre Opfer bringen nur reine Herzen dar.

Es ziehen ſtet und glänzend ihm die Gedanken hin,
Wie Ströme flüß'gen Silbers der Tigelgluth entflieh'n,
In eines Künſtlers Werkſtatt bereite Formen füllen,
Und bald die ſchönſten Bilder entzücktem Aug' enthüllen.

Es gleichet ſeine Stirne dem neubeſtellten Feld,
In deſſen tiefen Furchen ſich manches Saatkorn hält,
Doch wenn die Stunde rufet, dann keimen ſie zu Tag,
Daß ſich der vollen Saaten ein Jeder freuen mag.

Sein Buſen gleicht dem Hügel in der Taminaſchlucht,
Bei dem ſo mancher Kranke ſich Heil und Rettung ſucht,
Dem Hügel, deſſen Ritzen ein warmer Strom entquillt
Und tief verborg'ne Kräfte der Oberwelt enthüllt.

O, wohl der größte Herrſcher auf dieſem Erdenrund
Iſt eine edle Seele und ein beredter Mund;
Der Mann braucht keine Schergen und keine dunkle Liſt,
Der durch der Worte Zauber der Geiſter König iſt.

Das Wort iſt, das zernichtet, das Wort iſt, das errettet,
Bald Leidenſchaften feſſelt, bald ihre Wuth entkettet,
Bald ſtarren macht das Auge, bald Thränen läßt entweichen,
Der zorngepreßten Herzen, der milden Regung Zeichen.

Sieh! raſch erhebt im Kreiſe, zwar bleich, doch minniglich,
In lockerm Kleid ein Mädchen und ſtürzt vor Berchthold ſich;
In ihrem Buſen woget ein unausſprechlich Sehnen,
Ihr ſchönes Auge glänzet noch ſchöner durch die Thränen.

„Was mir," ruft ſie, „an Schönheit der Schöpfer hat geſpendet
Zu eines Mannes Glücke, hab' Vielen ich verſchwendet;
Wie hab' ich Gottes Gabe ſo jämmerlich entehrt! —
Doch jetzt hat deine Rede mich Beſſeres gelehrt."

„Trug ich für meine Frevel vor keinem Blicke Scheu,
So offen wie die Sünde, ſei offen meine Reu;
Dir Berchthold liege beichtend ich Arme hier zu Füßen,
Die Zukunft rette einzig, Vergang'nes will ich büßen."

Da hebet Bruder Berchthold empor die Sünderin,
Und wendet heitern Blickes ſich zu dem Volke hin;
Er ruft mit lauter Stimme: „Wer will das Mädchen traut,
Mit fünfzig Marken Silber zu ſeiner holden Braut? "

Erſchrocken ſpricht die Schöne: „Wohl diente ich um Gold,
Doch machte mich ſtets ärmer der Sünde ſchnöder Sold;
Selbſt Du, o Diener Gottes, an Geiſt und Herz ſo reich,
Biſt doch an ird'ſchen Gütern dem ärmſten Sklaven gleich."

Es lächelt ihrem Worte gar ſanft der fromme Mann:
„Kann ich dir ſelbſt nichts geben, ein and'rer iſt, der's kann:
Wer jene Sonne füllte mit ihrem Meer von Gold,
Iſt wohl mit fünfzig Marken erneuter Tugend hold."

Es wandert eine Büchſe hin durch des Volkes Reih'n,
Was ihn ſein Buſen mahnte, legt Jeder in ſie ein;
Und als ſie wieder kehrte zurück in Berchthold's Hand,
Man auf den letzten Heller die fünfzig Marken fand.

Das Volk erſtaunt dem Wunder, es naht ein wack'rer Mann,
Er will aus Berchthold's Händen die Sünderin empfah'n:
„Da haſt du Braut und Segen, da ſind die fünfzig Mark,
Zur tugendhaften Hausfrau macht ſie die Reue ſtark."

Es zieht durch Jubelreihen nun Bräutigam und Braut,
Doch züchtig ſenkt die Blicke das Mädchen hold und traut!
Was allzu freie Kleidung den Augen bloßgelegt,
Hält es mit beiden Händen ſorgfältig nun verdeckt.

Wie iſt ſie doch ſo mächtig die wundervolle Kraft,
Die durch der Seele Schönheit auch die des Leibes ſchafft,
Wie ſtaunten alle Leute, als in des Mädchens Zügen,
Schien neuerwacht der Frühling im Blumenſchmuck zu liegen.

Denn die verhüllten Reize, den keuſch geſenkten Blick,
Zahlt nun mit Wucherzinſen das Angeſicht zurück;
Es blüht in friſchem Zauber auf ihrem Wangenpaar,
Auf ihrer weißen Stirne, was längſt entſchwunden war.

Es blühet jene Blume, ſo wunderzart und hehr,
Der Tugend ſich're Bürgſchaft, der Tugend heil'ge Wehr,
Die Blume, die zu pflegen, ein Engel Wohnſitz nahm
In jedes Menſchen Herzen; die Himmelsroſe: Scham. —

Doch Berchthold greifet wieder zu ſeinem Feuerwort,
Und fährt in ſeinem frommen Bekehrungswerke fort;
Klagt ernſt, wie ſich geſtalte die Zeit und Sitte ſchlecht,
Wie täglich mehr verſchwinde die Treue und das Recht.

„Wohlan, du Räuber!" ruft er, „ſtopf' deine Gierde ſatt!
Mit fremden Gütern, Burgen, mit fremdem Dorf und Stadt!
Die Todesſtunde klinget, ſchlepp' nun dein Gut herbei,
Schau' dann, ob auch dort drüben das Recht beſtechlich ſei!"

„Laß deine arme Seele mit ſolchem Auswuchs zieh'n,
Sieh', wie des Richters Augen Verdammungsblitze ſprüh'n,
Fühl', wie mit einem Schlage die Seele und das Gold,
Hinunter in die Hölle in ew'ge Flammen rollt."

„Raſch wird dein Gold dort ſchmelzen, o habe ihm doch Dank!
Es bildet fortan ewig den einz'gen Labetrank.
Wie deine Seele lechzet, von Durſt durchglühet ſchreit,
Stets iſt zu kühler Lind'rung dein flüſſig Gold bereit!"

„O, daß gerade Jene, die Gott ſo hoch geſtellt,
Als Herberg', Leuchte, Warte, als Schutz und Schirm der Welt;
O, daß gerad' der Adel die Treu', das Recht zernichtet,
Er, den ſein bloßer Name zu Edelſtem verpflichtet."

So ſprach er, ſprach noch Vieles, that's mit der Meiſterkraft,
Die lebensgleiche Bilder aus rohen Steinen ſchafft,
Zum Meißel ward die Zunge, und jeder Hörer fühlte,
Wie auf des Laſters Rücken des Redner's Peitſche ſpielte.

So ſprach er, und vergebens ertönte nicht ſein Wort,
Es hatte ſich wie Schrauben in eine Bruſt gebohrt,
Die Bruſt des jungen Albert, des Herrn von Sax und Stein,
Gleich mächtig an dem Thurſtrom, gleich mächtig an dem Rhein.

Ach, wohl viel edle Keime barg ſeine kräft'ge Bruſt,
Ein Erbtheil ſeiner Mutter und ſeines Lebens Luſt!
Doch hatte um dieſelbe die Zeit ihr Eis geſchichtet,
Bis Berchtholds Redeſtrahlen die Kruſte raſch zernichtet.

Es gaben viele Schlöſſer ihm Name, Glanz und Hut,
Doch unter dieſen Schlöſſern fand ſich auch unrecht Gut;
Zwar ſein war nicht die Raubthat, jedoch die Frucht war ſein,
Ein Erbtheil ſeines Vaters, die Burg zu Wartenſtein.

Am Wege wo der Wand'rer die röm'ſche Pforte findet,
Wo von Ragatz ſich aufwärts der Weg nach Pfäfers windet,
Entlang dann der Tamina zum Dorfe Vättis ſteigt
Und über Kunkels Sattel ſich nach Graubünden neigt;

Wo häufig aus dem Rheinthal die deutſchen Heereswogen,
Bald ſieg-, bald rachedurſtig nach Rom und Mailand zogen,
Zu fruchtlos ew'gen Kämpfen, damit geträumte Ehre
In fremden Streit und Raume des Landes Mark verzehre;

Wo ob dem Weinberg Portels ein Fels ſich jäh erhebt,
In jedes Wand'rers Auge die ſchönſte Fernſicht ſchwebt,
Da baut der Abt von Pfäfers, Herr Konrad von Zwiefalten,
Sich eine kühne Veſte für aller Zeiten Walten.

Doch kaum war ſie gebauet, ein Mayer eingeſetzt,
Als der an Abt und Kloſter geſchworne Treu' verletzt,
Er läßt nicht Abt nicht Mönche mehr in die Thore ein,
Behaltet als ſein Eigen die Veſte Wartenſtein.

Da ſchickt in ſeinem Schmerze nach Sar, dem hohen Haus,
Zu ſeines Kloſters Kaſtvogt, der Abt um Hilfe aus.
Herr Albert nahet eilig, das Glück in ſeinen Handen,
Gefangen wird der Mayer und ſtirbt in ſeinen Banden.

Jedoch der Abt ſehr wenig mit dieſem Sieg gewann,
Ihn drückte ſtatt des ſchwachen nun ein viel ſtärk'rer Mann;
Denn nimmer kann die Veſte Herr Konrad von Zwiefalten,
Aus ſeines Kaſtvogts Fingern in ſeine Hand erhalten.

Sie war zu wohl gelegen an vielbegang'ner Straß',
Man zollte manchen Pfennig für freien ſichern Paß;
Sie war zu ſchön gelegen, gar wohnhaft, fröhlich, weit,
Gewährte ihrem Herren, wie keine, Sicherheit.

So hielt in ſtarken Fäuſten Herr Albrecht Wartenſtein,
Bis man den Todten legte in ſeinen Sarg hinein;
Dann zog der junge Albert in dieſes feſte Haus,
Und mit dem Recht von Pfäfers ſchien es für immer aus.

Wohl ſpart der Abt kein Bitten, wohl ſpart der Abt kein Fleh'n
„Man könn' die klaren Rechte bei Nachtesdunkel ſeh'n!"
Wohl wußte Albert ſelber die Veſte ſei nicht ſein,
Wohl rief auch das Gewiſſen: „Laß ab von Wartenſtein!"

Digitized by Google

Doch folgt er keiner Mahnung, ihn feſſelt falſche Scham,
Wie leider ſie ſchon häufig in wack're Herzen kam,
Er fürchtet die Rückgabe befleck' des Vaters Ehre,
Weil darin ein Geſtändniß des einſt'gen Raubes wäre.

Dann fürchtet er Gelächter der altersgleichen Rotte,
Wie tödtet ſo viel Edles Furcht vor unedlem Spotte;
Dann ſieht er gleiche Raubthat umher im Lande weit,
Er ſcheuet ſich, viel beſſer zu ſein als ſeine Zeit.

So ſetzt er ſeinen Zweifel und ſein Beſitzthum fort,
Bis ihn in Wyl getroffen Berchtholds erſchütternd Wort;
Getroffen, wie der Blitzſtrahl auf ein Metallſtück ſchlägt,
Und gleich ſein feſt Gefüge in flüß'ge Tropfen legt;

Getroffen, wie der Spiegel den armen Kranken trifft,
Der lange Zeit erlegen der ſchwarzen Blattern Gift,
Unwiſſend der Verwüſtung einſt in den Spiegel blickt,
Vor dem zerfetzten Bilde in's Innerſte erſchrickt;

Getroffen, wie das Spornen des Pferdes Weiche ritzt,
Es ſchnaubt in Wuth und ſchäumet, ſein ſtaunend Auge blitzt,
Es bäumt ſich hoch zum Sprunge, und jetzt — mit einem Satz,
Stößt es von ſich den alten, erſchwingt den neuen Platz.

Herr Albert tritt zu Berchthold und ſpricht: „O heil'ger Mann!
Es hat dein ernſtes Mahnwort mein Auge aufgethan!
Sag' an dem Abt von Pfäfers, die Burg zu Wartenſtein,
Sei heute nur mein eigen, doch morgen wieder ſein."

„Und dieſe weit're Gabe leg' ich in deine Hand,
Weil ich noch keine frömm're im ganzen Reiche fand;
Verwende ſie zum Beſten von meines Vaters Seele,
Daß länger keine Strafe in jener Welt ihn quäle."

So redet er und ſtille blickt Berchthold Albert an;
Spricht ernſt nach langer Prüfung: „Dich kenn' ich, junger Mann!
Verkündet auch kein Wappen mir Name oder Stamm,
Dich zeugt' ein Leoparde, und dich gebar ein Lamm!"

„Wie ſchaut aus deinen Augen, ſo blau, ſo hell, ſo mild
Der mir einſt wohlbekannten, erhab'nen Mutter Bild,
Wie kündet deine Handlung daß ihre fromme Zucht
In ihrem Sohne reifte zur ſegensreichen Frucht."

„Wie blickt ihr Auge wonnig auf ihren Albert heut',
Wie ſteigert ſich, wär's möglich, ſelbſt ihre Seligkeit;
Wie kündet meine Seele mit klaren Lauten an,
Du haſt heut' deinem Vater den Himmel aufgethan."

So ſprach er; hohe Freude entſtrahlet Alberts Blick,
Er drücket Berchtholds Hände, zieht ſich in's Volk zurück;
Ihm folgt Bewund'rung Aller, er reitet heimatwärts,
Mit jedem Schritt wird froher und ſonniger ſein Herz.

Doch Bruder Berchthold breitet nun ſegnend ſeine Hände
Und ruft: „Ihr frommen Chriſten, mein Werk iſt heut zu Ende
Seid nächſten Sonntag wieder zu Gottes Wort beſchieden,
Bis dahin ſchenke Chriſtus euch Allen Heil und Frieden."

Und jetzo, wie gar häufig bei kalter Winde Reigen
Urplötzlich Nebelwolken dem breiten See entſteigen,
Mit Dunkel raſch die Stätte, die ſie gebar, beſetzen
So ſprang das Volk auf Wilmatt empor von ſeinen Plätzen.

Sieh, ſieben Männer treten mit ſtolzem Herrenſinn,
Geſchmückt in Gold und Seide, zu Bruder Berchthold hin;
Sie zieh'n die Federmützen: „Es grüßt dich der Senat,
Es grüßen alle Bürger von Winterthur der Stadt."

„Denn deines mächt'gen Wortes und deines Geiſtes Ruhm,
Der Ruf des reinen Lebens ſchallt rings im Land herum;
D'rum ſenden uns die Bürger, der Adel, der Senat:
Beglück' mit deinem Worte auch Winterthur die Stadt."

Da blicket Bruder Berchthold gar ernſt die ſieben an
Und ſpricht: „Wohl große Ehre geſchieht mir armem Mann;
Die Gaben, die in Gnaden mir Gott der Herr verlieh,
Nicht bloß zum Launentande fürwahr erhielt ich ſie;"

„Nicht bloß zum Ohrenkitzel, zum Spielwerk müß'ger Zeit,
Für flüchtige Minuten, für morgen oder heut':
Er hat sie mir gegeben, sei auch das Ziel noch fern,
Zum Labsal der Gedrückten, zur Demuth ihrer Herrn!"

„Ihr aber häufet Zölle, laßt nicht die Erde frei,
Beziehet Straßengelder, wie arm der Wand'rer sei,
Legt Ohmgeld auf die Früchte, wovon die Armuth lebt,
Weßhalb so mancher Seufzer zu Gottes Throne schwebt."

„Ihr macht des Herren Schöpfung zu eurem Kammergut,
Ihr preßt aus den Gedrückten den letzten Tropfen Blut:
So lang die frevlen Zölle in eurer Stadt besteh'n,
Wird nie der Armuth Priester durch ihre Thore geh'n."

Die Sieben schwiegen zornig, bis dann der Schultheiß rief:
„Wir haben für die Zölle des Kaisers Hand und Brief;
So lange wir mit ihnen der Bauern Taschen leeren,
Kann man getrost, o Berchthold, die Predigten entbehren."

So sprachen sie im Zorne, in ihrem Stolze Hohn,
Bestiegen ihre Hengste und ritten rasch davon.
Sie ließen Zoll und Ohmgeld gerad' wie vordem sein;
Doch nie zog Bruder Berchthold in ihre Mauern ein.

Nunmehr tritt auch die Masse des Volks des Heimwegs Bahn,
Unförmlich erst, in Klumpen, lawinenartig, an;
Es kreuzen sich die Haufen; dem der nach Norden strebt,
Wallt stirnwärts der entgegen, der sich nach Süden hebt.

Dort will ein and'rer Haufe nach Osten vorwärts dringen,
Muß sich durch dichte Schaaren, die westwärts schreiten, schlingen.
Es herrschet wirr Gedränge, wie wenn des Netzes Maschen
Viel hundert Hechte, Karpfen in einem Zuge haschen.

Da wimmelt's und da zappelt's, aufpeitschen Flossen, Schwänze,
Der ruhigen Gewässer empörte Schaumestänze;
Da ist ein Winden, Drehen, ein tausendfach Gewimmel,
Mit jedem Zug der Fischer wird reger das Getümmel.

So war ein wirr Gewimmel auch auf der Wyler Matte,
Es forſcht nach ſeiner Gattin beſorgten Blicks ein Gatte,
Steht auf die Zehenſpitzen, läßt ob den Häuptern hin,
Das Aug' nach allen Seiten in raſcher Drehung zieh'n.

Und jetzt! — das iſt ihr Röcklein, ihr Mieder, ihr Geſicht;
Er ſieht ſie dort im Haufen, jedoch ſie ſieht ihn nicht,
Er ruft, ruft nochmals lauter, legt um den Mund die Hände,
Geformt zu einem Sprachrohr, das ſtärk're Töne ſende.

Dann ſchwenket er die Mütze, gibt längſt gewohnte Zeichen,
Nichts ſcheinet Ohr und Aug' der Trauten zu erreichen;
Mit ſeiner Stimme miſchen ſich gar viel' and're Klänge,
Und gar viel Frauennamen erſchallen im Gedränge.

Den Knaben ſucht ein Vater mit ungeduld'gem Blick,
Dort kehret eine Mutter ganz kummervoll zurück;
Das Mädchen, das noch eben ſich an der Schürze hielt,
Ward, wie durch eine Woge, ihr plötzlich weggeſpült.

Und doch greift immer weiter die Ordnung im Gedränge,
So ſcheint uns in der Muſik ein Wirrwarr oft der Klänge;
Es herrſcht ein Fliehen, Suchen; ein Durcheinander tönt,
Bis ſich zu vollem Einklang das Feindliche verſöhnt.

Obwohl noch ſtets geſchloſſen das Volk die Pfade wallt,
Formt ſich doch in den Reihen ſchon mancher Riß und Spalt;
Und immer mehr beginnen zu theilen ſich die Maſſen,
Nach ganz verſchied'nen Wegen, nach ganz verſchied'nen Straßen.

Dort ſteigt ein Haufe bergwärts, ein andrer fällt in's Thal,
Der nach dem Fluß zum Bade, der nach der Stadt zum Mahl,
Der eilet auf der Straße, die durch die Felder ſchleicht,
Wo ihm die reife Aehre bis an die Schulter reicht.

Dort taucht mit frohem Kichern zum Schutz von Tagesſchwüle
Ein Trüppchen holder Mädchen in eines Waldes Kühle,
Und ſieh', ein Bund von Knaben, als könnten ſie ermatten
Gewohntem Strahl der Sonne, ſucht raſch den gleichen Schatten.

So fallet immer weiter in Splitter das Gewühl,
Stets kleiner wird der Haufe, stets sicherer sein Ziel,
Schon schallen nahe Dörfer von ihrer Bürger Tritten,
Schon öffnen manche Bauern sich die bescheid'nen Hütten.

So im Sarganserland, wenn sich der Abend naht,
Treibt seine Ziegenheerde der Hirt nach Dorf und Stadt.
Gar lieblich dringt zum Ohr der Glöcklein helles Singen,
Der Ziegen sehnend Mäckern, des Hirtenhornes Klingen.

Erst stürmt die Ziegenheerde in dichtgeschloss'nen Reih'n,
Mit vollgestopften Eutern bei'm Dorfesanfang ein;
Gemess'nen Schritt's die Vordern, jedoch die hint're Schaar
Besteigt der vordern Rücken und dränget immerdar.

Kaum kömmt die erste Hütte, so löst sich schon ein Paar,
Gar wohl des Stalles kundig, ab von der ganzen Schaar;
Links sondern sich fünf and're nach einer hintern Straße,
Rechts drehen drei die Häupter nach einer Seitengasse.

Zwei Ziegen sieht man munter nach einer Treppe eilen,
Um mit den Hausbewohnern den Küchenraum zu theilen;
Sie grüßt der Kinder Jubel, sie tätschelt ihre Hand,
Sie führt der Hausfrau Streicheln nach dem gewohnten Stand.

So löset sich der Knäuel der Heerde nach und nach,
Bald hat jedwede Ziege erreicht ihr heimisch Dach.
So löste sich die Volksschaar, man wünscht sich gute Ruh',
Man drücket sich die Hände und kehrt der Hütte zu.

Doch diese sendet kräuselnd ein Räuchlein in die Luft,
Der Küchenthür entwallet ein wohlbekannter Duft,
Der Duft der Sonntagssuppe, schon stehet sie bereit,
Doch anderes noch rüstet die wack're Hausfrau heut

Es prasselt gierig Feuer; mit zwanzig Zungen lechzt
Es nach der reinen Butter, die in der Pfanne ächzt;
Jetzt aber läßt die Hausfrau viel Mehl und Eier mischen,
Und durch den Kuchenmodel auf heiße Butter zischen.

Denn ſolch' ein Tag kehrt ſelten, es iſt ein Jubeltag,
Zu deſſen Feier Küche und Keller ſpenden mag.
Dann, während ſich am Tiſch der Napf und Teller leert,
Erzählt der Heimgekehrte, was er geſeh'n, gehört:

„Ja Frau, das iſt ein Redner, der war die Reiſe werth,
So lang' du den nicht höreſt, haſt du noch nichts gehört;
Der kennet Gott und Kirche und wahres Chriſtenthum,
Und kehrt dem harten Sünder das Herz im Leibe um."

„Das iſt kein Zehntenpfarrer, der nur die Bauern ſchindet,
Der hat den Adelichen gehörig heimgezündet,
Der hat den Winterthurern die Erbſen arg zerleſen,
So daß ſie einmal wiſſen, was ſie ſchon längſt geweſen."

„Sieh'! eine Stimme hat er, ſie klingelt wie ein Glas,
Sie mähet die Gemüther, wie meine Senſe Gras,
Es hat ein junger Ritter ſich auf dem Platz bekehrt,
Und für des Vaters Unrecht Genugthuung gewährt."

So ſprach des Hauſes Vorſtand, ſchlug auf den Tiſch mit Kraft
Griff dann nach dem Halbmäßig. wo ihm der Länglerſaft
Goldgelb wie Rheinwein prangte, trank ſichtlich mit Behagen,
Doch ließen ihn nicht ruhen der Frau und Kinder Fragen,

Sie hören ihn zu gerne, wie ſehr auch ſchmeckt das Eſſen,
Sie ſcheinen ob der Kunde es manchmal zu vergeſſen;
Der Reſt, den ſein Gedächtniß gerettet von Wilmatt,
Speist immer noch die Seelen der Hausbewohner ſatt.

Die gleiche Sprache tönet in Hütte, Schloß und Haus,
Tönt an jedwedem Tiſche, belebet Mahl und Schmaus:
Wer auf Wilmatt geweſen, zu ſeinem Herde kehrt,
Erzählt den Hausgenoſſen, was er geſeh'n, gehört.

So kehrt die fleiß'ge Biene, die frühe ausgeflogen,
Den Tag hindurch die Säfte der Blüthen eingeſogen,
Des Abends ſchwer beladen zur ſtrohbedeckten Zelle
Und leget Wachs und Honig an die bereite Stelle.

So wie der Wind den Saamen den Staubgefäßen raubt
Mit raſchem Kuß und weiter mit ſeiner Beute ſchnaubt,
Sie auf die Blüthenkapſel entfernter Pflanzen ſenkt,
So werden ferne Herzen mit Perchthold's Wort getränkt.

Noch lange wirkte Perchthold, bis ihn der Schöpfer rief,
Zu Regensburg im Kloſter er ſanft und fromm entſchlief;
Doch damit niemals ſchwinde des edlen Mannes Spur,
Hat alles treu verzeichnet der Mönch von Winterthur.[1]

P. C. Planta.

Peter Conradin Planta iſt den 24. Sept. 1815 in Zernetz, (Engadin Kt. Graubünden,) geboren, erhielt den erſten Elementarunterricht von ſeiner Mutter, beſuchte von 1825–28 das damalige Inſtitut des Pfr. Wetzel in Silvaplana (Engadin), ſodann 1828 bis 34 die Kantonsſchule in Chur, 1834—35 die Thomasſchule in Leipzig, ſtudirte 1835–36 Philoſophica auf der Univerſität Leipzig, 1836—38 die Rechtswiſſenſchaft in Heidelberg und arbeitete 1839 und 1840 im Liquidationsbureau der ſog. Konfiska in Sondrio.[2]

Im Herbſt 1843 ſiedelte Planta nach Chur über und redigirte hier mit kurzen Unterbrechungen bis 1865 drei Zeitungen die ſich einander unter verſchiedenen Namen „Freier Rhätier", „Alpenbote", „Wochenzeitung" folgten, war 1845 bis 1848 Stadtſchreiber in Chur, 1849 Präſident des Stadtgerichtes, 1850 Mitglied der Regierung und von dort an in verſchiedenen öffentlichen Beamtungen, dermalen ſeit 12 Jahren Präſident des Obergerichtes, in welcher Eigenſchaft und als Verfaſſer eines ſtaatsphiloſophiſchen Werkes („die Wiſſenſchaft des Staates") und des „bündneriſchen Privatrechtes" mit Kommentar er im Jahr 1862 von der Zürcher Univerſität mit dem Dok-

[1]) Vitoduranus.

[2]) Kurz nach dem Abfall des Veltlins von dem Freiſtaat der 3 Bünde hatte nämlich das Revolutionskomité des Veltlins den 20. Okt. 1797 ſämmtliches im Veltlin, Cleſen und Bormio befindliche bündneriſche Privateigenthum konfiszirt; im Jahr 1831 bewilligte die öſterreichiſche Regierung den bündner Konfiszirten, jenes Vermögen, ſo weit es noch ausfindig und nachweisbar war, zurückzufordern und eben dieſes war die Aufgabe jenes Bureau

tordiplom beehrt wurde. Seit Jahren ist Planta auch ein thätiges und geachtetes Mitglied des schweizerischen Ständerathes. —

Der rhätische Aristokrat. Ein bündnerisches Charakterbild aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von P. C. Planta. Chur, Druck und Verlag von Friedrich Wassali. 1849.

Hans Waldmann Ein historisches Trauerspiel von P. C. Planta. (Zuerst erschienen in der illustrirten Zeitschrift „die Schweiz" 1861.)

Rhätische Parteigänger. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von P. C. Planta. Frick, J. A. Stocker'sche Verlagshandlung, 1864.

Das erste und letzte der genannten poetischen Werke Planta's sind der interessanten Geschichte Graubündens entnommen. Und zwar ist der „rhätische Aristokrat", wie der Verfasser im Vorwort sagt, aus zahlreichen Briefschaften und Protokollen locker zusammengearbeitet. Das Stück hat eben deshalb und weil der Dichter bemüht war, im Wesen und der Entwicklung dieser Familiengeschichte getreu „die Natur zu kopiren", auch nur eine kulturhistorische Bedeutung. Das historische Trauerspiel „Rhätische Parteigänger", das in Rhätien, in Meran (Tyrol) und in Tirano (Veltlin) in den Jahren 1618 bis 1621 spielt und den Bruderkampf der von Spanien und Oesterreich einerseits und von Frankreich und Venedig anderseits gegeneinander aufgehetzten Katholiken und Protestanten, den Mord der Protestanten in Tirano u. s. w. zum Gegenstande hat, enthält zu viel geschichtliche Elemente und zu wenig spannendes, dramatisches Leben. Der Dialog ist öfters zu rhetorisch und nicht selten auch zu lyrisch; nur der vierte Akt, worin der Mord in Tirano zur Darstellung kommt, macht hievon großentheils eine Ausnahme. Hier ist Handlung, und auch der Dialog erhebt sich bisweilen zu jener straffen Gedrungenheit des poetischen Bildes, worin Shakespeare so groß ist. Z. B. pag. 146.

„Erfinderisch wie ein Dichter ist der Mord:
Bald löst vom Lebensbaum wollüstig langsam
Er einen grünen Zweig ab um den andern,
Bald, — wenn die Zeit nach vieler Arbeit geizt —
Durchhaut mit einem Streich er seine Wurzel,
Bald ist's die Kugel, bald der Stahl, womit
Er grinsend in des Lebens Kammern dringt:
Und von der Brück' empfängt der Adda Strom
In rauschender Empörung Leich' um Leiche."

Im Ganzen hat der Dichter mit Glück in der Darstellung seiner Charaktere das Gesetz des Kontrastes berücksichtigt. So sind Jenatsch und Toutsch, Pompejus und Rudolf Planta gut kontrastirende

Figuren, nur hat der ehrgeizige Rudolf Planta dem Fanatiker und pfiffigen Staatsmann Pompejus gegenüber zu wenig Bestimmtheit in der Zeichnung, wie denn überhaupt die Leidenschaften, als Motive der Thaten dieser Menschen, zu wenig in den Vordergrund treten. Die Liebe Daniel's zu Lisa hat im Stück einen ganz idyllischen Charakter und steht außerhalb des dramatischen Causalnexus; denn Daniel könnte auch anderswie aus dem Gefängniß befreit werden; ihre unwidersprochene schließliche Heirath ist eine Thatsache, welche dem Charakter der beiden Planta absolut widerspricht. Gerade aus der versuchten Verhinderung dieser Vermählung wären dem Dichter offenbar die schönsten retardirenden Momente erwachsen und auch Margaretha, Rudolfs Gattin, hätte dann vielleicht Gelegenheit gefunden, aus ihrer passiven Sentimentalität herauszutreten.

Aehnliches ist von „Hans Waldmann" zu sagen. Der Dichter hat seinen Stoff mit großer historischer Treue entwickelt, aber gerade dadurch ihm den poetischen Duft und dramatischen Werth geraubt. Die vielen Bearbeitungen dieses Gegenstandes (wenn wir nicht irren, so sind deren über dreißig) deuten darauf hin, daß eine große Anziehungskraft darin liegt. In der That ist Hans Waldmann auch der bedeutendste und großartigste dramatische Stoff, den die Schweiz aufzuweisen hat. Die kleinlichen Verhältnisse sind durch Waldmann's gewaltige Natur, durch seine im Kampf mit dem Patriziat errungene Stellung, wie durch die welthistorische Wichtigkeit der burgundischen Kriege, welche zu dem Gemälde den bedeutenden Hintergrund liefern, entfernt. Die Geschichte Waldmann's ist auch im Ganzen so gründlich erforscht, daß man über die historischen Ursachen seines Falls nicht im Unklaren sein kann. Allein diese historischen Motive sind nicht immer poetische, (so z. B. ist das massenhafte Todtschlagen der Hunde bei den Landleuten wohl eine Triebfeder für Waldmann's Sturz, aber kein Grund, deßwegen Hunde selbst auf die Bühne zu bringen); eben diese Verwechslung aber kommt in den meisten Bearbeitungen vor; die Verfasser haben keinen Blick für das Wesentliche, was doch im Drama so nothwendig ist; das dramatische Interesse erstickt in der Fülle des geschichtlichen Stoffes und in einer episch-breiten, spannungslosen Darlegung der oft mit Ungeschick herausgehobenen Motive.

Dies sind im Allgemeinen auch die Hauptfehler von Planta's „Hans Waldmann". Es würde zu weit führen, dem Stück in's Einzelne zu folgen, obschon wir dazu alle nöthigen Vorarbeiten gemacht haben. Bemerken wir bloß noch, daß dasselbe der höhern dramatischen Technik entbehrt; daß der 2. Akt eine reine Episode ist,

die ohne dem Ganzen Abbruch zu thun, ganz herausgenommen werden kann; daß der Dichter das Motiv der Frauenliebe, welches im Schickſal Waldmann's als ein Hauptfaktor auftritt, ſchon im Anfang wieder hat fallen laſſen, und ſich dadurch eines der ſchönſten und wirkſamſten dramatiſchen Hebel beraubt hat; daß ſeine Volksſcenen, auch wenn ſie gut wären, zu breit angelegt ſind, und daß es dem Stück im Ganzen an Charakterzeichnung, namentlich aber an pſychologiſcher Tiefe in Darſtellung der Leidenſchaften fehlt.

Daß dieſe Fehler nicht in mangelnder poetiſcher Begabung des Verfaſſers, ſondern vielmehr einzig nur in dem Mangel an äſthetiſcher Bildung wurzeln, beweiſen die folgenden trefflichen Abſchnitte, die wir dem „Hans Waldmann" entheben und von denen namentlich die Szene zwiſchen Waldmann's und dem Weibe Friſchhans Theilings ergreifend und voll ächt dramatiſchen Lebens iſt. —

Aus „Hans Waldmann."

Zweiter Akt.

(Die Einſiedelei des Bruders Klaus von der Flüe. Letzterer ſegnet eine knieende Menge.)

Klaus.

Habt Ruh' in Gott die Gottesruh' iſt gleich
Der Waldesſtille, doch die Leidenſchaften
Sind wilden Thieren gleich, die brüllend umgehn.
Ihr Jünglinge, habt Ruh' in Gott und meidet
Den Streit, denn der wühlt eure Seele auf
Wie den Waldſtätterſee der heiße Föhn;
Den Streit nur für das theure Vaterland
Sollt ihr nicht flieh'n, denn der braust fromm und kräftig,
Wie unter euch die Ranſt, durch das Gemüth;
Und ihr Jungfrau'n habt Ruh' in Gott! ihr ſeid
Der Sonnenſchein der Welt, doch eu're Unruh'
Iſt gleich dem Nebel, der die Sonne deckt.
Ihr Greiſe auch, habt Ruh' in euerem Gott!
Die Welt iſt euch nur ein entlaubter Baum,
An den die Art man ſchon gelegt und bald
Bleibt euch nichts mehr als Gott und ſeine Ruh'!
So geht in Gott nun, meine Kinder, Amen. —

Digitized by Google

(Nachdem die Menge aufgestanden und zum Theile dem Bruder Klaus andächtig die Hand küssend sich verlaufen, tritt Ritter Ulrich hervor und nähert sich dem Einsiedler.)

Ulrich.

Ehrwürd'ger Bruder, auf ein Wort! wenns euch
Gefällig ist.

Klaus.

Was wünscht ihr Herr, von mir?

Ulrich.

Daß ihr mir saget, wie ich es beginne,
Euch gleich zu sein.

Klaus.

Befremdlich ist die Frage!
Laßt ohne Haß die Welt und liebet Gott
In frommer Einfalt und in Heiterkeit,
Dann seid ihr besser als ich bin. Doch sagt,
Wer seid ihr denn, der mich so seltsam angeht?

Ulrich.

Ich ward im Schwabenland als Edelmann
Geboren und erhielt, als Christ getauft,
Den Namen Ulrich. Was als Glück man preist,
Davon ward meine Wiege früh umstellt;
Was man Entbehrung nennt, blieb mir verborgen,
Mein Sinn ward fröhlich im Genusse dessen,
Was mannigfaltig uns das Leben bietet.
In Waffen und in Minne wohl erprobt,
An Schwänken reich beim heitern Becherklang,
Ward ich an Fürstenhöfen gern gelitten.
Sorglos legt' ich mein Haupt auf weichen Flaum
Und hüllte meinen Leib in Sammt und Gold.
Ich sah der Herren Länder viel' und speiste
Mein ruheloses Herz mit Abenteuern.
So lernt' ich Manches, nur mich selbst nicht kennen,
Ergötzte mich an allem Tand, nur nicht
Am Born der nie versiegt. Und als der Rausch
Vorüber war, erwacht' ich ohne Gott.
Ich schauderte und dankte ihm gerührt,
Daß er mir Frist gelassen ihn zu suchen.
Da hört' ich eines Tags von euch wie ihr
Tief im Gebirg als heil'ger Gottesmann —

Klaus.

Als ſünd'ger Menſch, der, gleich wie ihr, Gott ſucht —
Und weiter nichts, Herr Ulrich.

Ulrich.

In Betrachtung
Des Göttlichen eu'r Leben einſam ſchließend,
Den Aufruhr des Gemüths, wie Keiner ſonſt,
Zu ſtillen wißt. So eilt' ich her zu ſeh'n,
Ob ihr als Schüler mich nicht wollt verſchmäh'n.
Laßt Anderes euch verſchweigen, denn mich drängts,
Mich vor der Welt und vor mir ſelbſt zu bergen.

Klaus.

Ihr wolltet gleich wie ich, Einſiedler werden?

Ulrich.

In eurer Näh', wenn ihr's dem Fremdling gönnt,
Mir eine Zelle bau'n, nach eurem Leben
Das meine regeln und von Zeit zu Zeit
Die Speiſe eures heil'gen Worts genießen.

Klaus.

Mein Wort iſt nichts, als was mir aus des Herzens
Verborg'nem Drang und ſchlichter Einfalt quillt,
Und was damit ich wirke, dank' ich Gott,
Der auch den hellen Quell dem dunkeln Grund,
Der Erd' entlockt. Doch habt ihr auch bedacht,
Was ein Einſiedler iſt?

Ulrich.

Ich hab's bedacht.

Klaus.

Wenn in der tiefſten Falte eures Herzens
Noch etwas in die Welt euch zieht: ſo geht!
Denn beſſer gar nicht als halb entſagen.
Ich weiß, wie ſüß ſie iſt, einmal gekoſtet:
Wie ſchmeichelt ſie mit weichem Odem ſich
An unſre Bruſt, wie breitet ihre Reize ſie
So üppig vor uns aus, uns zu betäuben.
Bedenk't, daß ihr mit heut' vom Lande ſtoßt,
Das Heimat euch und alle Kurzweil bot,

Daß bei lebend'gem Leib ihr ſterben müßt,
Um dem allein, den ihr nicht ſeht, zu leben.

Ulrich.

Das Land von dem ich ſtoße, kenn' ich wohl
Es bietet nichts, woran mein Herz noch hängt.

Klaus
(öffnet ſeine Zelle).

Seht her! Ein Stein des Hauptes Ruhekiſſen,
Ein Brett als Lager — das iſt mein Beſitz
Wird ſolche Armuth euch zu hart nicht fallen?

Ulrich.

Auf Gott vertrau' ich und auf euer Beiſpiel.
Doch Eines ſagt mir noch: die Sage geht,
Daß aller Leibesſpeiſ' ihr euch entwöhnt.

Klaus.

Mit Gottes Gnad' und mit Beharrlichkeit
Iſt ſo gering, was mir das Leben friſtet,
Daß and're Körper es wohl nicht ernährte.
Doch halt' euch dieß nicht ab, des Leibes Nothdurft
Mit Mäßigkeit auch fürder zu genügen.

Ulrich.

Ihr wollt mir alſo Vater, Lehrer ſein?

Klaus.

Ein Bruder, wenn ihr wünſcht. Doch Eines noch:
Wenn Pflichten auf euch, ſei's als Vater, Sohn
Und Gatte, ſei's als Bürger ruh'n, ſo geht
Und reinigt von der Schuld erſt eu'r Gewiſſen,
Denn nur die Seele die entlaſtet iſt,
Strebt in der Einſamkeit nach Gott empor;
Der Born des innern Menſchen fließt nur lauter,
Wenn wir im Frieden von der Welt geſchieden.

Ulrich.

Nicht Eltern hab' ich mehr, noch war ich Gatte.
Was ich beſaß das theilt' ich mit der Kirche
Und mit den Armen, für mich ſelbſt nicht mehr
Als was die ſtrengſte Nothdurft heiſcht, bewahrend.
So bin ich meines Willens eigner Herr.

Klaus.

Nun denn, wenn Gottes Stimme aus euch ſpricht,
So mögt ihr's wagen. Und ergeht es euch
Wie mir, ſo wird dieß wilde Thal euch bald
So freundlich wie die eig'ne Heimat dünken.

Ulrich.

So lebt denn wohl für heute. Morgen früh,
Eh' der Gebirge Spitzen in das Gold
Der Sonne tauchen, treff' ich wieder euch,
Um an der Stell', die ihr mir weist, ein Haus
Zu bau'n, das, ob auch wenig Spannen breit,
Doch größ're Freiheit mir verſpricht als ich
In meines Schloſſes weiten Hallen fand.

(ab.)

Klaus

(allein).

Er ſcheint mir von der Eitelkeit der Welt
Geſättigt und gereift für's ſtille Reich
Des Geiſtes. Zwar läßt Gott ſich im Gewühl
Der Menſchen und im lauten Marktgeſchrei
Des Lebens auch erkennen; und wohl dem,
Der in dem Vaterhaus in's milde Aug'
Der Mutter blickte, und die Jugend froh
Genoß bei den Geſchwiſtern und Geſpielen;
Der an der Seite eines edlen Weibes
Sich Blüth' um Blüthe in der Kinderſchaar
Erſchließen und des treuen Fleißes Lohn
Im Felde reifen ſieht. Und wohl auch Dem,
Der an des Vaterlandes Ehre baut
Und, glücklicher als an dem Hochzeitsmorgen,
Die kühne Bruſt dem Feind entgegenträgt
Zum herrlich ſchönen Siege oder Tod!
Und die Erinnerung an all dieß Glück,
Was mir die Seele freudig einſt erregte,
Preßt mir noch jetzt der Wehmuth Thränen aus.
Doch innen wird's nicht ſtill, ſo lang die Welt
An jeder Faſer unſers Geiſtes zerrt.
Denn nicht verträgt der Andacht Gottesflamme
Den herben Luftzug menſchlichen Getriebes:

Ihr muß, ſoll ſie nicht gar erlöſchen, ſeitwärts
An wohlgeſchützter Stell' gewartet werden.
So bin ſchon manches Jahr ich hier, mir ſelbſt
Und Gott zurückgeſtellt, der jeden Morgen,
Wann vor die Zell' ich trete und hinaus
Auf der Gebirge Wunder blicke, größer
Und jeden Abend, wann mein Haupt zur Ruh'
Sich niederlegt, vertrauter mir erſcheint.
So rück' ich, dünkt mir Stuf' um Stuf' ihm näher,
Bis eines Tags ich leiſ' hinüberſchwebe,
Dem Wölkchen gleich, das einſam oft des Abends
An jener Kuppe hängt und plötzlich dann,
Man weiß nicht wie, im unbegrenzten Raum
Des Himmels ſich verliert.

(Pfarrer Imgrund tritt ein.)

Imgrund.

Gegrüßt ſei, Bruder.
Tief in Gedanken wieder, wie ich ſehe!

Klaus.

So viel ein ausgetrocknet Hirn es kann.
Doch was führt euch, mein Freund, ſo ſpät zu mir?

Imgrund.

Gewichtig'res als je geſchah, ſo lange
Der Bund beſteht.

Klaus.

Wie meint ihr das?

Imgrund.

Ihr wißt,
Die Eidgenoſſen tagen jetzt in Stans.

Klaus.

Darüber, hört' ich, reiflich zu verhandeln;
Wie die Burgund'ſche Beute zu vertheilen
Und ob die Städte Solothurn und Freiburg
In unſer Bündniß aufzunehmen.

Imgrund.

Richtig!
Und wegen des Vertrages, den mit dieſen
Die Städte Zürich, Bern, Luzern geſchloſſen.

Klaus.

Und noch ſind ſie darüber nicht geeinigt?

Imgrund.

Drei Tage ward verhandelt, ob die Beute
Auf die von jedem Ort geſtellten Krieger,
Ob auf die Orte zu vertheilen ſei.

Klaus.

Nach Köpfen das Erbeutete, nach Orten
Erobertes — ſo hieltens unſre Väter.

Imgrund.

Die Länder, jetzt der Städte Uebermacht
Schon fürchtend, weigern ſich, der Städte Zahl
Durch Solothurn und Freiburg noch zu mehren.

Klaus.

In Granſon und in Murten halfen ſie
Der Schweizer Freiheit von dem Tod erretten.

Imgrund.

Die Einigung, die unter ſich die Städte
Errichtet, ſei, behaupten unſre Länder,
Entgegen den beſchwornen alten Bünden.

Klaus.

Die alt beſchwornen Bünde ſind der Grund
Der Eidgenoſſenſchaft. Sie ſeien heilig!

Imgrund.

Hört weiter denn: Je länger ſie rathſchlagten,
Nur um ſo herber wurden die Gemüther,
Die bald wie Stein und Stahl ſich heftig rieben.
Und heute tagte man, ſo ſchien es, nur
Daß klar des Riſſes Tiefe ſich erweiſe,
Der unheilbar die Eidgenoſſen ſcheidet:
So wenig war von billigem Abwägen
Und freundlicher Handreichung zu gewahren,
So ſehr verhärtete ſich jeder Bote
Im Trotze ſeines Sinns, den ſchärfſten Stachel
Hervorgekehrt, den Bruder zu verletzen.

Klaus.

So ſchütze Gott der Eidgenoſſen Bund!

Imgrund.

Zu ſpät kommt euer Wunſch — Der Bund iſt hin.

Klaus.

Der Bund nicht mehr — wie ſoll ich das verſteh'n?
Wohl ſind die Eidgenoſſen tief entzweit,
Doch iſt es nur ein Bruderzwiſt: der Bund —

Imgrund.

Iſt nicht mehr, wenn nicht ihr — Doch laßt mich enden.
Der Flamme gleich, die Haus um Haus verzehrt,
Erfaßte jetzt mit ſteigender Gewalt
Des blinden Streites Hitze die Geſandten
Und unſer Bundesbrief der Jedem ſonſt
Einfältig faſt erſchien, er ward urplötzlich
Ein dunkles Räthſel ſchier, ſo ſtritt man ſich
Ob jeder Satzung' Meinung und Verſtand.

Klaus.

Was nützen ſelbſt wohl aufgeſetzte Briefe,
Wenn in den Herzen nicht die Bünde ſtehen?

Imgrund.

Und aus den Herzen waren ſie ſchon lang',
Als zornentflammt vorhin die Tagherrn alle
Der Reihe nach den Bundeseid abſchworen
Und ohne Gruß und Handſchlag ſich verließen.

Klaus.

Weh' mir! ſo muß am Rand des Grabes ich
Den letzten Tag der Eidgenoſſen ſehn'!

Imgrund.

Noch nicht, mit Gottes Hülf' ſollt ihr es wenden.

Klaus.

Ich?

Imgrund.

Ihr. Dahin zielt mein Beſuch. Herr Waldmann,
Der an der Tagſatzung den Vorſitz führte
Und in ſonſt ſieggewohnter Redekraft
Umſonſt das Aeußerſte zu hindern ſuchte,
Läßt, Bruder, euch durch mich eindringlich bitten,
Ihr möchtet durch eu'r Wort, das wie kein and'res

In den Waldstätten wiegt, mit Gottes Beistand
Dem Einsturz unsers theuern Bundes wehren.

Klaus.

Wie? Was dem mächt'gen Waldmann nicht gelang,
Das sollte mir, dem armen Klausner, glücken?

Imgrund.

Auf eu'r Erscheinen zählend, ließ Herr Waldmann
Die Boten noch zu einer Sitzung bitten,
Gewicht'ge Eröffnung verheißend.
Und wahrlich, Keiner sonst hätt' ihre Eile.
Die fast als wilde Flucht erschien, gehemmt.
Beim Vaterland und Allem, was euch theuer,
Beschwört euch Waldmann: — Könnt ihr euch entziehn?

Klaus.

Noch nie entzog ich mich dem Vaterland;
Doch woher nähme ich die Wissenschaft
Zu so erhabenem Beruf?

Imgrund.

Von Gott!

Klaus

(nach einer Pause).

Mit Gott will ich es wagen! Eilt voraus
Und kündiget den Tagherrn an, es wünsche
Der Bruder Klaus ein Wort noch vorzubringen.
Indeß erfleh' ich mir vom Vater oben
Was mir an Licht und Kraft zum Werk gebricht,
Daß willig sich der Boten Herzen öffnen.

Imgrund.

Habt Dank, Freund, in des Vaterlandes Namen,
Wie leicht wird mich die Botschaft heimwärts tragen!

Klaus.

Vereinigt eu'r Gebet denn mit dem meinen.

Imgrund

(im Abgang begriffen, sich umkehrend).

Doch wißt,
Herr Waldmann läßt geheim euch bitten!

(ab.)

Klaus

(allein.)

O Gott! wenn je ich in den langen Jahren,
Die einſam ich in ſtiller Waldesſchlucht
Nur dich zu ſuchen und zu ehren lebte,
Mich deiner Huld erfreut: ſo hör' mich jetzt,
Da Tod und Leben meines Vaterland's
So nah', wie Heut' und Morgen ſich berühren
O gieb dem blöden Aug' den Blick des Adlers,
Der Seelen feinſte Fugen zu erkennen,
Und gieß' mir jetzt, für eine Stunde nur,
In dieſe kalten Adern Jugendfeuer
Und in des Feuer Gleichmuth; laß die Zunge
Der Jahre Zahl, die ſie beſchwert, vergeſſen,
Und gieb den Worten, die am rauhen Abhang
Des Greiſenalters kaum ſich ſchleppen, Flügel,
Daß nicht ſie, trägen Bettlern gleich, zu ſpät
Um Eintritt an verſchloſſ'ne Herzen pochen.
O laß mich als geſchwätz'gen Knaben nicht
Da ſteh'n und machtlos todte Wänd' erſchüttern —
Fürwahr, dieß bleiche Haar will ſich nicht ſchicken
Zu Kinderſpott! — Nein, deiner Macht, die einſt
Den Keim der Freiheit in die Thäler ſenkte,
Laß heut' mich Träger und Vollführer ſein,
Daß, gleich dem Lenz, der über Gräber ſtreicht,
Ich neu den Frühling ew'ger Eintracht ſchaffe.
Dann magſt du dieß unnütz' Gefäß zerbrechen
Sein Tagwerk hat der alte Klaus vollbracht!

Aus dem „dritten Akt."

Waldmann

(allein, auf den Boden ſtampfend).

Verflucht, daß er Recht hat! — Und doch muß Theilig,
Ob er des großen Münſters Thurm wär,' fallen.

(Ein Rathsdiener tritt ein).

Rathsdiener.

Ein Weib, das euch zu ſprechen draußen harrt.

Waldmann.

Ein Weib! Hab' an den Männern ſchon zu viel.
Ich bin beſchäftigt, bin nicht aufgelegt.

Rathsdiener.

Sie ſagt, ſie bleibe, bis ihr ſie gehört,
Sie liegt inſtändigſt um Zulaſſung an,
Iſt aufgelöst in Thränen.

Waldmann.

Weiberthränen!
Als ob das etwas ſo Beſond'res wäre!
Und deiner Rührung willen mag ſie kommen. —
Doch, daß ſie kurz ſich faßt! —

(Rathsdiener ab).

Waldmann.

Was mag das geben? —
Ein Weib in Staatsgeſchäften macht mir banger
Als vor der Front ein Feind.

(Gertrud Theilig tritt ein)

Gertrud

(ſich Waldmann zu Füßen werfend).

Barmherzigkeit,
Herr Bürgermeiſter, o Barmherzigkeit!

Waldmann.

Was ſoll das? — Stehet auf! — Ihr ſeid doch nicht —

Gertrud.

Des unglückſel'gen Friſchhans Theilig Weib!
Wo gäb' es jetzt, ſo weit der Himmel ſpannt,
Ein zweites, das ſo tiefes Elend euch
Zu Füßen troſtlos legte! — O Herr Waldmann —

Waldmann.

Wenn das es iſt, könnt' ihr die Müh' euch ſparen:
Die Sach' iſt abgethan.

Gertrud.

Wie, abgethan?
Sie iſt es nicht, ſo lang' mein Mann noch lebt,
Und ihr, Herr Waldmann, Bürgermeiſter ſeid.

Waldmann.

Wer ſagt euch das? Der Rath hat ihn verurtheilt.

Gertrud.

Wer wüßte nicht, daß Waldmann hier regiert?
So laßt die Thränen, eu're Füße netzend,
Fürſprecher ſein des innig theuren Gatten,
Wie ſie's für euch im Himmel werden ſein,
Daß hier und dort euch Heil und Segen kröne.

Waldmann.

Steht auf, Frau — ihr verſteht das nicht — ſteht auf.

Gertrud.

Wie, nicht verſteh'n, Herr Waldmann, nicht verſteh'n,
Daß ſchmählich mein geliebter Mann ſoll ſterben,
Daß morgen ich zur Wittw' und meine Kinder
Zu Waiſen werden? O daß ihr, Herr Waldmann,
Das Loos der Wittwen und der Waiſen kenntet?
Und brauch' ich mehr als dieſes zu verſteh'n,
Um in Verzweiflung auf den Knien zu bitten:
Schenkt den Beſchützer mir, den Gatten wieder!

Waldmann.

Den Frevel büßt er nach Geſetz und Recht.

Gertrud.

Doch nicht nach ſeines Herzens tiefſtem Grund,
Der ſtill Bewund'rung eurer Thaten barg.
Wie ſoll das Herz für jedes Thun der Zunge,
Die unbewacht ſich leicht verirret, haften?
Kein Sterblicher beſtünd' ein ſolch' Gericht!
Und ſo erhört mich jetzt, ich fühl' es ja,
Eu'r Herz, ob auch die Worte es verleugnen.

Waldmann.

Wer gibt ein Recht euch, Weib, mich ſo zu deuten?

Gertrud.

Eu'r eignes Aug', aus dem nicht düſtrer Tod,
Nein, helle Milde und Vergebung blickt.

Waldmann.

Steht auf, ſteht auf — ich will es überlegen,

Gertrud.

Nein, ſprecht es denn erſt aus, das theure Wort,

Das alſogleich fünf Menſchen Leben gibt
Und euch vor ihnen gleich macht einem Gott.
O wenn an eurer Stelle ich jetzt ſäße,
Wie leicht entglitte mir das Wort „Vergebung,“
Das Wort, wonach in ſeiner letzten Stunde
Der Chriſt, den ew'gen Frieden hoffend' lechzt!
O Herr, dieß theure Wort, das euch nichts koſtet
Als einen Athemzug und ſo viel gibt,
Wie könnt ihr's einen Augenblick nur hemmen,
Da es ſchon ungeduldig auf der Zunge
Euch ſchwebt' um Auslaß bittend, freud'ge Rettung
Und namenloſes Heil mir zu verkünden!
O laßt mich ohne dieſe Botſchaft nicht
Nach Hauſe zieh'n zu meinen lieben Kleinen,
Die angſtbeklommen die Minuten zählen,
Die Leben ihnen bringen oder Tod.
Daß ihr doch Kinder hättet, mitzufühlen
Ach! all die Bitterkeit des Wiederſehns,
Das meldet: „euren Vater ſchaut ihr nimmer!“
Und wenn den Gatten, Vater ihr uns gebt,
Froh werden ſollt ihr deß noch manchesmal;
Denn laut, daß jeder Berg es wiederhallt,
Soll am Waldſtätterſee eu'r Preis erſchallen.
Wie werden alle Frau'n, die um den Gatten
In ſorgenſchwerem Kummer je gebangt,
Für euch Gebete heiß gen Himmel ſenden,
Und alle Kinder, wenn nur „Vater“ lallend,
Die zarten Hände für eu'r Wohlſein falten!—
Und endlich denkt, Herr Waldmann, noch an Irnis —

Waldmann
(aufſpringend).

Laßt ab! Es kann nicht ſein.
(ab.)

Gertrud.

Mein Gott, er geht!
Es kann nicht ſein!—Hört' ich auch richtig?—Irnis —
Ja dieſes Wort iſt's, o ich Unglückſel'ge!
Das dich, mein Friſchhans, ſicherm Tode weiht!
Daß mein Gedächtniß nie dieß Wort gefaßt
Und meine Zunge nie den Laut gelernt!
Was ſag' ich! — Gäb' mein Gatte dieſes Wort

Wohl an sein Leben hin? — Er thät' es nicht.
Denn dieser Name birgt — das sagt' er oft —
Sein schönstes, bestes, sein unsterblich' Theil!
Irnis und Frischhans Theilig sind Zwillinge,
Die nur verbunden nennt des Volkes Mund.
Und hätt' ich nun des Gatten Werth und Stolz
Gesenkten Blickes feig verleugnen sollen?
Wie hätt' ich ihm dann noch begegnen dürfen?
Verzeih' mir, armer Frischhans, denn das Wort,
Das, ob auch arglos, dich und mich wird tödten. —
Dir aber, Unmensch, dir, sei Frischhans Theilig,
Wenn lang er schon in kühler Erde ruht,
Ein grauenhaft Gespenst, das dich vom Schlafe
Aufrüttelt und ruhlos im Wachen treibt!
Es heiße Frischhans Theilig jeder Unfall,
Der deine Wege kreuzt, und Frischhans Theilig
Der Abgrund, der dich schreckhaft einst verschlingt!
O Gott! erbarme meiner Kinder dich!

(ab).

A. Roth.

Dr. Abraham Roth stammt aus Keßwyl, Kt. Thurgau, am Bodensee und wurde den 22. Februar 1823 in Märstetten Kt. Thurgau geboren. Da seine Eltern früh starben, kam er mit 7 Jahren zu seiner Großmutter nach Oberuzwyl, im Toggenburg, war hier wie der Vogel im Hanfsamen, daher in der Schule hinten drein, übrigens schon damals schwerhörig. Mit 8 Jahren wurde er, um eine strengere Erziehung zu erhalten, der Familie des hochverdienten Dekans Wirth in St. Gallen übergeben, besuchte hier das Gymnasium bis 1842, musizirte viel und machte Verse (unter Andern auch zwei Dramen, die seither, wegen ihrer Reminiscenzen aus Schiller, in's Feuer wanderten).

Ostern 1842 ging Roth nach Bonn, studirte dort Institutionen und Pandekten und die Schönheit des Rheinlandes. Im Herbste 1843 besuchte er die Universität Berlin, woselbst er hauptsächlich Philosophie, Geschichte und Staatsrecht trieb und bis 1845 verblieb.

Während allen Universitätsferien machte Roth Reisen durch beinahe ganz Deutschland, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen. 1845—46 wandert er durch die Provence über Algier, Languedoc nach Paris, wo er bis im Frühling 1847 sich aufhält. Nach seiner Rückkehr übernimmt er in Frauenfeld die Redaktion der „Thurgauerzeitung", legt dieselbe 1849 nieder und geht nach Zürich, wo er die Herausgabe des „Bund" vorbereitet. Im Frühjahr 1851 siedelt er nach Bern über, wo er bis 1864 den „Bund" redigirt, am Schluß des nämlichen Jahres von diesem Journal zurücktritt und von 1865 an die „Sonntagspost" begründet, das beste wöchentlich-erscheinende Journal der Schweiz, das über die trefflichsten in- und ausländischen geistigen Kräfte zu verfügen hat. —

Roth kann nach seinen bisherigen Veröffentlichungen nicht als spezifischer Dichter aufgeführt werden. Seine Schriften, namentlich die „Gletscherfahrten" im Berneroberlande und seine „Finsteraarhornfahrt" entfalten jedoch so frische, tief poetische Schilderungen und während seiner journalistischen Thätigkeit hat er so häufig Proben einer höchst gewandten Darstellungsgabe und eines geläuterten Geschmackes gegeben, daß ihm eine Stelle in der Reihe unserer poetischen Schriftsteller gebührt. Große Objektivität, gemüthlicher Humor und ein frischer, seelischer Hauch, der uns wie Bergluft anweht, zeichnen seine Arbeiten aus. In der Finsteraarhornfahrt hat er unter dem Titel „'s schön Anneli" ein liebliches Märchen eingeflochten, dessen Schluß nur in der Komposition einer andern Wendung bedarf, um als hervorragendes Produkt zu gelten. Wir können es des Raumes wegen nicht abdrucken, und ziehen vor, die vortreffliche Schilderung der Aussicht auf dem Gipfel des Finsteraarhorns aufzunehmen.

Aus der „Finsteraarhornfahrt."

Dem, der noch nie mit eigenen Augen solche Herrlichkeit genossen, einen Begriff von derselben zu geben ist rein unmöglich. Wenigstens ich kann mich nur annähernd mit Vergleichungen behelfen. Redet dem Norddeutschen, der noch keine Berge gesehen, vom Rigi: ihr braucht nicht Redner zu sein, euer nur schon von der Erinnerung trunkener Blick weckt großartige Bilder im Hörenden auf, und wenn dieser erst selbst so glücklich ist, an einem hellen Nachmittag den ewig schönen Weg von Weggis nach Rigikulm zu gehen,

dann verscheucht die nackte, größere Wirklichkeit alle seine noch so kühn geträumten Gebilde der Phantasie und sie verfliegen mit den Nebeln des See's in matte Phantome. Laßt ihn vom Rigi zum Faulhorn steigen oder zum noch preiswürdigeren Schwarzhorn, zum Sidelhorn oder Titlis: da wird er inskünftig den Rigi als einen allerliebsten hoffnungsvollen kleinen Jungen lieben, in den Letztgenannten aber die Symbole der bewußten Jugend finden, die den Idealen nahesteht und sehnsüchtig zu ihnen hinaufstrebt, hoffend, sie eines Tages erreichen zu können. Führet ihn von da auf den Piz Languard: und er trifft den gemachten Mann, der festen Blicks sein Leben und seine Zeit überschaut. Mehr kann man einem richtigen Menschen nicht zumuthen. Wohlan, nun laßt es ihm schließlich gelingen, sich zu uns auf den Gipfel des Finsteraarhorns zu erheben, in demselben Sonnenschein, in derselben, föhnklaren Luft: und er steht vor einem Herrscher, einem Helden, der nicht allein sich selbst und seine Zeit in der Hand hat, sondern einem Jahrhundert den Stempel des Genies aufdrückt. Wer vom Flachlande her kommt und zum ersten Mal unsere hübschen und mit Recht berühmten Vorberge besteigt, wird ungleich weniger erstaunen, als derjenige stutzt, der die Aussichten der Vorberge kennt, sich danach die Wirkung der höchsten Alpengipfel glaubt vorstellen zu können und eines Tages wirklich auf einem solchen steht. Es ergeht ihm dann wie jenem Weisen der am Ende eines von genialem Denken erfüllten Lebens das Geständniß ablegte, das Ergebniß alles seines Wissens sei, daß er nichts wisse. Ganz eben so begreiflich unbegreiflich ist die Wirkung des Ungeheuern, das der Gipfel des Finsteraarhorns weist, ist das Bewußtsein, über Alles, Alles hin zu schauen, was die Menge als kühn, groß und erhaben preist, und dabei doch dem Kleinsten noch nahe zu bleiben, wie jenen 10,000 Fuß tief unten in der Mittagsonne glänzenden Häuschen des Grindelwaldthales.

Sehr wohl! — höre ich erwidern — da man vom Straßburger Münster und vom Dom in Mailand zugleich das Finsteraarhorn sieht, so muß umgekehrt der König der Berner Alpen auch die Kapitalen des Elsaßes und der Lombardie beherrschen, und ein gut Stück Land über beide hinaus, und Alles, was dazwischen liegt, ja Alles, was in die Peripherie dieses gewaltigen Durchmessers fällt, mit einziger Ausnahme dessen, was die noch höhere Kette der penninischen Alpen gegen Piemont hin verdeckt. Gewiß, etwas Kolossaleres, etwas Majestätischeres läßt sich nicht leicht denken, und diese Ungeheuerlichkeit mag an und für sich schon ein Genuß sein. Ich begreife den mächtigen Eindruck, oder wenigstens ahne ich ihn. Allein — —

Was, allein?

Allein es muß doch eigentlich ein endloſes Nichts ſein, gewiſſermaſſen ein idealiſirtes Chaos, wo Groß und Klein in einander ſchwimmt, alle Verhältniſſe ſich verrücken, die Form verflacht, die Farbe erliſcht und nur eine unüberſehbare Maſſe daliegt wie willenloſe Sclaven im Staube zu den Füßen ihres erhabenen Gebieters.

Halt, Grübler! da habe ich dich am rechten Fleck. Erinnere dich, daß unſer Held ein Schweizer iſt, ein Berner gar. Da läuft es natürlich ohne gehöriges Selbſtbewußtſein nicht ab, und ſogar ein wenig Stolz mag hingehen; allein gedeihen und herrſchen kann hier nur der Gleiche unter Gleichen. Und gerade das iſt's, was dem Finſteraarhorn ſeine ſchönſten Zauber verleiht. Es herrſcht eine wunderbare Fülle in dieſen Ausblicken, das Viele aber ſammelt ſich wieder in drei koloſſalen Gruppen, deren jede für ſich allein die ganze Finſteraarhornfahrt werth wäre.

Sieh' da! 5000, vielleicht 6000 Fuß ſchnurgerade zu unſern Füßen ſpreizt ſich der Finſteraarhorngletſcher. Links kommt er von der Strahleck herab als ein mächtiger meergrüner Strom, ſeine Wogen baden den Fuß des Horns und drohen ihn zu unterwühlen; doch das wuchtige Eis prallt ohnmächtig ab am Granit und flüchtet in ſtrömendem Bogen von dannen. Lange ſchwarze Gufferlinien folgen der kryſtalliſirten Fluth und vollenden die Täuſchung, daß man meint, der Gletſcher woge und rauſche und werde drüben hinter dem nächſten Berg als ein zweiter Niagara zerſtäuben. Fort! weg den Blick! er verwirrt dir den Sinn und reißt dich hinab mit geheimnißvoller Gewalt! — Schau', wie am jenſeitigen Ufer ſich eine kecke Bergwand erhebt und in der wunderbar ſchlanken Pyramide des Schreckhorns ausgipfelt. Wir ſehen hinunter auf die zierlich weiße Krone, die ſeine dunkle Geſtalt ſchmückt, über ſie hinüber zum Wetterhorn, und über das Wetterhorn hinaus in die weite nördliche Welt. Ja wohl, hier verſchwindet der Blick im horizontloſen All, wo ſelbſt Jura und Vogeſen und Schwarzwald ſich verflachen wie zertretener Kies auf der Heerſtraße. Der Blick eilt zurück zum ſchauerlich ſchönen Abgrunde des Gletſchers und bleibt, ſelbſt ſtarrend, an das ſtarrende Wunder gebannt. Doch auch diesmal weile nicht zu lang bei dem Bilde, es liegt eine verrätheriſche Schwindelkraft darin, wie auf hochgehender See im Anſtaunen der Wogen, die an die Schiffsplanken ſchlagen; und wie wollten wir von unſerer luftigen Felſenſcheibe wieder heil zur Niederwelt zurückgelangen, wenn uns die Sinne verließen und dem Leibe ihren Beiſtand verweigerten?

Am Ende koſtet es auch keine ſonderliche Ueberwindung, vom

Grauſig-Großen zum Feierlich-Erhabenen überzugehen; und dieſen Gegenſatz bietet im Vergleich zur nördlichen Ausſicht der Blick nach Weſten und Süden und nach alle der Herrlichkeit, welche dieſe zwei Radien einſchließen. Da zeigt ſich zunächſt, wieder hart zu unſern Füßen, der große weiße Keſſel des Vieſcher Gletſchers. Dann folgen wir dem Vieſcher Grat bis zum Mönch hin und ſehen, wie der Grat rechts die Firne des untern Grindelwaldgletſchers entſendet, links aber dem gewaltigen Circus des Aletſchgletſchers zur nördlichen Grenze dient. Noch weiter rechts ſteht beinah' iſolirt der Eiger hinter dem Gletſcher, und die Starrheit dieſes Berges wird nur dadurch gemildert, daß unmittelbar neben ihm aus fernem grünem Grunde das Dorf Grindelwald heraufluqt. Links vom Vieſcher Grat in gemeſſener Entfernung: die Jungfrau und ihre Kette, die ihr von Mürren aus ſo lebhaft bewundert. An alle Kulme und an alle Sättel dieſes mächtigen Halbkreiſes hinauf ſtrebt der Aletſchgletſcher mit ungeheuerer Wucht, er erdrückt die Sättel, ja manchmal ſelbſt die Bergſpitzen, und wenn es ihm nicht gelingt, auch die gefeiertſten Gipfel in der eiſigen Maſſe zu begraben, ſo reißt er doch unerbitterlich Allen den Zauber der Unnahbarkeit und überragender Hoheit vom Haupte. Er iſt ein höchſt demokratiſcher Kerl, dieſer Aletſch, wie er mit den Majeſtäten Mönch und Jungfrau umſpringt, wie er ſie zwingt, recht buchſtäblich bis an den Hals im Volke zu ſtecken. Und was dabei das Schönſte: die Geſammtheit verliert nichts dabei; im Gegentheil. Es iſt nicht nur eine merkwürdige Abwechslung, hier einmal, ſtatt die hochgebornen Gipfel über die Gletſcher, umgekehrt die hochwogende Gletſcherfluth über die Gipfel herrſchen zu ſehen; es iſt zugleich ein impoſanteres Schauſpiel, weil eine die einzelnen Berge weit überragende Maſſe in Thätigkeit tritt und das ſchimmernde Weiß dieſes Firnmeeres ſich in entzückende Harmonie ſetzt mit dem ſchwarzblauen Himmel. Nur Einer iſt, der, am ſüdweſtlichen Saume des Firnes, noch pompöſe daſteht und durch ſeine hochſtrebende weiße Gipfelpyramide verräth, daß er ſich einzig vor dem Finſteraarhorn beugt: das Aletſchhorn. Doch auch von dieſem weg fliegt das Auge mit Vorliebe wieder zur tonangebenden Macht dieſer Region zurück. Nicht durch die Größe allein packt der Aletſchfirn den Beſchauer, und durch ſein herrliches Weiß, es liegt zugleich eine wunderbar erhabene Ruhe in ihm, und er dämpft recht eigentlich die Leidenſchaft, die eben noch der reißende Strom des Finſteraargletſchers erweckte. Und wie großartig, bald hätt' ich geſagt, wie überirdiſch muß dieſe Ruhe erſcheinen, wenn man bedenkt, daß von den vielen Bergen und Gräten, welche den Aletſch einfaſſen, eine geradezu zahlloſe Menge einzelner

Firne und Gletscher zu seiner Sohle hinabstürzen. Kleinere Reviere, wie der Wetterkessel am Fuße des Wetterhorns, werden durch einen solchen von allen Seiten erfolgenden Ansturm mächtig aufgerührt gleich einem brodelnden Gischt; der Aletsch aber saugt Alles auf, wie der Bergsee die tobenden Wasserfälle, und er begräbt selbst den wildesten Firnsturz unter seinem ruhigen Plan.

Und nun schweifet einen Augenblick über Viescher und Aletsch-Gletscher hinaus in die Weite. Da schließt das Bild nicht, wie im Norden, mit leerer Fläche und unbegrenztem Horizont, wo Himmel und Erde in einander aufgehen, sondern wir beherrschen in einem Blicke die gesammte Südgrenze des Wallis und noch mehr dazu: die langgestreckte Kette, die mächtigste unsers Erdtheils, vom St. Gotthard zum Monte Rosa und vom Monte Rosa bis zum Montblanc. Und doch — werdet ihr's glauben? — überwältigt auch dieser kolossale Anblick nicht mehr, er bildet nur einen wundervollen Rahmen zum Aletsch und seinem nähern Bergkranze, der immer und immer wieder die Sinne gefangen nimmt durch strahlende Pracht und majestätische Ruhe.

Während ich in diese Betrachtungen versunken war, that der Menk seine Pflicht. Er wußte, was man einem wackern Berge nach seiner Besiegung schuldig ist: er hatte in seiner Wammstasche eine währhafte Flasche mitgebracht, um sie auf das Wohl des Horns zu kredenzen, und war nun mit der Entkorkung beschäftigt. Jakob hatte den Auftrag, das Wahrzeichen der Ersteigung, das rothe Fahnentuch, an einen Alpstock zu befestigen, und Kaspar, der Chef, that einen prüfenden Blick in das Steinmannli, das auf dem höchsten Punkt der Spitze, die an zwei Seiten des Mannli auf unebenem Grund uns Allen zugleich nur spärlich Platz gestattete, errichtet ist. Die aus losem Schiefer, wie ihn der Gipfel des Finsteraarhorns reichlich aufweist, thurmartig aufgebaute Mauer zeigte, nachdem man einige Steine gelüftet, in ihrem Bauche mehrere Flaschen. Bis auf eine aber waren sie sämmtlich an die Steine angefroren, weßhalb wir sie unangetastet ließen. Die eine lose aber wurde geöffnet, und wir fanden darin die Karte eines englischen Reverend. Dann notirte ich auf ein Blatt Papier auch unsere Besteigung, worauf der Prophet und das Weltkind in traulicher Eintracht zum Flaschenhals hineinschlüpften, um schon vier Tage nachher von drei Engländern in Begleitung des renommirten Führers Melchior Anderegg von Meiringen wieder an's Tageslicht gezogen zu werden.

Nachdem die Flasche versorgt und sorgfältig zugemauert war, handelte es sich um das Aufpflanzen der Fahne. Dies bildete einen

etwas ſchwierigen Caſus. Ihr natürlichſter Platz war die Spitze des Steinmannli's, und hier wäre ſie leicht zu errichten geweſen; nun wurde aber dieſe Spitze von der vorhin erwähnten Schneewechte überragt, und zwar bösartiger Weiſe juſt in der Richtung der Grimſel, wo wir die Weiſung hinterlaſſen hatten, uns an dieſem Nachmittag aufzupaſſen, um durch Entdeckung unſerer Fahne die Beſteigung zu conſtatiren. Hätten wir das Tuch auf die Mauer gepflanzt, dann würde es in der Grimſel nicht geſehen worden ſein. Es blieb ſomit für unſern Zweck keine andere Stelle übrig, als die Höhe der Wechte. Aber die Wechte war eben eine Wechte, d. h. ein horizontal am ſenkrechten Felſen hangender Schnee, von dem man nicht wiſſen konnte, ob er ſeinen Mann trage; und dieſe angeflochtene Maſſe hing über einem Abgrunde von vielen tauſend Fuß. — Pah! Hatte nicht ein Jahr vorher auf dem Wetterhorn der Menk unſere Fahne auf einem gleich gefährlichen Punkt aufgepflanzt? warum ſollte es jetzt ſchlechter gehen? So dachte Kaſpar, beſann ſich nicht lange, reichte ſeinen Brüdern das Ende des um ſeinen Leib geſchlungenen Seiles, ſchwang ſich behend, die Fahne in der Hand, auf die Mauer, kroch von einer Spitze weg behutſam, ſehr behutſam, in den Abgrund hinaus, auf die höchſte Wölbung der Wechte und ſteckte die Stange mit kräftigem Stoß tief, bis an's Tuch, in den Schnee hinein. Dann kroch er eben ſo ſachte wieder rücklings zur Mauer zurück und nahm von dieſer einen jauchzenden Sprung auf das ſichere Felſenpoſtament. Vier Tage ſpäter hat Anderegg die Fahne von der gleichen Stelle weggehoben und auf die Mauer verpflanzt.

Das rothe Tüchlein knatterte ſo muthwillig in der Luft als wollte es von dannen fliegen, und ſeine warme Farbe nahm ſich recht eidgenöſſiſch aus auf dem blanken Schnee. Allein nun mußten auch meine Blicke wieder mit in die Weite ſchweifen, und ſie eilten in die eine überaus großartige Welt hinaus. Zu Füßen gen Südoſten lag jener namenloſe Gletſcher, den wir geſtern in der Abenddämmerung überſchritten und der Gipfel des Oberaarhorns ſchaute ſehnſüchtig zu uns herauf. Beides beſchäftigte uns nicht lange, wir waren bereits durch die weſtliche Ausſicht verwöhnt; mehr zog die Welt hin, die ſich nach Oſten und Südoſten in die Ferne dehnte. Auch die Reviere des Triftgletſchers und der Gotthardsſtock mit ihren Ausſtrahlungen hielten die Aufmerkſamkeit nur eine kurze Weile feſt; denn hinter der nordſüdlichen Linie, welche die Thäler der Reuß und des Teſſins beſchreiben, begann ein eigentlich grenzenloſes Meer von Bergen, Bergketten und Berggruppen, verſchneite und unverſchneite, und es gehörte ein förmliches Studium dazu, um nur einen Anhalts-

punkt zu finden, der in das Gewühl einen topographiſchen Sinn brachte. Ich glaube, wenn dieſes Meer von Bergen ein vollkommenes Chaos bliebe, ſo müßte ſein Anblick ſchon ein wunderbarer Genuß ſein, einzig und allein durch die über jeden auch noch ſo großen hergebrachten Maßſtab weit hinaus reichenden Proportionen, wo kein einzelner Berg mehr etwas gilt, mag er lange ſeine 10,000 und 11,000 Fuß überſteigen, wo ſelbſt ganze bedeutende Bergketten mit Mühe aus den Tauſenden von Gräten und Quergräten hervorgeſucht werden müſſen. Man iſt aber vollends bezaubert, wenn man bei näherem Betrachten auch hier wahrhaft ſchöne Motive mitſpielen ſieht, die dem unermeßlichen Ganzen Gliederung verleihen und mit der Gliederung den großartigen Effekt verdoppeln. Gleichſam wie in göttlichem Uebermuth hingeſchleudert, um als ſtrahlende Leuchtthürme aus dem Gewoge emporzuragen, ſind in ſtarken Zwiſchenräumen hintereinander ſchimmernde Firnſtöcke aufgepflanzt, Saule unter dem Volke der Philiſter: erſt die Gruppe des Piz Valrhein in Graubünden, deren Gletſcherquellen zu gleicher Zeit der Nordſee und der Adria zuſtrömen; dann der Berninaſtock, der Herr des Veltlin's und des Oberengadin's, wo der Inn ſeinen Lauf zum fernen Eurin beginnt; endlich links hinter ihm, nach Norden abweichend, der ſchlanke Ortles und die Oetzthaler Ferner in Tyrol, und rechts noch viel weiter zurück, nach breitem leerem Raume, in deſſen Tiefe die lombardiſche Ebene und das Becken des Gardaſee's liegen muß, eine im Horizont halb verſchwimmende Kette, wohl dieſelbe die das ſüdliche Tyrol vom Venetianiſchen trennt. Während nach Norden hin die Geſichtslinie bald zuſammenſchrumpfte, weil das Flachland keine Anhaltspunkte bot, kann hier gegen Südoſten das Auge, ſo weit nur die Rundung der Erde es geſtattet, dem Raum in fabelhafte Fernen folgen, weil es Alpen ſind und aus der unzählbaren Maſſe des niedern Volkes jene beſirnten und iſolirten Geſtalten als Merkzeichen der enormen Diſtanzen auftauchen. Sie reißen den Blick und mit dem Blicke die Phantaſie des Schauenden überwältigend hin. Wie dieſe Fernen an's Unermeßliche grenzen, ſo iſt maßlos auch das entzückte Staunen des Glücklichen, der einen ſolchen Tag erlebt.

Eine halbe Stunde lang dreht' ich mich oft und oft im Kreiſe, von einer Gruppe zur andern: vom Finſteraargletſcher zum Aletſchfirn, vom Aletſchfirn zum Ausblicke nach Südoſten, und vom Südoſten zum Finſteraargletſcher zurück. Die Luft hauchte uns ſo köſtlich warmfriſch an, daß wir es ohne alle Beſchwer einige Stunden ausgehalten hätten. Leider war es uns aber nicht vergönnt, dieſe Zeit auszudauern. Jetzt nämlich begann Kaſpar's Wetterkunde einen

kleinen Triumph zu feiern. Man erinnere ſich, daß mein Führer auf dieſen Tag eine Krijis vorausgeſagt hatte, und eben zu dieſer Stunde trat ſie ein. Jener lange Wolkenzug, der während des Vormittags über den Walliſer Alpen geſchwebt, doch ohne uns deren Kulme zu verdecken, war bereits in Bewegung gerathen und trieb, vom Südweſt geſtoßen, mit Macht den Berner Alpen zu. Vor ſich her ſandten die Wolken einen feuchten Nebelwind. In ſpäteſtens einer Stunde mußten ſie uns erreicht haben. Kaſpar befahl beim Anblicke dieſer Erſcheinung den Rückzug, damit, falls es eine Weile arg werden ſollte, wir uns an einer deckenden Felſenwand befänden und nicht allen Winden des kommenden Sturmes preisgegeben wären. Man begreift, wie ſehr es ſchmerzen mußte, ſo bald von den Wundern des Finſteraarhorns zu ſcheiden, doch durften wir dem Himmel unmöglich zürnen, der uns die ſchöne, die über alle Beſchreibung ſchöne halbe Stunde gegönnt, während welcher wenigſtens das Größte in feſten, klaren Zügen ſich dem Gedächtniß einprägen konnte.

Die Rückkletterung ging in gleicher Weiſe und gleich geräuſchlos vor ſich, wie das Aufſteigen; nur daß man diesmal beſtändig alle Abgründe im Geſicht hatte und deshalb doppelt ſattelfeſt in der Schwindelloſigkeit ſein mußte. Nach drei Viertelſtunden, um $^3/_4$2 Uhr ſtanden wir neuerdings auf dem Hugiſattel, nahmen das hier gelaſſene Gepäck zu Handen und eilten ſpornſtreich, ſo gut es immer der über Mittag ſtark erweichte Schnee geſtattete, den Hochfirn hinab. Raſcher und raſcher kam aber auch das Wetter uns entgegen. Schon war das Aletſchhorn von den Wolken in Beſitz genommen und ein Regenwind blies mit Macht über den Vieſcher Gletſcher zum Finſteraarhorn herüber. Es dauerte nicht lange, ſo war auch dieſes unſeren Augen entrückt und wir bekamen einen Regenſchauer in's Geſicht, der uns überall willkommener geweſen wäre, als auf dem verſchneiten Eiſe. Doch der Regen hielt nur kurze Zeit an, ein Windſtoß machte dem blauen Himmel wieder Luft und trieb die Nebel über alle Sättel nach Norden hinaus, um -- gleich darauf aus Südweſten ein Schneegeſtöber heranzuſchleppen. Traut noch einmal die Sonne, und in der Folge ein beſtändiger Wechſel von Sonne, Regen und Schneegeſtöber während der ganzen Zeit, die wir brauchten, um zur Tiefe des Vieſcher Gletſchers zurück zu gelangen, nämlich bis $4^1/_4$ Uhr. Dann klärte ſich Alles bleibend wieder auf und war womöglich noch ſchöner als zuvor. Firne und Felſen erſchienen wie blank gewaſchen, und die ebenfalls friſch gebadete Sonne verlieh dem geſammten Revier einen glanzvollen Ton.

Heinrich Weber.

Heinrich Weber wurde den 6. Juni 1821 in Zürich geboren, empfing dort seine Bildung und bestand, nachdem er nicht ohne langes Schwanken Theologie studirt hatte, 1845 die Staatsprüfung. Nach einer mehrmonatlichen Reise durch Deutschland funktionirte er in verschiedenen Gemeinden des Kantons Zürich, zuletzt (und noch heute) seit Jan. 1862 als Pfarrer in Höngg. Durch die Griechen und das Mittelhochdeutsche tief angeregt, unternahm er eigene dichterische Arbeiten, von denen einzelne noch ungedruckt sind. Gegenwärtig beschäftigen ihn meistens Geschichte und Hymnologie.

Der Albis. Ein beschreibendes Gedicht in Hexametern. Zürich, 1842.

Die Schlacht bei Laupen. Epische Dichtung in neun Gesängen. 1853, Steiner'sche Buchhandlung in Winterthur.

Lieder eines Suchenden. Religiöse Dichtungen. Friedrich Schultheß, Zürich, 1861.

Heinrich Weber's Dichtungen sind zunächst ihren Stoffen nach achtungswerth. Es spricht sich in ihnen zugleich ein hohes, edles Wesen, eine feierliche Würde, vaterländische Gesinnung und in den religiösen Gedichten bis auf einen gewissen Punkt auch ein von den Fesseln des strengen Dogmatismus befreiter christlicher Glaube aus. Dennoch geben dieselben von großen und wesentlichen Mängeln Zeugniß: von Mangel an schöpferischer Phantasie überhaupt, von Mangel an tieferer Einsicht in das Wesen der epischen Dichtart insbesondere und von einer Ueberschätzung der Form, und speziell des Reimes, welche das innere Leben einer poetischen Schöpfung eher zu erdrücken als zu ersetzen geeignet ist. Sehen wir von dem in Hexametern abgefaßten Jugendgedicht „der Albis", das als rein beschreibendes Gedicht nur einen sekundären Werth haben kann, ab, so beweist die zehn Jahre später geschriebene „Schlacht bei Laupen" unsere oben ausgesprochene Ansicht. Das Ganze ist, einige Stellen abgerechnet, wenig mehr als gereimte Prosa, wobei die ersten acht, dem Schlachtgesang vorangehenden Gesänge von ermüdender historischer Breite. Der Dichter bricht nicht nur nirgends zur Darstellung des Individuellen hindurch; der geharnischte Geist seines Stoffes ergreift ihn nur in zarten Innervationen; kaum vermag sich der Gedanke und die poetische Anschauung aus der Quaderbrust seines Nibelungenversbau's aufzuschwingen; das ganze Gemälde, das einer künstlerischen Gruppirung des Stoffes entbehrt, ist statt mit dem

Eisengriffel, wie es einer solchen Zeit geziemt, mit blassem Silberstift gezeichnet. Was den Styl des Stückes betrifft, so ist unser Dichter sehr arm an poetischen Bildern und Figuren; er hat das Bestreben, Rückert und Platen in ihrer Reimfertigkeit nachzuahmen, aber seine Reime sind häufig gesucht, und arten in unschönen Klingklang aus, wenn er zwei männliche an die Stelle eines weiblichen treten läßt (z. B. dehnt sich — lehnt sich, schaart sich — paart sich, emporsteigt — Flor zeigt, lauter — schaut er, Brustwehr — Kampflust mehr u. s. w.) Auch die allzuhäufige Nachsetzung des Epithetons hinter das Hauptwort (des Reimes wegen) ist unschön und bei unserm Dichter zur Manier ausgeartet. Wir werden nicht stark irren, wenn wir sagen die „Schlacht bei Laupen" sei ein Produkt der Langweile, wie sie denn auch wieder Gähnen erzeugt.

Wenn unser Dichter in dem besprochenen Epos beweist, daß es ihm an innern Anschauungen gebricht, so sind ihm diese in den „Liedern eines Suchenden" in so weit schon von vorneherein gegeben, als er sich in seinen geistlichen Gedichten vorzugsweise an die biblische Erzählung oder an die biblische Sentenz hält. Sie verrathen zwar einen etwas schulmäßig-hymnologischen Charakter, sind darum meistens zu lang und nicht frei vom Gemachten und Gesuchten; aber da der Verfasser diesen Stoff innerlich durchgelebt und so zu einem realen Eigenthum gemacht hat, so vermag er demselben auch mehr natürliche Wärme und Innigkeit einzuhauchen. Heinrich Weber hat in verschiedenen Zeitschriften noch andere lyrische Gedichte aufzuweisen, die sämmtlich eine edle Gesinnung und zartes Gefühl verrathen, aber meist auch an der gerügten Blässe einer farb- und poesielosen Didaktik leiden.

Der Dom der Freiheit.

Vision aus dem 7. Gesang der „Schlacht bei Laupen".

Wie der Granit der Alpen tief in des Erdballs Schwellen
Unerschüttert wurzelt, kein Sturm mag ihn zerschellen;
So mächtig steht gefüget des Baues tiefster Grund,
Ja fester noch, es wanket und stürzet eher das Erdenrund.

Der Felsen ist die Ordnung, durch keine Macht ersetzlich,
Und das Gesetz das klare, heilig unverletzlich,
Das ew'ge Wort von oben, das in der Brust erschallt,
Und das Gebot, das selber der Geist sich gab mit Allgewalt.

Es weist empor, verkündet der Menschheit hohe Würde,
Den Sinn erhellt es, hebet hinweg des Staubes Bürde;
Die Ein Gott hehr geschaffen, umschlingt Ein göttlich Band,
Gleich sind sie alle, tragen in sich der Freiheit Unterpfand.

Auf Felsengrund wie steiget so herrlich das Gebäude,
Der Gottheit Preis und Ehre, der Menschen Lust und Freude!
Dem Grunde gleich gewaltig strebt es empor, gefügt
Aus Gold dem nie getrübten und aus Demant der nimmer trügt.

Das Gold, das ist die Treue mit schlichtem Biedersinne,
Der Glaube, der am Worte festhält in Bruderminne.
Der Demant unzerbrüchlich bis in Unendlichkeit,
Der Gleichheit Grund entwachsen — nie wankende Gerechtigkeit.

Zum heil'gen Tempel wölben die Wände sich, getragen
Von schlanken Säulenmasten, die wundersam entragen
Dem festen Grund, wie Palmen die Zweige rings gedehnt,
Wie sich zur klaren Bläue die freie Seele jubelnd sehnt.

Die Säulen sind die Helden, die muthvoll überschwenglich
Für Freiheit schon gerungen, sie glänzen unvergänglich,
Und füllen die Brust des Jünglings mit Heldensinn, hinauf,
Hinauf zu lichten Höhen geht ahnungsvoll der rasche Lauf.

Der Wölbung Pracht, die Weite, kein menschlich Aug' ermißt sie,
Der hohen Kuppel Wunder — kein Sinn, kein Herz vergißt sie,
Das sie geschaut. Heil, Jüngling, wenn du den Tempel weißt,
Wenn deinem Geist gewiesen sein Heiligthum der Freiheit Geist!

Du sahst die mächt'gen Bogen der Fenster, unerreichbar
Dem Auge fast, dem Spiegel der blauen Seen vergleichbar;
Die Scheiben hell erstrahlend vom glänzendsten Kristall,
Rein wie des Thaues Perle, und silbern wie am Wasserfall.

Und mitten in der Wölbung, wo an der Kuppel sich einen
Die Palmenzweige, will herrlich des Himmels Azur scheinen,
Und durch die Kuppel nieder und durch die Fenster bahnt
Den Weg sich Glanz und Helle, wie nie ein sterblich Aug' sie ahnt.

Die Sonne ſtrahlt am Himmel, ein unermeßlich Lichtmeer
Durchflammt die Tempelhallen, das iſt kein irdiſch Licht mehr,
Das iſt der Freiheit Sonne, dem Himmel ſelbſt entflammt,
Die jede Nacht durchflimmert und ſiegreich ewig ſprüht und flammt!

Hinein in blaue Lüfte, weit über Wolkenſchichten,
Fern über der niedern Thäler Nebeldunſt den dichten
Taucht auf der Thurm voll Hoheit und hehrſter Majeſtät,
Bis zu dem Azurzelte, vom Hauch der Gottheit mild umweht.

Wie ſchlank der Bau, wie herrlich, ein Werk erhabner Pracht voll,
Und wunderſam gewaltig und überird'ſcher Macht voll!
Vom gold'nen Kreuze blitzet der Freiheit ew'ger Stern,
Die Zinne blicket weit hin nach Reichen unermeßlich fern.

Es hallen ſüße Stimmen her aus des Tempels Räumen,
Sanft wie die Lüfte koſen in linden Morgenträumen,
Und wie der Gießbach rauſchet und Lawinendonner brauſ't,
So hallen all' die Weiſen, und wie der Sturm durch Berge ſauſ't.

Der Freiheit Feſtgeſänge frohlocken und erklingen,
Im tauſendfachen Chore die Welten zu durchdringen;
Sie preiſen hoch das Eden, das Freiheit ſegnend ſchuf,
Und feurigen Dranges mahnet zu Kampf und Sieg der Lieder Ruf.

Ein heil'ger Prieſter ſchreitet hervor, hehr die Geſtaltung,
Noch Jünglingsmuth im Blicke, wie würdig des Greiſen Haltung!
Aus höherer Welt ein Bote, ſo ſteht er am Altar,
Hell prangt das Kreuz, das weiße, auf langem purpurnem Talar.

Wohl ſchaut' er alte Zeiten vorüberzieh'n, noch nah'n ihm
Der Tage viel; unſterblich ſcheint wohl die Lebensbahn ihm.
Der Prieſter iſt die Liebe, die Gottes Geiſt entfloß,
Der Freiheit Tempel heiligt, mit ew'gem Band ihr Werk umſchloß.

Vom Orgelklang gerufen und von der Glocken Zungen
Zum Feſt kommt die Gemeine, von Andacht tief durchdrungen.
Voran des Domes Gründer, ein greis ehrwürdig Paar,
Und folgt in langen Zügen der Enkel und des Volkes Schaar.

So innig feſt umſchlungen vereint die Edeln Ein Sinn,
Es blüht der Greis noch kräftig; ſein Name heißt Gemeinſinn;
Und Eintracht iſt die Gattin, ſo zart an ihn geſchmiegt,
Wie unzertrennlich am Ulmbaum die Rebe die gold'nen Früchte wiegt.

Hochheilig iſt die Feier und jeglich Herz durchdringt ſie,
Der Freien feſtliche Weiſe mächtigen Schall's erklingt ſie;
Der Prieſter ruft, ſo gräbt ſich des Ew'gen Wort nur ein,
Zum ächten Dienſt der Freiheit entflammt er, ganz ſich ihr zu weih'n!

Kennſt du das Opfer? Bring' es im hohen Heiligthume!
Dein Herz und all dein Leben, ja bring' es ihr zum Ruhme!
Dein Ringen ſei die Freiheit, dein Lieben ſei nur ſie!
In ihrem Tempel ſtimmſt du in ihrer Helden Harmonie.

Aus den „Liedern eines Suchenden."

Widmung.

Vorüberfloh'n der Jugend heit're Tage,
Der Lenz entſchwand, er glänzte bräutlich ſchön.
Die Welle braust, Gewölk umflicht die Höh'n,
Schon beben ſie vom wucht'gen Wetterſchlage.

Entblättert ſteht der Kindheit liebe Sage.
Iſt's darum Zeit zu leerem Angſtgeſtöhn?
Stimm' lieber ein in's muth'ge Kampfgetön'!
Erring' dir Antwort auf ſo manche Frage.

Ein Bild flammt durch die Welt, ich kann's nicht laſſen!
In heil'gem Wahrheitsernſt', o Seele, forſch'!
Die Sonne, nein, fürwahr! kann nicht erblaſſen,
Die Hülle ſinkt nur, irdiſch arm und morſch.
Sei Weg mir, ſei mir Wahrheit, ſei mir Leben,
Weih' mich zu einem Schoſſe grüner Reben.

Im Herbſte.

Bald legt auch dieſer Tag ſich hin zur Ruh',
Die Sonne grüßt mit ihrem letzten Lächeln.
Des Herbſtes feuchte Lüfte mich umfächeln
Und tragen mir das falbe Laub hier zu.
Was flüſterſt du, o Hauch? Faſt wie Gebet
Klingt mir dein leiſes Rauſchen durch die Zweige.
Dich heb' ich auf, o Blatt, mir zugeweht,
Daß deinem Wort' ich lauſch' und ernſt mich neige.

Fern weicht die Erde von der Sonnennäh',
Daß matter nur die Strahlen niederleuchten,
Und aus des Riedes düſterm Grund, dem feuchten,
Aufſteigen Nebel wie vom Sturm ſo jäh.
Wo du, o Herz, den Sonnenpfad verlorſt,
Nah'n aus der Tief' unheimlich finſtre Dünſte;
Nur wo die wahre Sonne du erkorſt,
Zerreißeſt du das Netz der falſchen Künſte.

Im Wipfel hoch ſaß ſaftig grün das Blatt,
Gewiegt im Sonnenglanz von luſt'gen Winden,
Sah zu dem Wolkenzug, dem pfeilgeſchwinden,
Dem Vogelſange lauſcht' es nimmer ſatt.
Es glänzte von der Früchte Gold umſpielt,
Bis alle ſchieden; ſpärlich nur noch rannen
Des Stammes edle Säfte, nimmer hielt
Das Leben, und die Pracht zog all' von dannen.

Vermagſt du, mein Gemüth, das ſchlichte Wort,
Das Lüft' und Laub dir hauchen, recht zu deuten?
Klingt's nicht wie fernes, ahnungsreiches Läuten,
Das längſt verklungen noch hallt fort und fort?
O mächt'ger Herold Gottes, ernſter Herbſt,
Laß in mir deine Klänge wiederhallen,
Im feuchten Hauch, im Laub, das du entfärbſt,
Mir deine Stimm' als Gottes Stimme ſchallen!

Des Tages Schwinden mahnt an ſchnelle Flucht,
In der das Leben raſch vorübereilet;
Wohl ſchmerzet ſie, doch beutſt du auch, was heilet,
Erſt prangte ja die Triſt voll gold'ner Frucht.
Wird, der ſie reifen ließ, mit ihr vergeh'n,
Kann er auch ſterben wie das Blatt, das fahle?
Und fliehet ſeines Odems warmes Weh'n,
Weil kalte Nebel ſchwarz umziehn die Thale?

Wie Traumgebilde ſchweben ſie heran
Die Nebelflöre, hüllen Feld und Matten
In räthſelhafte, ahnungsvolle Schatten.
Ob keine Hand den Schleier lüften kann?
Du kannſt es, Herz, folgſt du dem Gotteszug,
Der Sehnſuchtsträume ſchickt, daß er ſie deute;
O wage nur den kühnen Glaubensflug,
Dir winkt ein Port und in ihr Siegesbeute.

Neu blüht das Leben, ob's auch jetzt erſtarb.
Glaub' an die Zukunft! Zage nicht, an welche?
Es reifen immer neue Blüthenkelche;
Was fahl erſtarb, glänzt wieder roſenfarb.
Gen Süden eilt der Vögel Wanderſchaar,
Sie grüßen wieder die verlaß'nen Neſter
Im friſchen Lenz. Getroſt! Auf immerdar
Blüht jener Mai, trau' nur, hoff' immer feſter!

Der Zug nach oben.

Es weht ein Hauch durch alle Zeiten,
So lang ein Herz voll Leben ſchlägt,
Es ſind zu weit ihm keine Weiten,
Daß er nicht jede Seele trägt.
Wie einſt der Geiſt auf Waſſern ſchwebte,
So ſchwebt er hehr vom Himmelszelt,
Und ſeit der Herr auf Erden lebte,
Erglänzt er leuchtend aller Welt.

Er bringt ins Herz des Staubgebornen,
Weckt ihn für eine neue Welt,
Und kündigt dem in Schuld Verlornen
Die Liebe, die ihn aufrecht hält.
Dem Aermſten ſtreut er Sonnenblicke,
Daß ihm der Sorge Nacht entweicht,
Gießt Troſt auf ſchmerzende Geſchicke,
Die Wange flammt, ſonſt gramgebleicht.

Da drückt zu ſchwer nun keine Bürde,
Es beugt zu hart hinfür kein Joch,
Durch ihn erglänzt des Menſchen Würde
Im tiefſten Dunkel himmliſch doch.
Die Laſt ſogar hilft nun dir ſteigen,
Du liebſt ſie, und du bitteſt drum,
Der rauhe Pfad wird Freudenreigen
Und lauter Heil, und ſchien ſo krumm!

Das iſt der Zug, der in den Schachten
Der Seele wohnt ſo wunderſam,
Der Strahl, der nie ganz läßt umnachten
Dein Herz, wenn Schuld es drückt und Scham,
Von Gottes Geiſt ein Kindeserbe,
Dein Siegel, daß du Gott entſtammt,
Und daß dein ſchwaches Sein nicht ſterbe,
Ob von ſich ſelber auch verdammt.

Das iſt der Trieb, des heißen Sehnens
Nach Wahrheit forſcht und Gotteslicht,
Den Dunſt zu bannen todten Wähnens,
Bis Morgenglanz durch Nebel bricht.
Er kann nicht ruh'n, er kann's nicht laſſen,
Er muß, ihn drängt der heil'ge Zug
Wie tiefes Heimweh, aus dem blaſſen
Geſichte blitzt der mächt'ge Flug.

O Kraft, der ſonſt nichts zu vergleichen,
Allmächtig ſtarker Gottestrieb,
Der Leben ſchafft im Feld der Leichen,

Das Leben, das auf ewig blieb!
Dir will, dir will ich ganz mich geben;
O ziehe, dränge, heb' empor;
Im Erdenſtreit lehr' mich entſchweben
Zum Quell des Siegs, zum höhern Chor!

Oſtergruß.

Oſtern, Oſtern, liebes Herz, Oſtern iſt gekommen!
Heb' dein Auge himmelwärts, Leben iſt entglommen,
Leben in der weiten Welt, grünes, duft'ges Leben,
Leben hoch vom Himmelszelt, freudig hehres Streben!

Oſtern, Oſtern, ſchönſte Zeit jedem Erdgebornen,
O du machſt das Herz ſo weit jedem Gotterkornen!
Mit dem Stein, der von der Gruft einſt ward weggewälzet,
Strömt herein der Frühlingsduft, Angſt und Sorge ſchmelzet.

Alle Thränen ſind verſiegt, die der Schmerz geweinet,
Weil er fromm an den ſich ſchmiegt, der mit Gott ihn einet.
Wohl ein andrer Thränenquell ſpringt, der Wonnenzähren
Tiefer Brunnen, rein und hell, hoch den Herrn zu ehren.

Ja, dem neuen Lebenshauch gib dich hin, o Seele,
Daß er mit dem ſchwanken Strauch innig ſich vermähle!
Welch ein Strahlentag beginnt, welch ein freudig Ringen!
Welch ein Paradies gewinnt, wen er mag durchdringen!

Leben, das den tiefſten Keim ſchöpft aus Gottes Fülle,
Das ſich droben weiß daheim, nicht in armer Hülle.
Und doch in ihr Gottes Bild hegt und Heilandskräfte,
Daß an ſolchen Demantſchild Sünde nie ſich heſte.

Eingetaucht in Gottes Wort, von ihm geiſtdurchdrungen,
Steht es männlich, ſtreitet fort rings von Sünd' umrungen,
Steht, und beugt ſich vor dem Herrn, vor dem gnadenreichen,
Glaubt und hofft, der Morgenſtern kann ja nimmer bleichen.

Aus der Gruft von Sünd' und Angſt gehſt du, Seele, ſiegend,
Sag' es dir: Durch ihn errangſt du den Sieg, und ſchmiegend
Dich mit frommer Lieb' an ihn mußt du auferſtehen
Dorthin, wo nicht Nebel zieh'n, Gotteslüfte wehen.

Oſtern, Oſtern, Lebenspfand, Lebensquell und Eden!
Löſche nicht, du Liebesbrand, in der Selbſtſucht Fehden!
Halte mich, du Lebenshort, laß mich ſtark dich halten!
Aufwärts, aufwärts fort und fort, neu, nicht mehr die Alten!

Aufwärts nach den lichten Höh'n, wo der Vater ſtillet
Jeden Seufzers leiſ' Geſtöhn, wo ſein Balſam quillet!
Neu an Glauben, der dem Herrn Alles übergibet,
Neu ſtrahlt auch der Hoffnung Stern dem, der herzlich liebet.

Warte nur!

Warte nur!
Gottes iſt die rechte Uhr!
Ungeduld mußt du bezähmen,
Kannſt von deinem Gott nichts nehmen,
Er nur weiß die rechte Zeit:
Wache ſtets und ſei bereit! Warte nur!

Warte nur!
Schau' hinaus in Feld und Flur!
Sieh', der Landmann ſtreut den Samen,
Harrt der Ernt' in Gottes Namen:
Der das Saatkorn ihm verliehn,
Wird auch groß die Ernte ziehn. Warte nur!

Warte nur!
Ueberall des Ew'gen Spur!
Sieh', das Saatfeld bangt in Wettern,
Stürme rauſchen, Blitze ſchmettern;
Ob die Hoffnung zagend ſinkt,
Doch zur Zeit die Sichel blinkt. Warte nur!

Warte nur!
Lenkeſt du denn die Natur?
Willſt du ihm die Wege ſagen,
Der die ew'gen Berge ragen,
Der die Sterne glänzen hieß
Und das Gräschen nie verließ! Warte nur!

Warte nur!
Hörſt du nicht des Höchſten Schwur?
Berge weichen, Hügel wanken,
Ewig ſtehn des Herrn Gedanken.
Ewig ſeine Gütigkeit.
Aber er nur weiß die Zeit. Warte nur!

Das Gebet.

Schwing' auf des Gebetes Flügeln,
Meine Seele, dich empor
Nach den hellſten Sonnenhügeln,
Zu der Geiſter reinem Chor!
Wie belebſt du, wie erhebſt du,
Geiſt von oben, im Gebet,
Gießeſt Gluten, Himmelsfluten,
Wo dein Gottesodem weht.

Säh' ich nicht im Weltgebäude
Dich, o Gott, doch fühlt' ich dich,
Wenn in heißer Sehnſucht Freude
Streckt nach dir die Seele ſich,
Wenn ſie fragend, bang oft zagend
Ruft nach dir, dem ſtarken Hort,
Und dem Rufer von dem Ufer
Sel'gen Friedens ſchallt dein Wort.

O da fühl' ich, Antwort beut mir
Nimmer bloß der eig'ne Geiſt,
Nein, das Herz mit Wonn' erneut mir
Dein, dein Wort, das wonnig ſpeiſt.

Ja, jetzt kenn' ich, ja, jetzt nenn' ich
Meinen Vater dich und Herrn,
Weiß, du kennst mich, weiß, du nennst mich
Mit dem Kindesnamen gern.

Wie da blüht ein wonnig Eden,
Wo der Seele du dich zeigst,
Wo zu deinem Kinde jeden
Augenblick du niedersteigst!
In dir leben, in dir streben,
Nur in dir, du stets in mir:
Ich kann ahnen nur die Bahnen,
Doch der Beter schaut schon hier!

Betend schaut das Herz, was nimmer
Sonst es hofft' im schweren Traum,
Und in der Verklärung Schimmer
Strahlt ihm neu der Lebensbaum;
Was verloren schien, geboren
Ist's ihm neu in reinster Pracht:
Ostermorgen, Ostermorgen,
Golden bist du aufgewacht!

Wem denn würd' er nicht erwachen,
Der ihm hell entgegenblickt?
Will die Sorge Gluthen fachen,
Heil, wer unter Gott sich schickt!
Nacht der Erden, hell wirst werden,
Heller als das Sonnenlicht,
Gläub'ges Flehen wird verwehen
Nebelflor und Wolkenschicht.

In des armen Lebens Drucke
Bete nur, ein hoffend Kind,
O die Fessel wird zum Schmucke,
Sturm und Angst ein Geisteswind.
Freiheit blühet, Leben sprühet,
Wo das Aug' nur Gräber sah,
Wie sich's heitert und erweitert,
Ja, das Himmelreich ist da!

Fleug' auf des Gebetes Schwingen
Himmelan den Geiſtesflug,
Laß nicht ab mit Fleh'n und Ringen,
Bis geſtillt der Sehnſucht Zug.
Von den grauen Erdenauen
Schau zu Gott und flehe nur,
Nimmer ſchweigt er, herrlich zeigt er
Seiner Liebe Segensflur.

Fr. H. Oſer.

Friedrich Heinrich Oſer wurde den 29. Februar 1820 in Baſel geboren. Er verlor früh ſeine Mutter, eine geborne Schneider aus Berlin; auch der Vater ſtarb ſchon im Mai 1835. Oſer beſuchte vom 6. Lebensjahre an die Gemeindeſchule, bis 1835 das Gymnaſium, hierauf drei Jahre das Pädagogium und endlich von 1838 an die Hochſchule ſeiner Vaterſtadt, woſelbſt er 1842 das Studium der Theologie beendigte und die Ordination erhielt. Hierauf brachte er zur Erweiterung ſeiner Studien noch ein Jahr in Berlin zu, beſuchte ſpäter die Städte Leipzig, Dresden, Prag, Wien, München, Nürnberg und deren Kunſtſchätze. In die Heimat zurückgekehrt beſorgte er zuerſt das Vikariat der Gemeinde Diegten, Kt. Baſelland, ſeit 1845 die Pfarrei Waldenburg am Fuße des obern Hauenſtein in einem engen von Felſen umſchloſſenen Thale, und wurde den 19. Sept. 1866 zum Prediger an der Strafanſtalt in Baſel gewählt. Der Tod ſeines älteſten Mädchens 1854 und ſeiner erſten Gattin 1857 waren für ihn bittere Schickſalsſchläge, die er in ſeinen „Kreuz- und Troſtliedern" mit tiefer, aber leider nur ſelten mit poetiſcher Erregung widerſpiegelt.

Kreuz- und Troſtlieder von Friedrich Oſer. Zweite ſehr vermehrte Auflage, mit Angabe der Compoſitionen. Wiesbaden. Julius Niedner, Verlagshandlung. 1865.

Weltliche Gedichte, in vielen Muſenalmanachen und Zeitſchriften des In- und Auslandes.

Oſer hat ein ſchönes muſikaliſch-lyriſches Talent und verräth auch einen durch Lektüre ziemlich geläuterten Geſchmack. Um ſo mehr iſt ſich zu verwundern, daß unſer Dichter, der manches hübſche

Naturlied geschrieben hat, sich als höchstes Ideal die musikalische Komposition seiner Lieder vorstellt, darauf hin arbeitet und dadurch nicht bloß in den „Kreuz- und Trostliedern" sondern auch in den weltlichen Dichtungen sehr häufig aus der ächtlyrischen Stimmung zur bloßen rhythmischen Tändelei, zum leeren Singsang, zum Stoßseufzer und zum wirklichen „Schnadahüpfel'n" herabsteigt. Ueber hundert Komponisten haben in wenig Jahren Ofer's zeitliche und weltliche Lieder komponirt und auf Flügeln des Gesanges sein Lob verkündet; die Kritik will ihm diesen ungesuchten Ruhm nicht verkürzen, aber dazu doch bemerken, daß die Anerkennung der Musiker zu keiner Zeit ein Diplom für die Unsterblichkeit eines Dichters gewesen ist. Die guten Lieder Ofer's zeichnen sich durch Frische, Unmittelbarkeit und zarte Stimmung vortheilhaft aus; auch hat der Dichter wirklich ein ganz besonderes Geschick, den Anforderungen der musikalischen Komposition in Sprache und Rhythmus gerecht zu werden.

Frühlingsahnung.

Ein Windstoß kommt herangebraust,
  Von wannen? von wannen?
Horch wie er durch die Wipfel saust
  Der Tannen, der Tannen!
Ein schriller Laut nur! — still ist's wieder,
Und rieselnd fällt der Reif hernieder.
Was war's, was war's mein liebes Thal?
  Heute zum allerersten Mal
Will deinen Gründen
Der Lenz sich künden,
Bald sausen und brausen die Stürme mit Macht,
Und der Frühling, der Frühling erwacht!

Ein Lichtstrahl flammt am Himmel hell,
  Von wannen? von wannen?
Sieh', wie die Wipfel glühn zur Stell
  Der Tannen, der Tannen!
Ein jäher Schein nur! — dunkel wieder
Und trübe schaut der Himmel nieder.
Was war's, was war's mein liebes Thal?

*

Heute zum allererſten Mal
Will deinen Gründen
Der Lenz ſich künden.
Bald leuchtet und flammet die Sonne mit Macht,
Und der Frühling, der Frühling erwacht!

Der Schnee floh auf den Bergen ſchon
Von dannen, von dannen,
Tiefſchwarz dem Winter ſprechen Hohn
Die Tannen, die Tannen.
Noch wenig Zeit nur! — Vogellieder
Erſchallen froh und freudig wieder.
Glück auf, Glück auf, mein liebes Thal!
Heute zum allerersten Mal
Will deinen Gründen
Der Lenz ſich künden.
Bald rauſchen und ſchäumen die Bäche mit Macht,
Und der Frühling, der Frühling erwacht!

Thauwind, luſtiger Geſelle.

Thauwind, luſtiger Geſelle,
Grüß' dich Gott viel tauſend Mal!
Gleich entſpringt des Liedes Quelle,
Fährſt du brauſend durch das Thal!

Hei! wie jauchzt der kecke Junge:
Mit dem Winter iſt's nun aus!
Stürmt ihm nach in muth'gem Sprunge,
Jagt ihn grad zum Land hinaus!

Auf der Au die Blümlein alle,
Alle Vöglein in dem Hain
Sind erwacht vom Jubelſchalle,
Stimmen in den Jubel ein.

Hättſt uns längſt ſchon wandern müſſen,
Winter du, mit Spott und Hohn!
Kühner Sieger, laß dich grüßen
Mit der Freude hellſtem Ton!

Nun fangen die Weiden zu blühen an.

Nun fangen die Weiden zu blühen an,
Jauchze, mein Herz!
Schon zwitſchert ein Vögelein dann und wann,
Jauchze, mein Herz!
Und iſt's auch der holde Frühling noch nicht
Mit dem ſchönen Grün und den Blüthen licht,
Wer weiß, über Nacht
Kommt er mit Macht,
Und bald mit all ſeiner Luſt und Pracht,
Jauchze nur, jauchze, jauchze mein Herz!

Weiß rauſchen die Bächlein herab in's Thal,
Jauchze, mein Herz!
Viel muthiger lacht ſchon der Sonne Strahl,
Jauchze, mein Herz!
Und liegt auch noch in den Furchen der Schnee,
Und thäte der Reif dem Frühling noch weh,
Wer weiß, über Nacht
Kommt er mit Macht,
Und bald mit all ſeiner Luſt und Pracht,
Jauchze, nur, jauchze, jauchze mein Herz!

Fürwahr, ſchon ſpürt' ich ein Lüftchen lau,
Jauchze, mein Herz!
Am Borde gar nicket ein Blümchen ſchlau,
Jauchze, mein Herz!
Und ſchwimmt auch noch auf den Seeen das Eis
Und wartet der Frühling noch kluger Weiſ',
Wer weiß, über Nacht
Kommt er mit Macht,
Und bald mit all ſeiner Luſt und Pracht,
Jauchze nur, jauchze, jauchze, mein Herz!

Rauſche, rauſche, froher Bach!

Rauſche, rauſche, froher Bach,
Küſſe die Blumen am Ufer wach!
O wie werden ſie dir's danken,
Hold zu dir ſie niederſchwanken,
Und in deinen Wellen licht
Lachend ſpiegeln ihr Angeſicht!

Horch o horch, mit lautem Ton
Grüßet dich freudig die Amſel ſchon,
Schau, wie iſt's an deinen Borden
Ueberall ſchon grün geworden,
Gelt, nun läßt's dir keine Ruh',
Friſcher, muntrer Geſelle du!

Ach wie freuen Buſch und Baum
Sich auf den wonnigen Sommertraum,
O wie werden ſie ſich neigen
Froh zu dir mit ihren Zweigen,
Erlen, Weiden allzumal
In dem luſtigen Wieſenthal!

Rauſche, rauſche, froher Bach,
Bald iſt der ſchlummernde Frühling wach!
Raſch auf deinen ſchönen Wegen
Zieh dem Lieblichen entgegen,
Bis im Maien, dankerfreut,
Ganz mit Blüthen er dich beſtreut!

Frühlingsanfang.

Der Schnee iſt vergangen, der Winter iſt weg,
  Hervor, ihr Blumen, hervor!
Märzglöckchen und Veilchen im Dornengeheg,
Masliebchen und Primeln am Wieſenſteg,
  Hervor, ihr Blumen, hervor!

Der Himmel lächelt hernieder ſo blau,
Heraus, ihr Knospen, heraus!
Die Lüfte wehen ſo lieblich und lau,
Und drunten am Bache grünet die Au,
Heraus, ihr Knospen, heraus!

Der Frühling will kommen gar bald, gar bald,
Heran, ihr Vögel, heran!
Kommt, ſinget ihm, daß es ſchallt und hallt,
Und bauet das Neſt im luſtigen Wald,
Heran, ihr Vögel, heran!

Auf! freue dich mit, du Menſchenkind,
Hinweg, ihr Sorgen, hinweg!
Heraus aus dem Haus geſchwind, geſchwind,
Und ſing mit dem fröhlichen Merzenwind:
Hinweg, ihr Sorgen, hinweg!

Sonntagsfrühe.

Sabbatsſtille fließt zur Erde
Leiſe mit dem Morgenthau,
Wie mit lächelnder Geberde
Schaut der Himmel auf die Au.

Von den lichten Blüthenzweigen
Wehn die Düfte heilend lind,
Thaugeſchmückt die Halme neigen
Wie zum Beten ſich im Wind.

Schüchtern nur die Vöglein tauſchen
Ihren erſten Frühgeſang,
Und ſo ernſt die Bäume rauſchen
Zu der Morgenglocken Klang. —

Sieh' auch mich, auch mich verlanget,
Herr, nach deiner Sabbatsruh!
Wie die Frühlingswelt erpranget,
Prang' in meinem Herzen du!

Und die Seligkeit, der Friede,
Der die Seele mir durchweht,
Steig' empor in meinem Liede,
Dir ein angenehm Gebet!

Waldlied

O Wald o Wald,
Wie ewig ſchön biſt du!
Iſt es dein Grün,
Iſt es dein heimlich Dunkel?
Dein buntes Blühn,
Das irre Sonnefunkel?
Daß ich auf's neu ſtets freudetrunken
In deinen Zauber ſteh' verſunken.
Wer mag es ſagen,
Wer's je erfragen?
Nur ſingen muß ich immerzu:
O Wald, o Wald,
Wie ewig ſchön biſt du!

O Wald, o Wald,
Wie ewig ſchön biſt du!
Iſt es dein Duft,
Iſt's deiner Büſche Wallen?
Die kühle Luft,
Sind's deine hohen Hallen?
Daß es mich immer, immer wieder
Zu dir, Geliebter, zieht hernieder.
Wer mag es ſagen,
Wer's je erfragen?
Nur ſingen muß ich immerzu:
O Wald, o Wald,
Wie ewig ſchön biſt du!

O Wald, o Wald,
Wie ewig ſchön biſt du!
Iſt's dein Geſang,

Iſt's deiner Tannen Sauſen?
Dein Klagen bang,
Der alten Eichen Brauſen?
Daß Heimweh bald mich will erfaſſen,
Mußt' ich, o Trauter, dich verlaſſen.
Wer mag es ſagen.
Wer's je erfragen?
Nur ſingen muß ich immerzu:
O Wald, o Wald,
Wie ewig ſchön biſt du!

O Wald, o Wald,
Wie ewig ſchön biſt du!
Iſt's Majeſtät,
Iſt's heimiſch trautes Weſen.
Was dich durchweht,
Dich macht ſo auserleſen?
Daß jauchzend dich des Sängers Lieder
Lobpreiſen immer, immer wieder!
Wer mag es ſagen,
Wer's je erfragen?
Nur ſingen muß ich immerzu:
O Wald, o Wald,
Wie ewig ſchön biſt du!

Waldfrieden.

O wie muß dir ſein,
Trautlieb Waldvöglein!
Auf den ſchlanken Tannen droben
Ungeſtört den Herrn zu loben,
Könnt' auch ich ſo glücklich ſein!

O wie muß dir ſein,
Hellklar Waldbächlein!
Mit melodiſch ſüßem Singen
Ungeſeh'n durch's Moos zu klingen,
Könnt' auch ich ſo glücklich ſein!

O wie muß dir ſein,
Friſchroth Waldblümlein!
Heimlich ſtill im Grün zu glühen,
Schmerzenslos dann zu verblühen!
Könnt auch ich ſo glücklich ſein!

Abendlied.

Nun ſchlafen die Vöglein im Neſte,
Nun ſchlummern die Blüthen am Strauch,
Und unter dem Himmel die Weſte,
Horch, horch! ſie ruhen nun auch.

Nur droben da wachen die Sterne,
Und ſingen ihr ewiges Lied,
Das, hallend aus endloſer Ferne,
Leis über die Erde noch zieht.

Und der da von Anbeginn lenket
Das ganze ſchimmernde Heer,
Auch deiner liebend gedenket,
Du giltſt ihm ja noch viel mehr.

Der ſegnet die Vöglein und Blüthen,
Und leitet der Winde Hauch,
Der wird auch dich wohl behüten,
So ruh' im Frieden nun auch!

Sommermondnacht.

Schaut der Mond ſo lachend nieder,
Weil die Erde nun ſo ſchön?
Oder lacht hinauf die Erde
Zu dem Glanz der Himmelshöhn?

Schweigt im Baum das laue Lüftchen,
Weil der Amsel Lied erklang?
Oder preist die hehre Stille
Hold des Vogels Nachtgesang?

Duften lieblicher die Rosen,
Weil der Thau herniedersinkt?
Oder sinkt er in die Kelche,
Weil der Rose Pracht ihm winkt?

Rauscht der Brunnen so melodisch,
Weil ihn traf der Mondenstrahl?
Oder hat der Mondschein lächelnd
Seinen Freund gesucht im Thal?

Ach, schlägt dir mein Herz entgegen,
Sommermondnacht, traute du?
Oder bringst du friedestrahlend
Selber freundlich mir die Ruh? —

Eins ist Erd' und Himmel worden,
Eins nur Glanz und Duft und Klang,
Und vereint hallt all die Wonne
Durch die Mondnacht im Gesang.

Herbstfäden.

An Bäumen und Gestäuden
Sind schon die Blätter falb;
Ade, ihr tausend Freuden,
Bald wintert's allenhalb.

Und mit dem Sommer ziehen
Die Elfen aus dem Wald,
Dem Nebel zu entfliehen,
Der herwallt trüb und kalt.

Am Waldessaum sie halten
Zum Abschied frohen Tanz

Sahſt du die Duftgeſtalten
Noch nie im Mondenglanz?

Oft bleibt am Buſche hangen
Ihr Schleier wunderfein,
Früh Morgens ſiehſt du prangen
Die Fäden im Sonnenſchein

Das letzte Blatt.

Sterbensmatt
Harrt am Baum das letzte Blatt;
Mitleidsvoll der Andern Luſt und Weh
Decket längſt der tiefe, tiefe Schnee.

Voller Pein
Blieb zurück es ganz allein;
Und es ſeufzt: O könnt' auch ich doch ruhn,
Ach, was ſoll ich einſam hier noch thun!

Rings um mich
Still die Welt ſo ſchauerlich!
Und mich mahnt der Winterſonne Glanz
Nur noch mehr, wie ich verlaſſen ganz!

Todeshauch!
Komm, gedenke meiner auch!
Lebe wohl, du holdes Frühlingswehn,
Mag ein neu Geſchlecht den Lenz denn ſehn!

Und vom Baum
Sinkt das Blatt als wie im Traum,
Leiſe wie ein letzter Odemzug, —
Bald verweht's der Sturm in wildem Flug.

Ständchen.

Wie die Blüthen träumen im Frühlingshauch,
Träume, du Holde, träume du auch!
Dunkel iſt die laue Nacht,
Doch heller meine Liebe lacht
Heller, als alle Sterne dir,
Träume, du Holde, träume von mir!
Träume ſüß von mir!

Wie der Mond jetzt flimmert durch Wolken mild,
Lächle dich an des Liebſten Bild!
Erd' und Himmel verſchwinden ſacht,
Wie Traum und Leben, o Wunderpracht!
Eins auch, Geliebte, ſind ewig wir,
Träume, du Holde, träume von mir!
Träume ſüß von mir!

Wie der Flieder rauſcht an der Gartenwand,
Rauſchen die Engel durch's ſtille Land.
Schlumm're ſanft, ſie halten Wacht,
Schlumm're ſanft die ganze Nacht!
Bis das Frühroth lacht in die Augen dir,
Träume, du Holde, träume von mir!
Träume ſüß von mir!

Silbernes Bächlein im tiefen Thal.

Silbernes Bächlein im tiefen Thal,
Grüße dich Gott viel tauſendmal!
Ei, was ſoll dein Blitzen mich fragen?
Ei, was will dein Rauſchen mir ſagen?
Willſt du mich mahnen an ſie?
Weißt ja, nie vergeß' ich ſie, nie!
Bächlein, und müßte verſiegen dein Quell,
Meine Liebe, meine Liebe bleibt friſch doch und hell!

Leuchtendes Blümlein am Rande du,
Lache mir nur ſo ſchelmiſch zu!
Ei, was will dein Schimmern mich fragen?
Ei, was will dein Nicken mir ſagen?
Willſt du mich mahnen an ſie, an ſie?
Weißt ja, nie vergeß' ich ſie, nie!
Blümlein, wie bald iſt dein Schimmer dahin,
Aber treu doch, aber treu doch bleibt ewig mein Sinn!

Wallender Buſch in dem kühlen Grund,
Mach' mir mein frohes Herz nicht wund!
Ei, was will dein Säuſeln mich fragen?
Ei, was will dein Grün wohl mir ſagen?
Willſt du mich mahnen an ſie, an ſie?
Weißt ja, nie vergeß' ich ſie, nie!
Fallen, mein Buſch, auch die Blätter dir ab,
Meine Liebe, ſie grünt noch wohl über dem Grab!

Wie die wilde Roſ' im Wald.

Wie die wilde Roſ' im Wald
Blühe, Mägdlein, blühe!
Ach, die Sorgen kommen bald,
Und der Kummer frühe!
Blüh'! — noch weht der Morgenwind!
Blühe, blühe, glücklich Kind!

Blüh'! — In grüner Einſamkeit
Ahnt es nicht die Roſe,
Wie ſie leuchtet weit und breit
Aus dem zarten Mooſe.
Blühe, blühe, ſelig blind,
Blüh' noch lange, holdes Kind!

Wie die wilde Roſ' im Wald
Blühe, Mägdlein, blühe!
Ach, die Sorgen kommen bald,

Und der Kummer frühe!
Blüh'! — es welken ſo geſchwind,
Roſ' und Jugend liebes Kind!

Die Traube.

In die Wüſte Syriens zog Makarius
Fromm als Eremit mit andern Brüdern;
Jeder in beſondrer Klauſe diente,
Von dem Andern unweit, ſeinem Gotte
Mit Betrachtung, mit Gebet und Faſten;
Jenen hatten ſie erkürt zum Abte.
Eines Tages, als ein böſes Fieber
In den Zellen hauste, trat der Siedler
Einer zu Makarius mit den Worten:
„Dieſe Traube fand ich, wohl die erſte,
Die dies Jahr gereifet, mög' des Knechtes
Arme Gabe nicht mein Herr verſchmähen!"
Sprach's, und ließ die ſchönſte Traube gleiten
In des Abtes Hand und ging von dannen.
Doch zur nächſten Klauſe ſchritt Makarius
Eilig, drin ein Bruder an dem Fieber
Krank lag, bot zur Labung das Geſchenk ihm.
Einen Kränkern noch der Kranke wußte,
Hob ſich mühſam von dem harten Bette,
Gab die ſüße Frucht dem Bruder huldvoll
Doch auch Dieſer wollte ſie nicht koſten,
Trug ſie fort in eine andere Klauſe,
Seines Bruders Fieberdurſt zu lindern.
Der auch gönnt ſich nimmermehr die Gabe,
Und ſo wanderte die ſüße Traube
Bis zum allerletzten Siedler mälig.
Zu Makarius aber ſchleppt ſich Dieſer,
Spricht mit ſchwacher Stimme, ſich verbeugend:
„Billiglich gebühret meinem Herren
Vor den Andern dieſe Erſtlingsgabe!"
Und es rollten in den Bart des Abtes
Thränen ob der Brüder heil'ger Lieb.

Frau Käthe's Liſt.

Der Luther in ſchweren Nöthen war,
Verſunken in Kleinmuth ganz und gar,
Der Teufel wollt' den kühnen Glauben
Voll arger Liſt dem Helden rauben.

Der ſonſt ſo froh die Gnade pries,
Und alle Welt zum Kreuze wies,
Wie Jakob rang mit ſeinem Gotte:
Ihm ward ſein Glaube, ach! zum Spotte.

Verzagen will er an ſeinem Herrn;
Und in das Dunkel fällt kein Stern,
Ob tröſtet ihn, ob zürnt Frau Käthe,
Und um ihn weinet im Gebete.

Vergebens! Fort mit Weh und Ach
Sitzt Luther troſtlos im Gemach,
Den langen Tag verſtimmt und müßig
Und gar des Betens überdrüſſig.

Da räth ſein Weib ihm: „Aus dem Haus
In Gottes Welt zieh' doch hinaus;
Vielleicht mag dir das Reiſen frommen,
Dem böſen Geiſte zu entkommen".

Der Doktor wandert zagend fort,
Doch mit ſein Grimm von Ort zu Ort;
Kommt heim, du lieber Gott, noch trüber:
Die Wolken gehen nicht vorüber.

Und als er in die Stube tritt
Mit finſtrer Stirn und müdem Schritt,
Vor Schrecken thät er jach erblaſſen,
Und mag vor Beben kaum ſich faſſen.

Denn Käthe, ſieh', im ſchwarzen Kleid
Am Fenſter ſitzt mit bitterm Leid,
Das Thränentüchlein in den Händen
Thät ſie ſich grüßend gen ihm wenden.

Um Gott, lieb' Weib, was iſt geſcheh'n,
Daß ich dich muß in Trauer ſeh'n?
Sag' an, wem gilt dein banges Klagen,
Liegt ein's der Kinder auf dem Schragen?"

Fein lächelnd, Käthe drauf begann:
„Weißt du's noch nicht, mein guter Mann?
Der Herrgott ward zu Grab getragen,
Er ſtarb gar ſchnell vor wenig Tagen".

Da wich mit Eins des Doktor's Gram,
Und ſchluchzend rief er aus voll Scham:
„Vergib' mir, Herr, die arge Sünde,
Und deine Gnad' mir wieder künde!"

„Ei ja! noch lebt der alte Gott,
Und macht des Teufels Liſt zu Spott!
Hab' Käthe Dank, daß deine Treue
Den Glauben mir geſchenkt auf's neue!"

Und unverweilt ſtimmt ſeinem Herrn
Ein Lied er freudig an zu Ehr'n,
Und in ſein Herz zieht mit dem Liede
In reichem Strom der alte Friede.

Aus den „Kreuz- und Troſtliedern".

1.

Aus der lauten, bunten Welt
In die Stille, in die Stille!
Ruht ſich's wie im Himmelszelt
In der Stille, in der Stille.

Weinſt um deine Sünde du,
In die Stille, in die Stille!
Gnade ſagt dein Herr dir zu
In der Stille, in der Stille.

Trägſt nach Weisheit du Begehr,
In die Stille, in die Stille!
Reich von oben fließt ſie her
In der Stille, in der Stille.

Haben Menſchen dich verſehrt,
In die Stille, in die Stille!
Lieb' und Demuth wiederkehrt
In der Stille, in der Stille.

Ach, mit aller deiner Pein
In die Stille, in die Stille!
Heil und Frieden kommt allein
In der Stille, in der Stille.

2.

Bitter iſt des Leides Wurzel,
Doch wie treibt ſie edle Blüthen,
Wie will Gottes Huld und Gnade
Deine Trauer dir vergüten!

In dem Herzen, gramzerriſſen,
Sproſſen Sänftmuth auf und Milde;
Lieben lernſt du erſt im Weinen,
Lieben nach des Heilands Bilde.

Zieht ſich durch dein ganzes Leben
Unauslöſchlich heil'ge Wehmuth,
Aller Brüder letzter gerne
Wirſt du werden voller Demuth.

Unterm Kreuze, gottgelaſſen,
Lernſt die Erde du verachten,
Lerneſt nach dem Himmel richten
All dein Sinnen und dein Trachten.

Dr. Jakob Frei.

Jakob Frei wurde den 13. Mai 1824 im aargauiſchen Dorfe Gontenſchwyl geboren. Seine Eltern waren ſchlichte Landleute, aber die Mutter, obwohl ſie erſt in ihrem 45. Jahr ſchreiben lernte, voll feinen und eigenthümlichen Geiſtes. Frei empfing auf dem Gymnaſium in Aarau durch den bekannten Germaniſten Rochholz die beſtimmende Richtung zu geſchichtsphiloſophiſchen und philologiſchen Studien. Er bezog die Univerſität Tübingen, wo er namentlich auch Viſcher hörte, machte einen längern Aufenthalt in München und in Zürich, ging noch einmal nach Tübingen und übernahm nach der Rückkehr von der Univerſität (1850) die Redaktion des „Schweizerboten" in Aarau. Von ſeiner Gemeinde in den Großen Rath und von dieſem ſofort zu ſeinem Sekretär und zum Mitglied wichtiger Kommiſſionen gewählt, hielt Frei zunächſt den Staatsdienſt für den natürlichſten Weg zu einer ſeinen Studien entſprechenden Carrière; aber gerade der raſch gewährte, volle Einblick in das Triebwerk der Staatsmaſchine ſchreckte ihn bald gründlich ab. Er übernahm von 1856—1861 die Redaktion der „Bernerzeitung"; 1861 ſiedelte er nach Baſel über, von wo er 1865 wieder nach Bern zurückkehrte. Seit 20 Jahren hat Frei mit entſchiedenem Glück das Gebiet der Novelliſtik betreten; ſeine unter dem Pſeudonym „J. Reif" in verſchiedenen Zeitſchriften zerſtreut erſchienenen Dichtungen wurden von ihm erſt in den letzten Jahren geſammelt herausgegeben.

Zwiſchen Jura und Alpen. Erzählungen und Lebensbilder von Jakob Frei. 2 Bde. Leipzig. Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1858.

Die Waiſe von Holligen. Baſel, bei Krüſi, 1862.

Schweizerbilder. Erzählungen aus der Heimat von Jakob Frei. 2 Bde. Aarau, Verlag von Heinrich Remigius Sauerländer. 1864.

Neben Gottfried Keller iſt Jakob Frei wohl der gediegenſte Novelliſt, den die Schweiz beſitzt. Er ſteht dem erſtgenannten Dichter an urwüchſigem Phantaſiegehalt und plaſtiſcher Kraft nach; aber er übertrifft ihn an ſchöner Menſchlichkeit, an Seele, an hiſtoriſchem Sinn, an künſtleriſcher Technik und bisweilen ſelbſt in jenem maßvollen, knappen Styl, der uns gerade in dem, was er verſchweigt, den Meiſter offenbart.

Frei's Novellen und Dorfgeſchichten zeichnen ſich im Ganzen aus durch eine feine und tiefe Charakteriſtik, durch kernhafte Geſinnung, durch Einfachheit und Wahrheit der Erfindung, durch maß- und taktvolle Verwendung der Stoffe, durch Sauberkeit und Wärme der Ausführung, ſowie endlich durch eine muſterhafte Beherrſchung der Sprache. Der Dichter entwirft oft in einem kleinem Rahmen ergreifende und bisweilen erſchütternde Seelengemälde. Etwas Pathologiſches hängt ihm inſofern an, als er nicht ſelten über ſeine Schöpfungen den trüben Schleier der Wehmuth wirft, wie zum Zeichen, daß ſein Herz traure über die Herbe des Geſchicks, das ſeine Feder ſchildert; aber dieſer düſtere Ton, wo er in die Stimmung des ganzen Gemäldes eingeht, erhöht oft nur noch die Wahrheit des Bildes, wie die Göttergeſtalten der alten griechiſchen Meiſter, deren Antlitz auch ein wehmüthig ernſter Zug leiſe umſchwimmt (als trauerten ſie über das allmächtige Schickſal, dem ſelbſt die Götter unterworfen ſind) gerade durch dieſen ſanften Ernſt den Sterblichen heilig und verehrungswürdig erſchienen.

Ueber die „Schweizerbilder" äußert ſich eine kompetente Feder in Nr. 39 der Liter. Mittheilungen der St. Galler-Blätter von 1864 folgendermaßen:

„Wir bekennen unſere Antipathie gegen „gemiſchte Waarenlager", in denen die edelſten Kunſtgebilde aus ächtem Feingold gleiches Recht mit den bronzenen Quincaillerien und Rippes haben; beſonders wenn der Beſitzer vollauf genug haben würde, falls er ſeine Auslage nur ein wenig beſchränken möchte. Wir konnten dieſen Gedanken bei der Lektüre vorliegender Erzählungen durchaus nicht los werden. Einzelne derſelben ſind wirkliche Kunſtwerke von ganz ungewöhnlicher Bedeutung, mehrere offenbar nur novelliſtiſch eingekleidete Einfälle, deren Unzulänglichkeit an Inhalt allerdings mit einer virtuoſen Erzählungstechnik ziemlich glücklich verläugnet, aber nicht thatſächlich überwunden wird. Seltſam, oder vielmehr richtiger, recht natürlich, daß dieſen Einmiſchungen der Sammlung auch der ſchweizeriſche Heimatboden durchaus keine Nothwendigkeit, dagegen eine Uebertreibung beſtimmter Gemüthsprobleme gemeinſchaftlich iſt; man

könnte an eine Damenfeder glauben. Wir denken dabei zunächst an die drei letzten Stücke des ersten Bandes, theilweise auch an „Ein verhängnißvolles Vaterwort“. Weit bedeutsamer schon sind die Erzählungen mit historischer Grundlage, unter denen jene „Aus schlimmen Tagen“ und „Das erfüllte Versprechen“ hervorragen, wenn uns auch in letzterer etwas starke Zumuthungen gestellt werden. Dagegen liefert der Verfasser wahrhafte Meisterwerke, wo er, im wirklichen Hochgebirgsleben stehend, die vorhandenen sozialen Verhältnisse zur Grundlage nimmt, die Naturereignisse als Staffage und ihre Wechselwirkungen mit dem Menschenleben als Ausgangspunkte seiner „Erzählungen aus der Heimat“ benutzt. Hier ist er in seiner Heimat durch und durch, hier ist er auch im engbegrenzten Bilde großartig, hier kennt er Menschenart und Menschenherzen ganz, hier entfaltet sich die Seelenzeichnung zu bewundernswerther Kraft, hier gewinnt selbst der Styl eine tadellose Vollendung. Mehr romantischen Tones tritt mit diesen großen Vorzügen „Das Schwerterbe“ auf; psychologisch ist „Das Vaterhaus“ ein Kabinetsstück; doch das Vollendetste: „Der Alpenwald“. Mit dieser Dorfgeschichte, — um den nicht ganz zutreffenden Namen des literarischen Genre's zu gebrauchen, — steht Jakob Frei auf vollkommen gleicher Höhe mit den gefeiertsten Koryphäen dieser Richtung.“ —

Ueber den kleinen historischen Roman „Die Waise von Holligen“ hat sich Frei selber in der kurzen Vorrede zu diesem Werke ausgesprochen. Trotz dem derselbe nicht aus einem Guß entstanden ist, und somit Mängel in der Komposition verräth, gibt er doch ein frisches und lebendiges Bild von der Zeit des Untergangs der alten Eidgenossenschaft während den Stürmen der französischen Revolution und bekundet überall, in der psychologischen Charakteristik wie in der äußern Schilderung die bereits erwähnten hohen Vorzüge unsers Dichters. —

Kindersegen.

Der wackere und reiche Obermüller trug an Sonn- wie Werktagen ein graues oder hellblaues Kleid, wie es auch sonst bei seinen Gewerbsgenossen landesbräuchlich, den Kopf im Sommer mit einem breiträndigen Strohhute, im Winter mit einer schwarzgrau gestrickten Wollenmütze bedeckt; nur wenn der Mann ein gewisses Anliegen zum

Pfarrer rief, kam er am Freitag oder Samstag im braunen Tuchrocke, den sonst unbequemen schwarzen Filzhut auf dem Kopfe, gar stattlich das Dorf herabgeschritten. Seit seiner Verheirathung hatte sich dieser Aufzug schon so oft wiederholt, daß die Leute bereits wußten, was damit gemeint war. Sie fragten deßhalb einander sogleich: „Ist's ein Prinz oder eine Prinzeß? . . . Der Obermüller will, scheint's, am Sonntag wieder einmal taufen lassen." Von den nähern Bekannten, besonders von seinen Jugendkameraden, hatte der kindergesegnete Vater manche Neckerei auszuhalten über die jährlich sich vergrößernde Reihe lebendiger Orgelpfeifen, die er in seiner Mühle aufstelle, und wie die Späße eben lauteten. Der Obermüller pflegte darauf heiter zu antworten: „Laßt's nur gut sein; so ein Kind ist der beste Riegel vor ein Thürchen, durch das der Teufel in's Haus schlüpfen möchte; es sind aber viele Riegel nöthig, wenn all diese Teufelsthürchen festgemacht werden sollen." — Es gab wohl Wenige, die über den tiefern Sinn dieser Worte nachdachten; die Leute sagten eben: „Nun freilich, dem thut's Nichts . . . . er hat's und vermag's."

Ebenso Wenige mochten den Sinn ihrer eigenen Worte bedenken oder überlegen, wie mit dieser Rede und Antwort ein oft so traurig endender Widerstreit der reinsten innern Menschenverhältnisse mit den äußern besprochen war. Eine Begebenheit, die sich im Dorfe selbst zugetragen, wäre geeignet gewesen, hierüber Aufschluß zu geben, wenn die Leute den geheimen Ursachen derselben näher nachgeforscht hätten. — —

Zu unterst im Dorfe wohnte in einem kleinen, etwas seitwärts der Straße gelegenen Häuschen der Zimmermann Joseph, oder wie die Leute in ihrer Redebequemlichkeit sagten, der Zimmer-Sepp. Derselbe war ein rüstiger und in seinem Handwerke geschickter Arbeiter. Wohl zehn volle Jahre hatte er in der Fremde zugebracht und war erst auf den Bericht heimgekommen, daß sein alter Vater auf dem Todtenbette liege. Das ganze Erbe, das ihm zufiel, bestand in dem alten Häuschen und einem kleinen Baumgarten. Gleichwohl sah manche Tochter im Dorfe mit unverhehltem Wohlgefallen auf den hübschen jungen Zimmermann, der sich durch ein fast herrscheliges, ihm so wohl anstehendes Wesen unter den unbeholfenern Bauernsöhnen vortheilhaft auszeichnete. Sepp schien diese ihm geschenkte Aufmerksamkeit wenig zu beachten, und sobald er das baufällige väterliche Haus etwas ausgebessert, ging er einstmal nach Zürich, einen alten Meister zu besuchen, wie er sagte. Aber schon am nächsten Sonntag wurde sein wahrer Reisezweck kundbar. Der junge Zimmermann

wurde zu Aller Erſtaunen und manchem geheimen Verdruſſe mit der Regula Zollinger aus dem Kanton Zürich von der Kanzel verkündigt. —

Die „Fremde“ mußte ſich im Dorfe in den erſten Tagen ſcheel anſehen laſſen. So Eine, die ihr ganzes Brautfuder in einer Magdkiſte hergebracht, hätte Sepp in der Nähe bekommen und ſich die Reiſekoſten erſparen können, wurde hier und da geurtheilt; auch der in der Gegend ungewohnte Name der jungen Frau mußte gehörig Spießruthen laufen. Gewiß wäre das Zimmer-Regele noch ſpitziger durchgehechelt worden, wär' es nicht gar ein ſo verſtändiges, freundliches und hübſches Frauchen geweſen. So aber war's nicht möglich, ihm böſe zu ſein, zumal es bald bewies, daß ihm trotz ſeines langen Dienſtes in der Stadt weder Karſt noch Rechen unbekannte Dinge waren. Regele anerbot ſich ſchon in den erſten Tagen nach ſeiner Herkunft den Nachbarn zur Aushülfe in den eben beginnenden Sommerarbeiten, und wer dieſes Anerbieten einmal angenommen, ſuchte daran feſtzuhalten, bis der Herbſt eingebracht war. Jetzt aber nach Beendigung der Landarbeit bewies Regele, daß es auch in ſeinem Stadtdienſte Etwas gelernt hatte. Wer eine ſaubere Waſche halten und das Schadhafte zierlich ausbeſſern laſſen wollte, nahm Regele in Anſpruch; wo eine rechte Kindstaufe oder Hochzeit ausgerichtet werden ſollte, da mußte das Zimmer-Regele dabei ſein; ſelbſt die junge Löwenwirthin, die doch faſt ein ganzes Vierteljahr in der Stadt die Kocherei gelernt, verſchmähte bei wichtigen Anläſſen weder deſſen Rath noch thätige Beihülfe.

So kam es, daß die junge Frau manchen Tag auswärts auf der Arbeit war, während Sepp daheimbleiben mußte; die Landarbeit verſtand er nicht, und auf ſeinem Handwerke gab es eben auch nicht fortwährend Verdienſt. Jetzt erſt fand er neue Urſache, mit ſeiner Wahl zufrieden zu ſein; denn es würde ihm, da er ſeinen Arbeitslohn oft noch lange ausſtehen laſſen mußte, manchmal ſchwer geworden ſein, den baaren Batzen zum Abendſchoppen aufzubringen, wenn nicht Regele ſtets bereitwillig mit ſeinem eigenen Verdienſtbeutelchen beigeſprungen wäre. Und Sepp *mußte* ſeinen Abendſchoppen trinken. Das war er ja ſeit ſeiner Lehrzeit die vielen, vielen Jahre her gewohnt geweſen, und unterließ er's einmal, ſo war gewiß die ganze Nacht an keinen rechten Schlaf zu denken. Regele ſelbſt wendete gegen dieſe Gewohnheit nie viel ein; es mochte dem lieben Manne von Herzen eine kleine Erholung gönnen, zumal Sepp wirklich kein Trinker war und mit ſeinem Schoppen vorlieb nahm. Vielleicht regte ſich auch noch ein kleiner Stolz bei der jungen Frau; wenigſtens

hörte ſie es gewiß nicht ungerne, daß die Löwenwirthin ſagte, ſeit der Sepp heimgekommen, ſei das Wirthen eine rechte Freude. Er wiſſe ſo vielerlei und ſo verſtändig zu erzählen, daß die Andern ſelbſt darüber vernünftiger würden und ihre Narrenpoſſen bleiben ließen. Gleichwohl hätte Regele den Mann manchmal gerne daheim behalten, da beſonders in der einſamen Abendſtunde ein verborgenes Heimweh mit verſtärkter Gewalt hervorbrechen wollte.

Einmal als Sepp ſcherzend um einen Batzen bat, den es mit den andern bei ihm auf Zins anlegen könne, ſagte es, ſein Beutelchen ziehend: „Ja, aber Sepp, denk', wenn wir einmal Kinder haben, und ich nicht mehr ſo verdienen kann, wo willſt du dann einen andern Zinsherrn ſuchen?“ — Der faſt wehmüthige Ton, mit dem Regele dieſe Worte ſprach, traf das richtige Ziel. Sepp zögerte einen Augenblick, bevor er das dargebotene Geld nahm, dann aber ſagte er: „Ei was, kümmere du dich darum nicht; bis dahin bin ich auch bekannter geworden in der Umgegend und werde größere Kundſchaft haben.“

Sepp glaubte wohl ſelbſt aufrichtig an dieſen Troſt; dennoch ging er den Weg nach dem Löwen hinüber nachdenklicher, als es ſonſt in ſeiner Art war. Einmal ſtand er ſtill und machte plötzlich ein paar Schritte rückwärts; dann kehrte er wieder um und ſagte vor ſich hin: „Das wird ſchon noch Zeit haben, um das Beſſerwerden abwarten zu können; aber freilich . . .“ — Der ſtille Wandler nahm die Mütze ab, als ob ihm dieſelbe trotz des kalten Schneewindes zu warm mache. Darauf ſchüttelte er mit dem Kopfe und fing an, ein Liedchen zu pfeifen.

Es vergingen nur wenige Wochen, der Winter ſchickte immer noch rauhe Tage mit Schneegeſtöber und Regen über das Land, da ſagte Regele eines Morgens: „Wärſt du nicht auch im Stande, eine Wiege zu machen, da du jetzt keine andere Arbeit haſt?“ — „Je nachdem, es kommt darauf an, für wen ſie wäre,“ meinte Sepp; „ſo ganz ſchreinermäßig kann ich's freilich nicht.“ — Regele legte ſein Geſicht an die Bruſt des Mannes und ſagte leiſe: „Sie wird's ſchon thun . . . . ſie ſoll auch blos für uns ſelbſt ſein.“ — Sepp hob den Kopf der jungen Frau raſch in die Höhe und ſchaute ihr fragend in die Augen. Regele nickte mit erröthendem Schweigen Ja.

Der junge Zimmermann ging nachdenklich in ſeine kleine Werkſtatt und ſuchte da unter ſeinem geringen Holzvorrathe herum; dann fing er an, emſig zu ſägen und zu hobeln, ohne den ganzen Vormittag ein einziges Mal nach der Stube zu gehen. Als Regele herauskam, um ihn zum Mittageſſen zu rufen, und die wacker vorgeſchrit-

tene Arbeit bemerkte, hing es ſich um den Hals des lieben Mannes, ihn heftig auf Lippen und Augen küſſend. — „Ach was," ſagte Sepp abwehrend, „laß die Poſſen, wir haben jetzt Ernſthafteres zu thun." — Regele zog die Arme zurück, ihm verwundert in's Geſicht ſchauend. Sepp konnte dieſen wehmüthig ſtummen Blick nicht ertragen; er bückte ſich erröthend nieder, einen in die Späne gefallenen Nagel zu ſuchen.

Der Sommer kam und brachte Zimmermannsarbeit die Fülle; aber dieſelbe lag drüben über'm Berge, wo ein neues Schulhaus gebaut wurde. So kam Sepp während der ganzen Woche blos über den Sonntag nach Hauſe, und Regele, das der Landarbeit bald nicht mehr nachgehen konnte, hatte nun Zeit genug, die einſamen Tage und Nächte ſeinen Hoffnungen oder trüben Gedanken nachzuhängen. Sepp war die wenige Zeit, die er zu Hauſe war, freundlich wie ſonſt; aber es kam ſeinem jungen Weibe oft vor, als ob ſein Thun nicht ſo recht aus dem Herzen fließe, als ob er ſich manchmal zwingen müſſe, fröhlich zu erſcheinen und die freundlichen Worte nur wie aus alter Erinnerung herſage. Ach, die Liebe hat, wenn einmal der Zweifel an der glücklichen Binde um ihr Auge gelüftet, ein feines Gefühl und ſieht tiefer in die Geheimniſſe der Herzen, als ſelbſt der Haß, der ausgeht, Flecken und Mängel zu ſuchen. Sepp empfand wohl auch, daß Regele ſeine geheimen Gedanken, die immer wieder über ihn kamen, errathen habe, wußte er doch gar wohl, was es bedeute, wenn ihn die junge Frau ſo ſtill mit feuchten Augen und einem wehmüthigen Lächeln um die Lippen anſchaute; aber er ſcheute ſich darum nur um ſo mehr, über die Zukunft Geſpräche zu führen. In ſolchen Augenblicken ſtand er manchmal auf faßte das bekümmerte Weib in ſeine Arme und flüſterte: „Sei nur zufrieden und bring mir ein wackeres Büblein . . . . ein Zimmermännchen." — Regele betete manche nächtliche Stunde, daß der Wunſch ſeines Mannes in Erfüllung gehen möchte; aber je näher die ſchwere Zeit herannahte, um ſo bekümmerter mußte es über das Leben ſinnen, das unter ſeinem Herzen lag, und manchmal war es jetzt ſelbſt froh, daß Sepp jede traulichere Zwieſprache zu vermeiden ſuchte. Es war an einem trüben Herbſtnachmittage, die Zimmerleute packten eben ihr Handwerksgeſchirr zuſammen um nun den völligen Ausbau des neuen Schulhauſes andern Gewerken zu überlaſſen; dieſer letzte Abend des gemeinſchaftlichen Beiſammenſeins ſollte noch einem fröhlichen Trunke geweiht werden. Da kam den Berg herüber ein Bote und meldete Sepp, er möchte doch heim kommen, ſeine Frau habe ihm Zwillinge geboren, zwei allerliebſte Mädchen. Sepp ſtarrte den Boten mit weit-

geöffneten Augen an, bis dieſer ſeine Nachricht wiederholte, die nun auch von den neugierig herzugekommenen Mitarbeitern gehört wurde. Das gab ſogleich manchen neckiſchen Glückwunſch über den reichen Kinderſegen, ohne daß Sepp eine Antwort zu geben vermochte. Der Bauführer, ein verſtändiger Mann, der die Verlegenheit des überraſchten Vaters wohl anders deutete: ſagte: „Geh nur gleich heim, Sepp, ich will dir da deine Sache ſchon beſorgen und nachbringen laſſen.“ — Sepp fuhr mit der Hand über die Augen und erwiderte raſch: „Nein, nein, dazu iſt's immer noch Zeit; ich will auch noch bei'm Abſchiede ſein.“ — Der Baumeiſter ſah ihn nachdenklich an und ſagte: „Nun, wie du meinſt; ich glaubte eben, es müßt' dir preſſiren, heim zu kommen.“

Es war bereits Mitternacht, als Sepp, einer der Letzten, die das laute Gelag verlaſſen, den Berg hinüberging; aber je näher er der Heimat kam, um ſo langſamer wurden ſeine Schritte; es war ihm, als ob er mit jedem Tritte vorwärts in eine tiefere Sorgenfluth hineinträte, die ſich wie ein anſchwellender Strom ſeinem Gang entgegenſtaute. Der Winter ſtand vor der Thüre, die Arbeit, die er für denſelben aufgeſchoben, war gering, und nun? — „Vier Mäuler auf einmal und nur noch zwei Hände zur Arbeit,“ ſagte er bitter vor ſich hin. Vor dem Hauſe, aus dem ein ſchwaches Lichtlein dämmerte, blieb er horchend ſtehen; drinnen war's ſtill, nur dann und wann ein feines, kurzes Wimmern. Bei dieſem Tone kam über das bisher ſtreitende Herz plötzlich eine beklemmende Bangigkeit. Sepp ſchaute ſich haſtig um, wie wenn er einen geheimen Beobachter befürchte und trat dann raſch durch die Thüre.

In der kleinen Küche ſaß beim niedergebrannten Lichte eine alte Nachbarin in feſtem Schlafe, mit dem Kopf hin- und hernickend. Sepp ging leiſe an ihr vorbei in die ſchwach erhellte Stube. „Biſt du es,“ fragte Regele mit wehmüthig matter Stimme, eine bleiche Hand aus dem Bette entgegenſtreckend, „biſt du da Joſeph? . . . Ich habe eine ſchreckliche Angſt um dich ausgeſtanden.“ — „War nicht nöthig“, verſetzte Sepp aufathmend, indem er beim Niederlegen ſeines Handwerksgeſchirres einen kurzen Blick nach der Wiege hinüberwarf . . . „wie geht's dir? — „Gottlob, nun gut, da du da biſt,“ erwiderte die junge Mutter, „aber ſieh auch dort!“ — Sepp ergriff zögernd das kleine Licht und trat langſam an die Wiege heran. Da lagen unter der Decke hervor hart neben einander mit geſchloſſenen Augenlidchen zwei kleine Engelsköpfchen, von ſchneeweißen Käppchen umrahmt. Sie ſahen ſich ſo ähnlich wie zwei Eier, und doch war nicht zu beſtimmen, ob aus den kleinen Geſichtchen mehr das Antlitz

der Mutter oder die zierlich verkleinerten Züge des Vaters herausſchauten; bald ſchien es mehr das Eine, bald das Andere zu ſein. Dem Beſchauenden quoll allmälig eine ungeahnte ſüße Gewalt an's Herz heran. Mit zitternder Hand ſtellte er das Licht nieder und beugte ſich auf die kleinen Schläfer herab. „Nit, nit," rief die Mutter leiſe, „wecke ſie nicht." Sepp kehrte ſich um und drückte ſein Geſicht auf die bleiche Stirn der Wöchnerin. „Ich war wüſt und böſe," flüſterte er haſtig, „ich weiß ſelbſt nicht, wie es kam; aber nicht wahr, du verzeihſt mir, Regele?" — „Ach ja, gerne," antwortete ſie mit wehmüthiger Freude, den Arm um den Hals des herabgebeugten Mannes legend; „du biſt ja jetzt der Vater zweier unſchuldiger, hülfloſer Kinder und Gott wird weiter helfen." —

Erſt jetzt zeigte ſich's recht, in welchem Grade Regele Neigung und Liebe erworben hatte. Von allen Seiten her kamen nähere und entferntere Nachbarinnen mit Rathſchlägen und freundlichen Gaben, die Küche und Keller des Zimmerhäuschens reichlicher ausſtatteten, als dies jemals der Fall geweſen. Dieſe Beſchenkungen machten aber auf Sepp noch einen andern Eindruck als den freundlicher und vorſorglicher Nachbarlichkeit. Es kam ihm vor, Regele und die Kleinen müßten Mangel leiden. „Was mögen die Nachbarn von mir gedacht haben," ſagte Sepp zu ſich ſelbſt, „wenn ich jeden Abend in's Wirthshaus ging und ſie nun doch meinen, ſie müßten Frau und Kindern jede Kleinigkeit in's Haus tragen?" — Vielleicht that der junge Vater den Leuten Unrecht; aber gleichwohl, er blieb fortan Abends daheim; den Tag hindurch lag er mit ſtillem Fleiße den Arbeiten ob, die er auf den Winter verſpart hatte, oder beſorgte mit Emſigkeit die neu hinzukommenden Aufträge. Nach vollbrachtem Tagewerk ſpielte er mit den Kleinen, die bald mit jedem Tage eine andere Kunſtfertigkeit entwickelten. Bald war's ein feines Lächeln, das um die kleinen Mäulchen zu ſpielen anfing, bald ein drolliges Zappeln der kleinen Aermchen, die der Mutterbruſt entgegenſtrampelten, dann wieder ein verwunderliches Krähen, das die Freudigkeit des erwachenden Menſchenlebens verrieth, und wie alle die rührenden Dinge ſich zeigen, die tauſend Mal dageweſen, dem liebenden Auge immer wieder neu erſcheinen.

Die junge Mutter, der die ſtille Umwandlung ihres Mannes nicht entgehen konnte, vergalt dieſelbe, ohne darüber Worte zu machen, mit erneuter und verdoppelter Zärtlichkeit; der dunkle Schatten, der ſeit einiger Zeit das Gemüth zu umhüllen gedroht, mußte vor dem leuchtenden Blick vertrauensvoller Liebe und hoffender Hingebung ſchnell dahinſchwinden. „Das iſt der göttliche Segen, der auf un-

ſern Kindern ruht," dachte das freudige Regele; „hab' ich mir doch ſelbſt nie vorſtellen können, wie es um ein Mutterherz beſtellt iſt, bis ich's nun an mir erfahren." Die doppelt beglückte Mutter kannte keine Sorge mehr als die, es könnte ihr eines der liebebringenden Kinder entriſſen werden. Leider mußte dieſe nur als flüchtige Vorſtellung vorüberfliehende Sorge bald eine dauernde Wohnſtatt in dem kleinen Zimmerhäuschen finden, und ach, eine Sorge kommt ja ſo ſelten allein gegangen! —

Der Winter war noch lange nicht zu Ende, als das eine der Kinder in Wachsthum und Munterkeit ſchon auffallend hinter dem andern zurückzubleiben anfing. Bald dann lag es am Tage ſtill und bleich, wie ein wächſernes Engelbildchen; aber wie die Dämmerung anbrach, fing es an, leiſe zu wimmern und konnte die ganze Nacht keine Ruhe finden, oder es wurde auf dem Arme umhergetragen. Sepp unterzog ſich dieſer nächtlichen Mühe anfänglich bereitwillig, indem er das bekümmerte Regele ablöſte; aber bald wurde er unwirſch und meinte, das ſeien nur Wunderlichkeiten von dem Kleinen. Er ſprach es dann wohl mit einem lauten, heftigen Worte an, worauf das Kind nur mit einem kläglichen Wimmern Antwort gab. Regele ängſtigte ſich darüber, heimlich befürchtend, der Vater möchte dem Kinde einmal im Zorne ein Leides thun; ſo ſaß es dann Nächte lang allein in der Stube, das leiſe wimmernde Kind mit ſanftem Begütigen im Arme haltend. Sepp lag daneben feſtſchlafend im Bette, oder wenn er geweckt wurde, hatte er bald auch unfreundliche Worte für die bange Sorgenwacht, mit der die Mutter das arme Kind hütete.

Wer einmal die Reinheit des Herzens verloren, dem eigennützigen, böſen Gedanken Raum gegeben, der fällt wieder in ſeine Gewalt zurück, ſobald die opferfordernde That an ihn herantreten will; die Segnungen, die ihm ein gütiges Geſchick zugedacht, verſchwinden, wie der ſilberſchimmernde Sternhimmel vor der Nacht des heraufziehenden Gewitters.

Bald blieb Sepp noch lange nach eingebrochenem Abend, auch wenn er keine Arbeit mehr zu verrichten hatte, draußen in ſeiner Werkſtatt. Da lehnte er brütend und ſinnend an der Hobelbank, während die Mutter in der Stube einſam bei den Kindern ſaß. Er dachte an vergangene Zeiten, da ihm dieſe Feierabendſtunden in ſorgenloſer, vergnüglicher Ruhe verfloſſen — und jetzt? — Warum mußte auch gerade dieſes Unheil über mich kommen, ſprach es in ihm; wär's nicht genug geweſen, wenn mir zu Theil geworden, was Andern eben auch zu Theil wird? Ein Kind, nun ja, friſch und

gesund heranwachsend, bis es vielleicht ein zweites hätte warten und hüten können; aber jetzt zu Alledem das Eine noch krank, vielleicht ein hülfloser Krüppel sein Leben lang — wär's nicht besser der Himmel würd' es bald zu sich nehmen? — Sepp's Gedanken verweilten mit fast froher Hoffnung bei dieser Vorstellung und er suchte sich in der Finsterniß seinen Tabak, um eine Pfeife anzuzünden; aber die Düte war leer, und mit einer plötzlichen Verbitterung sagte der Mann laut vor sich hin: „Wie viele Franken hat der kleine Serbling schon gekostet, und jetzt hab' ich nicht einmal mehr ein einziges Blättchen Rauchtabak." Mit der kalten Pfeife im Munde setzte er sich auf einen Haufen Hobelspäne und fing an zu berechnen, wie manche verdrießliche und sorgenvolle Stunde er sich schon hätte ersparen oder erheitern können, einzig mit dem Gelde, das der Arzt bekommen. „Aber so kann's auch nicht immer gehen, da ginge ich ja zu Grund," sagte Sepp, nach einer Weile rasch aufstehend; er drückte die Mütze tiefer in's Gesicht und ging hinten um das Haus herum nach dem Wege, der zum Löwen führt.

In der Stube brannte noch kein Licht und Sepp blieb horchend stehen, ob Regele vielleicht eingeschlafen sei; aber das eine der Kinder pappelte laut mit schläfriger Stimme, das andere wimmerte leise, während die Mutter in wehmüthigem Tone ein Schlafliedchen sang. Sepp horchte eine Weile, dann sagte er, die Hand an die Stirn legend, vor sich hin: „Es geht doch nicht und wer weiß, wer drüben im Löwen ist und seine Glossen über mich machen könnt." Er kehrte langsam nach der Werkstatt zurück und ging von da nach der Stube hinüber.

„Warum hast du noch kein Licht angezündet?" fragte er hereintretend. — „Ach," antwortete Regele traurig, „ich wollte warten, bis du kämst; es wird mir allemal so bang, wenn ich das Kind beim Lichte ansehen muß, es sieht dabei viel elender und bleicher aus als am Tage — gerade als käm' es aus dem Grabe." — „Wenn's nur schon dort wär'," sagte Sepp, mehr auf seine eigenen Gedanken als auf die Worte seines Weibes antwortend. — „Was sagst du," fragte Regele heftig mit erschreckter Stimme, „was hast du gesagt, Joseph?" — „Ach, ich meinte blos," erwiderte der Vater verlegen, „ich meinte nur, das Kind daure mich, daß es so leiden müsse." Ein mattes, halbersticktes Wimmern unterbrach das Gespräch eine Weile, dann sagte Regele: „Ich hab' auch kein rechtes Zutrauen zu dem Doktor mehr und ich meine, du solltest morgen zu einem andern gehen, in die Stadt." — „Zu einem andern und in die Stadt? fragte Sepp gedehnt; „ja, du hast gut reden, aber wer soll's bezah-

len, wenn du Nichts verdienſt und ich nur ſo Wenig?“ — „Ach Gott“, antwortete Regele ſeufzend, „ſo viel werden wir doch zuſammenbringen können, ich will ja etwa ein Kleid verkaufen.“ Das Kind, als wüßt' es von der tiefen Kümmerniß der armen Mutter, fing an, kläglicher zu wimmern; der Vater aber ging der Thüre zu und ſagte: „Beſſer wär's doch für uns Alle, es könnte ſterben, ſo iſt mir das Leben ſelbſt verleidet.“ Er zog die Thüre heftig zu und ging in die Nacht hinaus.

Das Wimmern wurde allmälig leiſer und endlich verſtummte es. Regele legte das ſtille Kind auf das Bettchen, um ein Licht anzuzünden. Es meinte, dasſelbe ſei eingeſchlafen; aber die Aeuglein ſtanden unbeweglich halb geöffnet, ohne daß die kleinen Lidchen dem Lichte entgegenzuckten. Regele legte, von tödtlicher Angſt ergriffen, ſeine Hand auf die kleine Bruſt; ſie war ſtill, von keinem Athemzuge mehr bewegt. Das Licht entfiel der zitternden Hand auf den Boden, und mit dem Schmerzensrufe: „Heiliger Gott, es iſt todt,“ ſank die Mutter auf die kleine Leiche nieder. —

Als Sepp nach geraumer Weile in die finſtere Stube zurückkam und ſchweigend ein Licht anzündete, erhob ſich Regele langſam, und mit ausgeſtreckter Hand auf die Leiche deutend, die neben dem ruhig ſchlummernden Schweſterchen lag, flüſterte es: „Siehſt du, Joſeph, dein Wunſch iſt ſchnell in Erfüllung gegangen.“ — —

Regele ging ohne ein weiteres Wort der Klage zu Bette. Am folgenden Tage nähte es ein feines, ſchneeweißes Todtenhemdchen und flocht aus den Blumen ſeines aufbewahrten Brautkränzchens ein Krönlein auf den kleinen Sarg. Auch als dieſer hinausgetragen wurde, folgte die Mutter ſtill, ohne Klagen und Weinen, daß die Nachbarn ſich wunderten, wie das Zimmer-Regele den Tod ſeines Kindes, das es doch ſo ſehr geliebt habe, ſo gelaſſen ertragen könne.

Es folgten nun ſtille Tage in dem Zimmerhäuschen. Regele ſaß ſtundenlang ſchweigend da, das noch gebliebene Kind auf dem Schooße, und Sepp wagte nicht, die drückende Stille zu unterbrechen. Mit unruhiger Sehnſucht zählte er Stunde und Tage, bis ihm der anbrechende Frühling wieder drüben über'm Berge Arbeit brachte. —

Dieſe zeitweilige Trennung gewährte auch dem tieferſchütterten Gemüthe Regele's Ruhe und Beſänftigung. Anfänglich konnte es ſich des Gedankens nicht erwehren, daß der unnatürliche Wunſch des Vaters eine geheimnißvolle Urſache für den Tod des Kindes geworden ſei, und dieſe Vorſtellung erweckte der armen Mutter jedes Mal ein fröſtelndes Grauen, wenn Sepp nur in die Nähe trat. Jetzt in der ſtillen Vereinſamung löſte ſich dieſe dumpfe Qual in

eine mildere Trauer, die endlich auch das ſüße Labſal der Thränen brachte, das der erſte gewaltſame Schmerz verſagt hatte. In der wehmüthigen Erinnerung an das früh entſchwundene junge Leben ſchloß ſich das Mutterherz mit verdoppelter Liebeskraft an das noch zurückgebliebene an. —

Auch Sepp mußte mitten im Geräuſch ſeiner Arbeit oft an ſein verlornes Kind denken; aber dieſe Gedanken nahmen im Herzen des Vaters einen andern Weg als in demjenigen der einſamen Mutter. Die wehmüthigen Regungen, die bei der Erinnerung an die kleine, ſchöngeſchmückte Leiche emportauchen wollten, wurden in den frohen Feierabendſtunden bald zur Ruhe gebracht. Wenn Sepp ſeinen gewöhnlichen Abendtrunk gethan, ſagte er oft zu ſich ſelbſt: einen Schoppen mag's nun ſchon noch erleiden; wär's nicht ſo gegangen, müßt' ich's dem Apotheker geben, und — ich habe ja lang genug gefaſtet. So holte der Mann reichlich nach, was er meinte verſäumt zu haben. Regele förderte ihn auf ſeinen ſchlimmen Wegen, ohne davon zu wiſſen, da es ſelten Etwas von Sepp's Verdienſt verlangte. Es hatte ſich einen neuen Erwerb geſchaffen; während das Auge mit ängſtlicher Sorgfalt das Kleine hütete, flocht der geſchickte Finger zierliche Strohbänder. Um ſo leichter konnte nun der unglückſelige Vater die Unſchädlichkeit ſeiner Verſchwendung auf Rechnung des todten Kindes ſetzen. —

Im Anfange des Herbſtes, als Sepp an einem Samſtag Abend nach Hauſe kam, ſaß Regele mit verweinten Augen neben dem Bette, in dem das bisher ſo muntere und blühende Mädchen mit bleichem Geſichtchen lag, von Zeit zu Zeit die kleinen Lippen zu einem kurzen, leiſen Wimmern öffnend. Regele ging dem Manne mit verhülltem Geſichte entgegen, während es ſchluchzend mit der rückwärts ausgeſtreckten Hand auf das Bett deutete. Der Vater betrachtete das kranke Kind eine Weile aufmerkſam, dann ſagte er: „Siehſt du, das hat mich ſchon beim Tode des andern getröſtet, die Kinder haben einen geheimen Fehler mit auf die Welt gebracht.“ — Regele ließ das Tuch langſam von den verweinten Augen ſinken. „Und das hätte dich getröſtet, Joſeph?“ fragte es mit gepreßter Stimme. — Der Mann konnte den durchdringenden und doch angſtvollen Blick nicht ertragen, mit dem ſein Weib ihn anſchaute. Er trat an das Fenſter, das Geſicht gegen die Scheiben drückend. „Nun ja,“ ſagte er, „ich meinte wenigſtens, die vielen Koſten ſollte man ſparen, da ſie doch nichts helfen könnten.“ — Regele ſetzte ſich wieder neben das Bett des Kindes und erwiderte: „Du ſollteſt wenigſtens nicht lügen, Joſeph, wenn du von einem Todten ſo ſprichſt.“ — Sepp

kehrte ſich raſch um und wollte dieſen unerwarteten Vorwurf mit einer trotzigen Antwort zurückweiſen; aber als er das plötzlich veränderte Antlitz ſeiner Frau erblickte, die ihn ruhig, mit ſtillen, feſten Augen anſah, ſchlug er die ſeinigen nieder und ging langſam der Thüre zu. — „Nein, bleib' da," bat Regele, während die Thränen wieder auf ſeine bleichen Wangen fielen, „wir wollen jetzt nicht hadern, Joſeph; aber verſprich mir, die nächſte Woche nicht über den Berg zu gehen und bei mir und dem Kinde zu bleiben." — „Das kann nicht ſein", erwiderte Sepp nach einigem Beſinnen; denk' nur an die vielen Koſten, die jetzt wieder kommen werden." — „Aber ich habe ſo Angſt, das Kind könnt' plötzlich ſterben," ſagte Regele leiſe. —„So ſchnell geht das nicht," meinte Sepp, die Thüre öffnend, „und wenn's etwa ſchlimmer werden ſollte, ſo kannſt du mir ja Bericht machen."

Regele ſchwieg. Es nahm das alte Gebetbuch zur Hand, um Hülfe bei Dem zu ſuchen, der allein das einſame kämpfende Herz zu tröſten vermag.

Sepp ging zuerſt durch die Dämmerung die Wieſen abwärts, dann lenkte er nach der Straße hinüber. „Ich werde nun doch den langen Winter wieder traurig genug zubringen müſſen," ſchloß er den Widerſtreit ſeiner Gedanken, als er an den Löwen hinantrat.—

Der letzte Tag der folgenden Woche war bereits zur Hälfte verfloſſen und Sepp hatte noch keinen Bericht von daheim erhalten. Jetzt bangte ihm vor der abendlichen Heimkehr. Da kam ſchon um die Mittagszeit eine Nachbarin mit der Meldung, er ſolle gleich heimkommen, es ſtehe ſchlimmer mit dem Kinde. Sepp machte ſich mit der Botin ſchweigend auf den Weg; eine drückende Bangigkeit band ihm die Zunge, er wagte keine einzige Frage zu thun. Droben auf dem Berge ſagte ſeine Begleiterin: „Du mußt es doch erfahren, Sepp; das Kind iſt ſchon geſtern geſtorben; aber Regele wollte durchaus nicht zugeben, daß man dir ſogleich Bericht mache." Sepp blieb erſchrocken ſtehen. „Warum hat es das nicht zugeben wollen?" fragte er nach einigem Beſinnen mit einem ſcheuen Blick auf ſeine Nachbarin; „was hat es geſagt?" — „Ich weiß Nichts," gab die Frau zur Antwort, „obgleich mich's ſelbſt gewundert hat. Aber ſchrecklich hat Regele gethan, den ganzen Tag und die Nacht hindurch hat es das todte Kind nicht aus den Armen gelaſſen und dabei gejammert und geweint, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Heut iſt es ganz ſtill und ruhig geworden."

Als Sepp in die Stube trat, ſchrack er zuſammen über dem Anblick ſeines jungen Weibes. Es war, als ob Regele in der einen

Woche um viele Jahre gealtert hätte. Es saß still neben dem Bette, das weiße Todtenkleidchen nähend; aber die braunglänzenden Augen lagen erloschen hinter den verweinten Lidern und aus dem todtenbleichen Gesichte schien der letzte Blutstropfen entflohen zu sein. Sepp wagte keine Frage über den Tod des Kindes. Er zog das Haupt der armen Mutter bewegt an seine Brust und sagte leise: „Tröste dich, gutes Regele, wir sind ja noch jung und was wir verloren, kann uns wieder geschenkt werden." — Regele schüttelte langsam mit dem Kopfe. „Nein, Joseph, was verloren ist, kommt nicht mehr zurück. Aber geh' du jetzt," fügte es wehmüthig hinzu, und mache dem Kinde sein letztes Ruhebettchen."

Regele blieb die ganze Nacht neben dem Särglein sitzen, in das am Abend die kleine Leiche gelegt worden war. Alles Zureden Sepp's, es solle sich doch ein wenig niederlegen, war fruchtlos. „Laß mich, Joseph," sagte es „ich kann jetzt dann wohl lange Ruhe haben." — Aus den noch übrig gebliebenen Blumen seines Brautkranzes flocht es das Todtenkränzchen und legte die Rose, die Sepp als Bräutigam am Hute getragen, in die wie zum Gebete zusammengefalteten Todtenhändchen. „So geht das letzte Freudenzeichen mit dir in's Grab," flüsterte die Mutter, des Kindes bleiche Lippen und die geschlossenen Aeuglein küssend, „das Leid allein darf zurückbleiben."

Als die einsamen Eltern von dem kleinen Grabe zurückkamen, setzte sich die Mutter neben die Kiste, in der sie ihre Habseligkeiten hergebracht und fing an, darin herumzukramen. „Was willst du da machen, Regele?" fragte Sepp. — „Ich möchte nur die kleinen Kleidchen zusammenlegen, zum Andenken, Joseph."

Am Montag Morgen sagte Sepp: „Ich will heute bei dir bleiben, Regele ich mag doch nicht recht an die Arbeit gehen." — „Nein, nein " antwortete dieses, „geh' du deinem Verdienste nach, ich möcht' auch lieber allein sein." — „Dann komm' ich Abends nach Haus," meinte Sepp. — „Wie du willst, sagte Regele wehmüthig, aber jetzt geh', Joseph." Es reichte ihm die Hand und küßte ihn; Sepp ging.

Als er am Abend heimkam, war die Hausthüre verschlossen. Regele wird zu einer Nachbarin gegangen sein, dachte er und fand den Schlüssel in dem gewohnten Winkelchen hinter der Schwelle, wo er früher für das Eine oder Andere in solchen Fällen verborgen worden war. Sobald Sepp in der Stube ein Licht angezündet, bemerkte er, daß Regele's Kiste nicht mehr an ihrem Platze stand. Auf dem Tische lag ein kleines Papier, das er hastig auseinanderfaltete. Mit

mühsamer Hand standen folgende Worte darauf geschrieben: „Lebe wohl, Joseph, ich gehe wieder heim zu meiner alten guten Herrschaft. Glaube mir, es ist besser so. Ich habe dich lieb gehabt und Gott weiß es, ich werde dich nie vergessen können; aber wo der Segen unschuldiger Kinder an den Eltern verloren geht, da könnten diese nur noch in Sünde beisammen bleiben. Besser ist's auch, du suchst michnicht; es würde nichts nützen, — wenn du mich auch zwingen wolltest, wieder zu dir zu kommen. Noch einmal, lebe wohl, herzlieber Joseph." —

Sepp stand lange Zeit unbeweglich in das Licht starrend. Dann zog er seine Sonntagskleider an und wanderte, das Haus verschließend, in die Nacht hinaus.

Erst nach mehreren Tagen kam er wieder in's Dorf zurück, und bald darauf hieß es, er habe dem Schreiner Michele sein Heimwesen verkauft. Die Nachbarn wunderten sich und fragten; aber Sepp war wortkarg und sagte blos: ich will noch einmal auf die Wanderschaft.

Sobald er das Geld für sein Häuschen empfangen, ist er, das alte Felleisen auf dem Rücken, aber nicht mehr das frohe Gewissen in der Brust, das Thal hinabgewandert. Er wandert nach vielen Jahren noch heute, verkommen und zerlumpt, öfters fechtend als arbeitend, überall eine widerwillige Last der Zimmermannsherbergen, ruhelos in der Welt umher. –

Die Freiämter Deputirten und General Massena.

Die Freiämtler sind von jeher gewesen, wofür sie mit Recht heute noch gelten, nämlich ein spekulatives, kluges Völklein, das sich in günstigen Zeitumständen auf seinen Vortheil versteht, in schlimmen aber den Schaden zu wenden weiß. Wie dieses Völklein heutzutage aus leerem Stroh blanke Dukaten prägt und seine unansehnlichen Bauernhäuser in wahre Paläste umwandelt, ist weltbekannt — sind ja die Wohlener Strohbänder und Schnürchen eine theure und gesuchte Waare selbst jenseits der Meere. Weniger bekannt ist, welche Bewandtniß es mit dem Schadenwenden und Salviren in schlimmen Zeiten hat. Oder wer weiß z. B., wie sich die Freiämtler im Kriege zwischen den katholischen Orten und Bern von 1712 durchhalfen? — Damals kalkulirten die Katholischen: die Freiämtler sind, als unsere Glaubensgenossen, auch unsere natürlichen Vorposten gegen das reformirte Bernbiet; wir müssen uns daher ihrer Treue und Wachsamkeit versichern. Zu diesem Zwecke schickten sie eine ansehnliche De-

putatſchaft in's Freiamt, welche die Leute über ihre wichtige Aufgabe aufklären und ſie in Eid und Pflicht nehmen ſollte. Die Ausgeſchoſſenen des Ländchens hörten die Botſchaft der gnädigen Herren und Obern von Luzern mit geziemendem Ernſte an und zogen ſich dann zurück zu gemeinſamer Berathung. Nachdem ſie das Für und Gegen geprüft und abgewogen, traten ſie wieder vor die hohe Geſandtſchaft der fünf Orte und ihr Obmann erklärte im Namen Aller laut und feierlich: „Wenn die Berner chömmit, ſo ſchüßit mir nit; wenn ſie aber nit chömmit, ſo wend mer Standare halte.“ Die gnädigen Herren von Luzern hatten gut auf eine andere Antwort dringen; die Freiämtler behaupteten, daß ſie ihres Landes Wohl und Weh richtig in's Auge gefaßt, und dabei blieb es. —

Die diplomatiſche Klugheit, die dieſen Beſchluß diktirt, iſt keineswegs mit dem Geſchlechte von 1712 ausgeſtorben, ſondern hat ſich unverkümmert auf Söhne und Enkel fortgeerbt. Das zeigte ſich beinahe ein Jahrhundert ſpäter im Jahre 1799.

Damals ſah es betrübt und bedenklich aus im Vaterlande und es war wohl nöthig, daß der gemeine Mann oft mehr Klugheit zeigte, als Diejenigen, die ihm zu Regenten geſetzt waren. Die eigentlichen Regenten indeſſen waren die Franzoſen oder ihre im Lande kommandirenden Generale, und die einheimiſchen Herren, welche blos dem Namen nach regierten, konnten ſelbſt zuſehen, daß ſie nicht irgendwo am unrechten Orte ein mißbeliebiges Wörtlein ſprachen, oder am rechten einen Bückling vergaßen. Schlimmer wurde es noch, als der Franzos ſelbſt nicht mehr alleiniger Regent blieb und vom Bodenſee her Oeſterreicher und Ruſſen heranrückten, die an der Regierung des unglücklichen Landes ebenfalls ihr Theil haben wollten. Die Franzoſen mußten ſich vor dem mächtigen Anpralle des Gegners zurückziehen, und ſo ſtanden bald auf dem rechten Ufer des Wallenſee's, die Linth, den Zürichſee, die Limmat und Aare herab die Oeſterreicher und Ruſſen, die Söhne der großen Nation auf dem andern Ufer. In der Stadt Zürich eilten die Koſacken auf ihren flinken Rößlein die ſteile Münſtertreppe auf und nieder und ſtreckten Kalmüken ihre Lanzenſpitzen nach den Fenſtern empor, in der Meinung, man ſolle ihnen ein Stück Brod daran ſtecken, während die franzöſiſchen Grenadiere auf der Höhe des Uetliberges ſingend und kauderwelſchend um das Wachtfeuer ſaßen, an dem ſie ein „requirirtes“ Schaf brieten.

Dem franzöſiſchen Obergeneral Maſſena, der damals im Städtchen Bremgarten ſein Hauptquartier hatte, gefiel indeſſen das Schweizerländchen viel zu gut, als daß er Willens geweſen wäre, daſſelbe

mit dem Oesterreicher und Russen zu theilen; auch war er nicht der Mann, der einen empfangenen Schlag lange unerwidert gelassen hätte. Man konnte daher diesseits des Uetliberges bald merken, daß es sich um die Vorbereitungen zu einer großen Entscheidungsschlacht handle. Von Genf und andern französischen Grenzorten zogen auf allen Straßen zahlreiche Hülfsschaaren zu dem an der untern Aare und zwischen Reuß und Limmat liegenden fränkischen Heere heran, freilich meistens blutjunge, bartlose Leute, die noch nie Pulver gerochen und nun marschirend auf den Straßen und den großen Dorfplätzen einexerzirt wurden; aber trotz Unerfahrenheit und Jugend waren sie voller Zuversicht, da Massena, der Liebling der Siegesgöttin, wie ihn Bonaparte genannt, an der Spitze des Heeres stand. Nach der Mitte des Septembers sah man auch große Wagenzüge, mit Schiffen beladen, gegen das Freiamt zuführen, die an der Aare aufwärts bis an den Bieler- und Neuenburgersee zusammengesucht worden waren. Ueber dem ganzen Lande lagen Angst und bange Erwartung.

Einer dieser mit Schiffen beladenen Wagenzüge machte Halt in dem kleinen Freiämtler Dorfe Bünzen, das etwa zwei Stunden von Bremgarten, dem damaligen französischen Hauptquartiere, entfernt, an der Bünz liegt, einem ziemlich großen Bache, der zur Regenzeit oft mächtig anzuschwellen vermag. Die Pontons wurden abgeladen, in den Bach gebracht und da an großen Pflöcken festgebunden. Die Bünzener betrachteten das Schauspiel mit erschrockener Verwunderung. So lange die Bünz das Thal herabfloß, hatte ihr Wasser noch nie ein Schifflein gesehen, außer etwa, es hätte sich ein erfinderischer Junge ein solches aus Dachschindeln zum Spielzeuge erbaut; was sollten nun plötzlich die zahlreichen und großen Fahrzeuge zu bedeuten haben? — Diese Frage beantwortete den geängstigten Dorfbewohnern der alte Nachtwächter, der Holländer-Steffen, der mehr als zwanzig Jahre in holländischen Diensten verlebt hatte und daher seinen Namen trug. „Was das heißen soll," sagte er ernst, **mille tonnerre** — die Franzosen wollen eine Schiffbrücke über die Bünz schlagen, weil sie daherum eine Schlacht zu liefern gedenken. **Parbleu** — da bin ich schon mehr dabei gewesen. Die Schiffbrücken schlägt man zum Avanciren und Retiriren; aber drum herum geht's immer am blutigsten her. **Mille tonnerre**, das muß ich am besten wissen."

Diese Auskunft des alten Kriegsmannes verbreitete im Dörfchen Jammer und unsägliche Bestürzung. Wußten doch die Alten, wenn auch nur vom Hörensagen, noch genug zu erzählen, wie es damals hergegangen, als die Ländler und Berner vor neunzig Jahren

drüben auf der Langelen ſich geſchlagen hatten. Die flüchtigen Katholiſchen konnten ſich nicht über die angeſchwollene Bünz retten und mußten ihren Rückweg durch das Dörfchen nehmen; aber die welſchen Berner Dragoner folgten ihnen auf dem Fuße und hieben nieder, was ſie mit den langen Pallaſchen erreichen konnten. Als einige der Flüchtigen, hinter Häuſern verſteckt, hervorſchoſſen, ſtand in wenigen Augenblicken das halbe Dörfchen in Flammen, und als der Kampf vorbeigetobt war, lag neben den rauchenden Feuerſtätten mancher Bünzener in dem feſten Schlafe, von dem Keiner wieder aufwacht. Barmherziger Himmel — wie ſollt' es nun erſt werden, wenn ſich da Franzoſen und wilde Ruſſen herumſchlugen? — Der junge Kaplan ſuchte zwar den Wehklagenden nach Kräften Troſt einzureden. Eine Schlacht werde hier ſicherlich nicht geſchlagen, ſondern da, wo ſich die Feinde gegenüberſtünden, alſo drüben im Limmatthale, etwa bei Zürich, oder vielleicht auch drunten an der Aare bei Windiſch, und die Schiffe würden ſchon wieder aus der Bünz verſchwinden, wenn es an der Zeit ſei. Aber der gute Mann kam übel an mit ſeiner Weisheit. Was der Bücherwurm von ſolchen Dingen verſtehen ſollte, brummte der Holländer-Steffen, in ſeinem militäriſchen Ehrgefühl verletzt, und die heulenden Weiber ſekundirten ihm nach Kräften. Der Kaplan habe gut reden, ſchrien ſie, er müſſe weder wegen Vieh noch Kind Kummer tragen und könne den Staub von den Füßen ſchütteln, wenn es zum Fehlen gehe. — Die Männer waren gleichfalls dieſer Meinung, und ſelbſt der alte Schulmeiſter, das herkömmliche Orakel des Dorfes, gab ſeine Anſicht dahin ab: die Langelen habe es in ſich. Es ſei nun ſchon zweimal auf derſelben geſchlagen worden, und was ſich gezweiet, werde ſich dritten müſſen. — Gott möge ſich der armen Unſchuldigen erbarmen! —

Es iſt immer ein großes Glück, wenn der Hirte von unerſchrockener Klugheit bleibt, wo der Wolf mit ſchreckenvoller Verwirrung in die Heerde fährt. Das konnten jetzt auch die Bünzener erfahren, die einen klugen und umſichtigen Gemeindevorſteher hatten. War dieſer der reichſte Mann im Dorfe, ſo war er auch der Beſcheidteſte, wie ſich das von ſelber verſteht, und hieß nicht umſonſt Peterli Wohlrath. Er ließ daher noch am ſelben Abend die Bürgerverſammlung einberufen, um die ernſte Lage des Vaterlandes in gemeinſame Berathung zu ziehen. Die bloße Einladung zu dieſer Verſammlung, die der Holländer-Steffen kraft ſeines Amtes im Dorfe herumtrug, war hinreichend, in manchem bekümmerten Herzen ein Lichtlein des Troſtes aufzuſtecken. Es ging wie eine Ahnung durch die bangen Gemüther, der würdige Ortsvorſteher möchte einen Weg entdeckt haben, der aus der drohenden Noth zur Rettung führe.

Und dieſe Ahnung ſollte auch nicht getäuſcht werden. Peterli Wohlrath ſprach zu den verſammelten Bürgern, zwiſchen die ſich ängſtliche Weiber und Kinder hereingedrängt hatten, mit beweglichen Worten von der Gefahr, die dem Dorfe drohe. Mit allen Sachverſtändigen ſei er ſelbſt der Meinung, daß eine große Schlacht bevorſtehe und dieſelbe hier in Bünzen geſchlagen würde, wie leider die in der Bünz befindlichen Schiffe zur Genüge bewieſen. In dieſem traurigen Falle ſei nur zu gewiß zu erwarten, daß kein Stein des Dorfes auf dem andern bleiben werde.

Dieſe aus ſo klugem und offiziellem Munde kommende Beſtätigung der ſchon herrſchenden Befürchtungen konnte natürlich ihren Eindruck nicht verfehlen; aber als wohlberechnender Redner machte Peterli Wohlrath eine lange Pauſe, um ſeine Worte in ihrer ganzen Wirkung austönen zu laſſen. Die Verſammlung erſcholl von Jammer und Wehklage, bis endlich eine Stimme rief: „Jeſus Maria, Herr Ammann, Ihr werdet doch das Unglück nicht geſchehen laſſen.“

Der alſo Angerufene erhob langſam das Haupt und begann wieder in bedächtigem Tone: „Ja, das allerdings iſt auch meine Meinung, wir dürfen das Unglück nicht geſchehen laſſen; aber wie es verhindern, iſt eine andere inhaltsſchwere Frage.“ — Der Redner machte abermals eine Pauſe. Alle Köpfe ſtreckten ſich neugierig und erwartungsvoll empor und durch die ganze Verſammlung ſummte es: „Ja — wie iſt das zu machen!“ — „Ich glaube ein Mittel gefunden zu haben,“ fuhr der würdige Vorſteher nach einer Pauſe fort — „wir ſchicken eine Deputatz an den Obergeneral und erſuchen ihn, ſeine Schlacht an einem andern Orte zu ſchlagen. Das iſt meine Meinung.“ — Die hoch emporgereckten Köpfe ſanken wieder zurück, um ſich gegenſeitig mit ſtaunender Bewunderung anzuſchauen.

Ja, das war es; — mit einem einzigen Worte war das Errettungsmittel genannt, ſo klar und einfach, und doch war's vorher Keinem eingefallen. Nach dem erſten Schweigen der Verwunderung über die eigene Einfalt und der Bewunderung der ortsvorſteheriſchen Weisheit machte ſich das dankbare Gefühl in einem lauten und allgemeinen Beifallrufen Luft und nach wenigen Minuten waren der Ammann und der alte Schulmeiſter mit der Ehre beauftragt, dem General Maſſena den nöthigen Staatsbeſuch zu machen. —

In der erſten Dämmerung des folgenden Morgens war vor dem Hauſe Peterli Wohlraths ſchon das ganze Dorf verſammelt, um den beiden Ehrengeſandten noch die letzten Glückwünſche mit auf den Weg zu geben, und dieſe ſchritten denn auch bald im vollen

Bewußtsein ihrer Würde und hohen Aufgabe auf der Straße nach Bremgarten hin. Der Ammann trug in einem Quersacke zwei sehr respektable Schinken, die bisher vor den Luchsaugen der Requisition gerettet worden waren, über die Schulter, während der Schulmeister in einem saubern Wattsäcklein ein Quantum der auserlesensten gedörrten Birnenschnitze nachbündelte. Das waren wie man sich noch allzuwohl aus den kaum vergangenen Landvogtszeiten erinnerte, sehr probate Mittel zur Erreichung hoher Staatszwecke. Die weitern Mittel jedoch zu dem diesmal beabsichtigten Ziele machten den beiden Männern mit jedem Schritte vorwärts größeres Kopfzerbrechen, und kaum eine Viertelstunde außerhalb des Dorfes war der sonst ehrgeizige Ammann schon halbwegs bereit, dem Schulmeister die Ehre des Sprechers vor dem Obergeneral mit allen Folgen abzutreten. Der Schulmeister sträubte sich mit der seiner Stellung angemessenen Bescheidenheit dagegen, und die beiden Gesandten verweiseten immer lauter darüber hin und her, bis sie durch rasche hinter ihnen herkommende Schritte unterbrochen wurden. Ihr anfängliches Erschrecken war jedoch überflüssig gewesen. Es war nur der Holländer-Stöffele, des Holländer-Steffen zwölf- bis vierzehnjähriger Sprößling, der aus dem dämmernden Nebel heraustrat. „Was thust du schon da draußen?“ fragte der Schulmeister, seinen Dreiröhrenhut fester andrückend, den Knaben.

„Nichts für ungut,“ antwortete dieser mit einem hellen Aufleuchten der klugen braunen Augen, „ich möchte mit euch nach Bremgarten — ich möcht' den Obergeneral einmal sehen.“

„Was, du Hudelbub?“ rief der erste Ehrengesandte ärgerlich, „pack' dich auf der Stell' wieder heim, wenn du nicht da von dieser Kirschensuppe zum Imbiß willst.“ Dabei hob er auf eine eben nicht einladende Weise seinen knotigen Marktstecken empor. Der Knabe wich rasch einige Schritte zurück und besann sich einen Augenblick. „Hört,“ sagte er dann unterwürfig, „laßt mich nur mitgehen, Herr Ammann; ich will Euch bis Bremgarten den schweren Sack tragen und dann kann ich ja etwa auf der Brücke warten, bis der General einmal vorbeireitet.“

Dieser allerdings annehmbare Antrag stimmte den Stolz des Dorffürsten schon etwas gnädiger und der zweite Ehrengesandte kam dieser Gefühlsänderung rasch zu Hülfe. Derselbe hatte nämlich alsbald überlegt, daß ihn die Anwesenheit des Knaben von dem bereits unbequemen Gespräche über die Sprecherwürde befreien könnte, und er sagte deshalb: „Wer weiß, Herr Ammann, der Bube hat ein flinkes Maul und von den Soldaten schon allerlei welsche Bro-

cken aufgeſchnappt; vielleicht könnt' er uns bei den Poſten oder ſonſt dienlich ſein. Auf der Straße kann er ja immer mitgehen."

Der erſte Ehrengeſandte fand gegen dieſes Argument keine ſtichhaltige Einwendung. Nachdem er ſeinen Querſack von der Schulter genommen und denſelben dem Knaben aufgehalst hatte, ſetzte ſich der Zug wieder in Bewegung, voran mit bedächtigen Schritten und noch bedenklichern Geſichtern die beiden Männer, die Dreiröhrenhüte trotz des kühlen Herbſtmorgens oft von der Stirne nehmend; hintendrein leichtfüßig der Junge, der trotz des ſchweren Querſackes nicht unterlaſſen konnte, ſeinem frohen Muthe dann und wann durch einen Seitenſprung Luft zu machen.

Der Tag war kaum vollſtändig angebrochen, als die wunderliche Geſandtſchaft aus dem Walde hervor gegen Bremgarten herabzog. Der Morgennebel lag noch feſt auf den Krümmungen der Reuß zuſammengegürtet, kaum von den erſten Sonnenſtrahlen übergoſſen, oder ſpielte in leichtern Wölklein um die Thürme und Spitzgiebel des alten Kloſterſtädtchens; aber in den engen Straßen desſelben rauſchte und toste ſchon ein Leben, als ob da nie an eine Nachtruhe gedacht worden wäre. Ueber die hölzerne Reußbrücke ſprengten zu und ab rothbuſchige Reiter, daß das alte Fugenwerk bis in den Grund des Waſſers hinab erdröhnte; weiterhin in der Straße wimmelte bärenmütziges Fußvolk durch einander, und vor dem Gaſthofe zum Hirſchen gar, wo der Obergeneral wohnte, ſummte es wie ein Bienenſchwarm. Heranſprengende Reiter ließen ihre dampfenden Roſſe einfach auf der Straße ſtehen und eilten, unbekümmert um die Thiere, die ſteinernen Stufen hinan, die zur Hauptthüre führten; aus dieſer hingegen kamen ebenſo eilfertig andere bärtige Geſichter in prächtigen Uniformen, die ſich auf das nächſte beſte Rößlein warfen und davongaloppirten. Unſere Geſandten, die ſich mühſam bis hieher durchgearbeitet, ſtanden mit ihren Hüten in der Hand angſtvoll in dem Gewirre, jeden Augenblick in Gefahr, von einem Hufe getreten oder überritten zu werden, ohne zu wiſſen, an wen ſie ſich in dieſem welſchenden Haufen um Rath und Beiſtand wenden ſollten. Kein Menſch mochte ſie nur eines Blickes würdigen, mit wie bangfragendem Geſichte ſie auch an Dieſem oder Jenem emporſchauten. „Ihr werdet ſehen," ſagte der Schulmeiſter leiſe zu ſeinem Mitgeſandten, „die Schlacht geht ſchon dieſen Morgen an und wenn wir heimkommen, iſt Alles vorüber — daß Gott erbarm'." — „Das könnt' wohl ſein," erwiderte der Ammann, den Schweiß mit dem Rockärmel von der Stirne wiſchend; „wenn wir nur bei'm General wären — die Red' wollt' ich am

Ende ſelbſt halten." — „Ja, aber der Kerl da droben an der Thür läßt uns ſicherlich nicht hinein," ſeufzte der Schulmeiſter, „mir iſt's, ich ſeh' noch Blut an ſeinem langen Säbel." — „Das mein' ich auch," gab der Ammann kläglich zurück — „aber wie es immer geh', Ihr ſeid mir vor der Gemeinde Zeuge, daß ich meine Pflicht gethan habe — Schulmeiſter."

In dieſem Augenblick ließ Stöffele, der bisher ruhig hinter den beiden Geſandten geſtanden, ſeinen Zwerchſack auf den Boden fallen und drängte ſich mit einem lauten „Der Kapitän, der Kapitän, der ſo lange im Dorfe geweſen iſt" — der Treppe zu. Die beiden Männer ſchauten ihrem bisher ganz vergeſſenen Begleiter verwundert nach, der in flinkem Sprunge droben an der Thüre neben einem jungen, hochgewachſenen Offiziere ſtand. Ihr Erſtaunen wurde nicht vermindert, als ſie ſahen, wie Stöffele den Militär friſch anredete und nach wenigen Worten von dieſem lächelnd an dem grimmig ausſehenden Poſten vorüber in's Haus geführt wurde.

„Das iſt ein Teufelsbub," brachte endlich der erſte Geſandte ſtoßweiſe hervor, „am Ende macht der die ganze Geſandtſchaft allein ab."

„Wenn's nur hilft," meinte der Schulmeiſter zaghaft, „mir wär's einerlei."

Der Ammann, deſſen Ehrgeiz ſich bei dem Gedanken, ſo ſchmählich um den Erfolg ſeiner Rathſchläge betrogen zu werden, wieder zu regen anfing, würde ſich wahrſcheinlich mit der Demuth ſeines Kollegen nicht einverſtanden erklärt haben; aber während er in rathloſer Verwirrung noch hin und her dachte, erſchien auch Stöffele in Begleit des Offiziers ſchon wieder unter der Hausthüre. Mit leuchtenden Augen kam er die Treppe herabgeſprungen und rief ſeinen Begleitern zu: „Kommt, kommt ſchnell, der Obergeneral hat jetzt einen Augenblick Zeit und will euch anhören." Der unter der Thüre ſtehen gebliebene Offiziere machte ebenfalls eine raſch heranwinkende Handbewegung. Der erſte Geſandte faßte ſeinen Zwerchſack in beide Hände, der zweite ſtieß einige unverſtändliche Worte hervor, die wie ein klagender Anlauf zu einem Gebete klangen, und dann ging's wie im Traume die Stufen hinan, an dem wildausſehenden Poſten vorüber den Gang entlang, bis der Offizier eine Thüre öffnete und ſeine Begleiter halb hineinſchiebend mit tiefer Stimme ſagte: „Der Obergeneral."

Das Wort klang wie ein dröhnender Glockenſchlag an die von innerer Aufregung und dem eben durchlebten Waffengetöſe betäubten Ohren; aber den Abgeſandten wurde doch alsbald leichter zu Muthe,

als ſie die Augen aufſchlugen und ſich in einer von frühern Markt- und Kirchweihtagen her wohlbekannten Stube befanden. Wie oft hatten ſie in jener Ecke mit fröhlichen Bekannten einen Schoppen getrunken oder waren in jüngern Jahren durch dieſe Thüre mit ſchäkernden Mädchen nach der Tanzſtube hinübergegangen! Freilich ſah der Raum jetzt etwas verändert aus; ſtatt der ſchönen Heiligenbilder, die ehemals an den Wänden hingen, waren da nun große Papiere feſtgenagelt, auf denen ſich allerlei ſchwarze oder buntbemalte Striche wunderlich genug durch einander kreuzten, auf dem Tiſche lagen ebenfalls große Papierhaufen, und auf dem kleinen Tiſche, der unter dem Spiegel ſtand, blinkten neben einigen Piſtolen ſogar Säbelklingen hervor. Aber gleichwohl war's den beiden Männern wie auf einen Schlag leichter um's Herz geworden, ſie befanden ſich auf wohlbekanntem Boden, der feſt unter ihren Füßen ſtand. Und der Obergeneral ſelbſt — anderswo hätten ſie's keinem Menſchen geglaubt, daß das der gefürchtete Maſſena wäre, bei deſſen bloßem Namen die trotzigſten Soldaten mit unwillkürlichem Reſpekte an die Mütze langten. Sie hatten ihn die letzte Zeit über wohl ſchon etwa geſehen; aber immer nur von einer Schaar hoher Offiziere oder den gefürchteten rothen Huſaren umgeben, deren wallende Roßhaarſchweife noch lange ſichtbar durch die Staubwolke flatterten, die ſich in ihrem wilden Begleite über die Straße dahinwälzte. Jetzt ſtand hinter dem papierbedeckten Tiſche ein mittelgroßer, dunkelhaariger Mann, ohne Bart noch Kopfbedeckung, in einen weiten Schlafrock gehüllt. Unſer Kaplan hat einen ſchönern, mußten Ammann und Schulmeiſter beim erſten Anblick denken. Als er auf die tiefen Bücklinge der Eingetretenen mit einem leichten Kopfnicken gegrüßt, warf er ſeine Augen nach Stöffele. Er griff nach einem Teller, auf dem die prächtigſten Aepfel und Birnen lagen, hob ein Stück in der rechten Hand empor und rief: „Nun, kleiner Schelm, kannſt du das fangen?“ Damit warf er eine Birne in hohem Bogen über den Tiſch herüber und richtig — Stöffele hatte ſie wie eine flinke Katze mit den Händen aufgefangen. Der General lachte, nahm eine andere Birne, that einen herzhaften Biß darein und nickte dem Jungen zu: „Sie ſind gut, probier's nur.“

Dieſe unerwartete Aufnahme half dem Muthe der Abgeordneten vollends auf die Füße und der Ammann machte dem Schulmeiſter bereits durch einen wohlgemuthen Rippenſtoß bemerklich, daß er auch ſeine Rede wieder vollſtändig im Reinen habe, als der General, eine zweite Birne ergreifend, ſagte: „Nun, ihr guten Leute, was wollt ihr von mir?“

Dieſe Anſprache brachte den geſandtſchaftlichen Redner in einige Verwirrung; ſie paßte ſo ganz und gar nicht zu dem Kunſtwerke, das er ſich in Gedanken zuſammengeſetzt, und er nahte ſich daher ſeinem Nebenmanne mit einem etwas höflichern Ellbogengruße als vorhin. Es war nur die dringende Bitte um das Zuflüſtern einiger paſſender Anfangsworte. Aber der Schulmeiſter, dem der Muth ebenfalls gewachſen, und der ſich durch die Frage des Generals in keinem Concepte geſtört fand, mißverſtand dieſe Bitte; er begann ſich deshalb unter leiſem Räuſpern die Hände zu reiben und hob alsdann ſelbſten an: „Herr Oberſter und General, Herr Obergeneral vielmehr — es handelt ſich von wegen der vorhabenden Schlacht und der Schiffbruck —“

Bei dieſem gelungenen Anfange blieb die Rede plötzlich ſtecken und der Redner ſtolperte entſetzt über ſein Schnitzſäcklein zurück, das er in anfänglichem Eifer zwiſchen die Füße geſtellt hatte. Es war ſich juſt auch nicht zu wundern; und der Ammann und ſelbſt der kecke Stöffele ſahen erſchreckt nach dem General hinüber. Denn kaum hatte der Schulmeiſter mit nachdrücklicher Betonung das Wort „Schiffbruck“ ausgeſprochen, als des Feldherrn bisher ſo freundliches Geſicht wie eine vom Blitze durchfurchte, dunkle Wetterwolke aufleuchtete und er mit einem lauten Sacredieu einen weiten Sprung in die Stube that.

„Was weißt du von einer Schiffbrücke,“ rief er, hart an den Schulmeiſter herantretend, „wo ſoll es eine ſolche geben? wer hat dir davon geſagt — Mann?“

Aber der ſo barſch Gefragte war nicht im Stande, eine Antwort zu geben; er deutete, einen kleinen Schritt nach dem andern zurückweichend, nur mit dem Finger auf ſeinen Amtsgenoſſen.

„Nun?“ — fragte der General, ſein Geſicht haſtig dem Amtmann zuwendend.

Dieſer mochte empfinden, daß der entſcheidende Augenblick gekommen war; aber da ihm ſeine Rede nun vollends verloren gegangen, erhob er ebenfalls die Hand und brachte, auf Stöffele deutend, mühſam die Worte hervor: „Der Vater des Jungen hat's geſagt — der weiß es am Beſten.“ Ueber das Geſicht des Feldherrn glitt wieder ein Lächeln, als er einen Augenblick die erſchrockenen Männer betrachtet. Dann kehrte er ſich zu Stöffele und fragte: „Nun, Kleiner, was hat dein Vater geſagt — was weißt du von einer Schiffbrücke?“

Der Kleine erhob den ſchwarzen Krauskopf, dem Feldherrn friſch in's Geſicht ſchauend. „Ja, ſeht, Herr General, die Sache iſt

ſo. Geſtern haben Eure Soldaten mächtig große Schiffe zu uns nach Bünzen gebracht und ſie dann in der Bünz feſtgebunden; da ſagte mein Vater, Ihr wolltet da über den Bach eine Schiffbrücke ſchlagen und dabei dem Ruſſen eine Schlacht liefern, wobei unſer ganzes Dorf verbrannt und zuſammengeſchoſſen werde."

„Und deshalb ſollen wir den gnädigen Herrn General im Namen unſerer Gemeinde um Gottes und der Heiligen Barmherzigkeit willen bitten, die Schlacht an einem andern Orte zu ſchlagen," fiel der erſte Geſandte mit kläglicher Stimme ein.

Der General warf einen raſchen Blick auf die an der Wand hängende Karte und brach dann in ein ſchallendes Gelächter aus; dabei fuhr er mit beiden Händen dem Knaben nach dem Kopfe und krabbelte mit den Fingern koſend in den krauſen Haaren herum. Aber plötzlich hielt er wieder inne und ſchien einen Augenblick in ernſtes Nachdenken verloren.

„Was iſt dein Vater, Kleiner?" fragte er alsdann Stöffele in das Geſicht ſchauend.

„Er iſt Nachtwächter daheim," erwiderte der Knabe.

„So, ſo; haſt du noch mehr Geſchwiſter?"

„Noch ſechs, Herr General."

„Sieben alſo; aber wie viel Kühe habt ihr im Stalle?"

„Oh," fiel der erſte Geſandte, der über der Heiterkeit des Feldherrn ſein Fahrwaſſer wiedergefunden hatte, räuſpernd ein, „das ſind die ärmſten Leute in unſerm Dorfe; ſie haben nur zwei Ziegen und müſſen wohl manchmal von der Gemeinde unterſtützt werden."

„Wie viel Stück Vieh beſitzt denn Ihr?" fragte der General nach dem Sprecher blickend.

„Je nachdem," erwiderte Peterli Wohlrath, indem er ſich ein wenig hob, „fünfzehn bis zwanzig — unterſchiedlich."

„Warum iſt denn der Vater des Kleinen da ſo arm? Taugt er nichts?"

Der zweite Geſandte hielt dieſe Gelegenheit paſſend, ſich in der Gunſt des Feldherrn wieder rehabilitiren zu können. Er ſagte daher, mit einem Bückling beginnend: „Das juſt nicht, gnädiger Herr Obergeneral; er war über zwanzig Jahre Soldat in Holland, und die alten Soldaten ſind immer arme Schlucker."

Der Feldherr wendete ſich mit einem ſcharfen Blinzeln ſeiner dunkeln Augen wieder dem Knaben zu. „So, Kleiner," ſagte er, ihm mit der Hand über die braune Wange ſtreichelnd, „du biſt ein Soldatenkind -- hab' ich mir's doch gleich gedacht. Aber ſag', möchteſt du nicht auch ein Soldat werden?"

Stöffele ſchüttelte mit dem Kopfe. „Nein, Herr General, ich möchte ein Doktor werden.“

„So, ein Doktor — und warum denn das?“

„Ja, ſeht, Herr General,“ erwiderte der Knabe, ſeine braunen Augen aufſchlagend, „als im Sommer ſo viele verwundete Soldaten die Straße nach Lenzburg hinabgeführt wurden und ſie manchmal ſo elend nach einem Doktor ſchrien, da hab' ich mir gedacht, das wär' doch das Schönſte, ein Doktor zu ſein, um den armen Leuten helfen zu können.“

Der General legte die Hand an die Stirn und begann in langen Schritten die Stube auf und nieder zu gehen. Plötzlich blieb er vor den erwartungsvollen Abgeordneten ſtehen und ſagte mit ernſtem Geſichte: „Was euer Anliegen betrifft, da iſt ſchwer zu helfen. Allerdings ſind die Vorbereitungen mitten in euerm Dorfe zu einer Schiffbrücke getroffen, um daſelbſt eine Schlacht zu ſchlagen. Am Beſten, ihr zieht ſogleich mit Weib und Kind weg; iſt die Schlacht vorbei und das Dorf zuſammengeſchoſſen, ſo könnt ihr dann ein neues aufbauen.“

Dieſe mit eiskaltem Ernſt geſprochenen Worte fielen wie ein Donnerſchlag auf die bereits erſtarkenden Hoffnungen der Abgeordneten. Der Schulmeiſter ſtieß einen tiefen Seufzer aus, während der Ammann ſich mechaniſch niederbückte, um ſeinen Zwerchſack zu öffnen. Der General, der die Abſicht dieſer Bewegung errathen mochte, machte eine abwehrende Handbewegung und fuhr nach einem dumpfen Schweigen wieder fort: „Ihr dauert mich, aber meine Pflicht iſt ſtreng. Es gäbe vielleicht ein einziges Hülfsmittel. Eure Gemeinde bezahlt mir 3000 Kronen an die Koſten, die ich bereits zur Herſchaffung der Schiffe nach Bünzen gehabt; aber wohlverſtanden, freiwillig und nicht als Kontribution. Dann will ich ſehen, wie ich's vor der Regierung verantworte und ein anderes Schlachtfeld aufſuchen. Bis heute Abend muß ich jedoch Geld oder gute Geiſeln in Händen haben.“

Die Abgeordneten hatten dieſen Vorſchlag mit athemloſer Angſt angehört. Mit demſelben war ihnen die ſchwerſte Laſt vom Herzen genommen; aber Peterli Wohlrath begriff ſogleich, daß es ſich nun darum handle, die minderſchwere noch möglichſt zu erleichtern. Seinen Zwerchſack wagte er nicht mehr aufzuheben; dagegen fing er mit etwas kläglicher Stimme an: „Dreitauſend Kronen für eine arme Gemeinde —“

Der General zog eine große goldene Uhr hervor und ließ ſie durch einen Fingerdruck anſchlagen. „Es iſt jetzt 9 Uhr,“ ſagte er ſtreng. „Bis Abends 6 Uhr habt ihr Zeit. Nachher iſt's zu ſpät.“

Er zog an einer Klingel und sogleich trat ein Offizier herein. „Zwei Grenadiere begleiteten diese Leute nach Bünzen, um bald möglichst Rapport zu erstatten.“ Der Offizier öffnete die Thüre, und die Gesandten standen wieder ebenso rasch draußen auf der Straße, als sie hereingetreten waren. Stöffele kam erst einige Augenblicke hintendrein gesprungen. „Seht, das hat mir der brave General für meinen Vater gegeben,“ rief er, seinen Begleitern die nur leise geöffnete Hand entgegenstreckend, zwischen deren kleinen Fingern ein glänzendes Goldstück hervorblinkte. Alsbald traten zwei Grenadiere heran, und marsch ging's über die Brücke hinaus die Straße nach Bünzen zu. —

Die daheimgebliebenen Bünzener, die den Vormittag in banger Erwartung durchlebt hatten, saßen noch nicht beim Mittagessen, als der Holländer-Steffen den sofortigen Zusammentritt der Gemeinde durch einen Hornruf im Dorfe herum verkündigte, wie dies in dringendsten Fällen bisweilen zu geschehen pflegte. Die Männer liefen spornstreichs dem Gemeindehause zu, und noch war in manchem Topfe nicht fertig gekocht, als sie den bangen Frauen die Nachricht heimbrachten: „Gottlob, nun wird hier nicht geschlagen — wir haben uns um 3000 Kronen von dem Unglücke losgekauft. Ja, der Peterli Wohlrath ist doch ein Mann — wenn wir den nicht hätten!“ —

Waren die Bünzener prompt, so war's General Massena nicht minder. Kaum hatte sich die Sonne auf den Wald geneigt, zog von einer Husarenabtheilung begleitet ein langer Wagenzug in's Dorf. Die Schiffe wurden wieder aus der Bünz gehoben, aufgeladen, und fort ging es auf der Straße nach Bremgarten.

Die Dorfbewohner schickten sich zu einem ruhigern Schlafe an, als die vergangene Nacht; aber noch lagen sie in tiefen Träumen als sie von einem tosenden Donner aufgeschreckt wurden, der über den Bremgartner Berg herüberscholl. Er dauerte in ununterbrochener Heftigkeit den ganzen Morgen fort, und am Nachmittage hieß es, die Franzosen hätten in der Nacht drüben bei Dietikon eine Schiffbrücke über die Limmat geschlagen und die Russen dort und bei Zürich angegriffen. Das ganze Dorf war freudig und bewundernd einverstanden, als Peterli Wohlrath mit nachdenklichem Gesichte sagte: „Was der Massena für ein Mann ist! handkehrum verlegt er die Schlacht von der Bünz mehr als vier Stunden weit über den Berg weg an die Limmat hinüber. Aber wer ist schuld daran?“

Nachdem diese Schlacht den ganzen Tag gedauert und noch am folgenden Morgen ferner Kanonendonner über den Berg her

grollte, kam gegen Abend der Bericht, die Russen seien total auf's Haupt geschlagen, die Franzosen verfolgen sie auf der Straße nach Eglisau und Schaffhausen hin und der General habe sein Quartier bereits wieder in Zürich aufgeschlagen.

Jetzt hintendrein, da alle Gefahr vorüber war, stellten sich allmälig mehrere Bürger auf die Seite des Kaplans, der fortwährend behauptete: Massena habe nie daran gedacht, weder über die Bünz eine Schiffbrücke zu bauen, noch hier eine Schlacht zu schlagen, aus dem einfachen Grunde, weil hier keine Feinde gewesen wären, sondern blos drüben an der Limmat. Die Schiffe seien auch nur in die Bünz gebracht worden, damit sie nach dem langen Landtransport wieder wasserdicht und für den Gebrauch tauglich werden. Diese Ansicht gewann sogar die Oberhand, als man vernahm, daß schon mehrere Tage vor dem Bünzener Schrecken der ganzen Reuß entlang, von Dietwyl bis nach Mellingen hinunter solche Schiffstransporte angelangt und in's Wasser gestoßen, aber fast zu gleicher Zeit wie in Bünzen wieder abgeholt worden waren.

Das Alles jedoch focht am wenigsten den Holländer-Steffen an, obwohl ihm auch mancher Seitenhieb über seine militärische Prophezeihung zugemünzt wurde. Wenige Tage nach der Schlacht war er mit Stöffele vor das Statthalteramt nach Bremgarten zitirt und ihm dort unter einem mit Freudenthränen und sattsamen mille tonnerres gewürzten Erstaunen tausend blanke Kronen eingehändigt worden, „als ein Geschenk des Obergenerals Massena." Eine weitere Eröffnung ging dahin, von demselben General seien dem bekannten und geschätzten Doktor Weißenbach in Bremgarten zweitausend Kronen übergeben worden, der sich dagegen verpflichtet und versprochen, für Stöffele's Heranbildung zum Arzte zu sorgen. Was der Doktor nun vor der Hand beabsichtige, das könnten Vater und Söhnchen bei ihm selbst in Erfahrung bringen.

Das geschah denn auch. Stöffele zog gleich am folgenden Tage nach Bremgarten um dort zunächst die Lateinschule zu besuchen. —

Der zum tüchtigen Arzte ausgebildete junge Mann fand später im russischen und sächsischen Feldzuge noch übervolle Gelegenheit, dem Wunsche nachzuleben, der einst die Seele des Knaben beim Anblicke um Hülfe flehender Verwundeter erfüllt und erschüttert hatte, da er nach kaum beendigten Studien als Feldarzt bei den schweizerisch-französischen Auxiliartruppen eingetreten war. Nach der Auflösung oder Umwandlung dieser Truppen beim Sturze Napoleons in bourbonische Regimenter begab er sich auf Reisen, pflegte aber, nach mehr als zwanzigjähriger Abwesenheit in die Heimat zurück-

gekehrt, die hier mitgetheilte Begebenheit seiner Jugendgeschichte vor den reichen Erfahrungen seiner Männerjahre am liebsten zu erzählen. Dem General Massena hat er ein dankbares Andenken fortbewahrt, doch schloß er gewöhnlich: „Ja, der verstand das Geldmachen, gab sich aber dabei selten so feine Mühe, wie bei den Bünzener Ehrengesandten; davon könnte noch Mancher erzählen im Schweizerlande und anderwärts."

Konrad Meyer.

Konrad Meyer wurde den 3. Sept. 1824 in dem zürcherischen Dorfe Winkel bei Bülach geboren. Er besuchte 1836—1839 die Sekundarschule, trat dann als Kanzlist des Statthalters seines Bezirkes in's Beamtenleben, war 1851—1859 Gemeindspräsident und Gemeindschreiber seiner Heimatgemeinde, fungirte 1859—1862 als Bezirksrichter und siedelte im Frühjahr 1862 nach Zürich über, wo ihm die Hauptagentur der schweizerischen Mobiliar-Versicherungsgesellschaft übertragen wurde. In seiner poetischen Thätigkeit wurde er namentlich durch Salomon Tobler angeregt und durch seinen Freund Rob. Weber gefördert.

Gedichte in schweizerischer Mundart. Zürich, bei Schultheß 1844. Neue Ausgabe, Basel, bei Hauswirth 1860.
Geistliche Lieder. Zum Besten des Waisenhauses in Zürich. 1847. bei Sal. Höhr.
Jubellieder. Zürich, 1848, Meyer u. Zeller.
Die Jungfrau von Orleans. Romantisches Heldenlied. Zürich, bei S. Höhr, 1854.
Lieder der Armuth. Zürich, bei S. Höhr 1656.
Zerstreute Gedichte. Volkswirthschaftliche Schriften.

Konrad Meyer ist einer unserer liebenswürdigsten und begabtesten Dichter. Er hat zwar keinen langen Bildungsgang durchgemacht; im Gegentheil, Alles was er geworden, verdankt er dem Selbststudium und der mit Enthusiasmus betriebenen Lektüre großer Meister. Seine tiefpoetische Natur, von Haus aus mit einem religiösen Gefühl von seltener Reinheit und Tiefe verschwistert, hatte in früheren Jahren eine fast somnambule Feinheit und Zartheit der Intuition wie der Perception; man fühlt dies noch seinen lebhaften Schilderungen der Visionen in der „Jungfrau" an, während dieser Zustand in einzelnen seiner „geistlichen Lieder" beinahe als

etwas Krankhaftes durchſchimmert. Zeigte Meyer ſchon in den alemanniſchen Gedichten ein liebliches Talent, ſo hat er in den „geiſtlichen Liedern“, den „Jubelliedern“ und namentlich in den „Liedern der Armuth“ die tiefſten Herzenslaute eines ächt frommen Gemüthes in einer vollendeten Form wiedergegeben, ſo daß dieſe Erzeugniſſe zu dem Beſten gehören, was die neuere religiöſe Lyrik geſchaffen. Nirgends gereimte Dogmatik, überall der ächte, urſprüngliche Geiſt des Chriſtenthums mit ſeinem milden und zugleich wahren Troſte, überall ein freundliches Auge für die ſchöne Gottesnatur, überall ein Herz für das Unglück und für die Armuth. Es iſt nicht zu viel geſagt, wenn man behauptet, daß die guten Lieder Konrad Meyer's z. B. das überaus ſchöne „Er hilft auch dir“, „Landmann's Abendlied“, „Das Goldland“, das herrliche „Troſt der Armuth“ u. A. in ihrer einfachen, ſchlichten und herzinnigen Weiſe an die koſtbarſten Perlen im Schatze der Kirchenlieder aller Zeiten erinnern. Auch in ſeinen „Jubelliedern“, in denen das Verhältniß zu Natur und Welt mehr hervortritt, hat unſer Dichter an der Quelle der ächten Poeſie geſchöpft.

Wir haben ſchon auf die Wahlverwandtſchaft zwiſchen Meyer's Natur und dem Gegenſtand ſeines romantiſchen Heldenliedes „Die Jungfrau von Orleans“ hingedeutet. Jedenfalls iſt es das beſte religöſe Epos, das von einem Schweizer geſchrieben wurde. Meyer hat ſeinen ſchönen Stoff nicht nur mit großer Vorliebe, ſondern auch mit Geſchick in der Kompoſition behandelt; wenn er häufig allegoriſche Figuren und Viſionen einführt, ſo thut er dieſes in der Art jener alten Meiſter, welche keine leere, hohltönende Geſtalten aufſtellen, ſondern in dieſem Falle immer ächte Perſonifikationen geben, die noch ein wirkliches poetiſches Leben in ſich tragen. Die Sprache dieſes Heldenliedes iſt oft von überraſchender Zartheit und von großem Wohllaut; die Hauptſache aber iſt, daß unſer Dichter die weit verbreitete Auffaſſung der „Jungfrau“ als eines „ſchwärmeriſch begeiſterten Mädchens, welches mit flatternder Fahne, feuerſpeiendem Auge und wallenden Locken für Gott und Vaterland blindlings und tollkühn in den Feind hineinſprengt und Alles vor ſich niedermacht“, aufgegeben und ihr Bild durch die geſchichtliche Wahrheit von falſchem Pathos und widernatürlichen Verwicklungen gereinigt hat. Das einfache Bauernmädchen von Dom Remy iſt allerdings nicht jene Jungfrau von Orleans, welche im Momente, wo es gilt, das Vaterland zu retten, über Männerliebe ſentimentaliſirt, dabei das unweibliche Gelübde ablegt, keinem Feinde das Leben zu ſchenken, welche dann mit einem ſchönen Ritter girrt, mit einem

ſchwarzen Geſpenſt ſich herumtreibt, namentlich aber, welche zentnerſchwere Ketten zerreißt. Das Große, zugleich Beſchämende und Ermuthigende, welches in dem Weſen des Mädchens von Orleans liegt, iſt gerade das, daß ſie Menſch war, wie wir, daß ſie deßhalb ſo wenig als wir Ketten wie Spinngewebe zu zerreißen vermochte, aber daß ſie als Menſch eben ganz unendlich gut und rein war, was uns berechtigt, ſie für eine der großartigſten Erſcheinungen im ganzen Gebiete der Weltgeſchichte zu halten."[1] In dieſem Sinne hat Meyer ſeinen Gegenſtand erfaßt und behandelt und es iſt nicht zu läugnen, daß er, der ſelber einſt auf ſtiller Flur die Schafe gehütet, das ew'ge Recht der frommen Schäferin kräftig gewahrt und „ein Troubadour voll Glaub' und ſüßen Tranges" es in ſeinem Gedicht auch poetiſch zurückerobert hat. —

Aus den „Geiſtlichen Liedern".

Allgütiger! du biſt mir lieb!

Allgütiger! du mir lieb!
Das darf ich fröhlich ſagen,
Und dich zu haben, gieb, o gieb
Mir Muth in allen Tagen.

Zieh' ich hinaus in die Natur,
Weht mir dein Geiſt entgegen;
Zieh' ich hinaus in Wald und Flur:
Du biſt auf allen Wegen.

Seh' ich nur ſo ein Röslein da,
Muß Thränen ich vergießen;
Der Herr iſt nah, der Herr iſt nah,
Ich muß ihn freundlich grüßen.

[1] Oeffentlicher Vortrag von Dr. Hans Locher „über den Schlaf und die Träume, das Nachtwandeln und die Viſionen", gehalten in Zürich, den 16. Dez. 1852.

Und wenn ich auf dem Hügel bin,
Die Hände ſtumm gefaltet,
So zieht es mich zum Geiſte hin,
Der über Alles waltet.

Erhebung.

Gottes Kinder wir! Gottes Kinder wir!
Er hat Gnade uns gegeben,
Und ein ewig ſelig Leben,
O, wie dank' ich dir! o, wie dank' ich dir!

Herz, ſei unverzagt! Herz, ſei unverzagt!
Wenn ſie dich auch fliehen, haſſen,
Sollſt du doch von Gott nicht laſſen.
Gutes friſch gewagt! Gutes friſch gewagt!

Lebe du dem Herrn! lebe du dem Herrn!
Denen, die ihn kindlich lieben,
Iſt er niemals ausgeblieben,
Iſt er ja nicht fern, iſt er ja nicht fern.

Nach dem ſtillen Land, nach dem ſtillen Land
Locken mich der Sehnſucht Saiten,
Walle, walle! dich wird leiten
Gottes Vaterhand, Gottes Vaterhand.

Nach der Ewigkeit, nach der Ewigkeit,
Nach der Heimat aller Weiſen,
Die den Herrn und Heiland preiſen,
Sei du ſtets bereit, ſei du ſtets bereit.

O mein holder Stern! o mein holder Stern!
Leuchte, leuchte, geh' nicht unter;
Denn ich folge friſch und munter,
Ja, ich komme gern, ja, ich komme gern!

Wir ſind in Gottes Garten.

Wir ſind in Gottes Garten
Die Blumen aller Arten,
Die Blumen blau und roth;
Wir glänzen und wir prangen,
Wir duften und umfangen
So bald den kalten Tod.

Wir blühen und verwelken
Wie Roſen und wie Nelken,
Und wiſſen nichts von Leid;
Wir wollen uns erkühnen,
Und liegen ſchon im Grünen,
Dort bei der Trauerneid'.

Wir hoffen und wir ahnen,
Und wie die Tulipanen
Zieht uns der Gärtner aus,
Und legt uns in die Vaſe,
Da iſt's uns wohl und baſe,
Im ſtillen Todtenhaus.

Wir ſind in Gottes Garten
Die Röslein, und erwarten
Die liebe Frühlingszeit,
Wo wir von Neuem blühen,
Und dann zum Vater ziehen,
Zur ſteten Seligkeit.

Der Herr iſt meine Freude.

Der Herr iſt meine Freude,
Mein Troſt das ganze Jahr,
Und was ich auch erleide,
Iſt heilſam immerdar;

Und was mir auch begegnet —
Es iſt der Herr, der ſegnet
Mich wieder wunderbar.

Der Herr iſt mein Begleiter
Durch dieſes Pilgerthal;
Ich walle froh und heiter,
Still betend tauſendmal:
Ich walle mit Verlangen,
Den Heiland zu umfangen
Beim heil'gen Abendmahl.

Der Herr iſt mein Berather
Bei jeder guten That.
Ach, wie der liebe Vater
So mild und freundlich naht!
Wir ſind, wir ſind ſein eigen!
Ich will mich vor ihm neigen,
Wir ſind die Himmelsſaat.

Der Herr iſt meine Freude,
Mein Tröſter und mein Stab,
Er wiſcht im Flammenkleide
Mir alle Thränen ab.
Dann tönen aus die Lieder,
Und ſterbend leg' ich nieder
Die Harfe in das Grab.

Aus den „Jubelliedern".

Abend.

Abendglocken, Veſperklang!
Durch die Thäler Lobgeſang;
Schlaft im Frieden, gute Nacht!
Gottes Sternlein ſind erwacht.

Und der Vogel fliegt zur Ruh,
Blümlein drückt die Augen zu;
Und ein Pilger, schwach und müd,
Singt sein letztes Abendlied.

Abendglocken, Vesperklang!
Lauschen könnt' ich Stunden lang;
Hört es auf im stillen Ort,
Läutet es im Herzen fort

Nachtlied.

Wer schleicht das Thal entlang, der dich nicht heilig nennt
O stille Nacht, mit deinem Trauerschleier.
Empfange mich zur ernsten Abendfeier!
Mein Licht ist Gott, mein Betbuch ist das Firmament.

Mein Betbuch liegt am Himmel offen, hell und klar,
In goldnen Zügen Trost für alle Wesen
Ja! drinnen haben unsre Väter schon gelesen,
O schönstes Betbuch auf dem Ewigkeitsaltar!

Hier spielt der Brunnen laut und drüben tost das Wuhr
In dumpfem Baß das Lied der Geisterstunde;
Der volle Mond beschaut des Thales Runde,
Und küßt die Quell' und wiegt die Blumen auf der Flur.

Kein Vogel singt — denn geht der Mensch zur Ruh',
Verstummt die Schöpfung, eilt in's Nest die Taube,
Die Schwalb' in's Haus, der Stieglitz in die Laube,
Drückt auch die Tulpe sittsam ihre Aeuglein zu.

Gegrüßt! o Nacht, mit deinem Strahlendiadem
Mit deiner Stille, deinem heil'gen Prangen;
Gegrüßt! wie würdig warst du zu empfangen
Den Mittler einst, den Gottessohn in Bethlehem.

Mädchens Abſchied.

O väterlich Haus!
Muß ziehen hinaus,
Des Bräutigams Hütte zu ſuchen.
O Buchen,
Wo froh ich als Mägdlein geſpielt,
Wo jung ich getanzt und mein Müthchen gekühlt,
O Hügel und Matten,
Muß folgen dem Gatten!

Faſt kann ich nicht fort
Soll laſſen den Ort,
Wo ſchaukelnd die Wiege geſtanden.
Hinſchwanden
Die Tage der Jugend im Flug,
Wo fromm ich geſungen am Rädchen und Pflug,
Geheuet, geſchnitten,
Zur Schule geſchritten. —

Ach Vater, ich geh,
Lieb' Mutter, ade!
Nie, nie ſoll die Zukunft uns ſcheiden,
In Freuden
Und Leiden beſchirme uns, Gott!
Behüte uns gnädig vor Trübſal und Noth,
Beſchütz' und erhalte
Die Heimat, die alte!

An Gott.

Ja Dir, ja Dir ſei jubelnd mein Lied geweiht,
Dir, Vater unſer, Heiligſter, Ewiger!
Nur Du, nur Du, o Herr des Himmels,
Mächtiger König der Welt, biſt würdig

Des hohen Lob's und Preiſes der Sterblichen
O heilig, heilig, heilig, Allwaltender!
Zu Dir erheb' ich mich in heißer,
Heißer Verehrung und kindlich glaubend.

Zu Dir, zu Dir, Herr, bet' ich aus Herzensgrund,
Du biſt mein Hort, o Weltenregierender!
Nur Du, nur Du! kein Menſch auf Erden
Wage, zu nennen ſich majeſtätiſch.

Nur Du, nur Du biſt groß und allmächtig! Auf!
Bekennt ihn jauchzend, Himmel und Erde! Auf!
Erhaben, groß und herrlich biſt Du,
Gott der Lebendigen und der Todten.

Allwiſſender, Allweiſer, Unendlicher!
O Geber alles Guten, Herr Zebaoth!
O ſieh! ich nah' mit goldner Harfe,
Brennenden Herzens, verehrend, liebend,

Lobpreiſend Dich mit himmelanrauſchenden
Geſängen; töne machtvoll, mein Saitenſpiel!
Nur Du, Herr, biſt des Ruhmes würdig,
Würdig des ſchallenden Lobes aller

Erſchaff'nen, Du biſt einzig der Göttliche,
Der Hohe! Preis und Ehre, Anbetung Dir!
Nur Du biſt Gott, nur Du biſt König,
König der Könige, Vater Aller.

Ausflug.

Hinaus! hinaus! Schon lacht die Morgenhelle,
Schon ſpannt der Tag die Sonnenroſſe ein,
Läßt Betzeit läuten in der Dorfkapelle,
Und weckt zum Sang die Luſtigen im Hain.
Hinaus! hinaus! Hold bietet dir die Quelle
Ein Gläschen Himmelstropfen, klar und rein.
O Morgenſtund', wie kann in deinen Armen
Das Menſchenkind geſunden und erwarmen!

Geſang! Geſang! Muſik auf allen Zweigen,
Ein Sängerfeſt, von Gott dem Herrn geführt;
Das iſt der Sphärenklang, der Schöpfung Reigen,
Wenn Alles jubelt, Alles muſizirt.
O Seele, auf! wer möchte ruhen, ſchweigen?
Hat dich der Amſel Loblied nicht gerührt?
Ein jeder Baum hat ſeine Minneſänger,
O Seele, auf! was willſt du feiern länger?

Vereinige dein Lied mit dieſen Weiſen,
Ja, folge, Herz, der frommen Lerche nur.
Das ſchönſte Singen iſt, den Herrn zu preiſen,
Denn ihm allein iſt Hügel, Wald und Flur;
Denn ihm allein, dem Guten und Allweiſen,
Gebührt das Halleluja der Natur,
Das Hohelied der Herrlichkeit und Ehre,
Das Dreimalheilig aller Engelchöre.

O Poeſie! vom Himmelreich gekommen,
Des Paradieſes Schlüſſel in der Hand,
Sei uns zum Frühlingsfeſte hoch willkommen!
Ruf' auf zum Tanz, zum Reigen Stadt und Land.
Spring auf, ſpring auf, du Menſchenbruſt, beklommen,
Ihr Sänger ſpielt! die Harfen von der Wand!
O Poeſie! wie ſüß! o Jauchzen, Singen!
Im Liede will ich auf zu Gott mich ſchwingen!

Allmächtiger, wie ſchön iſt deine Erde!
Mit jedem Schritte muß ich danken dir!
Dies Veilchen da heilt jegliche Beſchwerde,
Vor Freude hüpft das Herz im Leibe mir.
Wer iſt denn Schäfer dieſer Blumenheerde?
Der gute Vater droben! Dort und hier
Weiß er, was er geſchaffen, zu erhalten;
O Wirken groß, o weiſes, weiſes Walten!

Die Glockenblume feſſelt mich vor Allen,
Zur Kirche ladet ſie das fromme Herz.
Wie ſchön iſt es, wenn rings im Thal erſchallen

Die Sonntagsglocken, gläubig allerwärts
Die Gotteskinder in die Tempel wallen.
Zwar wohnt Gott nicht im Haus von Stein und Erz;
Doch zur Anbetung und zum Preisen, Loben,
Hat es der fromme Christensinn erhoben.

O Tulipane in dem Sternenkranze
Du Erde! blühend, voll von Gottes Hauch;
Ja wohl' doch luegt gen Himmel jede Pflanze,
Gen Himmel streb' das Kind der Scholle auch:
Und sonnt die Kunst sich nicht im hohen Glanze
Der Christusliebe, ist sie Dunst und Rauch.
Gen Himmel wogt die christliche Gemeine,
Gen Himmel auch die Kunst, in's Göttlichreine.

Ich gehe weiter durch die Blüthenhalle,
Schon ist die gelbe Kettenblum' verdorrt,
Schön steht sie da mit ihrem weißen Balle, –
Ich blase drein, wie stieben fort und fort
Die leichten Flocken; diese Sterne alle
Versäen sich im weiten Kreise dort,
Um einst in tausend neuen Exemplaren
Des Frühlings Wunderkraft zu offenbaren.

So werden einst die Sonnen auch zerfahren
Und die Planeten rauchend untergehen!
Die Sterne, die des Himmels Festschmuck waren,
Sie werden sich wie Blüthenstaub verfäen;
Von jedem, jedem zieh'n dann Geisterschaaren
Zur Ewigkeit, zum süßen Wiedersehen.
O neuer Frühling dann für alle Seelen!
Wer kann, o Schöpfer, deine Macht erzählen?

Klopstocks Denkmal in Quedlinburg.

Da ist's mir wohl, an diesem heil'gen Orte;
O Quedlinburg, empfange meinen Dank!
Du hast verstanden deines Sängers Worte,

Der wie ein Seraph zu den Todten ſank.
Willkommen mir, du ſchönſte Dichterpforte!
Da ſitz ich ſinnend hin auf dieſe Bank.
— – — — — — – — — —
– — — — — — — — – —

Am Pindus bin ich auf und ab gegangen.
Hab' aufgewühlt ſo manches Römergrab;
Wo Taſſo litt, wo Dante's Saiten klangen,
Ich zog dahin an meinem Dichterſtab;
Wo Young gewacht, wo Milton, Byron ſangen,
Fromm deckte ich der Dichtung Urnen ab, —
O Wunderſprache, die mein Ohr vernommen,
Doch iſt der Geiſt zur Ruhe nie gekommen.

Nur hier, nur hier kann Ruh' ich einmal finden
O Quedlinburg! dein Klopſtock heilt mein Herz;
Da kann es Luſt in Gottes Lob empfinden,
Da kann es jauchzend ſchlagen himmelwärts.
Da kann es ſich mit Jeſu eng verbinden,
Getroſt erdulden jeden Erdenſchmerz.
O Geiſt, der du den Gottſohn haſt beſungen,
Wie iſt dein Lied durch alle Welt erklungen!

Ja deine Harfe tönte noch erhaben!
Prophetenwort iſt wahre Poeſie.
Der Dichtung Flammen ſind des Himmels Gaben,
Die löſchen in der Bruſt des Sängers nie,
Des Dichters Geiſt kann ſich in Gott nur laben,
Zu lieben ihn, iſt Licht und Harmonie,
Zu lieben ihn, iſt ſeine Freude, Wonne,
Die Wahrheit ſeine Roſe, ſeine Sonne.

O Klopſtock! größter Sänger aller Zeiten,
Bei deinem Denkmal muß ich weinend ſtehn;
O könnt ich dich in jenen Ewigkeiten
Bei Taſſo und Jeſajas wiederſehn! —

O Geiſt des Herrn, berühre meine Saiten!
Auf, Nachtigallen! nach des Himmels Höh'n!
Anbetung, Liebe ſei die Kunſt auf Erden,
Und Poeſie ſoll Lob der Gottheit werden.

Wonne des Landlebens.

Kein frommer Sinn kann grünen in den Städten,
Das Land nur iſt der ſtillen Andacht hold;
Es heiligt uns mit ſeinen Blumenbeeten,
Mit ſeinem Morgen-, ſeinem Abendgold.
O Land! o Land! ſei feurig mir geprieſen!
Du Freudenau! von Himmelsduft umweht.
O welch ein Kranz von tauſend Paradieſen,
Laut offenbarend Gottes Majeſtät.

O Land! o Land! wie biſt du mir ſo theuer!
Wald, Hügel, Berge jauchzen, Fluß und Teich,
Die Blumenſchaaren ſich zur Gottesfeier,
Ihr Morgengruß heißt: Friede ſei mit Euch!
Ein Heilig, Heilig! iſt das Lied der Lieder,
Das aus dem Chor der Kreaturen ſchallt,
Und alle Engel fallen jauchzend nieder,
Wenn dieſer Ruf im Himmel wiederhallt.

Hier iſt das Buch der Schöpfung aufgeſchlagen —
Herbei! wer Wunderdinge leſen will.
Ein herrlich Buch, es ſtund zu allen Tagen
Der Menſch erſtaunt bei dieſen Bildern ſtill.
Die Blätter um! dies Buch, es hat kein Ende,
Die Blätter wachſen wie das grüne Gras;
O, daß ich doch des Buches Schlüſſel fände! —
Todt iſt der Menſch, eh' er den Titel las.

O Land! o Land! du haſt mir Gott gegeben
Du haſt in ſeine Nähe mich geführt,
Du haſt beſeliget mein ganzes Leben,
Da jedes Sauſeln meine Seele rührt.

Was iſt dies Drängen und dies ſanfte Schwellen,
Wenn mir die Lerche jubelnd Antwort gibt?
Wenn ich den Himmel ſeh' im Schooß der Quellen,
Den ich ſeit Kindeszeit ſo heiß geliebt? —

O Land! o Land! Du kannſt mir Alles ſchenken:
Ein jeder Hügel iſt ein Heiligthum,
Ein jeder Strauch ein' Gottesangedenken,
Ein jeder Stern ein Evangelium.
O Land! o Land! du haſt mich auferzogen,
Will ewig auch dein frommer Hirte ſein,
Du haſt geſchenkt mir einen Wiegenbogen,
O ſchenke mir auch einen Todtenſchrein. —

Aus den „Liedern der Armuth".

Er hilft auch Dir.

Was willſt du, Herz, dich grämen?
Auf Gott ſtell' deine Sach'.
Sanft wird er von dir nehmen
Der Leiden Ungemach.
Er ſchützt zu ſeiner Freude
Das Blümlein auf der Heide,
Er hilft auch Dir.

Was willſt du, Herz, verzagen
In hoffnungsloſer Pein?
Gott wird dir nichts verſagen,
Sind deine Bitten rein.
Er nährt den Wurm im Staube,
Das Vöglein in der Laube,
Er hilft auch Dir.

Was willſt du, Herz, dich quälen?
Der Herr ſtillt jeden Schmerz,
Sein Heil mag dir nicht fehlen,

Eil' an ſein Vaterherz.
Er ſchirmet in der Wiege
Des Kindleins fromme Züge,
Er hilft auch Dir.

Was willſt du, Herz, noch grollen
Verzagt und glaubensleer?
Durch unſers Herren Wollen
Steht jauchzend auf das Meer;
Er führt in dunkler Ferne
Die gold'ne Schaar der Sterne,
Er hilft auch Dir.

Landmann's Abendlied.

Der Abend iſt gekommen,
Nun find' ich ſüße Raſt.
Mein Herz hat aufgenommen
Den Herrn als hohen Gaſt.
Geſtillt iſt mein Verlangen,
Ich bin, o Gott, bei Dir,
Und hab' ich mich vergangen —
Verzeih' in Gnaden mir!

Ich und die Meinen haben
Auch heute uns erfriſcht;
Wie du mit milden Gaben
So unerſchöpflich biſt!
Es quillet aller Enden
Obſt, Korn und güldner Wein;
Wer mag bei ſolchen Spenden
Nicht kindlich dankbar ſein!

Ich will mich niederlegen,
Die Engel halten Wacht;
Sie ſchütten Heil und Segen
Auf mich in jeder Nacht.

Ruht aus, ihr müden Glieder,
Erquicke, Seele, dich;
Ihr Augen, fallet nieder,
Herr Gott, beſchütze mich!

Das Goldland.

Mich lockt noch nicht der Schätze Fülle
Weit über's Meer an gold'nen Strand,
Nein, ruhn ſoll meine ird'ſche Hülle
In deinem Schoos, mein Vaterland.
Mich führt nicht irr' des Reichthums Glänzen,
Und zieht Ihr aus mit Sang und Tänzen:
Mein Goldland ſuch' ich in dem Herrn!

O Glück, o Glück zur weiten Reiſe!
Gott ſchirm' Euch wohl auf ſalz'ger Fluth;
Und tritt zu Euch das Heimweh leiſe,
Faßt, fern der Heimat, friſchen Muth.
Sucht Euer Heil im Gold der Erden, —
Laßt hinter Euch Noth und Beſchwerden, —
Mein Goldland ſuch' ich in dem Herrn!

Hier quillt der ächte Freudenbronnen,
Hier fließt der einz'ge Troſt der Zeit,
Hier wächst im milden Strahl der Sonnen
Das Blümchen der Zufriedenheit.
Kein Weh und keiner Feinde Tücke
Ziehn nach dem Weſtland meine Blicke,
Mein Goldland ſuch' ich in dem Herrn!

Da iſt es grün bei Froſt und Dürre,
Da ziert ein ew'ger Mai die Flur,
Da geht der Waller niemals irre,
Froh folgt er des Allgütigen Spur.
Kein Mißgeſchick mag ihn ermüden,
Er ruft, im ärmſten Stand zufrieden:
Mein Goldland ſuch' ich in dem Herrn!

O leb' ich nur in ſeiner Gnade,
O bin ich nur ſein treues Kind,
So wird der krummſte Weg gerade
Mir, und der Gram entfleucht geſchwind.
Grollt, Wand'rer, mit dem Herrn verwegen,
Drängt nach des Schiffes ſchwanken Stegen —
Mein Goldland ſuch' ich in dem Herrn!

Hier iſt der Liebe Meer zu finden,
Hell, ohne Riff, voll Perlen rein.
O dieſen Reichthum zu ergründen
Iſt aller Weisheit Macht zu klein.
Treib' Euch der Golddurſt ewig weiter —
Ich bleib' im Land und jauchze heiter:
Mein Goldland hab' ich in dem Herrn!

Troſt der Armuth.

Die Armuth iſt der Tugend Grund
Und der Propheten Wiege,
Ward je ein Heil der Erden kund,
Drang je ein Licht zum Siege:
Es kam aus ihr, —
Und nicht von dir,
Der Weltluſt Pracht und ſtolze Lüge!

O nicht im weiten Königsſchloß,
Nicht in der gold'nen Halle
O nein, das Glück der Welt entſproß
Blutarm, im dunkeln Stalle;
Da liegt es froh,
Das Kind, auf Stroh,
Arm und ſo wunderreich für Alle.

Kein hoher Fürſt, ein armer Mann
Küßt dich mit Vaterfreude,
Dich führt zum Tempel kein Geſpann,
Dich ſchmückt kein Kleid von Seide,

Doch biſt du gleich
An Gnaden reich,
Maria's Troſt und Augenweide.

D'rum zog dann auch am liebſten ein
Der Heiland bei den Niedern,
Um mit dem ſüßen Himmelswein
Ihr Hoffen zu erwiedern;
Nicht im Palaſt
Sitzt er zu Gaſt,
Er ruht am Zoll bei armen Brüdern.

O freu' dich d'rum der Armuth Sohn,
Und ſieh' des Heilands Wallen,
Er ſpricht noch heut dem Mammon Hohn
Und Troſt den Armen Allen,
Noch fort und fort
Muß laut ſein Wort:
„Verkaufe, was du haſt" erſchallen.

Und ſiehſt du Brüder, reich und ſtolz,
In Gold und Purpur prangen, —
Halt ein, halt ein des Neides Bolz,
Der Herr iſt a r m gegangen.
Ihm folge froh,
Dann liegſt auf Stroh
Du weich und reich und ohne Bangen.

Aus der „Jungfrau von Orleans".

(Anfang des letzten Geſanges.)

O ſchöner Lenz! im Jubelruf willkommen!
O Gruß der Blumenſchaar aus voller Bruſt!
Kaum iſt der Sonne erſter Strahl entglommen,
Erglüht Lothringens Volk in Feſtes Luſt.
Lätare! ſchallt es wie aus Einem Munde,
Die Glocken tragen's fröhlich in die Runde,
In Haus und Flur, am Bronnen, am Altare,
A l l ü b e r a l l ertönt der Ruf: Lätare!

Dort auf der Höh', am grünen Hain der Eichen,
Steht der Liebfrauen ſchimmernde Kapelle;
Der Küſter läutet ſchon das erſte Zeichen
Zum frohen, längſt erſehnten Feſt der Quelle.
Dort fließt ein Bronnen, Gicht und Fieber weichen,
Taucht der Geplagte in des Waſſers Helle;
Denn Sagen melden, daß ein Engel leiſe
Die Schmerzen tilg' auf unſichtbare Weiſe.

Ein ſelt'ner Baum mit hochgewölbten Aeſten,
Ein Sproß uralter Zeit, ſteht nah' dem Bronnen.
Hier ſpielt und tanzt die Jugend bei den Feſten;
Zu bald nur iſt der wonnige Tanz zerronnen!
Leichtfüß'ge Feen und zartgehörnte Meiſter
Luſtwandeln hier zur dunkeln Stund' der Geiſter;
Dann wagt kein Sterblicher ſich mehr hinaus,
Man flieht und ſchließt mit „Walle Gott" ſein Haus.

Lätare! aber ruft der Prieſter heute,
Lätare! hallt das feſtliche Geläute.
Lothringens Mädchen, ehrt den jungen Mai,
Hüpft mit dem erſten Veilchenſtrauß herbei!
Ringsum erſcheint mit blumigen Gehängen
Der ſtürmetrotz'ge Feenbaum geziert;
In loſem Scherz, mit Jauchzen und Geſängen,
Wird dann des Maien's Bild herumgeführt.

Sieh', eine Puppe iſt's von Waldeszweigen,
Von Blüthen, die erſtehn im jungen Lenze,
Von Erſtlingsfrüchten, die dem Landmann eigen,
Und Bänder ſchmücken das Gebild und Kränze;
Schalmei'n ertönen. Schon beginnt der Reigen
Um Quell und Baum. Es wechſeln Spiel und Tänze,
Ganz Domremy verſammelt ſich im Freien,
Der Väter heil'ge Bräuche zu erneuen.

Seht an der Kleinen ſel'ges Hüpfen, Springen,
Der Mädchen Tanz in unſchuldsvoller Friſche.
Die Knaben werfen Bolze, rennen, ſchwingen,

Und treiben Jagd und Kriegsluſt im Gebüſche.
Und zu des Feſtes freudigem Gelingen
Füllt der Baron mit Kuchen Bank und Tiſche.
Trommeten ſchmettern, Alles dringt herbei
Zum froh'ſten Mal, zum ſchallenden Juhei!

Jakob von Arc nur bleibt in ſtiller Hütte,
Und Iſabell, die gute Mutter ringt
Die Hände, fleh'nd: „Hör', Ewiger, meine Bitte,
Die ſich aus glüh'ndem Herzen zu dir ſchwingt:
Mein Kind erlöſe aus der Mörder Mitte,
Eh' ſich das Feuer um ihr Leben ſchlingt.
So früh ſoll Frankreichs Retterin erblaſſen?
Laß mich für ſie den Todeskelch erfaſſen!"

„Den ſchweren Traum — wie könnt ich ihn vergeſſen?
Des Blitzes Knäuel lag in meinem Schoos —
Das Kind wuchs auf zur Freude mir indeſſen,
Wir ahnten nicht ihr wunderſeltſam Loos.
Ich hielt ſie an zu dem, was ziemt den Frauen,
Sie ſaß beim Spinnen, ſang auf grünen Auen
Ihr Schäferlied, ſie half der Ernte Laſt
Auf Wagen binden in der Sonne Glaſt."

„Beſchämet hat ſie uns im Dienſt des Herrn,
Hier ſchien ſie mir ein überſinnlich Weſen.
Sie mied der Jugend Lärm und Poltern gern,
Und nie entglitt ein Wörtchen ihr vom Böſen.
Die Vöglein flogen aus des Waldes Grün,
Sang ſie ein Lied, auf ihre Hände hin.
Und hatte ſie des Tages Müh'n vollbracht,
Saß ſie bei Kranken oft die ganze Nacht."

„Auf einmal flieht ſie dann des Weibes Schaffen
Geheim, und eilt zum rauhen Spiel der Waffen,
Zum männermordenden, blutrunknen Krieg.
Manch inniger Seufzer mir zum Himmel ſtieg;
Wie konnt' ich's hindern? Rinnet, Mutterzähren!

Mußt' ich zu ſolchem Leid mein Kind gebären?"
So klagt die Mutter und ſchaut todesbang
Gen Rouen, nach der Sonne Untergang.

Indeſſen ſiegt der König aller Enden,
Von Compiegne entfleucht des Feindes Heer.
Wird Karl der Jungfrau keine Hülfe ſenden?
Erhebt kein Tapferer für ſie den Speer?
Auf, edler König, rüſte zum Turnei!
Komm mit dem Troß der Reiſigen herbei!
Vergebens! denn die Großen dieſer Erden,
Sie werden nie der Armen Ritter werden.

Gefeſſelt führt man ſie zu den Verhören,
Die Ruthe dräut, die Folter ſteht bereit.
Sie muß Entehrung, Lüge, Läſtrung hören,
Und ihrer Sendung Größe wird entweiht.
Die Leidenſchaft die wuthentbrannte Dirne
Zeichnet mit Blut an ihre Heldenſtirne:
„Des Todes biſt du, Hexe, Ketzerin,
Dich werfen wir in's ew'ge Feuer hin!"

Johanna ſieht in ihren Todesqualen
Den heil'gen Michael herniederſtrahlen;
Verhüllt dem finſtern Aug' der rohen Wacht,
Erſcheint der Engel in des Himmels Pracht.
Und Geiſterfrauen folgen, ernſt und ſtille,
Dem Mächtigen. In reicher Flammenhülle,
Als Abglanz Gottes, ſteht der Bote hier;
Er grüßt die Schäferin und ſpricht zu ihr:

„Johanna, traure nicht, es naht die Stunde,
Die dich der kalten Mörderhand entführt.
Und warſt du untreu auch dem Gottesbunde,
Du haſt dein Haupt mit ewigem Ruhm geziert.
Der Sonne Goldmeer iſt nicht ohne Flecken,
Dank und Verehrung wird dein Grab bedecken;
Ein roſiger Faden iſt dein Lebenslauf,
Und Frankreich ſtellt dir Ehrenſäulen auf."

„Komm mit im Traum, ich will dich froh erheitern
Mit Sonnenglanz und Sphärenharmonien;
Wir ſteigen auf den goldnen Sternenleitern
Zur Ewigkeit, zum Kreis der Sel'gen hin!
Da ſchmerzt kein ſündhaft Fallen mehr, da ſcheitern
Die Menſchen nimmer, hell und ewig glühn
Die Auserwählten, wie die Sonn' am Tage,
Kein Kummer trübet ſie und keine Klage."

„Zum Monde reiſen wir. Da leuchten Höhen
Kreisförmig, wie der Erdball keine beut.
Der Mond hat nie die große Fluth geſehen,
Da ſiehſt du kein Gewäſſer weit und breit.
Kein Donner rollt, kein Blitz entflammt die Nacht,
Und nie erſcheint der ſieben Farben Pracht;
Es lacht der Himmel immer klar und rein
Den Geiſtern hier im göttlichen Verein."

„Ringebenen durchziehn des Mondes Fläche,
In runder Schale glänzt das ſchönſte Thal;
Und ſprudeln weder Quellen hier noch Bäche,
Gleicht doch die Landſchaft einem Zauberſaal.
Entfleucht der Wohner auf des Randes Höhen,
Wie kann er Wunder, Herrlichkeiten ſehen!
Dort ſchwebt der Erdenball in ſtiller Nacht
Dreizehn Mal größer als der Mond Euch lacht."

„Zur Sonne reiſen wir zum Feuerballe,
Zum großen, lebensvollen Geiſtermeer!
Fixſterne und Planeten nährt ſie alle,
Und geht vor größern Sonnen noch einher.
Goldſtädte prangen hier mit Sapphirhallen,
Auf hunderttauſend Meilen wiederhallen
Der Engel Chöre, keine Saite dringt
So ſüß in's Ohr, wie hier ein Lied erklingt."

Ab einem Hügel ſchallt ein Hoſianna,
Und Feuerflammen ſprühen in das Thal.
„Weltweiſe ſind dies, gottesklar, Johanna,"

Verſetzt der Führer, „und dies Feuermal
Bedeutet ihres Geiſtes Ueberſchäumen.
Sieh Plato, Sokrates in dieſen Räumen,
Arnold von Brescia, der in Flammengluth
Bekundet ſeinen hohen Glaubensmuth.“

„Hier ſiehſt du leuchten Hieronymus
Von Prag, von ſeinen ſchwarzen Wunden rein.
Zu ſeiner Linken glänzt Johannes Huß,
Der auch ertrug des Feuerbettes Pein.
Ihm war der Tod ein himmliſcher Genuß.
Wie ſtund er auf dem glüh'nden Stoß ſo rein!
Dem Schwane glich er auf des Sees Spiegel.
Wer hemmt dereinſt des kühnen Adlers Flügel?“

„Und eine Jungfrau will ich dir benennen
Aus Roma's Land, kein ſchöner's Bild man ſah.
Im heißen Waſſer mußte die verbrennen,
Ihr heil'ger Name iſt Cäcilia.
Sie fand der Orgel wunderbare Klänge,
Und ſchuf begeiſtert hehre Lobgeſänge.
Doch ſchrecklich traf ſie d'rum der Heiden Groll,
„„Zum Martertod!““ ihr wilder Ruf erſcholl.“

Zum Jupiter führt Michael die Maid.
Sechs Jahre mißt der Tag an ſeinem Pol;
Mit dunklen Streifen iſt bedeckt ſein Kleid,
Und fern und klein erſcheint dem Auge Sol.
Vier Monde ſtrahlen aber licht am Himmel,
Hier ſchaut der Geiſt ein neues Sterngewimmel,
Und andre Herrlichkeiten gehen auf,
Verſchwunden iſt dem Aug' der Erde Lauf.

Zum Fürſtplaneten heben ſich die Beiden,
Zum rieſigen Saturn. In welcher Pracht
Kann ſich voll Ehrfurcht der Beſchauer weiden?
Sechs Monde ſind zum Wechſelſpiel erwacht.
Zwei Flammengürtel an dem Himmelsbogen

Als glänzende Ringwelten aufgezogen.
Verſtumme, Menſch! Im Glanz des neuen Lichts
Sinkt, Tellus, deine Schönheit in ein Nichts.

„Hier ruhn im Frieden Jünglinge, Jungfrauen,
Die früh dem kalten Erdenſchooß entronnen,
Sie tragen Lorbeern auf geweihten Auen,
Und preiſen Gott im Licht der Geiſterſonnen.
Auch du, Johanna, wirſt dies Land erſchauen,
Du haſt der Tugend Lilienkranz gewonnen.
Schon ſitzt der Richter hin, auf Flammenwegen
Eilſt du dem Land der Seligkeit entgegen.“

„Doch klage nicht den Allbarmherzigen an,
Und nenne grauſam nicht den Gott der Liebe.
Dem Weltgeſetze biſt du unterthan,
Und wie der Tag bald heiter und bald trübe,
So wechſeln mit dem Lichte Nacht und Wahn.
Oft unterliegt der Geiſt dem niedern Triebe
Der Finſterniß, und ganze Völker werden
Wahrheitsverlaſſen, grimme Tigerheerden.“

„Warum läßt Gott den Märtyrer verbrennen?
Kann ihn nicht retten ſeine Vaterhand?
Das ewige Geſetz will ich dir nennen,
Das, unentwegt, umſchließet Meer und Land.
Der Panther muß den Wüſtenſand durchrennen,
Die Gemſe ſpringt ab hohem Alpenrand;
Der Wallfiſch flieht den Sand und ſucht die Meere,
Der rauhe Stein folgt dem Geſetz der Schwere.“

„Lebendig zieht vom ſeltnen Pflanzenthier
Zum Menſchen auf ein Gottesfaden ſich.
Kein Mißklang und kein Uebermaß iſt hier,
Der Winter weicht dem Maien jugendlich;
Es ſpringt empor verwelkte Blüthenzier,
Und Oſterluft umſäuſelt wonnig dich.
Nichts hemmt und ſtört den wundergleichen
Gang der Natur in drei gewalt'gen Reichen.“

„Und ob der Tod den Knochenfuß auch ſetze
Auf Alles, was da lebt und grünt und blüht,
Es wanken nicht die ewigen Geſetze,
Jahrtauſende der Sonnenhimmel glüht,
Daß er die Kommenden wie uns, ergötze;
Der Storch, der nach des Nils Gewäſſern zieht,
Die Möve, die das Schiff umflattert, rege,
Sturmkündend: alle kennen ihre Wege.“

„Das blaue Meer, das trotzig ſich empört,
Der Hagel, der das Waizenfeld zerſtört,
Das reiche, goldene: ſie folgen nur
Dem Rieſengang allwirkender Natur.
Und auch der Menſch, ihr letztgeborner Sohn,
Muß beugen ſich vor ihrem Eiſenthron.
Erliegt im Kampf das Gute, muß das Schlimme,
Kraft ſeiner Schwere, es umfahn im Grimme.“

„So bluteten die Märtyrer, ſo bluten
Noch heute Wahrheitszeugen, fromm und rein
Wohl könnte Gott erretten dieſe Guten,
Entreißen ſie dem Schwert, der Flammenpein;
Doch ob der Menſch ſich grauſam auch zerfetze,
Er ändert nicht das ewige Geſetze,
Das Welt und Geiſt umſchließt; er ändert nie
Für Menſchen nur der Schöpfung Harmonie.“

„Wohl ſendet er Propheten, Glaubensboten,
Doch nicht im himmliſchen, im ird'ſchen Kleid;
Die wecken auf zum Licht die Geiſtigtodten,
Und führen mit der Finſterniß den Streit.
Sie, die der Wahrheit Feuerſtrom verbreiten,
Und in des Herzens tiefſte Falten leiten,
Scheu'n nicht den Tod auf blutigem Schaffot,
Ihr Geiſt erſtarkt, je mehr die Hölle droht.“

„Einſt wird gerecht der Zukunft Stimmen ſchallen,
Von Leidenſchaft, von Neidesflammen rein.
Wenn des Jahrhunderts Schranken ſind gefallen,

Wird dir ein König Feſt und Denkmal weihn
Und mag der Zweifel auch dein Werk erniedern,
Der Witz mit frechem Spott dein Herz entweihn,
Du lebſt als Heldin fort in ſtolzen Liedern,
Und wirſt der Hirten Ruhm und Freude ſein."

Noch höher ſteigt der Engel mit der Reinen.
Hier fliegen Erden, die der Menſch nicht kennt.
„Den Uran ſiehſt du, den Neptun erſcheinen,
Noch größre Wandler glühn am Firmament.
Nichts wiſſen ihre Geiſter von dem kleinen
Streitvollen Balle, den ihr Erde nennt!
Nichts wiſſen ſie von euch, ihr Menſchenkinder,
Fallet in Demuth nieder, ſtolze Sünder."

Der Engel breitet ſeine Flügel aus;
Im Thurm erwacht Johanna mit Entzücken.
„O ſüßer Traum! ich ſah mein Vaterhaus,
Wie muß der Tod, mich Leidende, beglücken!"
Den Waſſerkrug faßt ihre magre Hand
Geängſtiget von heißem Fieberbrand.
Ein Scherge tritt mit ſeinem Stab herbei
Und ſchlägt das labende Geſchirr entzwei.

O Rouen, o Rouen! tilge dieſe Schmach!
Sie rüſten auf das harte Todesbette,
Kein Mitleid wird in deinen Richtern wach,
Schon droht der Pfeil mit ſeiner langen Kette.
Die zarte Knospe wollen ſie zerdrücken
Und eine Blume, lieblich prangend, knicken.
O traure, Genius der Tapferkeit!
Johanna wird dem Flammentod geweiht.

Aus den „mundartlichen Gedichten."

De Heuet.

„Liſeli, chumm denn bi Zite, nüd daß mer uf's Eſſe müend bblange!"
Rüeft d'r Aetti mit Nachdruck, er will mit dem Heiri ge mähe.

„Hüt mueß d' Sägeſe flüüge; will's Gott wemmer Eitägigs mache;
's iſt en himmliſche Heuet, das Wetter ſo troche und b'ſtändig;
Grad wie Roſe ſchmöckt 's Heu, das wird dene Loben an g'falle.“
Seit's, und holt es Stifeli Brenz, und Brot und Ziger bringt d' Muetter.
Druf heißt's: Uf und devo! ge mähe i d' Chnobelwies abe.
D' Sägeſe uf d'r Achsle, und 's Fuetterfaß ſtattli am Rieme,
Ziehnd's vu danne die Manne, i heitre G'ſpräche vom Wetter.

Drü iſch es, wäger erſt drü, und Alles grüſtet zum Mähe!
Wie de Tag a de Himmel ſtoßt, heißt's: „Uf e Gott's Name!“
Und i alli Chammere bringt dem Aetti ſis Mahne;
Chräftig ſchloht er ſi Fuuſt a d' Thüre: „Stönd uf e Gott's Name!“
Und ſin Sturmmarſch bigleit't mit Gruſt dem Güggel ſi Tagwacht.
Nei! 's iſt Alles ſcho lebig im Dorf! Dert gyret e Stallthür,
Nueſer tribt mer zum Brunne die Stier' und die luſtige Chalber.
Aber wie iſch en Gſchmack — es chüechled indeſſe die Frane,
Um die flißige Mäder mit gluchrigem Backwerk z' erfreue.
's git en liebliche Tag, keis Wülchli gſeht mer am Himmel.
Aber Frau Sunne: wie ſtahts? Häſt nonig usgſchlafe? Du Holdi!
Woll! bim Wetter es grath, ſcho ribt ſi d'Auge und wäſcht ſi
Tüchtig im Bodeſee obe mit Waſſer und chöſtlicher Seife.
Mach di hübſch, Frau Sonne, du herrlichi Fürſtin vum Heuet:
Stille, juſt leit ſe ſi a, en Rock mit guldene Säume
Treit ſi zum Heuet, und ſilberni Schueh, wie Chriſtall e ſo luter.
Wendmer Achtig, ſi chunnt, wie git's e Heitri am Himmel!
Ihri Meitli ſind das, ſie ſpringed vorus, mit Eiſänge,
Stiged hübſchli uf d'Matte mit lüchtede Gablen und Rechen;
's iſt e Luſt und e Freud. Hee! chömmed und helfed is heue!
„Stille! d'Frau Meiſteri chunnt!“ verſetzed die fründliche Chinde,
„Ueber die Schwizerberg bei, wie druckt ſi dem Rigi nüd d' Auge!“
Tufig! ſi chunnt, willkumme, du tapferi Fürſtin vum Heuet!
Gſchaued was d'Sunne vermag! Wen gſehtmer uf Wege und Stege
Ile und ſpringe mit Gablen und Rechen, mit Chrüegen und Zeine?
Heuer und Heuere, Gſchaare a Gſchaare, mit fründliche Worte
Lueg, wie ſpringed die Lüt, was giſt, was häſt, uf die Wiſe.
Juchſe ghört mer durumme, und 's Liſeli ſingt vor em anne;
's iſt mit dem Heiri e Brnut, de hilft dem Aetti him Heuet.

Bi der Wiſe iſt d' Liſe, ſi händ ſcho d' Hälfti erobret,
Und wie lit das Gras i mächtige Mahde a Mahde.
Schmale hät's wie Soldate und Eſperbütſch zum Ergötze.
Friſch dehinder her, ihr Chinde, verrüehred die Hüfe
Ueberall glich, wie ne Wähe ſott's ſi; denn trochnet's ſe prächtig'
Lueged d' Wiſen us, wie iſches e Riſte und Raſte,
Und wie haued die Mäder das duftegi Gras uf de Bode!
Haued die Sägeſe nümme ſo gohts an en Wetze und Dängle,
Haue mueß es mit Gwalt, und d' Schärhüfe müend ſi etgelte;
Die vertäubed die Mäder und tribet's zu mächtige Flüeche.
Nu dem Heiri haut's prächtig, will d' Liſe im fründliche Iſer
Sine herrliche Mahde ſo gflink und artig verſpreitlet.
Immerhi mueß er au wetze, juſt nimmt er de Wetzſtei und feget:
Wetzis nit, ſo haut es nit! und es haut wieder beſſer.
's Liſeli meint bin ihm ſelber, (und lacht) es ghöri es Glöggli —
Wetzis nit, ſo haut es nit! und es lüti i d' Chille,
Meint, de Vikari chömm ſcho, und legne d' Händ inenandre.
Wetzis nit, ſo haut es nit! und es haut wieder beſſer!
Rüüni düslet derther, mer mag's ſcho gſpüre am Rugge,
's gaht as Schöchli verthue, mer nimmts und verſchlinggets mit Freude.
Nei wie ſtigt nüd die Hitz, das Gras am Schatte wird's dorre,
Herrliche Fürſtin vum Heuet, wie hilfſt du wacker dem Buurema!
Sind die Schöchli vertha, ſo lit mer au liebliche Schatte,
Oder nimmt z' Rüni, wie ſe ſi ghört, denn d' Heuere dürſted.
's hät es Brünneli da, ſo chlar i ſilberner Wiege,
Und es lachet ein a, und winkt: „Hee, chromed es Schöppli,
Guete Neue das hani, er wird i erfreue, i weißes!"
Wie ne Wallfahrt gaht's vu Meitlene, Manne und Buebe.
Gelled, ihr Chinde, er dürſted, ſeit's Brünneli, chömmed und ſchöpfed,
's iſt au Wetter derno, ſo prächtig zum Heue und gheerig.
Alli Chrügli macht 's Brünneli voll, und es lächlet: „Hee chömmed
Meh, es choſtet nüt, e wohlfeili Wirtheni bin i,
's iſt mi eigetli Freud, de brave Landlüte z' diene!"
Huſch! zum Chehre ihr Heuer iez mögeders wieder verlide;
Weidli die Gable i d' Händ, und chehred das Füeterli umme.
's Grüen, das legedmer obſi, daß d'Sunne das ordeli brättlet
„Warted rüeſt ſi, warted ihr Chrütli, i willi's ſcho zeige!"
Und mit gſundem Herze mueß 's Chrütli verwelke und ſterbe,
Und wie gaht's mit Chehre, es iſt wie annere Muſtrig!

Und mer ſchwätzt und iſt luſtig. De Heiri fräglet ſis Liſi!
Kennſt au 's Heuerliedli? — „„Hä frili! was wetti's nüd kenne!““
„Wer im Henet nit gablet — „„chan ordeli 's Schwitze erſpare““
„Nüd e ſo, tuſig, was ſeiſt? für d' Landlüt iſt 's Schwitze e Badkur.
„Wer im Henet nit gablet“ — „„chunnt kei Blattere n über!““
„Nüd e ſo, meiſterlos Chind, de fürchſt ja ſelber kei Arbet —“
„Wer im Henet nit gablet“ — „„dem iſches im Schatten am wöhlſte!““
Nüd eſo! nüd eſo! allewil ſchöner; du Schlimmi! iez loſ'mer:

„Wer im Henet nit gablet,
Und in der Ernd nit zablet,
Und im Herbſt nit früh ufſtaht,
Der lueg wie's ihm im Winter gaht!“

Und mer ſchwätzt und iſt luſtig. Und wommer denn ſpäter hi lueget,
Wſehtmer es Wülchli ufſtah, ſo wiß und vu g'fährlicher Gattig,
Alles erſchrickt, und mer meint, es chönnti das Hen no verwäſche.
Bhüetis Trülli, 's git keine, ſeit einzig de Heiri; vor Nacht gwüß
Nüd, das werded'r gſeh die Wulche ſind z'troche und d'Schwalme
Flüged no höch — und juſt ſind's fertig mit Chehren und Rechen.
Zwölfi iſch es, und Zit zum Eſſe. Voruſſe wird gſpiſe,
Under de Birebaum ſitzet's an chüelede Schatte, und's Müetti
Packt die gringlete Chüechli us: „Da nehmed und eſſed!“
Alli hungred wie d'Dröſcher, und dürſtet, chumm chammer da löſche.
Aber, bim dunſtig, wie ſchmuckt ſi d'Sunne verſtohle i d'Wulche
„Heiri, was meinſt, iſchi müed? ſi wott ſi es bitzli verberge;
Furt mit em Eſſe, thüend z'ſämme, und fechted, i hole de Wage!
Lueged es chunnt es Wetter; wie hämmer is ſelli vergaſſet!
Seit der Aetti, und uf und devu, de Wage ge hole.
Schüli ſchwarzet's am Lägre,[1] es git e ſubri Wöſch ab!
Was nu Bei hät, mueß helfe, das iſt es Fechte und Springe;
Lueged, wie ſchwarbets das Hen zu Zatten und mächtige Hüfe,
Ladhüfe git's wie Berg, mer cha's nüd zähle wie mänge.
Heiri, was meinſt, ſind d'Wulche no z'troche? „Mer chamm halt nüd jäge
's iſt mer iez ſelber, es chömm e tüchtige Regele, oder?“
„„A biwahri, ſeit d'Liſe, es chunnt nüd z'regne bis 's tröpflet!““
„Hüo! alli Vieri! ihr Sackers Breme, wie thüender!“

---

1) Berg im Weſten.

Potz! der Aetti chunnt mit em grüen agſtrichene Wage,
Schön de Wisbaum druf obe, de grädiſt wommer chann finde.
Jezed laded, ihr Lüte, ſe chömmeder hei vor em Rege.
U=egeh[1] will der Aetti, und gwüß ganz Ladhüſe nimmt er,
Rüehrt's dem Heiri i d'Aerm, de chann denn meiſterli lade,
Und es fangt a chute, und ſchröckliche Strime erſchined.
Grii iez zablet die Heuer. Nu hurtig uf's Fuder de Wisbaum,
D' Wellesailer dra ghenkt und um d' Welle um bunde, denn nehmed
D' Wellebengel und tribed wacker, daß 's chroſet und giret;
Abe g'rechet die Stengel, und Alles i d'Blache=n ie bunde.
Denn heißt's: Hüo! harö! und furt ilt das Fuder, wie pfiſſe.
Glückli chömmed's no hei. Wie mit Welle ſchüttt's abe vum Himmel.
Lueged de Bach lauft a, wie Leim ſe trüeb und ſe gſchumig.
„Chömmed iez ie! ſeit der Aetti, mer wend grad z' Abig neh diune,
Chömmed, mer mögeb iez ſcho, Gott Lob und Dank für das Fueder!“ —

Geſpräch über den beſten Stand.

Bartli.

(den Karſthalm unter's Kinn geſtellt).

's gaht wieder Eine d' Landſtraß uf,
Lueg, Meieli, wer iſt nüd das?
Er treit en Huet und chunnt ganz ſchwarz;
Ach min Gott! d' Herre händ's doch guet,
Si chönned nu ſpaziere, und mir müend
Bei ſchaffe ohni Underbruch, vum Viere
Bis z' Nacht um Zehni; d' Herre händ's am beſte.

Meieli.

Es iſt de Heer, er gahd denkwol ge Zürri,
Das iſt all Mittwuche ſi Reis;
Denn bringt de guet Heer Gſchenk hei für die Arme.
Denk nu, de Herreſtand hät au ſie Chrüz. —
Seh, Bartli, hack au, lueg nüd alliwyl.

[1]) U=egeh, Ufegeh, hinaufgeben.

Der Pfarrer.

Es hät's doch Niemer beſſer als de Buur,
Er chan im Freie 's Gſchäft verrichte,
I Gottes wunderherrlicher Natur.
Er lebt für ſich und iſt a Niemer bunde
I wett gwüß hüt no mit dem Völkli tuuſche.
De Landwirth iſt ja auch en Diener Gottes,
Der Eine baut, der Ander git de Sege.

Bartli.

De Doktor chunnt bei niem Röſſli,
Dä häl's doch guet, dä wird nüd müd wie mir,
Er cha no riite, 's Roß zieht us wie wild,
A Haber fehlt's em ebe nüd ;
Hät recht, er ſchlaht's nu wieder uf de Kunte.

Meieli.

En Doktor hät's au ſchwer, du Joggel!
Und mueß parat ſi Tag und Nacht,
Bi Wind und Wetter, ich vergunn ems nüd.
„Verehr' den Arzt, ſo haſt du ihn bei Nöthen",
Seit d' Schrift, und das iſt wahr, das ſollmer thue.
Seh, Bartli, hack' au, lueg nüd allinwyl!

Der Doktor.

Es hät's doch Niemer beſſer als de Buur,
Er mueß nu ſpringe öppe i der Grnd,
Im Heuet und bim Lewatthole,
Suſt hält er's ruhig, und zur Winterszit
Da chann er uf em Ofe herrli ſchnarchle,
Und ſelig wird er ohne Staatserame.
En Dokter mueß 's ganz Jahr ſin B'ruef erfülle,
Dem Chrankne z' helfe iſt ſi Freud, Hü : Röſſli.

Bartli.

Jetz chunnt e Jumpfer im e Schattehuet,
Die gahd aufhöfeli devu
Und gherrſch ; die hät en bunders wiite Rock,
Und denn ſo Schlengge dra, und d' Aerm

Sind wie Rundöle. Die händ's guet,
Die Herrewiber, weder Charſt no Haue,
No Gülleſchlieſi nehmed die i d' Händ;
Die lismed nu und tribed Gugelfuhr.

Meieli.

Ach ſägmer nüt, ſi händ au ihri Chlage.
Seh, Bartli, hack au, lueg nüd allitwyl!

Die Jumpfer.

Die Buure händs doch guet, denn gaht en Menſch
D' Straß uf, ſo lönd ſi Alles fahre,
D' Zelg us und us ſtreckt Alles d' Chöpf,
Sie chönned nümme höre luege,
Die Gwunderchaze, ja die händs doch guet.
I meine d' Chopfarbeit ſei allweg mch,
Und mänge Herr ſitzt au im Schweiß am Pult,
Mueß meſſe, zeichne, ſchriibe, kalkuliere,
Und Tag und Nacht, 's Jahr us und i
I Sorge ſtah, denn meint mer, er thüe nüt;
Und ſtrenger hätt er's als de Bur!

Bartli.

Dert chunnt 's Statthalters Schriber — dä hät's guet!
Dä cha de ganz Tag i der Stube ſi,
Er ſpürt kei Chälti und kei Sunnehitz!
Er hät en liechte Pflug, ſis Federli,
Und Herrechoſt; — ja d' Schriber händs doch guet.

Meieli.

Si miend defür au igſpert ſi,
Und händ kei Loh ſchier und kei Meiſterrecht. —
Seh, Bartli, hack au, lueg nüd allitwyl:

Der Schreiber.

Es hät's doch Niemer beſſer als de Bur,
Er ſchafft für ſich, er iſt en wahre Junker,
Sis Aecherli trücht i der Nacht bim Schlafe.
Da ſägmer Eine nüt, dur d' Handarbeit

Chunt Eine wi'ter als dur Chopfaſtrengig.
Si wends nüd ha, die dummen Gſel, daß
En Schriber ſchweri Arbet heb, ſi meined
Mer chönni nu da ſitze und ſpaziere,
I wett i wär en Bur, denn chönnti au
De Charſt ſo under's Chinni ſtelle, d' Lüt
Usſchänzele: „dä hät's au guet."

Bartli.

De Bode iſt doch hert. Dei chunnt
E ganzi Schuel; en Lehrer hät's doch guet
Denn mit ufrechtem Buggel chamer's Brod
Verdiene, i ſechs Stunde iſt er gräch,
Und mir händ ſiebezeh im hohe Summer.

Meieli.

Und ich wett lieber Chüehirt ſi als Lehrer. —
Seh, Bartli, hack au, lueg nüd alliwyl!

Der Lehrer.

Ihr Chinde ſchaued da 's Feld uf und abe,
Wie froh und freudig werched d'Burelüt.
Si händ's doch herrli i dem Garte Gottes,
I wett gwiß au, i hett es Burehöfli.
En Bur mueß nüd drü Jahr is Seminar,
Er nimmt nu d' Geißle und cha chlöpfe,
Er brucht kei Unterricht und keini Bücher,
Und d' Chleider alli chamer ſelber pflanze.
Seh, Buebe, lupfed Kappe, Alles lueget!

Bartli.

Dert chunnt de Chrämer us em Sterneberg.
Er treit ſis Räf no wie en Junge;
Die händ's au guet; die Chrämer müend
Nüd werche, nei, ſie chönned nu ſpaziere,
Und denn verdieneds währli Geld wie Stei.

Meieli.

Ach, d' Chrämer müend au viel verlüüre. —
Seh, Bartli, hack au lueg nüd alliwyl!

Der Chrämer.

Wie macht das Räf ſo heiß, es hät's denn doch
Ken Menſch ſo guet, ſo herrli wie de Bur.
Er chann doch eißtig i ſim Dörfli ſi,
Und Alles wachst em, was er eſſe mueß:
Milch hätt er ſelber, Brot und Anke au
Und Fleiſch und Oel und Zuegmüeß aller Arte,
Und ich mueß Alles chaufe, 's langt nüd us;
I bi ſo arm faſt wie ne Chillemuus.

Bartli.

D' Poſt chunnt, die händ's au guet, wo chönned fahre,
Si hät ganz voll, die Rößli müend au ſpringe!
Es iſt doch unglich usgheilt uf der Welt.

Meieli.

Du Nar, das iſt zu alle Zite gſi. —
Seh, Bartli, hack au, lueg nüd alliwyl!

Der Kondukteur.

Das ebig Sitze und das ebig Fahre
I Staub und Rege macht ein halbe lahm.
Da händ's die Burelüt denn allweg beſſer,
Da blibt mer gſund, da hät mer au Biwegig
Und chlari Luft; i wett i wär en Bur,
So wäri nüd ſo a d' Minute bunde
Als Staubverſchlucker und Stygiſe-Löſer.

Bartli.

Die vornehm Jumpfer chunnt ſcho wieder zruck,
Si iſt gwüß nu bis Dokters obe gſi.
Die händ's au guet, die Herrelüt!
Und mir müend hacke da, bis 's Herz
Eim gwagglet. Lueg iez au das Schirmli a,
's hät Busle dra wie am e Flügegurn.

Meieli.

So werded mir bis Peter Paul nüd fertig.
Seh, Bartli, hack au, lueg nüd alliwyl!

Die Jumpfer.

Wie luegeb's iez bert wieder, grad
Wie d' Nare, Alt und Jung und Groß und Chli,
Und macheb denn Bimerkige und lacheb.
's iſt wirkli recht ſchinierli uf em Land.
Si thüend ſchier d' Häls verdrehe; nei!
Es iſt au gar, ſi luegeb d' Auge=n us
Und gigeleb, als wär i e fremds Thier.
Si luegeb ui zum zweite, dritte Mal.
Die Bure händ's doch guet, ſi händ der Zyt
So umme z' gaffe, will's mer ſchine!
Bi Gott, i ſtahne Alle da zur Eſchau,
He nu — ſe lueget, und ich luege au!

Bartli.

Jez wemmer z' Rüni neh, chumm Frau, ſchenk i!
Zur ſtrengen Arbet ghört es Gläsli Wi.

Rob. Weber.

Robert Weber von Rüti, Kt. Zürich, wurde den 5. Auguſt 1824 in der Roſenſtadt Rapperswyl am Zürichſee, dem Heimatort ſeiner mit Kräften des Geiſtes und des Gemüthes reich ausgeſtatteten Mutter, geboren. Beide Eltern thaten für die Erziehung ihres älteſten Sohnes ſoviel ſie konnten. Derſelbe beſuchte die dortigen niedern und höhern Schulen (letztere eine Art Progymnaſium), kam im Herbſt 1840 an das obere Gymnaſium in Zürich und ging im Frühjahr 1843 an die dortige Hochſchule über, an welcher er während vier Jahren Philologie, Geſchichte, Philoſophie, (Naturphiloſophie bei Oken) und Theologie ſtudirte. Einen Lehrſtuhl für Aeſthetik und Literaturgeſchichte gab es damals in Zürich nicht; um ſo mehr drängte es Weber, die Univerſität Tübingen zu beſuchen, wo der berühmte Aeſthetiker Viſcher lehrte, was ihm durch die Löſung einer theologiſchen Preisfrage in lateiniſcher Sprache[1]

[1]) „Modus, quo evangelium Johannis veteris testamenti locis uti solet, ex omnibus exemplis demonstretur, et cum ceterorum evangeliorum ratione comparetur".

gelang, indem dieſelbe von der Fakultät gekrönt wurde und dem Verfaſſer auf Empfehlung ſeiner Lehrer Ferd. Hitzig und Alexander Schweizer von Staatswegen das Reiſeſtipendium in's Ausland eintrug.

Nach empfangener Ordination bezog Weber im Frühling 1847 die Univerſität Tübingen, wo er ſeine philoſophiſchen und theologiſchen Studien bei Reiſ, Baur, u. A. erweiterte, vor Allem aber die Vorleſungen Viſcher's über Aeſthetik, Literatur- und Kunſtgeſchichte u. ſ. w. anhörte, wodurch er erſt eine höhere Anſchauung von der Kunſt und ihrem Verhältniß zu Religion und Philoſophie erhielt. Nachdem der Schluß der Univerſität, in Folge des Ausbruchs der Revolution von 1848, erfolgt war, kehrte Weber in ſeine Heimat zurück, wirkte zwölf Jahre lang im zürcheriſchen Kirchendienſt als Pfarrer von Riſſerswyl und ſpäter einer äußern Gemeinde der Stadt Zürich, reſignirte 1860 freiwillig und ſiedelte nach Bern über, wo er von 1860—1864 die Redaktion der „Bernerzeitung" beſorgte. Nach ſeinem Rücktritt von dem genannten Journal beſchäftigte er ſich als Privatgelehrter hauptſächlich mit literariſchen und kritiſchen Arbeiten, ſeit anderthalb Jahren vorzugsweiſe mit der Herausgabe „der Nationalliteratur der deutſchen Schweiz."

Gedichte von Rob Weber. Zürich, bei Zürcher u. Furrer, 1848. — Zweite (ſtark vermehrte, mit zwei Stahlvignetten gezierte) Ausgabe, Meyer u. Zeller, 1857. — Dritte (vermehrte und verminderte) Ausgabe, Stocker'ſche Verlagshandlung in Frick. 1863. —

Neue Gedichte von Rob. Weber. Leipzig bei Herbig, Zürich, bei Orell Füßli u. Comp., F. A. Stocker'ſche Verlagshandlung in Frick. 1860. Zweite Auflage. Ebendaſelbſt.

Die poetiſchen Bücher des alten Teſtamentes. Neu aus der Grundſprache des Hebräiſchen, im Versmaß des Originals verdeutſcht und nach dem jetzigen Stande der hiſtoriſch-exegetiſchen Wiſſenſchaft in Einleitungen und fortlaufenden Erklärungen ausgelegt von Robert Weber. Stuttgart, C. P. Scheitlin, 1852—1858. (Zu den Verlag der Brodtmann'ſchen Buchhandlung in Schaffhauſen übergegangen).

Novellen, Erzählungen und Gedichte von Rob. Weber. 2 Bändchen. Bern, 1861.

Die poetiſche Nationalliteratur der deutſchen Schweiz, von Haller bis auf die Gegenwart. Mit biographiſchen und kritiſchen Einleitungen von Robert Weber. Glarus, Verlagsbuchhandlung von J. Vogel, 1866–1867. 3 Bde.

Theologiſche und andere Schriften.

Winter.

Trüb iſt das Land.
Den Himmel umfängt
Ein dichter Nebel,
Zur Rechten und Linken
Starren die Hügel
Grau empor.
Finſter blicket
Der weiße Wald
Im Eiſespanzer
Zum Weiher nieder,
Der, grünen Auges,
Durch die Kryſtallwand
Die Welt anglotzt,
Die kahlen Eichen,
Den nackten Strauch
Und den faulen Strunk
Des Weidenbaumes.
Still iſt die Luft;
Einſames Schweigen
Decket die weiße
Pfadloſe Wüſte.

Am Bache hin,
Kalt und gefühllos,
Den Hut im Genick,
Trabet langſam
Der Müller zur Stadt,
Des ſtettiſchen Kleppers
Störriſcher Lanne
Den Zügel gönnend.
Begraben ſtehen
Die Meilenzeiger
Im tiefen Schnee;
Der Wegeweiſer
Erfüllt umſonſt

Die traurige Pflicht,
Die erfrorene Hand
Weit hinaus
In den Nebel ſtreckend.

Im Frühling.

Biſt du es wieder, ſüßes Leben,
Biſt du es wieder, ſchöne Zeit,
Wo Licht und Duft im Wonnebeben
Ein ſonnigwarmes Lied erneut?

Ich ſtürze mich mit friſchen Sinnen
In dieſes Meer von Glanz und Luſt;
Die Wogen tragen mich von hinnen,
Sie ſpülen ſanft mir um die Bruſt.

Und aus des Herzens weichen Schollen
Mit nie erſchöpfter Lebenskraft
Steigt neue Lieb' und neues Wollen
Und legt den Geiſt in ſüße Haft.

Was einſt geſchmerzt, iſt längſt zerronnen
Im linden, warmen Frühlingsſtrahl,
Die Jugend iſt zurückgewonnen,
Sie ſtrömt in mich aus Berg und Thal!

So ſitz' ich an der Brunnenſtube
Der quellenden Unendlichkeit,
Es rieſelt friſch zur kühlen Grube,
Es wird das Herz ſo weit, ſo weit!

Neuer Lenz.

Holder Friede, ſtille Luſt,
Wogt ihr wieder durch die Bruſt?
Weinen möcht' ich, niederſinken,

Wenn im Säuſelſpiel der Luft,
In des Abends gold'nem Duft
Blüthenbäume mailich winken.

Mit der Wolke möcht' ich flieh'n,
In die blaue Ferne zieh'n!
Mit der Lerche möcht' ich ſingen,
Auf beglücktem Wanderzug
Mit der Sehnſucht raſchem Flug
In den hellen Aether dringen!

Feuer, das am Firmament,
Das in jedem Buſche brennt;
Stilles Lächeln, hingeſchrieben
In des Auges ſanfte Gluth,
In des Herzens volle Fluth. —
Warum ſollt' ich euch nicht lieben?

Mein Herz iſt im Blühen.

Mein Herz iſt im Blühen, mein Herz iſt im Licht,
Im wonnigen Liebesmai;
Verſtummet, Klagen, in meinem Gedicht,
Wenn der Himmel herabſieht mit heiter'm Geſicht,
Ertöne die frohe Schalmei!

Mein Herz iſt im Blühen, mein Herz iſt im Glück,
O ſeliger Frühlingstag!
Gelöst iſt des Winters erſtarrender Blick,
Es kehret der Lenz und die Liebe zurück
Und die Amſel flötet im Hag!

Mein Herz iſt im Blühen, mein Herz iſt im Duft,
O heiliger Kindestraum!
Ich ſchwinge mich über die bläuliche Kluft,
Ich trinke des Aethers ſonnige Luft
Am unendlichen Himmelsſaum!

Sonnenuntergang.

Der heiße Tag hat ausgeblüht,
Die Fürstin steigt von ihrem Throne
Und legt, von Purpur überglüht,
Jetzt ab die diamant'ne Krone.

Sie geht; es trägt das Abendroth
Ihr des Gewandes farb'ge Schleppe,
Sie eilt zu sterben, jenseits loht
Ihr Glanz schon heimlich ob der Steppe.

Ein Goldnetz wirft sie um das Haar
Am schwarzen Rand des Sarkophages;
Fern schifft der Mond her, silberklar,
Und weint der Mutter nach des Tages.

Ein lodernd Ilion an Pracht
Brennt ihre Wolkenstadt zusammen;
Der Himmel trauert, und die Nacht
Erblaßt ob diesen blut'gen Flammen.

Herbstabend

am Zürichsee.

So lieb' ich euch, ihr schönen Tage,
An Farbe reich und sonn'gem Duft,
Wenn noch in eisumstarrter Kluft
Der Winter schläft mit seiner Plage.

Des Südens warmer Odem hauchet
Im heitergrünen Aethermeer
Der Wolken Segel vor sich her,
Indeß der Pol von Nebel rauchet.

Ein Mückentanz wogt auf dem Strahle,
Der rothbraun alle Wipfel säumt,
Und, wo ein Herz vom Tode träumt,
Es sanft erhellt zum letzten Male.

Wie eine weiche Hand uns greifet,
Kömmt mir des Abends lauer Gruß,
Wenn er mit ſeinem gold'nen Kuß
Das tiefe Grün der Wieſe ſtreifet.

Es glänzt der See; die Berge glimmern
Im ſammetgrauen Lichtgewand,
Und ob des Felſens zack'ger Wand
Des Mondes junge Hörner flimmern.

Herbſt.

1861.

O du weiter blauer Himmel
Ob des Herbſtes letzten Tagen,
Wie erquikeſt du die Welt!
Jetzt, wo ſchon die Vögel reiſen
Und der Hain ertönt von Klagen
Wölbſt du freundlich noch dein Zelt!

Noch einmal haſt du das Auge
Aufgethan, das ſonnig klare,
Lächelſt alte Liebe wach;
Und der Wald, der rothgefärbte,
Und die grüne Fluth der Aare
Lächeln, Freundlicher, dir nach.

Des Gebirges ſchwarze Schatten
Streifeſt du mit lichten Säumen,
Glühſt das Moos der Quelle an;
Die Gedanken, die bereiften,
Schmilzeſt du zu Frühlingsträumen,
Zauberer im Sonnenkahn!

Welke Zweige trinken Leben,
Kühe weiden, läuten wieder,
Schlürfen aus dem Strom dein Licht;

Und der braune Hirtenknabe
Jodelt ſeine alten Lieder,
Seinen Reigen fromm und ſchlicht.

Wieder ſeh' ich zwiſchen Bäumen
Buntes Volk in's Weite dringen,
Sich zu ſonnen noch ein Mal,
Eh' von ſeinen Felſenſchlöſſern
Auf des Nordes rauhen Schwingen
König Winter ſteigt in's Thal.

Wirſt du morgen dich verhüllen?
O, bevor die Nebel ſpinnen
Unſ'rer Berge falb Gewand,
Laß ein wenig noch mich laben,
An vergang'ne Tage ſinnen
Vor der Hütte gold'nen Wand!

An die Natur

bei ihrem Erſterben.

Von allem Glück, das ich bei dir genoſſen,
Iſt die Erinnerung ſo friſch und klar;
O ſchöne Zeit! Mit raſchen Flügelroſſen
Entfloheſt du, mit aufgelöstem Haar,
Verweinten Auges dich von Gräbern hebend,
Verwelkt, verblüht, ein Geiſt im Winde ſchwebend!

Der Schönheit Diadem, die duft'ge Myrthe,
Die deine Schläfe trug im gold'nen Mai,
Sie grünt nicht mehr; die einſt ſo fröhlich ſchwirrte,
Der Liebe Turteltaube flog vorbei
Der öden Hütte, d'ran der Herbſtſturm rüttelt,
Der jetzt den Wald mit feuchter Schwinge ſchüttelt.

Ein traumhaft Leuchten fliegt ob fernen Matten,
Ein letztes mildes Lächeln ſteigt herein
Auf dieſe Welt voll Trümmer und voll Schatten

Und ſchleicht und ſpielt durch den entfärbten Hain, —
Ein ſtummer Blick, ein letzter Troſtgedanke,
Dem die erſtarrte Lippe ward zur Schranke!

O fahler Schimmer, kahler Saum der Berge,
Du Wolkenmeer, zur grauen Fluth geballt,
Ob euch ſchifft jetzt der Tod, der bleiche Ferge,
Der niemals ſtirbt und nie wird matt und alt!
Nie reißt ſein Segel; in den ſichern Hafen
Bringt er die Wand'rer all', und legt ſie ſchlafen.

Das Vaterland.

Wo geht der Weg zum freien Land?
Vorbei an hoher Felſenwand,
Wo ſich der Aar zum Himmel hebt
Und über blauen Tiefen ſchwebt!
Die Heerde graſet ſtill empor,
Der Strom ſchäumt durch's granit'ne Thor:
O ſei gegrüßt, mein Vaterland,
Vom Rhein bis an den Rhoneſtrand!

Wohin, wohin, du Menſchenkind,
Im Sommerwehen ſüß und lind?
Steig' auf zum grünen Alpenhang,
Iſt dir's da unten ſchwer und bang!
Dort breitet ſich die Freiheit aus,
Dort ſteht ihr erſtes Mutterhaus;
Die Firnen glühen, Brand an Brand, —
Wie iſt es ſchön, das Vaterland!

Der ew'gen Jugend Roſenſchein,
Wie leuchteſt du ſo friſch herein
Und hebſt die Seele aus dem Thal
Und küſſeſt ſie im Abendſtrahl!
O lob're, freier Mannesmuth,
Glüh' auf, wie unſrer Alpen Gluth,
Und ſei geſchirmt, o Vaterland,
Durch deiner Söhne ſtarke Hand!

Empor.

Sieh! wie ſteiget aus dem Thale,
Der Fembling aus dem fernen Land,
Wie er dem heitern Himmelsſaale
Sich nahet an des Abgrunds Rand!
Er athmet leicht und mit Behagen
Der Alpenkräuter würz'gen Hauch,
Er muß nicht um Erlaubniß fragen,
S'iſt hie zu Land ein alter Brauch.

Zurück im Thal ſind ihm geblieben
Der Unmuth und der finſt're Groll,
Er lernt auf Bergen wieder lieben,
Wovon ihm einſt die Seele ſchwoll!
Das iſt ein Läuten, Jubeln, Klingen,
Wie in der ſchönen Jugendzeit,
Wo uns der Lenz mit Roſenſchwingen
Von jedem Harme ſchnell befreit.

O Menſchenherz, wie iſt dein Haſſen
So ſchnell im Sonnenſchein verzehrt,
Wie kannſt du liebend wieder faſſen,
Was du mit Schmerzen lang entbehrt!
Siehſt du den ſtolzen Adler fliegen?
Er dringet zu des Lichtes Quell,
Dort wo des Himmels Grenzen liegen,
Wird uns die Welt erſt klar und hell!

Hinauf, hinauf in's Reich der Lüfte,
Wo Lauterkeit und Sonnenſchein,
Hinauf, hinauf, des Thales Klüfte
Sind enge, wie ein Todtenſchrein!
Es lebt in uns ein ſtilles Hoffen,
Dem unſer liebſter Wunſch vertraut,
Wo wir den Frieden angetroffen,
Da ſei die Hütte uns erbaut!

Und ihr, die ihr mit finſtern Blicken
Die Burg der Freiheit euch beſeht,
Der ihr nie werdet Beifall nicken,
Weil ihr im feuchten Thale ſteht:
Verflucht ſei dieſes Truges Binde,
Die euch der Wahn um's Auge legt,
Daß eures Herzens ſtarre Rinde
Ihr himmliſch Wort nicht mehr bewegt!

Nicht höret ihr die Brunnen quellen
Urkräftig aus der Berge Grund,
Die Ströme nicht, die waſſerhellen,
Erbrauſen in vereintem Bund, —
Wer dieſe Wunder will erfaſſen,
Er muß, den Gott in ſeiner Bruſt,
Die kalte Niederung verlaſſen
Und ſteigen zu des Berges Luſt!

An die Freunde.

Freunde, noch ſchlagen in unſern Zeiten
Stolze Herzen der Poeſie,
Denn ſie verrauſchet im Menſchen nie,
Was an ihm mag vorübergleiten.
Drum kränzt mit Laub der Dichtung Becher,
Schenkt aus den ſonnengebornen Wein,
Er glühet von Sorgen uns rein,
Es lebe der Wein, es lebe der Wein!

Freude ſei unſer ſeliger Glaube,
Grün umflicht ſie das Leben ganz,
Ja, nur droben im Aetherglanz
Fliegt der Begeiſt'rung himmliſche Taube!
Vorüber ſchwebet die flüchtige Stunde,
Der Schönheit opfert, dem roſ'gen Traum,
Hoch perlet im Glaſe der Schaum,
Es lebe der Traum, es lebe der Traum!

Freunde noch pochen in unſern Tagen
Starke Pulſe dem freien Wort,
Denn es lebt in den Enkeln fort
Der biedern Väter Wagen und Schlagen.
Erhebt in die Nacht die blinkenden Becher,
Erhebet die völkerbefreiende That,
Der Zukunft ſchwellende Saat.
Es lebe die That, es lebe die That!

Gib mir ein Zeichen deiner Huld.

Gib mir ein Zeichen deiner Huld,
Daß in der Einſamkeit die Seele,
Verzehrt von banger Ungeduld,
Sich nicht mit einem Schatten quäle!

Gib einen Kuß von deinem Mund,
Vom vollen Becher deiner Lippe,
Daß ich mich einmal nur geſund
Am Feuerwein des Himmels nippe!

Gib mir das Band von deiner Bruſt,
Das luſtig flattert zwiſchen Roſen,
Daß es mich mahne, ſtets in Luſt
Den Schmerz bei dir hinweg zu koſen.

Gib mir das Tuch aus deiner Hand,
Mit dem du ſcheidend oft gewunken,
Wenn an des Berges dunklem Rand
Der alte Mond hinabgeſunken;

Ich will verhüllen das Geſicht
In dieſes Schleiers weiche Falten
Und, ob das Herz in Klagen bricht,
In deiner Liebe nie erkalten!

Liebesfeier.

Ob mich die Welt mit ihrer Sorge quält,
Ob meine Thräne rinnt dem Bächlein gleich,
Das, kaum geboren in der Wüſte Reich,
Auch ſchon erſtirbt, dem heißen Sand vermählt;
Ein Plätzchen doch, ein grünes, iſt noch mein,
Ein ſtiller Grund, wo ich des Tages Laſt
Verdämmern ſeh' in ſüßer Abendraſt,
So oft die Schatten ſchleichen durch den Hain.

Dem Sohn der Steppe gleich ich dann, der fern
Den Karawanenſtraßen heimwärts drängt,
Und traumesſchwer hin zur Oaſe ſprengt,
Wo aufflammt ſeiner Sehnſucht ſchöner Stern.
O laue Nacht! Ein duftig Mährchen blüht
An deinem Buſen: Goldgewölk verraucht
An dunkler Bergwand, und ein Odem haucht
Mich an wie Maſtix, der im Becken glüht!

Es iſt die Zeit, wo ich das müde Haupt
An deine Bruſt darf ſchmiegen, holdes Reh, —
So ſchwinde denn, der Erde dunkles Weh,
Ein Herz iſt mein, das an den Himmel glaubt!
Ein Herz, ein Herz! Ein Quell im Wüſtenſand!
O ſüßes Weib, zum Lied wird unſer Leid,
Die Klage ruht, entflohen iſt der Neid,
Und uns umweht ein königlich Gewand!

Mit Genien ſchweben wir in's Abendroth;
Die Welt liegt tief in Roſengluth getaucht,
Von einem milden Lächeln überhaucht
Genießeſt du mit mir der Götter Brot!
Nicht irdiſch mehr iſt unſers Strebens Loos,
Da heil'ges Purpurnaß im Becher blinkt,
Davon der Geiſt in Himmelsträume ſinkt
Und ruhet in des Glückes weichem Schoos!

Herbſtlied.

Ueber die Haide
Pfeift der Wind:
„Reiter, reite
Geſchwind, geſchwind!“

Schwere Nebel
Hängen herein,
Rings iſt's öde,
Kein Vögelein.

Gelbe Blätter
Fallen zuhauf,
Sitzt doch nirgends
Ein Blüthlein drauf.

Einſam und traurig
Schläft's in der Bruſt,
Träumet vom Frühling
Und ſeiner Luſt.

Ueber der Haide
Trommelt der Wind,
Reiter, reite
Geſchwind, geſchwind!

Prieſterinnen der Veſta.

Verdammt hier in des Tempels feuchtem Schweigen
Die Hut zu halten über gold'ne Flammen,
Die auf des Oeles Silberſchaalen ſchwämmen,
Seit Menſchenſchritte hier zu opfern ſteigen;

Verflucht zu lauſchen dem freudloſen Reigen,
Den Nacht und Tag lautlos begeh'n zuſammen,
Entfliehen wir der Welt, der wir entſtammen,
Und mögen nur verhüllt dem Volk uns zeigen.

Doch während einsam wir die Lichter hüten
Und blank vom Ruß die heil'gen Ampeln scheuern,
Verzehrt die Lohe unsers Leibes Blüthen.

Die Flamme schlug hervor aus hundert Feuern,
Griff nahrungslos an's Herz, bis wir verglühten,
Die wir das Oel im Tempel stets erneuern.

Auf der Haide.

Mild weht es an, wenn auf der Haide
In's Ohr tönt ferner Glocken Klang,
Der Geist der Nacht im Nebelkleide
Ringsum hereinschwebt, wehmuthbang!
Es geht der Hirt mit seiner Heerde
Noch durch das dämmerlichte Thal,
Sein Blick mit stiller Lustgeberde
Ruht auf der Lämmer gold'nen Zahl.

Da hört er weither über'm Walde,
Der feierlich versunken steht,
Der Glocken Laut, von Bergeshalde
Bis in das nied're Land verweht.
Die Heerde ruht; er läßt sich nieder
Zu seinen Schafen auf die Flur,
Indeß im Westen sein Gefieder
Ein Engel schlägt in den Azur.

Aus einer Geisterstadt im Aether,
Von Gold und Jaspis aufgebaut,
Trägt er die Lieder sel'ger Beter
In's Thal, wo schon der Abend graut.
Es lauscht der Hirt des Erzes Zungen,
Es glüht der trunk'ne Sinn empor,
Zu wilder Andacht aufgeschwungen
Erflieget er des Himmels Thor.

Und wie des Abends letzte Röthe
Hindämmernd ſtirbt im falben Strahl,
Liegt er, verſöhnet im Gebete,
Am Thron des Ew'gen, los der Qual!
Was einſam da die Seele denket?
Kein Weiſer hat es je erfaßt.
Wie ſich der Gott herniederſenket,
Der ewig liebet, der nicht haßt!

Nachtruhe im Wald.

Verſchollen ſind des Waidmann's kecke Lieder;
Das arme Wild, erſchöpft vom blut'gen Tanz,
Keucht auf und ſchauert, denn vom Himmel wieder
Quillt ruhig in den Tann des Mondes Glanz!
Von ferne lockt noch ſchwach und immer ſchwächer
Das Jägerhorn den Spürhund aus dem Moor,
Träg haucht der Sumpf aus ſeinem finſtern Becher
Den Nebelſee in's graue Land empor.

Hei, gellten die Hörner da im grünen Reviere,
Hei, birſchte da munter jeder Waidgenoß,
Die Hunde hingen an dem gehetzten Thiere,
Und weiß vom Schaume ſtund das edle Roß,
Bis heimgewandt in ſiegesfrohem Glühen,
Mit Scherz und Fluch und lautem Jagdhalloh
Erzählend von des Tages heißen Mühen
Der rauhe Troß aus Berg und Wald entfloh.

Der Hirſch, der an des Baches Rand getrunken,
Und in dem Waſſer ſah ſein ſtolz Geweih,
Vom Blute roth iſt er in's Gras geſunken,
Getroffen von dem mörderiſchen Blei!
Des Haſen klares Aug' erloſch; im Rohre
Verendete der Eber, und das Reh,
Den ſonn'gen Blick umhüllt vom Todesflore,
Gab ſterbend Kunde von dem letzten Weh!

Nun iſt es ſtill; es geht durch alle Schlüfte
Ein dunkles Träumen, webt um Baum und Strauch.
Erquickt ſteht auf der Halm und Harzesdüfte
Ergießen weithin den balſam'ſchen Hauch!
Mit ihrem weißen, zartgewob'nen Leibe
Beginnen Geiſter jetzt den luft'gen Tanz,
Sie ſchweben in dem Strahl der Mondesſcheibe
Am Himmel auf und ab im blaſſen Glanz.

Zum nahen Bach, der Wunde Brand zu kühlen,
Schleppt langſam ſich das angeſchoſſ'ne Wild
Und hört der Welle Rieſeln mit Gefühlen,
Die dumpf zwar ſind, doch froh und dankesmild!
Es ſchlürft die Fluth, es badet ſich im Weiher
Und tiefer holt es Odem aus der Bruſt
Zu dieſer Zeit der alten Mitnachtfeier,
Wo zag der Schmerz ſich gattet mit der Luſt.

Schleicht jetzt vielleicht auf ſchwarzumbüſchten Pfaden
Ein Menſch auch hin mit ſcheuem Diebestritt
Und härmt ſich, ungeſeh'n, ob allem Schaden,
Den er im Waldgeſtrüpp des Lebens litt?
Mir iſt, als hör' ich ſolche Stimmen flüſtern
Von Millionen, die dem Glück vertraut,
Als hör' ich ſie verworren aus dem Düſtern
Erheben dieſen bittern Klagelaut:

„Einſt war mein Herz die ſchöne Waldeswieſe,
Darüber ſtets ein blauer Himmel lag:
Da ſtieg herauf ein ungeſchlachter Rieſe
Und jagte frech darinnen Tag um Tag!
Er ſchoß aus hoher Luft die weißen Tauben
Der Ideale mir, erwürgte mir die Schaar
Der frommen Lämmer, die (ich mußt' es glauben)
Mein einzig Gut in dieſer Oede war!

Vom Herzen riß der Tod mir die Vertrauten,
Verfinſterte den gold'nen Horizont,
Wo Genien ſonſt mir jene Schlöſſer bauten,

An deren Glanz ich mich zu freu'n gewohnt!
Ich irr' allein des Nachts mit blut'ger Wunde
Und weiß nicht, wann der grimme Jägersmann
Den Bogen auf mich anschlägt, und die Hunde
Von Neuem jagen durch den alten Tann."

So klagt's im Wald des Lebens; doch inzwischen
Fällt Schlummer auf die Qual der Kreatur;
Die leichten Träume huschen auf und wischen
Den Trauerflor vom Busen der Natur!
Der Morgen wirft empor des Lichtes Garben,
Froh ist der Wald im Himmelsglanz erwacht,
Er prangt und duftet in den schönsten Farben
Und in den Jubel leis zerrinnt die Nacht!

Welt und Herz.

Als der Morgen meines Lebens
Singend einst vom Berg sich hob,
Und ein Heer von Lerchen schmetternd
Aus den grünen Saaten stob;
Als ich noch, ein munt'rer Bube,
Sommervögel fing am Hag
Und, entrückt der engen Stube,
Draußen unter Blumen lag:
O, wie war die Welt so hell,
Und das Herz ein laut'rer Quell!

Als sich noch die treue Mutter
Sorgend über's Bettlein bog,
Aus des Schlummers weichen Armen
Küssend an das Herz mich zog;
Als sie so den kleinen Losen
Mit dem Waschbad überfiel
Und ihn mit den ersten Hosen
Stellt' an seiner Träume Ziel:
O, wie war die Welt so hell,
Und das Herz ein laut'rer Quell!

Viele Lenze ſah ich kommen,
Wald und Wieſe wurden grün,
Viele Sommer ſah' ich gehen,
Schwarz im Wetterſchein verglüh'n;
Doch zu allen dieſen Stunden,
Die im Wechſel rauſchten fort,
Hab' ich Eines tief empfunden,
Ein lebendig Gotteswort:
Daß die Welt uns klar und hell,
Wenn das Herz ein laut'rer Quell!

Silveſterglocken.

1862.

An meinen Freund S. P.

Wir ſchritten auf beſchneitem Wege,
Die Dämm'rung wob den grauen Flor,
Der warme Hauch des Tages fror
Zu Duft und ſilberte die Häge.

Wir trugen zwei gequälte Herzen
Still in die Winternacht hinein,
Für ſich trug Jeder ſie allein
Die ungenannten, dunklen Schmerzen.

Ein Föhrenſchlag, der lang ſich ſtreckte,
Zog ſchwarz zur Linken mit uns hin.
Der Forſt war unſer eig'ner Sinn,
Den tief ein kalter Nebel deckte.

Zur Rechten aber flog am Saume
Der Berge noch ein Roſenlicht
Und ſpielt uns lächelnd um's Geſicht,
Gleich einem gold'nen Jugendtraume!

Und plötzlich aus des Dorfes Ferne
Schlug jetzt ein Glockenſang an's Ohr,
Der durch die graue Nacht empor
Uns tröſtlich hob, gleich einem Sterne.

Weit aus der ſtillen Erdenkammer
Voll Dämmerung und Winterſchmerz
Floh ſehnſuchtsheiß das müde Herz
Aus dieſer Zeit voll Trug und Jammer.

Da fühlten wir uns glücklich wieder
Und nahmen fürbas unſern Lauf.
Im Buſen aber wachten auf
Des neuen Jahres Morgenlieder!

Die Nacht.

Verzage nicht, wenn tiefer Kummer,
Wenn Gram und Weh in's Herz dir ſchlich,
Es kommt die Nacht mit ihrem Schlummer,
Und ihre Huld erquickt dich;
Sei ſtill, mein Herz, es kommt die Ruh',
Die Nacht deckt alle Leiden zu.

Was wähnſt du bange dich verlaſſen,
Wenn dir kein edles Herz mehr ſchlägt,
Wenn, die dich lieben ſollten, haſſen,
Von der Verläumdung Macht erregt?
Sei ſtill mein Herz es kommt die Ruh',
Die Nacht deckt alle Leiden zu.

Der Menſchen Hoffnungen zerfallen,
Was grämſt du dich, daß ſie erbleicht?
Und müſſen ungehört verhallen
Die Klagen, die den Fels erweicht, —
Sei ſtill, mein Herz, es kommt die Ruh',
Die Nacht deckt alle Leiden zu.

Ja deine Thränen, deine Sorgen
Hüllt ſie in ihren Schleier ein;
Ihr folgt ein neuer, gold'ner Morgen,
Hin iſt der Wehmuth trübe Pein!
Sei ſtill, mein Herz, es kommt die Ruh',
Die Nacht deckt alle Leiden zu.

Weltkugeln.

Aus der Seife weißem Schaum
Ruft uns eines Knaben Macht;
Doch wir ſind ein farb'ger Traum,
Monddurchglühte Nebelpracht.
Alles Schlechte, alles Gift
Iſt aus uns herausgeſchafft;
Doch kein Gras wächst auf der Trift
Und kein Brod, kein Rebenſaft.
Auch der Menſch hat keinen Raum,
Ungeboren bleibt der Narr, —
Wir ſind eines Traumes Traum,
Spekulativ, wenn auch bizarr.

Die neue Atlantis.

Feſtgruß an den internationalen Kongreß für ſoziale Wiſſenſchaften: 1865.

Kolumbus ſteht am Steuer der Pinaſſe,
Die Monden lang die Oede ſchon durchſchifft;
Um ihn her grollen, ſchwer ergrimmt von Haſſe,
Die Meut'rer, die ſein Wort wie Donner trifft:
„Nach Weſten hin! Wenn ich die Zeichen faſſe,
Die ihr im blinden Aufruhr nicht begriffen,
Sind es drei Tage noch, bis unſ're Kiele
Die Bahn vollendet zum erſehnten Ziele!“

Sie beugen ſich, Hiſpaniens ſtolze Söhne,
Und höhnen, der auf ſchwarzen Flügeln naht,
Den Sturm und ſeine wilden Schauertöne
Mit des Gehorſams raſcher Siegesthat.
Und ſieh', aus Finſterniß zur Morgenſchöne
Trat jenes Land, um das ihr Glaube bat;
Sie ſpringen auf, ſie ſtürzen ihm zu Füßen,
Den ſie als Halbgott jetzt mit Thränen grüßen! —

Seit jener Fahrt warf in der Völker Träume
Die Freiheit ihren erſten Fackelglanz;
Die glühende Bacchantin ſchürzt die Säume

Des Purpurkleides hoch zum luſt'gen Tanz,
Der Geiſt erwacht, des Wahnes finſt're Räume
Empfangen ſcheu das Licht; ein Feuerkranz
Von leuchtenden Gedanken hellt die Pfade
Und zeigt den Weg durch brandende Geſtade.

Bald wird der Sterne Uhrwerk aufgeſchloſſen
Von jenem Zauberer, der Tag um Tag
Am Bruch der Kette hämmert unverdroſſen,
Drin eine Weltenwoche er gefeſſelt lag!
Er redet mit den Wolken; mit den Roſſen
Des Sturms iſt er vertraut; den heißen Schlag
Stumpft er der glüh'nden Donnerkeile
Und, wandernd, fliegt er mit des Windes Eile.

Wo der Kometen Kern in Rauch vernebelt,
Bis wo der Erdgeiſt grauſam in die Nacht
Die Kinder einer Schöpfung hingeſäbelt,
Und ſie gebannt hält in der Tiefe Schacht;
Wo fern am Pol der Froſt den Bären knebelt,
Bis wo der Tod ob der Sahara wacht, —
Zur letzten Zone iſt der Menſch gedrungen,
Hat ein Geheimniß kühn ihr abgerungen!

Nur in das Herz, nur in das eig'ne Leben
Warf er zu ſpät faſt den geſchärften Blick;
Sich ſelbſt ein Fremdling, feind dem rüſt'gen Streben,
Bot er dem Zufall ſchimpflich das Genick
Und nannte, was er träg ſich ſelbſt gegeben,
Ein in den Sternen thronendes Geſchick,
Der Arme, — ſchaal ward ihm die Welt und eitel,
Die Jahre bleichten ſchnell den lock'gen Scheitel!

Denn noch verhüllt lag hinter einem Schleier
Von zarten Wolken jenes ſchöne Land,
Das unſ're Sehnſucht grüßt, und dem ſtets freier
Die Bruſt entgegenpocht vom alten Strand,
Die Welt des Menſchen, — töne, ſtolze Leier,

Das hohe Wort bis zu des Negers Land:
Glückſelige Atlantis! Ohne Raſten
Späh'n wir nach dir von unſ'rer Schiffe Maſten!

Wohl fällt auch durch die ſchwärzeſte der Zeiten
Mitleidig in die Seele noch ein Strahl,
Sie aus dem Wald der Täuſchung zu geleiten,
Wie trüb er ſei, wie dämmerig und fahl;
Allein des Menſchen Feinde, ſie bereiten
Ihm ewig Schmerz und Streit und Hungerqual:
Die Ordnung der Geſellſchaft zu bekriegen
Beſteht ein Heer von hundertauſend Lügen!

Drum ſeid gegrüßt, die ihr, von grauen Wogen
Des falſchen Meers getragen, Wege ſucht
Der Menſchenwelt! Am höchſten Himmelsbogen
Sei gaſtlich Euch Helvetien eine Bucht!
Werft Anker hin! die Segel eingezogen!
Erzählt Euch in dem Schirm der Alpenſchlucht,
Wie weit ihr ſchon von Hauſe weggekommen,
Und was der kühnen Fahrt mag weiter frommen!

Und ſcheidet ihr von unſ'rer grünen Küſte,
So leite Euch Columbus guter Stern:
Kein Traum trieb fort ihn durch die Waſſerwüſte
Und hielt den Muthigen der Heimat fern:
Es war ein Gott, der ihm die Stirne küßte
Und dieſer Schaale gab den ſüßen Kern, —
Er traute dem Kompaß und ſeinen Zahlen,
Und wird als Held Euch vor zum Siege ſtrahlen!

Fieberphantaſien.

Aus „Torquato Taſſo's Nächten."

Wie träge ſchleicht die Zeit! Unfruchtbar waltet
Mein Geiſt ob dieſem Nebel von Gedanken,
Der rauchend wogt, den keine Kraft geſtaltet!

Ein Chaos gähnt mich an; in ſtolzem Schwanken
Steigt es und ſinkt und fällt zurück in's Leere, —
Schon ſtrebt ein and'res ſich emporzuranken.

Wer bin ich, der ich dieſe Wand'lung nähre?
Das Mark der Kraft verſiegt in Fiebergluthen,
Und, ach, mein Haupt iſt voll von dumpfer Schwere.

Erinn'rung ſchäumet auf aus wilden Fluthen:
Klorinde fliegt, ich ſehe Gottfried ſtürmen,
Das Banner weht, — und ſeine Helden bluten! —

Dann ſeh' ich jäh ſich ein Gebirge thürmen,
Velletri's Berge, wo Rinaldo's Bande
Die Höhle theilt mit rieſigen Gewürmen.

Von einem Felsſtück mißt im Prunkgewande
Der ſchmucke Räuber ſeines Reiches Marken
Und bricht, ein Blitz, herab dann in die Lande! —

Jetzt wieder ſchwelg' ich tief in dunklen Parken
Und winde mich hindurch bis zum Geſtade,
An das die Schiffer legen ihre Barken.

Mir kommt die Luſt, daß ich im Meere bade!
Ich ſtöre ſeine Goldfluth auf zum Tanze,
Und plötzlich ſink' ich auf des Abgrunds Pfade.

Ha ſieh', dort naht ein Bild von höherm Glanze'
'S iſt Sonntag, Flammen ſchießt der ſilberklare,
Erhab'ne Sol von heit'rer Himmelsſchanze.

Es iſt die Zeit, die ſelig wunderbare,
Wo die Natur den Frühling neugeboren,
Und alle Schöpfung ſingt ein froh „Lätare!“

Ein Feſt iſt ganz Ferrara; Glocken hallen,
Und ihre Glanzfluth ſteiget in die Lüfte,
Ein Geiſtermeer drin unſ're Seufzer wallen!

O meiner Jugend frische Waldesdüfte!
Von Hain zu Hain fühl' ich euch schmeichelnd wehen,
Ein Hauch des Friedens spielt um alle Grüfte!

Dich, Giambattista, seh' ich bei mir stehen.
Du lobst „Aminta"; neidlos im Gemüthe
Hast du den Schäfer dir zum Freund ersehen.

Was gafft das Volk, was schwenken sie die Hüte?
Du spottest: „Ach, ein Wunder gibt's zu schauen,
Nach Belriguardo zieht des Hofes Blüthe"

Ferrara's Hof? ruf' ich mit finstern Brauen? —
Sie nah'n, — ein Roß vom edlen Berberstamme
Trägt meinen Herrn, den Abgott aller Frauen.

Und neben ihm ein Weib, — was zuckst du, Flamme,
Mir aus der Brust? — ein Weib, der Schönheit Sonne,
Ihr Zelter schreitet gleich dem frommen Lamme. —

In diesem Auge welche Himmelswonne!
Sophronien's Majestät, Armiden's Feuer
Dem schwärmerischen Blick vermählt der Nonne!

Wo find' ich meiner Leidenschaft ein Steuer?
Dies dunkle Haar, der königliche Nacken,
Ihr himmlisch Lächeln macht sie mir so theuer!

Vorüber sind sie! — Doch den Widerhacken
Ließ sie zurück im namenlosen Sehnen,
Das wie das Gold quillt aus des Lebens Schlacken!

Wo bist du, Giambattista? — Fließet, Thränen,
Torquato träumet nur in wilden Bildern,
Und Giambattista sah' im Geh'n ich gähnen, —
O, würd' ein Gott mir diese Flamme mildern!

Hagar.

Er ließ das dunkle Auge ſinken,
Der hohe Emir Abraham,
Als er von Ismael dem Knaben
Und ſeiner Mutter Abſchied nahm.
Den Waſſerſchlauch hob er empor
Auf Hagar's glänzend braunen Nacken,
Gab ihr drei Brode, friſchgebacken,
Und ſtieß ſie aus des Hauſes Thor.

Und eilend zogen fort die Armen,
Wie er mit Kummer es gebot,
Denn Sarah kennet kein Erbarmen,
Ihr Haß glimmt düſter, wie der Tod:
„Treib' dieſe Fremde aus dem Zelt,
Der Sohn der Magd ſoll mir nicht erben;
Mag er die Steppe ſich erwerben,
Wo hungrig noch der Schakal bellt!"

Nach dem verſunk'nen Paradieſe,
Wo Loth gehauſet ehevor,
Zieht von des Jordans grüner Wieſe
Das Weib, dem einſt Jehovah ſchwor:
„Dein Sohn wird ſein ein rauher Held;
Ein Schwert der Wüſte ſoll er wohnen
Im Oſt, in ſonnverbrannten Zonen,
Und jagen durch Gebirg und Feld."

Vorbei den traurigen Geſtaden,
Die Rauch umhüllt und dicke Luft,
Steigt ſie auf jähen Felſenpfaden
Durch der Baſalte ſchaur'ge Kluft
Herab zur Wüſte Berſaba;
Ihr nackter Fuß hemmt nicht die Schritte,
Bis er in grauer Wildniß Mitte
Den Weg im Sand erlöſchen ſah.

Scheu weicht das Leben hier zur Seite.
Ein Ginsterstrauch verloren ragt
In dieser Steppen öder Breite,
Daran der bitt're Hunger nagt
Kein Vogel singt, kein Brunnen rauscht
Lebendig auf aus Felsgesteinen,
Nie sieht man hier die Wolken weinen,
Der Tod nur schleichet hier und lauscht.

Die Sonne flackt im gelben Osten
Wie eine Leichenfackel auf,
Brennt ihres Hauses gold'ne Pfosten
Zu schwarzem Staub im feur'gen Lauf;
Sie flammt der Steppe Boden an
Und röstet der Gebirge Glieder
Und Wanderzüge wirft sie nieder,
Die schon des Baches Grün ersah'n.

Erschöpft ruht Hagar hier im Sande.
Das Brod ist aus, der Schlauch ist leer,
Und tödtlich schießt vom Himmelsrande
Der Mittag seine Pfeile her.
„Ist's denn umsonst, daß ich gebar?
Soll er hier schauerlich verderben,
Den Gott mir gab als einen Erben,
Und ist Jehovah's Wort nicht wahr?"

An einen Felsblock hingesunken,
Deß schwarzer Strauch nicht Schatten beut,
Der heißer noch der Hitze Funken,
Der Esse gleich, um sich verstreut,
Legt sich die Mutter auf ihr Kind
Und streitet mit der Sonne Walten,
Sein fliehend Leben aufzuhalten,
So lang ihr selbst noch Kräfte sind.

Sie herzt, sie küßt den welken Sprossen,
Der ihr voll Wehzin's Auge blickt,
Und jetzt, vom Mutterarm umschlossen,

Als ſagt' er „Waſſer", ſterbend nickt;
Da fährt empor ihr glühend Haupt,
Um das des Wahnſinns Flügel rauſchen:
„Ich kann nicht ſeinem Sterben lauſchen,
Nicht ſehen, wie der Tod ihn raubt!"

Zur Seite wankt ſie, fällt zur Erde
Und ſchüttet ihren Jammer aus;
Es jagt in wilder Schmerzgeberde
Verzweiflung durch der Seele Haus;
Der Quell der Thränen iſt verſiegt,
Der Wangen dunkle Roſen bleichen,
Sie fühlt den Tod herüberſchleichen,
Der ſchon den Knaben eingewiegt.

Halb ſchlummernd ſucht an Hebron's Bäumen,
Sucht Schatten ſie in Mamre's Hain;
Da ruft es: „Hagar!" — In ihr Träumen
Fährt eines Engels Ruf hinein.
Sie blickt empor, — welch fremdes Land!
Verſchwunden iſt der Wüſte Gähnen,
Ein Hochgebirg ſieht ſie ſich dehnen,
Das ſanft herabſteigt an den Strand.

Ein Meeresarm zu ihren Füßen,
Mit gold'nem Lächeln angethan,
Den weithin alle Küſten grüßen,
Die er mit Liebreiz ſtill umfah'n;
Die Palme weht, der Zimmet blüht,
Des Waizens gold'ne Halme blitzen,
Geboren hoch aus Felſenritzen
Im Thal des Baches Welle glüht.

Auf, Hagar, auf! Sie läuft zum Strande,
Der ſich dem ſchnellen Fuß entzieht;
Das Meer haucht Kühle, — fort im Sande
Aegyptens hohe Tochter flieht;
Sie muß ihm nach, dem ſchönen Trug,

Sie muß die Hand mit Waſſer füllen,
Eh' ganz der Tod die ſchwarzen Hüllen
Um ihres Kindes Schläfe ſchlug.

Da plötzlich rinnt in's Nichts zuſammen
Der Spieg'lung ſchönes Wunderland;
Der Himmel ſprüht in neuen Flammen,
Die Erde liegt im alten Brand, — —
Ein Brunnen aber gähnt vor ihr,
Den Abraham einſt dort gegraben,
Der Heerden Durſt daraus zu laben,
Und auch das Schöpfrad ſteht noch hier.

Raſch läßt die Hand den Eimer ſinken
Und windet ihn mit Macht empor;
Sie trinkt, ſie ſliegt, ſie gibt zu trinken. —
Ihr Kind ſchweift an des Todes Thor.
Sie ſtrömt der Tiefe friſchen Quell
Auf Ismaels verſenkte Glieder,
Er regt ſich, trinkt, er athmet wieder,
Ihr Blick iſt naß, ſein Aug' iſt hell!

Zum Himmel hebet ſie die Hände:
„Ja, Abram iſt von Gott geliebt,
Der unſrer Noth ein ſolches Ende
Durch ſeines Dieners Glauben gibt.
O Knabe, knie' und bete an!
Ein Vater wacht ob unſern Wegen,
Er kommt in Gnaden dir entgegen,
Und was er thut, iſt wohlgethan!

„Ein Strahl biſt du von edlem Geiſte!
Unzählbar, wie der Sterne Heer,
Wird, der uns in der Wüſte ſpeiſte,
Ein Volk dir pflanzen bis an's Meer!
Ich ſchaut' in der Verheißung Land, —
Sein Engel zeigt es meinen Blicken;
Zu retten dich, dich zu erquicken,
Hat ihn Eloah uns geſandt."

Sie ſpricht's, und eh' die Nacht geſunken,
Seh'n ſie am nahen Steppenſaum
Im lichten Grün Oaſen prunken
Und finden bei den Hirten Raum.
Am Feuer horcht im bärt'gen Kreis
Der Knabe ſpät der Wüſtenſage,
Und ſeiner Mutter leiſe Klage
Verrauſchet in der Helden Preis!

König Saul.

Droben an Gilboa's Höhen
Schüttet auf ein ſchlafend Heer
Mitternacht das Horn der Träume
Aus der Sorge ſchwarzem Meer.
Tiefer Schlummer deckt die Helden,
Nur der König raſtet nicht,
In die beiden Hände ſtützt er
Kummervoll das Angeſicht.

Und er ruſet zweien Knechten'
Aus dem feſten Schlaf empor:
„Führet mich zum Zauberweibe,
Zu der Hexe von Endor!"
Klagend ſtreicht die feuchte Nachtluft
Durch den Terebinthenhain,
Wie die Dreie, nächtlich wandernd,
Schreiten zu dem Ort herein.

Und er ſteht alleine drinnen
Im verfallenen Gemach,
Lehm ſind dieſer Hütte Wände
Und der Himmel iſt ihr Dach.
„Bringe von des Todes Pforten
Mir den Prieſter Samuel!"
Sprach's zu ihr, die ſchläfrig grinſet,
Und ſie achtet den Befehl.

Eingehüllt von dickem Rauche
Lodert jetzt ein Feuer auf,
Wolken fliegen an den Himmel,
Löschen dort der Sterne Lauf
Und sie murmelt kurze Sprüche,
Zündet neuen Weihrauch an,
Und mit wilder, hohler Stimme
Ruft sie, und es ist gethan.

Aus dem Nebel, der gestaltlos
In dem Grund der Hütte raucht,
Steigt ein Schatten, in des Lebens
Blut und Wärme eingetaucht.
Und er wächst zum Riesenbilde,
Hebt den Finger, regt den Mund:
„Saul, dich hat der Herr verlassen,
Denn du brachest seinen Bund!“

Und zu Boden vor des hohen
Priesters drohender Gewalt
Sinkt der tapfre Krieger nieder,
Sinkt die Säule von Basalt.
Von den Knechten dann gestützet
Winket er dem Todtenweib:
„Meinen Muth hast du betäubet,
Labe jetzt des Königs Leib!“

Und gestärkt nach kurzem Rasten
Kehrt er zu des Lagers Hut
Von des dunklen Pöbelvolkes
Götzendienerischer Brut,
Die, von ihm verscheucht, in dumpfen
Hütten alte Greuel hegt
Und des Geisterreich's verruf'ne
Pforten mit Gewalt bewegt.

Droben an Gilboa's Höhen
Still und bleich der König sinnt,
Bis des Morgens Purpurwelle

Dieſe bange Nacht durchrinnt,
Bis er ſieht die ſchupp'gen Schlangen,
Die der Küſtenſchlamm gebar,
Der Philiſter Heeresſäulen
Und die drohende Gefahr.

Denn ſchon hat ein friſches Wehen
Sanft den Flug der Nacht beſchwingt,
Klares Dunkel liegt im Thale,
Hoch im Licht die Lerche ſingt;
Röthlich ſteht nach kaltem Regen
Fels und Bergwand angeglüht
Und aus den erloſch'nen Augen
Saul's ein muthig Feuer ſprüht:

„Antwort wurde nicht den Prieſtern
Aus verſchloß'nem Heiligthum,
Doch mir leuchtet Gott zum Siege
An den Bergen rings herum!“ —
Und er kämpft, es kämpfen ſeine
Söhne im Geſchrei der Schlacht,
Löwen recken ſo die Glieder,
Wenn der Hunger ſie entfacht.

Aber ſieh', ein böſer Engel
Jagt ein Pfeilgewölk daher;
Endlos ſchwärzet es den Himmel,
Endlos, wie das weite Meer.
Malchiſua ſtirbt; getroffen
Stürzet hin Abinadab,
Jonathan, des Heeres Sonne,
Steigt zur Unterwelt herab.

„Wehe“, rufet da der König,
„Meine Kinder fraß der Tod,
Wehe, daß ich, ſtolzer Prieſter,
Dir das Haupt zur Salbung bot!

Jetzt hinab! . . . O meine Söhne,
Helden meines Stammes werth,
Sterben lehret ihr den Vater!“ —
Sprach's und stürzte sich in's Schwert.

Galileo Galilei.

Vor Priestern und vor Kardinälen
Stund er, des Widerrufs bereit,
Der Himmelsbahnen stiller Forscher,
Der größte Meister seiner Zeit!
Auf dem Altare liegt die Bibel,
Die Kerzen flammen Glorienschein
Und hundert strenge Blicke schießen
Verderben auf den Mann herein

Was sie in ihrer Weisheit fanden
Und als Gesetz ihm hingestellt, —
Er las es laut, doch tonlos wieder
Und hob die Hand zum ew'gen Zelt:
„Ich schwöre, daß ich falsch geschrieben
Und daß nur Trug, was ich gelehrt;
Der Himmel hat von Anbeginne
Sich um die Erde stets gekehrt.“

Da hält er an, es stockt die Stimme
Und zürnend steigt des Blutes Quell,
Die Wahrheit, die sein Geist gefunden,
Wird jetzt vor seiner Seele hell;
Der Gott, der über Myriaden Welten
Ein ewiges Geheimniß schafft,
Und der bewegend sie durchgeistet,
Erfüllet ihn mit neuer Kraft!

Klar steht es da vor seinen Augen
Und wie ein Ruf fährt es vorbei:
„Der Gott des Himmels ist doch größer,
Als dieser Gott der Kleriſei!“

Er wendet ſich mit Grimm zur Seite:
„Was läſtert ihr den Himmel noch?
Die Erde war nie euer eigen,
Und wahrlich, — ſie bewegt ſich doch!“

Der Alpenſohn.

Ein Schweizer liegt in Neapel krank,
Soldat war er geworden,
Die Aerzte brauten ihm einen Trank,
Ihn aber quälte das Morden:

Das Morden die liebe, lange Zeit
In engen Winkeln und Gaſſen,
Das Morden für König und Chriſtenheit
Und der Bürger feindlich Haſſen.

Er magert, er ſchwindet aus dem Gewand
Und hat weder Peſt, noch Fieber,
Geſund ſein Blick, ſtark noch die Hand,
Das Herz nur ward ihm trüber.

„Kam'rad“, hieß es, „was ficht dich an,
Was machſt du für Grillen und Schnurren?“
Er aber hörte, ging's drauf und dran,
Vergnügt die Kugeln ſurren.

Am liebſten wär' er geſtorben gar,
Geſtorben im offenen Streite,
Und neckte ihn erſt die ganze Schaar, —
Dann trat er ſtumm zur Seite.

Getragen ward er in's Lazareth,
Ihm ſchwanden die rieſigen Kräfte,
Dort lag er geſund und krank im Bett
Und weigerte Koſt und Säfte.

Zu Schanden wurde der Aerzte Wort
Am ſtämmigen Alpenſohne,
Er lebte noch immer und lebte fort,
Als thät er's ihnen zum Hohne.

Da endlich brach mit einem Mal
Sein inneres Weh zu Tage:
„O Mutter, o fernes Alpenthal"
Erging nun ſeine Klage.

Sein Auge fand nicht Ruh' noch Raſt:
„O wär' ich zu Haus in der Stube,
Wie wär' ich der Mutter ein froher Gaſt, —
Nun aber fahr' ich zur Grube."

Und wie im Lenz der Föhnwind jach
Ein ſinkend Feuer entzündet,
So glüht ſein Odem, und nur das Ach
Iſt's was ſein Mund verkündet.

„O könnt' ich", fleht er mit bittender Hand,
„Noch einmal vom Brünnlein trinken,
An dem ſo oft die Mutter ſtand, . . .
Dort ſeh' ich ſie nicken und winken!"

Zuletzt ruft er nur immer fort
In ſchreckbar ſelt'nem Tone
Aus ehr'nem Schlund das einz'ge Wort,
Das theuer war dem Sohne;

Dem Stier gleich, den des Brandes Gluth
Ergreift bei ſeinem Futter,
So brüllt er auf und ſtöhnt in Wuth
Und raſet: „Mutter, Mutter!"

Das hörten die vom Regiment,
Es ſchnitt ihnen durch die Seele,
Und machten der Sache ein fröhlich End'
Nach ihres Hauptmanns Befehle.

Ein brauner, feder Hochlandssohn
Bracht' ihn zurück in's Leben,
Ein frischer Rekrut, — um Sold und Lohn
Verließ er die Heimat eben.

Als käm' er vom Lauterbrunnenthal,
Lief er mit Wasser im Helme
Schweißtriefend hinüber in's Spital
Und sprach zu dem armen Schelme:

„Vom Mattenbrünnelein ist's, . . . o schnell
Erquicke die brennenden Glieder!" —
Da trank er gläubig und freudenhell
Und genas zur Stunde wieder.

Hertha.[1]

Kurt, der finstre Jägerbursche,
Zog, in Wildheit stolz,
Früh am Tage schon auf's Jagen
Fort in's dunkle Holz,
Blies in's Hüfthorn, daß es weithin
Klang von Fluh zu Fluh,
Und die braunen Hirsche jagten
Tief dem Walde zu.

Und der Bursche liebt' ein Mädchen,
Doch er liebt' es nur,
Weil es reich, dazu die schönste
Dirne war der Flur;
Rauh und trotzig blieb er selber,
Und fast bärenhaft
Gleich der Faust des Riesen Isolt
Seiner Hände Kraft.

[1] Nach einer Bearbeitung desselben Stoffes durch J. S.

Einſtmals, da er neu zum Forſte
Trug ſein Mordgewehr,
Hinter einem Haſelbuſche
Trat ein Weib daher,
Warf ſich vor ihm hin zur Erde:
„Jäger, guten Tag!
Gott ſei Lob, daß ich nur wieder
Menſchen finden mag!“

„In dem Walde war mein Lager
In der Sturmesnacht
Und ich habe heut und geſtern
Nichts zum Mund gebracht!
Meine Kinder hungern, — laß dich,
Laß dich mild erfleh'n,
Gönne mir die erſte Beute,
Die dein Schuß erſeh'n!“ —

„„Schwarze Hexe, dir willfahren
Wär' ein ſchlechtes Stück;
Schöſſe wohl damit zu Tode
All mein Jägerglück!
Darum hebe dich von dannen
Oder nimm es hin,
Wenn ich dich zu karbatſchiren
Nicht zu träge bin!““

Und bei dieſen böſen Worten
Blickt er furchtbar drein;
Doch das Weib ergrimmet zitternd
In des Hungers Pein,
Und mit gellem Tone ruft es
Weh- und fluchbeſchwingt:
„Wiſſe, Jäger, daß die erſte
Beute Leid dir bringt!“

Plötzlich war es da verſchwunden,
Wie ein Licht verweht,
Drob der Jäger ſchier betroffen

Zu dem Grafe ſteht:
Alſo eine Hexe warſt du,
Ich doch klug genug,
Um zu merken deiner Worte
Hölliſchen Betrug!“

Und nun ging er friſch auf's Jagen,
Schickt' die Hunde aus:
„Holder Schatz, dir bring' ich heute,
Traun, was Recht's nach Haus!
Muthig hab' ich mich erprobet,
Denn der Zauber floh,
Liebſte, bald in deinen Armen
Werd' ich wieder froh!“

Weidend ſteht auf nahem Grunde
Dort das ſchönſte Reh;
Schaffe, Jäger, daß das ſchlanke
Thier dir nicht entgeh'!
Und ſchon liegt die Büchſ' am Auge,
Als es ſeltſam winkt
Und wie bittend, ſtatt zu fliehen,
In die Kniee ſinkt.

„Blöde Ziege,“ lacht der Harte.
Und die Büchſe knallt
Und ein klagend dumpfes Echo
Durch die Tannen ſchallt;
Und er eilt, das Wild zu holen.
Doch dem Jäger graut,
Nicht ein Reh, im Todeskampfe
Liegt die holde Braut!

O, ward da dem ſtolzen Manne
Nun ſo ſchlimm zu Muth;
An ihr Herz das ausgeſchlagen,
Sinkt er in das Blut'
Und das Weib erſcheinet wieder

Seinem ſtieren Blick:
„Du, den meine Noth nicht rührte,
Wo iſt nun dein Glück?“

„Auch des ſchlanken Thieres Flehen
Kümmerte dich nicht;
Lebe denn, — und ſei im Leben
Selbſt dir zum Gericht!“
Sprach's, die Herrſcherin der Wälder,
Und in alter Macht
Trat zurück die bleiche Hertha
In des Forſtes Nacht.

Markos Bozzaris.

Romanze.

Hellas' blut'ge Schande zu bedecken
Wandelt ſchwarz die Nacht heran und bang.
Und Bozzaris nimmt zu den Verſtecken
Seiner Felſenheimat jetzt den Gang.
Wo der Selius zum Abgrund ſchäumet,
Trieb er einſt die Heerde vor ſich her;
Jener Zeit gedenket er und träumet
Still vor ſich hin, denn ſein Herz iſt ſchwer.

„Suli's Adler“ heißen ihn die Brüder,
Der den Blitz trägt in die Türkenſchlacht;
Doch ſein Flug wird müde jetzt und müder,
Höher immer ſteigt er durch die Nacht.
Ueber waldbeſäumten Klippenborden
Gibt des Felſens aufgeriſſ'nes Thor
Schutz den Seinen vor des Sultans Horden,
Sorglich ſpäht des Tapfern Blick empor.

Und er ſteht am Eingang ſchon der Klauſe,
Und er liegt an ſeines Weibes Bruſt,
Und er küßt den Säugling, wie zu Hauſe,

Zu der Klephtenhöhle jetzt mit Luſt.
„Theure Chryſe, ruft der Palikare,
Gute Schweſter, o wie ſeht ihr blaß!“
„„Unſrer Freiheit, Markos, eine Bahre.
Suli fiel des Türken wildem Haß!““

„„Zwanzig Nächte ſahen wir der rothen
Lagerfeuer Gluth neu angefacht,
Zwanzig Tage hat des Sulioten
Büchſe in der Felſenſchlucht gekracht;
Nicht das Schwert, der Mangel zwang die Helden,
„Wo iſt Markos?“ hatten ſie geklagt,
Markos rächt uns, Koſtas ſoll ihm melden,
Daß die Brüder nicht im Kampf gezagt!““

„„Und ſie zogen fort die finſtern Mannen,
In des Zuges Mitte Weib und Kind,
Kephalonien zu, und ſchnell von dannen
Trieb ihr Segel in dem Morgenwind.
Dein Geſchlecht als Geiſeln wegzufangen
Sandte Churſchid ſeine Schergen aus;
Wir entfloh'n, die rohen Schlächter drangen
Nicht herauf zum öden Räuberhaus.““

„„Koſtas führt uns her, und was das Leben
Tag um Tag an Nahrung von uns heiſcht,
Hatte längſt er klug dem Horſt gegeben,
Drinnen ſonſt die heiſ're Eule kreiſcht.
Suli's Noth und ſeines Volkes Mahnung
Dir zu melden, flog der Bruder jetzt
Nach Aetolien hin, von trüber Ahnung
Und den Rüden des Verraths gehetzt.

Und Botzaris ſpricht: „Die Würfel liegen
Für die Griechen ernſt und fürchterlich;
Todt iſt Kizzos, Türkenſchwärme fliegen
Von dem Pindus bis zum Küſtenſtrich.
Abgefallen zu des Halbmonds Horden

Schweſter, brach dein Gatte dir den Schwur,
Kriegsgeſchrei erfüllt den ganzen Norden
Und Verwüſtung ſtampft durch unſre Flur."

„Seit der Freiheit Lied herüberrauſchte
Und hochtönend bis zum Iſthmus floß,
Seit der Peneus ihm, der Alpheus lauſchte
Und die Bergſchlucht des Taygetos:
Nie noch riß des Kreuzes heil'ge Fahne
Mahmud's Fauſt ergrimmter in den Staub,
Denn des Tigers mordbegier'gem Zahne
Wurde ganz Livadien zum Raub."

„Wohl beſeelt der Muth uns ungebrochen
Und es ſtehet feſt die Heldenſchaar,
Und es trotzt, bis Suli's Schmach gerochen,
Dieſe Bruſt dem Tod und der Gefahr!
Aber mitten in des Kampfes Schwüle
Schreckt die Sorge mich um euer Glück,
Todt, verkauft, zertreten im Gewühle
Seh' ich euch, und Angſt hält mich zurück."

„Segelfertig nach Ankona lieget
Dort ein Schiff in Miſſolunghi's Port,
Das mit euch aus den Lagunen flieget
In der Ferne ſichern Zufluchtsort.
Süßes Weib, Panagia, die hehre,
Leite dich zum glücklicheren Strand,
Denn noch manche Nacht mit' banger Schwere
Sinket auf das alte Griechenland!"

Alſo ſpricht er. Chryſe fleht mit Thränen:
„„Theurer Markos, liegt nicht Ithaka,
Liegt nicht Korfu näher? Ach, mein Sehnen
Glimmt vielleicht ſo ſchmerzlich nicht allda!““
Und es fliegt zurück das Wort des Gatten:
„Treulos ſind die Britten wie das Meer,
Drohend ſchwimmen ihre Kriegsfregatten
In dem Archipelagos umher."

„Parga ward verkauft, Varnakiotis
Abgemahnt durch ſie von Hellas' Schutz,
Von dem Adria bis zum Mäotis
Spinnt Verrath ihr Gott, der Eigennutz.
Hoffſt du noch das Stahlherz der Barbaren
Zu entwaffnen durch der Liebe Sinn?"
„„Nein, erglüht das Weib des Palikaren,
Nein, gekrönte Himmelskönigin!""

„„Nie wird Markos Gattin Schutz verdanken
Denen, die Verrath an uns geübt!
Denn auch ſie, wie ſchwarz die Looſe ſanken,
Hat das theure Vaterland geliebt! —
Aber ſage mir, wo das Geſtade
Von Ankona glänzt in's Abendmeer?
Unter welchem Himmel wir die Pfade
Deines Schickſals wandeln, kummerſchwer?""

„Unter Rom's erhab'nem Patriarchen
Wird, Holdſelige, mein Stern dir glüh'n,
Bis um's Haupt von Hellas' Stratiarchen
Unſrer Zukunft Siegslorbeeren blüh'n.
Dann" — „„Vollende nicht, mein Leben,
Denn dein Wille wird für mich Gebot;
Mögen Genien ſchützend dich umſchweben
Aus der Freiheit ernſtem Morgenroth!""

Markos ruht. Bevor ein leichter Schlummer
Aus der Felſenwohnung ihn entrückt,
Hängt ſein Adlerblick, umwölkt von Kummer,
An dem Sprößling, der ihn ſtill entzückt.
Lächelnd ſchaut der Knabe ihm entgegen,
Hebt die runden Aermchen keck empor,
Bis ſich mälig Traumesſchwingen legen
Um der Seele diamant'nes Thor.

Aber eh' der gold'ne Morgen ſteiget,
Der im Zauberſchein das Meer enthüllt,
Hat ſich Chryſe zum Gebet geneiget

Und des Herzens ſüße Pflicht erfüllt.
Raſtlos dann, wie Wandervögel fliegen,
Strebt in's Thal der tapfre Suliot
Mit den Seinen; hin und wieder biegen
Sie den Pfad bis an das Abendroth.

Und der dritte Tag ſieht ihn am Strande,
Wo ein günſt'ger Wind die Segel bauſcht
Und das Fahrzeug ſchnell entführt dem Lande.
Und er ſteht am Ufer, ſteht und lauſcht
Ihrem Abſchiedsruf, grüßt in die Ferne
Mit den Händen, bis am Himmelsſaum
Untergehen ſeiner Liebe Sterne, —
Dann erwacht er, wie aus einem Traum!

Miſſolunghi ruft! Geſchütze dröhnen
Von den Mauerwällen her zum Port;
Roſſe wiehern, Schlachtgeſänge tönen,
Und ein Bote bringt das Schreckenswort:
„Gleich dem Strom der aus dem Damm gebrochen,
Wogt herein der Türken grauſe Fluth
Hellas' letzte Stadt zu unterjochen
Und zu trinken aller Griechen Blut!“

Markos ſpricht: „Erfüllt haſt du mein Sehnen,
Gott der Väter! Frei ſteht dieſe Bruſt
Jetzt im letzten Kampfe der Hellenen,
Und ſie athmet ſüße Todesluſt.
Hier ſoll ſich des Sultans Woge legen,
Ihrem Brauſen ſetzen wir ein Ziel;
Werft ein Felſenherz dem Schwall entgegen,
Einen Brander ihrem frechen Kiel!“

Alſo ruft er, und ſein Wort entzündet
Heil'ge Gluth in aller Griechen Herz;
In der Freiheit Opferluſt verbündet
Schlagen ihre Flammen himmelwärts.
Kampfgebrüll ſteigt auf, die Mauern fallen,

Aber wie der wilde Türke ſtürmt,
Markos fliegt ein Engel hoch ob Allen,
Der auf Leichen neue Leichen thürmt!

Der Mond.

Ein Harzmärchen.

I.

Vier Handwerksburſche von luſtiger Art
Die machten zuſammen die Wanderfahrt.

Und als ſie Städt' und Länder geſeh'n,
Als Meiſter ſollten ſie heimwärts geh'n.

Da ſprach der Erſte: „Um Gott, Kam'rad,
Viel lieber ſtünd ich am Schleiferrad!“

Und der Zweite ſagte zum Dritten auch:
„Ein Meiſter iſt ein geplagter Gauch.“

Und der Dritte rief: „Leb' wohl mein Kind,
Wir fahren davon als wie der Wind.“

Der Vierte aber mit klugem Mund
Thät alſo ſich den Geſellen kund:

„Zu Hauſe wandelt ſo dunkel die Nacht,
Hat das euch niemals Sorge gemacht?

„Der Mond fehlt längſt in unſer'm Land
Drum haben die Leute ſo dummen Verſtand.

„Dort lockt kein Abend mit mildem Glanz,
Kein Spiel im Freien, kein Mummenſchanz.

„Hier glänzt die Wieſe im Dämmerſchein,
Dort ſchlingen Geſpenſter den nächtlichen Reih'n.

„Das würde für uns eine ſchlimme Zeit,
Die Straßen ſind eng und die Sümpfe breit!

„Drum ehe wir gehen aus dem Quartier,
Laßt uns den Mond mitnehmen von hier.

„Er leuchte durch's Leben als luſtige Wacht,
Hell ſei der Tag und heiter die Nacht!“

Da ſprachen die Drei: „Herr Bruder, du biſt
Der Klügſte von uns, vollführe die Liſt.“

Der Mond war draußen im finſtern Wald,
Hin gingen die Vier und trafen ihn bald.

Denn als ſie kamen zum Mühlefteig,
Da ſaß er auf einem Tannenzweig.

Stieg Einer hinauf und wand ihn los,
Faſt war er ein halbes Klafter groß.

Sie ſchoben ihn flugs in einen Sack
Und trollten ſich fort mit dem ſchweren Pack.

II.

Es zogen die Vier die Kreuz und die Quer,
Der Mond, der war ihnen faſt zu ſchwer.

Einſt kamen ſie heim, um Mitternacht,
Zur alten Eiche ſchlichen ſie ſacht.

Sie banden den Mond auf einen Aſt,
Hoch oben ſchwebte die goldene Laſt.

Und helle ward's mit einem Mal,
Es dämmern die Berge, es glänzt das Thal.

Es gackert die Henne, es kräht der Hahn,
Sie meinen der Morgen bricht ſchon an.

Die Leute, die ſchnarchen in Hof und Haus,
Erwachen und gucken zum Laden hinaus.

Zur alten Eiche rennt ein Schwarm,
Das ganze Dorf geräth in Allarm:

„Seht ihr das Gloſten? Der weite Forſt
Praſſelt als wie ein Zigeunerhorſt!“

Fort ſtürmt die Schaar in blindem Wahn,
Und athemlos glotzt ſie das Wunder an.

Der Mond, der ſcheint ſo ſtill und klar,
Scheu nimmt das Volk die Geſellen wahr.

Sie ſehen ſie ſitzen am Zauberbaum,
Es kommt ihnen vor, als wär's ein Traum.

Den eigenen Augen trauen ſie nicht
Und ſtrecken verwundert das Geſicht:

„Habt ihr dem Teufel zu hölliſchem Bund
Die Seele verſchrieben zur Mittnachtſtund'?“

Die Vier aber wußten klugen Beſcheid:
„So ſeid doch ruhig und redet geſcheidt!

„Wir kehren zurück von der Wanderſchaft,
Haben viel in der Welt herumgegafft.

„Weit hinten am Meer liegt ein Gebiet,
Viel beſſer nicht als Sumpf und Riet.

„Der grimmige Heide, ihr kennt ihn ja,
Der ſchnurrige Türke wohnt allda.

„Er raucht und flucht euch den ganzen Tag,
Säuft Blut und lebt von Streit und Schlag.

„Dort hinten im letzten Winkel der Welt
Iſt gleich dem Tage die Nacht erhellt.

„Die Nacht hat euch ein ſeltſam Licht,
Dem's nie an Docht und Oel gebricht.

„Es wächst euch wie die Melone gar
Am höchſten Baum bleibt hundert Jahr.

„In jenem wilſten Haideland
Die bleiche Sonne hie oben ſtand.

„Wir ſchoben ſie flugs in dieſen Sack
Und trollten uns fort mit dem ſchweren Pack,

„Uns Allen leuchte der Mond jetzund,
Schwarz wandle der Türke, der räudige Hund!"

Da pries das Volk die Genoſſen laut.
Die waren über die Maßen erbaut,

Und zogen, umringt von Groß und Klein
Zur alten Heimat fröhlich ein.

III.

Am Morgen ſchon nach dieſer Nacht
Da waren die Vier als Meiſter erwacht.

Der volle Mond, ihr Meiſterſtück,
Lächelte traulich zum neuen Glück.

Nicht lange doch war's von Beſtand,
Denn ſeine Laſt hat jeder Stand.

Der Eine nahm ein böſes Weib,
Die macht' ihm ſchlechten Zeitvertreib.

Der And're kam in Schuldennoth,
Verdiente kaum ſein täglich Brot.

Der Dritte hatte Weib und Kind,
Sie nahm der Tod, ach, zu geſchwind!

Der Vierte blieb ein freier Mann,
Sah Jeden über die Achſel an.

So lebten die Vier in Freud' und Leid
Und thäten beim Glaſe ſich Nachts Beſcheid,

Und hämmerten Tag's und klopften viel,
Und trieben des Lebens buntes Spiel.

Und grüßte ſie ſtill des Mondes Schein
Am Feierabend beim Apfelwein,

Dann ſchmolzen die Sorgen, die Jeder trug,
Und tauchten hinunter in den Krug;

Hervor aber ging ihnen jene Welt,
Von roſigem Zauberſchein erhellt,

Wo ſie als Geſellen noch friſch und frank
Geſpottet der Sorgen in Scherz und Schwank.

Dann ſchaute der Mond ſie ſo traurig an,
Faſt war es um ihre Luſt gethan.

Da war's, daß Einer zum Andern ſprach,
Als ihm das Herz in Wehmuth brach:

„Fahr' einſt ich zu den Todten hinab,
Legt mir ein Stück vom Mond in's Grab!"

Und ſchweigend gaben ſie ſich die Hand,
Stieg Einer von ihnen in's ſchwarze Land,

Sollt' ihm ein holder Viertelsſchein
Vom Mond zur Kurzweil begraben ſein!

So lebten die Vier in Freud' und Leid
Und thäten ſich Nachts beim Glaſe Beſcheid,

Und hämmerten Tag's und klopften viel,
Und trieben des Lebens buntes Spiel.

IV.

Der Mond ſah durch des Waldes Thor
Allnächtlich in vollem Glanz hervor.

Bald wurd' er Freund mit Jedermann,
Blickt' Alle heitern Auges an.

Nur Dieb' und Mörder ſcheuten ſich,
Wenn neben ihnen ein Schatten ſchlich.

Doch leucht' ein Menſch in Holz und Feld, —
Er hat ihm ſeinen Weg erhellt,

Hat dem geleuchtet durch Sumpf und Moor,
Der kummerſchwer die Straße verlor.

Dem Kranken auf der Lagerſtatt,
Der ſeufzt und ringt, zum Sterben matt:

Er füllt ihm die Seele mit Himmelslicht
Und ſpricht zu ihm: „Du, fürcht' dich nicht!“

Wo ihm, von Rebenſaft berauſcht,
Ein Zecher ſang, hat er gelauſcht,

Und ſtill gelacht, wenn heiſer ſich
Ein Mops gebellt, der ihn umſchlich

Doch manchen Burſchen und manche Maid
Hat er genarrt, — es that ihm leid!

Er hat ſie mit leeren Träumen berückt,
Den Buſen geſchwellt und das Hirn verrückt.

Und kamen ſie wieder voll Kummer und Wahn,
Er lächelte nur ſie freundlich an,

Als wäre zum Mindeſten Nichts geſcheh'n,
Und könnten ſie froh des Weges geh'n.

Auf der Welle des Baches ſchaukelt ſein Bild
So zaub'riſch rein, ſo engelmild.

Was Jene verloren an Lieb' und Treu,
Wohl möcht' er's ſpenden ewig neu.

Sie nehmen den trüglichen Geiſtergruß
Wie einen langen Liebeskuß.

Mitleidig täuſcht er ihr armes Herz
Und wiegt in Schlummer den milden Schmerz!

Liegt dann die Welt in ſpäter Ruh',
Schaut er den Träumenden ſelig zu.

In goldener Reinheit weckt ſein Glanz
Die Elfen auf zum ſchimmernden Tanz;

Er zündet dem durſtigen Hirſch zum Quell
Und machet Schlucht und Tobel hell.

V.

Lang hatten die Vier ſich umgethan,
Da trat der Tod den Jüngſten an.

Schnitt Einer vom Mond ein Viertel ab
Und legt' es dem Freund in's dunkle Grab.

Dem erſten folgte der Zweite bald,
Der Dritte ging mit dem Laub im Wald.

Da nahm das Mondlicht ab zur Stund'.
Und als der Vierte lag im Grund,

War's wieder finſter am ganzen Harz,
Die Wälder ſtarrten wie Pech ſo ſchwarz.

Doch unter der Erde bei Stock und Stein,
Da ward es helle vom Mondenſchein.

*

Darob erwachten die Todten all'
Und klagten laut in verworrenem Hall

Daß ſie ſo lange Nichts hätten geſeh'n,
Und wollten vor Freuden ſchier vergeh'n.

Und gingen im bleichen Mondenglanz
Auf die Todtenwieſe zu Spiel und Tanz;

Und gingen in's Wirthshaus nach wie vor
Und tranken ſich voll am Höllenthor;

Und gingen mit Knitteln auf einander los,
Und bläuten ſich durch und machten ſich groß.

In der Todtenſchenke ging's aus und ein,
Die Jungfer Hel frendenzte den Wein.

Bei Geigenklang und Pfeifenton
Boten die Todten dem Leben Hohn.

Ein Lärm ſtieg auf von der tobenden Schaar,
Wie nie noch auf Erden geweſen war.

VI.

Zum Himmel ſchlug der Tumult empor.
Da meinte Petrus am goldenen Thor,

Es hätte der Feind das Königreich
Den Schaaren entwandt, und wurde bleich;

Ließ Sturmmarſch blaſen von höchſter Wacht
Und entbot die ganze Himmelsmacht,

Und ſtunden feſt in Waffen und Wehr,
Ein ſchmuckes, ſilbergegürtetes Heer,

Und harrten. — bis endlich das Warten verdroß.
Da ſetzte ſich Petrus auf ſein Roß,

Auf den schnee'gen Schimmel mit Demantgebiß,
Der strahlend fährt durch die Finsterniß,

Und jagte zum Himmelsthor hinaus
In der Nacht und des Abgrunds feuchten Graus.

Dort setzt er auf's Neue die Todten in Haft,
In die lange, dunkle Gefangenschaft,

In die Gräber, an ihren Schlummerort; —
Den Mond aber nahm er mit sich fort,

Galoppirte zurück in glänzendem Lauf
Und hing ihn oben am Himmel auf.

Aus der Novelle „Dämonische Liebe".

Es war im Monat April, als die königliche Kapelle unter Mitwirkung einiger berühmter Namen aus Deutschland eine Aufführung veranstaltet hatte, welcher nicht nur der König und der gesammte Hof, sondern auch eine Elite des höhern Bürgerstandes beiwohnte. Eine wolkenlose Frühlingsnacht lag über der Hauptstadt. Es ging gegen zehn Uhr, als das geöffnete Schauspielhaus seine dicht gedrängten Räume nach allen Seiten entleerte. Ein freudiges Geflüster, eine in die ungemessensten Lobsprüche ausbrechende Trunkenheit des Publikums machte sich unwillkürlich auf allen Punkten Luft. „Himmlisch, göttlich!" tönte es aus dem Munde der Frauen, deren seidene Kleider zu dem stolzen Rhythmus der nachwirkenden innern Erhebung feierlich rauschten, als ob sie den Ruhm, der auf Aller Lippen schwebte, noch verstärken wollten. „Er ist ein wahres Wunder von einem Menschen" versicherten einige stillstehende Herren. „Noch nie habe ich so spielen hören", betheuerte ein ganz in Gefühl aufgelöster Abbé. „Er ist vom König zur Tafel geladen", flüsterte ein rasch vorüber Eilender seinem Begleiter zu. „Dieser Monsieur Philibert ist jeder Zoll ein Künstler und von einer Tiefe des Gemüthes, die Alles in den Abgrund seiner melancholischen Klage reißt und die ganze Welt auf dem Feuerwagen seines Jubels emporträgt", belehrte ein Enthusiast einige exaltirte Kunstjünger

„Ein Stern erſter Größe, ein leuchtender Komet, der in ſich ſelbſt verbrennt", deklamirte eine tragiſche Schauſpielerin vor ſich hin.

Und ſo ging es fort, während die Karoſſen mit ihren Blendlichtern in glänzenden Radien nach allen Richtungen auseinander ſprengten und ein Theil der elektriſirten Zuhörerſchaft noch ſtehen blieb, um den Gefeierten herausgehen zu ſehen. Aber der Tonkünſtler war gleich nach Beendigung der Aufführung den Blicken der Neugierde, wie der ihm läſtigen Hofetiquette entwiſcht und eilte mit ſtarken Schritten an der Seite ſeines Freundes der Beiden gemeinſamen Wohnung zu.

Philiberts Triumph war an dieſem Abend wirklich ein großartiger geweſen und um ſo ſchmeichelhafter für ihn, da er die Ehre der franzöſiſchen Muſik gegenüber den anweſenden berühmten Meiſtern gerettet hatte. Die von ihm für das ganze Orcheſter geſchriebene Kompoſition voll erhabener Gedanken machte auf die Zuhörer einen zauberhaften Eindruck. Er hatte dem Stück den Titel „Normannfahrt" gegeben und die Wirkung war inſoferne eine vollendete zu nennen, als während der Aufführung unwillkürlich vor dem innern Auge Bilder aufſtiegen, die ihr Licht eben von jenem Worte empfingen, das wie ein bleicher Mond geiſterhaft in die dunkle Welt der wogenden Tonmaſſen hineuchtete, die näher und ferner liegenden Schönheiten in magiſcher Weiſe erhellte und im Ganzen einen vortrefflichen Anhaltspunkt für das innere Verſtändniß dieſes Meiſterwerks bot.

Der erſte Satz desſelben hob an mit einer kräftig bewegten Fluth von Tönen, ſcheinbar dürftig inſtrumentirt aber ganz charakteriſtiſch gehalten, als ob in irgend einem Golf des kalten Nordmeeres ein friſcher Wind aufſpränge und luſtig in die zur Abfahrt bereiten Segel bliese. Allmälig erſtarb dieſe Bewegung in einem herrlichen Piano zu einer bloß begleitenden Harmonie, aus welcher ſich eine düſterernſte, mit allem Uebermaß des Schmerzes ſich ergießende Klage erhob, gleich Brunhilden's Traum um den ihr früher vermählten, nun entriſſenen Siegfried, eine ſymboliſche Darſtellung des Abſchiedes der „Normannen" von der nordiſchen Heimat, wo des Mondes kalter Schein in der Nacht den Schnee erhellt, während Gattin und Geliebte troſtlos am Ufer ſitzen und dem rauhen Gemüth der nach dem Süden ſtrebenden „Könige der See" vergebliche Thränen nachweinen.

Der zweite Theil begann in einem wilden Takte. Die Gewaltmaſſe der Inſtrumente gab das Bild eines an unnahbar felſiger Küſte ſich brechenden Sturmes, deſſen Grauſen durch alle chromati-

ſchen Gänge des Baſſes wühlte und alle Tonleitern der Natur erſchöpfte, bis hinauf zu dem dazwiſchen tönenden hölliſchen Chor von hunderttauſend pfeifenden, johlenden, hohnlachenden, jauchzenden und heulenden Teufeln, in welchem ſich die Schrecken der in ein zweites Chaos zurückgeſunkenen Elemente ſpiegelten. In einer gemeſſenen Bewegung führte gleichzeitig ein Hornquartett einen ruhig klaren, etwas ſchwerfällig ſich verlaufenden Satz aus, welcher den Halt dieſer in alle Diſſonanzen zerfahrenden Schöpfung ausmachte, die wilde Verwirrung des Orkans trug und dagegen ankämpfte; es war wie wenn ein Schiff mühſam über die dumpf ertoſenden, ſchweren Wellenberge ſich hebt und hin und her geworfen wird in den ſchäumenden, nachterfüllten Gründen des Meeres, während ſeine Bemannung, dem Tod und der Gefahr trotzend, dem Glück und dem leitenden Kompaß vertrauend, ein den Sturm höhnendes Freiheitslied voll kühnen Schwunges zum Ruderſchlag ertönen läßt!

Das reizende Finale krönte das Werk mit dem vollen Zauber einer in ſüdlicher Gluth und plaſtiſcher Klarheit ſich ergehenden Phantaſie. Die Tonmaſſen hellten ſich auf, die Harmonie ſcherzte in lieblich ſich ſchaukelnden Figuren: das Ziel der Fahrt iſt genaht. Der friſche Hauch der ſonnigblauen Fluth vermählt ſich dem ſtürmiſchen Angriffsgeſang der gefürchteten Krieger, die um Frankreichs Küſten ſchweifen bis hinaus über die goldene Stadt am Tajoſtrom. Von Schloß zu Schloß verkündet der Caſtellan die nahende Gefahr, von Ort zu Ort ertönt die Sturmglocke beim Einfall der kühnen Nordländer; aber die Landung iſt vollbracht. Die Sarazenen wie die Franken werden zerſchmettert; der Reſt beugt ſich vor dem neuen Herrn der Normandie, vor den Fürſten von Sizilien. Allmälig verlor ſich der in Siegesfanfaren ausgebrochene unermeßliche Jubel; aus ſeinen letzten nachzitternden Akkorden aber erhob ſich ein ſeelenvolles Notturno: die unter dem warmen, ſüdlichen Himmel doppelt ſehnſüchtige Klage und Liebeswerbung des ſtarken Helden um die ſchönſte Dame, die dem Sieger Gebiet, Herz und Burg zu Lehen gibt, und ihm beim Hochzeitſchmaus den goldenen Pokal kredenzt. So ſchloß das Stück mit dem heiterſten Klang und Scherz, durch welche hindurch nur bisweilen in weichen Mollakkorden, als eine düſtere, wehmüthige Erinnerung an die nordiſche Sommernacht, und wie ein Tropfen Wermuth in die volle Schaale der Freude, die Melodien aus der Klage des erſten Satzes herübertönten, gleich dem elegiſchen Geiſterhauch gebrochener Herzen, den der lebenswarme Süd in ſeinem von Glück und Liebe geſättigten Aether bald für immer erſtickt. —

Dieſe gewaltige Symphonie entſchleierte vor dem Auge der

Seele ein großartiges episches Weltbild, dessen Eindruck noch dadurch verstärkt wurde, daß der Tondichter die Melodien der schönsten Volkslieder seiner Heimat darin anklingen ließ. Nie hatte die Normandie im Reich der Töne eine schönere Verklärung gefunden! Philibert wurde dadurch zum Helden des Tages, aber, wie es sich bei großen Menschen zuweilen trifft, zu einer Zeit, wo er selber ein schmerzlich ergriffenes Gemüth der Welt verbarg, um es an den stillen Busen der Nacht und der erprobten Freundschaft seines Julius zu flüchten!

Joh. Georg Müller.

Johann Georg Müller wurde den 15. Sept. 1822 im alttoggenburgischen Dorf Mosnang, Kt. St. Gallen, geboren. Als sein Vater 1833 nach dem Städtchen Wyl übergesiedelt war, ging Georg in die dortige Realschule und zeigte jetzt schon große Freude am Zeichnen. Von 1835—1837 besuchte er mit ausgezeichnetem Erfolg die st. gallische Kantonsschule, widmete sich nach seinem Austritt der Architektur und pflegte nebenbei die Dichtkunst. Den 8. Nov. reiste er nach München, wo er, praktisch und theoretisch architektonischen Studien hingegeben, bis Sept. 1841 sich aufhielt und dann nach Basel ging. Aber schon im Okt. 1842 kehrte er den Thoren und Thürmen Basel's den Rücken, um mit seinem neugewonnenen jungen Freund und Gönner, Hrn. Rudolf Merian aus Basel, eine Reise nach Italien zu machen. In Italien ging ihm erst die ächte Kunst auf. Er beschäftigte sich namentlich mit der Restauration der abgerissenen Façade des berühmten Domes zu Florenz, wofür er sich mit einem sein ganzes Sein verzehrenden Enthusiasmus begeisterte. Getäuscht in seinen Hoffnungen, kam er in's Vaterland zurück, gab sich einer unermüdlichen Thätigkeit hin (er lieferte u. A. auch die Pläne zu der neu restaurirten protest. St. Laurenzenkirche in St. Gallen) machte vom März 1846 an einen neuen Aufenthalt in München, siedelte, nachdem er 1847 in der einflußreichen Wiener „Bauzeitung" von Ludwig Förster seine Ansichten über das florentinische Domprojekt nach allen Seiten begründet hatte und von den ersten künstlerischen Autoritäten seines Faches mit Auszeichnungen überhäuft worden war, nach Wien über, wo ihm, nach einem glänzenden Vortrag über den bereits (im Renaissance-Styl)

beſchloſſenen Bau der neuen Kirche in der Vorſtadt Altlerchenfeld eben dieſer Bau zur Ausführung nach ſeinen eigenen Plänen, ſowie die Profeſſur für Architektur an der kaiſerl. Ingenieur-Akademie übertragen wurde. Während der Ausführung des genannten herrlichen Bauwerkes ſtarb Müller an einer Bruſtkrankheit den 2. Mai 1849.

Die Trauer um den Frühvollendeten war eine allgemeine. Er war eine geniale Natur, die ſtets an ihrer eigenen Entwicklung arbeitete und nach dem Höchſten ſtrebte; ſeine reichen Kenntniſſe, ſein klarer Verſtand, ſein anſpruchloſes, freundliches, aber in allen Kunſtangelegenheiten entſchiedenes Weſen, ſein tiefer religiöſer Ernſt, der in der Verbindung mit reiner, glühender Freiheitsliebe und einem dichteriſchen Schwung der Gedanken ſeiner Seele das Gepräge gab, gewannen und ſicherten ihm die allgemeine Liebe. Die kaiſerliche Akademie hatte ihn mit den Ausdrücken der wärmſten Hochachtung unter die Zahl ihrer Mitglieder aufgenommen.

Müller's genialſte Leiſtung iſt unſtreitig der Plan zur Domfaçade von Florenz, ein Werk, welches würdig iſt, in der Reihe der Schöpfungen der erſten Meiſter zu ſtehen. Aber auch unſer Vaterland hat an dieſem ächten Prieſter der Kunſt einen großen Verluſt erlitten. Denn Müller war es, der in ſich die große Idee gereift hatte, einen nationalen Kunſtſtyl zu ſchaffen. Er hatte erkannt, daß alle ächte Kunſt aus dem Charakter einer beſtimmten Zeit und Nation, als deren Ausdruck, hervorgegangen;[1] und jemehr ihm eigenthümliches Wollen und Thun als die unerläßliche Vorausſetzung des Kunſtgenius erſchien, um ſo entſchiedener wandte er ſich für die Architektur von den Syſtemen der Nachahmung ab. —

Müller's Dichtungen bekunden ihrem Inhalt nach ſämmtlich das in ihm gährende glänzende künſtleriſche Talent; ſie ſind voll von kräftigen Gedanken, originellen Wendungen und Anſchauungen, aber nur ſelten vollendet in der Form. Was ihnen eine beſondere Weihe gibt, iſt nicht nur die Begeiſterung für die Kunſt, welche in ihnen ſich kund gibt, ſondern namentlich auch der hohe ſittliche Ernſt, der ſie belebt, und der von dem edlen Jüngling mit Recht als Grundlage, ja als conditio sine qua non für jede große künſtleriſche Leiſtung angeſehen wurde.

---

1) Joh. Georg Müller. Ein Dichter- und Künſtlerleben von Ernſt Förſter. Zweite Ausgabe. St. Gallen, Verlag von Scheitlin u. Zollikofer, 1854. pag. 100 und pag. 111.

Die ewige Burg.

Der Meiſter, der ſie baute,
Stand auf dem höchſten Thurm
Vom Blitz umflammt und ſchaute
Hernieder in den Sturm.

Der Blitz zerbrach die Krallen
Sich an der Felſenzinn',
Umſonſt an Säul' und Hallen
Warf ſich der Donner hin.

Da rief der alte Meiſter
Den Bauvers über's Haus,
Daß ſelbſt des Donners Geiſter
Verſtummten voller Graus:

„Von Veſten und Burgen allen
Biſt du zu höchſt geſtellt,
Du ſollſt nicht brechen noch fallen
Vor'm Untergang der Welt!"

Viel Burgen ſind erbauet
Seitdem zu Schutz und Streit;
Doch alleſammt erſchauet
In Trümmern bald die Zeit.

Nur noch die eine raget
Zum Himmel mächtig auf,
Roth, wann die Sonne taget,
Roth, wann ſie ſchließt den Lauf.

Felshöhen ſind die Dämme,
Die Gräben — blaue See'n,
Die Zinnen — Bergeskämme,
Die Erker — blumige Höh'n.

Engpäſſe ſind die Thüren,
Die Zimmer — Thal an Thal;

Und Höf' und Gärten zieren
Springbrunnen ohne Zahl.

Und Männer sind die Hüter,
Ihr Zeichen ist das Kreuz,
Freiheit ihr Gut der Güter
Ihr Name heißt: die Schweiz.

Das Brautbett.

Der Schreiner hobelt und hämmert froh;
Was freut den jungen Meister so?

Er macht ein Bett für sich und die Braut;
Drum hobelt und hämmert er so laut.

Und zwischen die Schläge sein Lied er singt,
Daß flinker der Hobel und Hammer springt.

Das Bett steht gezimmert schön und blank,
Da wird die Braut zum Sterben krank.

Und wie er tritt in der Liebsten Haus,
Da ist es mit ihrem Leben schon aus.

Und wie er hobelt den Todtenbaum,
Da umzieht's ihn so seltsam, als wie ein Traum.

Sie kam und sprach: „Du mach'st ihn zu klein,
Wir müssen ja alle beide hinein!

Denk' an die Worte zwischen uns Zwei'n,
Im Leben und Tod uns treu zu sein!"

So sprach ihn die bleiche Erscheinung an;
Am Morgen, — da war es um ihn gethan.

Der Banquier Thomas.

Traurig ſtand er auf der Brücke, dacht' an ſeines Lebens Schluß,
Bog ſich über das Geländer, ließ den Thränen vollen Fluß.

Luſtig auf dem Strome tanzte jener leichten Gondeln Schwarm,
Da in jeder zwei Verliebte koſend ſaßen Arm in Arm.

Dacht' er: ſeine vielen Thränen trieben wohl auch einen Kahn —
Und er mußte plötzlich lachen ob dem ſonderbaren Wahn.

„Sieh, das Leben will mich wieder, bin ich doch noch Etwas werth —
Manche ſind, die weinen müſſen, daß die Liebe luſt'ger fährt!"

— Ging er wieder ſeine Wege, ſucht' und fand ein Bischen Muth;
D'rauf am Pfeiler zog ein junger prächt'ger Reiter ihm den Hut.

„Seid Ihr nicht der Banquier Thomas mit dem gräßlichen Banquerott?"
— Ja verehrter Herr, der bin ich — ſchuldlos nämlich, das weiß Gott!

„Weiß ich beſſer' ſeht, das freut mich, daß ich Euch ſo treu behielt!"
Und er ſtieg von ſeinem Pferde winkt dem Knechte, der es hielt.

Unter'n Arm nahm er den Alten, ſprach, als er ihn traulich führt':
„Seht', ich bin der Sohn des Mannes, der zur Zeit Euch ruinirt.

Eben zahlt' ich Euch zu Hauſe halb die väterliche Schuld;
Für die and're Hälfte bitt' ich, drängt es Euch nicht, um Geduld."

Was! die Sechsmalhunderttauſend, rief der Alte wollt Ihr mir
— „Eurer liebenswürd'gen Tochter übergab ich das Papier."

Alſo ginget ihr perſönlich in des armen Thomas Haus?
Herr, verzeiht, mein Elend ſieht ihm eben überall heraus.

D'rob erfaßt der Herr den Alten herzlich bei der dürren Hand,
„Seht, ich fand im armen Hauſe, was ich im Palaſt nicht fand.

Hört! obwohl es viel iſt, zahl' ich Euch noch heut der Schulden Reſt,
Wenn der Vater ſeine Tochter mir zur lieben Hausfrau läßt!" —

Herr, bedenkt, wie raſch Ihr handelt! Aber habt Ihr ſolchen Muth,
Nehm't ſie, und der Reſt der Schulden ſei der Tochter Heirathsgut.

Alſo auf der Brücke löste ſich des armen Thomas Noth,
Nicht er ſelber, wie er wollte, nein, die Sorgen waren todt.

An den Mond.

Mond, mit deinem Silberlichte
Leuchteſt auf des Dichters Gang,
Dem vom bleichen Angeſichte
Thränen ſtrömen ſtatt Geſang.

Leuchteſt auch mit holden Strahlen
Auf der Liebe ſtillen Weg,
Daß ſie in umlaubten Thalen
Nicht verfehlt den ſchmalen Steg.

Stehſt dem Forſcherblick des Weiſen,
Der auf hoher Warte lauſcht,
Wenn in weiten Sternengleiſen
Gottes Geiſt vorüberrauſcht.

Und erfreu'ſt das Herz der Kleinen,
Die dich mit unſchuld'ger Hand
Wirklich anzufaſſen meinen
Als ein Stück von ihrem Tand.

Und beſuchſt die bleiche Nonne,
Die des Lebens Lockung flieht,
Schweigend in Gebetes Wonne
In der ſtillen Zelle knie't.

Ach! und ſpiegelſt dich in Thränen,
Die die ſchwarzumflorte Braut
Auf das Grab all' ihrer ſchönen
Lebensträume niederthaut.

Alles, was du je geſehen,
Schreibſt du an dein golden Blatt,
Daß der Menſch in bittern Wehen
Einen Troſt am Himmel hat.

Und mit deinem holden Lichte
Leuchteſt du des Dichters Gang,
Dem vom bleichen Angeſichte
Thränen ſtrömen ſtatt Geſang.

Der Demuth Lehre.

Sammelt euch mit Redlichkeit
Lehren aus dem Leben,
Die euch bei Gelegenheit
Rath und Tröſtung geben,
Mäßigung und ſtille Kraft,
Ruhig ſich begeiſternd,
Und das Gift der Leidenſchaft
Feſten Sinn's bemeiſternd.

Laſſet euch durch heißes Blut
Nimmermehr bezwingen;
Doch nach friſchem, heit'rem Muth
Soll't ihr ernſtlich ringen.
Sucht ihn in der Einſicht Kraft,
Daß das Glück euch bleibe,
Grillen, die die Sorge ſchafft,
Sie von euch vertreibe.

Kann die Erde düſter ſein,
Wenn die Sonne leuchtet?
Euer Auge bleibet rein,
Bis ihr ſelbſt es feuchtet.
Klagt nicht um der Freunde Glück,
Die der Tod euch raubte!
An den Irrthum denkt zurück,
Der ſie irdiſch glaubte!

Würdet ihr in Demuthluſt
Nur das Eu're nehmen,
Müßte nie ſich eu're Bruſt
Ob Verſagung grämen.
Was nicht ſchwer zu merken fällt,
Laßt es euch gefallen:
Jedem dienet nicht die Welt,
Sie gehöret Allen.

Wer das Ganze nicht begreift,
Leb' und ſterb' er einſam!
Saat, die für den Himmel reift,
Pflegen wir gemeinſam.
Nicht verzage, der da ſtrebt,
Daß er auch genieße;
Helfe ſäen d'rum, wer lebt,
Daß die Saat erſprieße.

Schönheit.

Die bloße Pracht vermag nicht zu erheben,
Oft iſt die Armuth reich, der Reichthum arm!
Die Größe nur, die Einfachheit umgeben,
Erhebt die Seele, macht ſie voll und warm.

Der Schönheit Ring iſt keine gold'ne Spange,
Und nimmermehr trug ſie ein blendend Kleid;
Um ihren Leib ſchließt ſich in ſanftem Zwange
Der Zaubergürtel der Enthaltſamkeit.

Es hat ſie Niemand mit Gewalt errungen,
Ein glänzend Glück hat ſie niemals geliebt;
Der Göttin gleicht ſie, die in Dämmerungen
Dem armen Hirten huldvoll ſich ergibt.

Glauben und Wiſſen.

Auf ein Hochgebirge ſehen
Aus des Thales Tiefen her,

Oder von des Berges Höhen
Nach dem unbegrenzten Meer:

Beides gibt mir hohe Freude.
Aber jenes ist mir Pein,
Mitten auf der dürren Haide
Ohne jede Aussicht sein.

Streitet nicht, ob hohe Klarheit,
Oder tiefen Glaubens Weih',
Ob der Berg, das Thal die Wahrheit,
Und der Weg zum Himmel sei!

Hütet euch nur vor dem dritten:
Ohne eins von diesen zwei'n.
Auf des Zweifels Haide mitten
Inne festgebannt zu sein!

Nina Camenisch.

Anna Catharina Camenisch wurde den 26. April 1826 im Dorfe Sarn, Kt. Graubünden, geboren. Ihre Eltern, brave Landleute, übten den besten Einfluß auf Geist und Gemüth ihrer acht Kinder aus, von welchen A. Catharina das älteste war. Die Großeltern, mütterlicherseits, hatten das Mädchen viel um sich; jener schönen Tage gedenkt sie oft in ihren Gedichten. Seit dem Tode der frommen Greise lebte sie beständig in ihrem Vaterhause in Sarn. — Gebildete Eltern, ländliches Leben bei muntern Geschwistern und die schöne, großartige Natur des Heimatortes mögen ihr poetisches Talent geweckt und genährt haben.

Gedichte von Nina Camenisch. Zweite, vermehrte Auflage der Gedichte eines bündnerischen Landmädchens. Gesammelt und herausgegeben von Otto Carisch. Leipzig und Chur. Grubenmann'sche Buchhandlung, 1860.

Die Garnstrangen. Eine Erzählung. Ebendaselbst.

Der Werth der Gedichte von Nina Camenisch beruht weniger in der Form, wie Otto Carisch in der Vorerinnerung dazu sagt, als

in der Wahrheit und Eigenthümlichkeit ihres Inhaltes. Sie verrathen durchgehends ein tiefes, inniges Gemüth, welches in der Kundgebung seines Lebens häufig den originellen, ächt poetischen Ausdruck findet, obgleich es sich bisweilen in der Wahl seiner Stoffe vergreift. Vortrefflich ist die Erzählung „Die Garnstrangen", und die Dichterin dürfte auf diesem Gebiet vielleicht mehr Lorbeern erndten, als auf dem lyrischen.

Die Garnstrangen.

Die einfache, hier erzählte Begebenheit, hat sich unter meinen Landsleuten vor etwa hundert Jahren zugetragen. Die Mütter erzählen sie noch gern ihren jungen Töchtern. Die Namen der vorkommenden Personen und Oertlichkeiten sind mir entfallen; meine Bearbeitung der Ueberlieferung ist vielleicht nicht die passendste, und dann verlieren unsere Bündnergeschichten, wenn wir sie nicht in unserer Bündnersprache erzählen können. Gemüthlich ist die vorliegende, aber derb; ersteres gibt man gerne, letzteres zu geben hat etwas Widerstrebendes; dann glättet man und schmückt aus und raubt vielleicht so der einfachen Dorferzählung ihre Natürlichkeit und volksthümliche Frische.

I.

Johannes saß auf der hölzernen „Trucke",[1] neben dem Bette seiner kranken Mutter und hielt ihre abgemagerten Hände in den seinigen. Johannes war ein guter Sohn und seiner Mutter Einziger; Niemand schü!telte ihr das Kopfkissen so gut wie er, Niemand konnte ihr so schöne Worte sagen, wenn Schmerzen und Angst über sie kamen, und Niemand, das war wohl natürlich, weinte so von Herzen mit ihr, wenn aller irdische Trost vergebens war. Kamen aber wieder ruhige, freundliche Stunden, und sie kamen gottlob in der Mutter langer Krankheit nicht selten, dann plauderten die Beiden traulich mit einander und die Stunden vergingen, sie wußten nicht wie; nur die alte treue Schwarzwälderuhr mahnte sie dann mit ihrem einförmigen Tik-Tak an die Zeit. Heute war die Kranke auch heiter und von außen war's besonders stille. Der Schnee fiel in

[1]) Kofferkasten, Trog, meist bemalte Familienbesitzthümer.

dichten Flocken und hielt den Beſuch freundlicher Nachbarn ab. In der Stube ſah es ſauber aus, das wollte die Kranke ſo haben, d'ran war ſie gewöhnt ſeit fünfzig Jahren. Sie gab im Bette an und Johannes folgte ihr auf den Wink. Die „Maientöpfe“ im klaren Fenſter hatten ihren ſchlanken dunklen Rosmarin und ihr grünes Apfelgeranium noch ſo friſch wie immer. Die hübſch geſchnitzten Stühle von Kirſchbaumholz prangten mit ihren ſchneeweiß geſcheuerten Beinen; unter dem blanken Spiegel lag auf einem Geſimſe die Bibel der alten Frau ganz ohne Staub, denn Johannes mußte ihr täglich daraus vorleſen; auf dem andern Geſimſe, gegenüber dem lieblich warmen Ofen, ſtanden die weißen geblümten Kaffeeſchüſſeli in Reih' und Glied; wie freundlich war die gute alte Frau immer geweſen, wenn ſie Jemanden daraus bewirthen konnte. Jetzt lag ſie im ſaubern Bette, von roth und weiß geſtreiftem Linnen, das ſie ſelber geſponnen und gewoben hatte, und ſchien auch an letzteres zu denken, denn ſie ſagte plötzlich zu dem freundlich über ihr hingebeugten Sohne: „Gib mir doch den Bündel Garn-Strangen heraus.“ Johannes ſtand von der Trucke auf, die (damit er der lieben Kranken immer nahe ſei) bei Tage ſein Stuhl, und Nachts, wenn er ein Kopfkiſſen darauf legte, ſein Lager war, von dem aus er ſeine nächtlichen Krankenwärterdienſte treu verſah. Er öffnete das knarrende Schloß und nahm einen Bündel ſeiner Garnſtrangen heraus, den er der Mutter überreichte; dieſe legte ſie neben ſich auf's Bett und betrachtete ſie nachdenkend. „Denkt nicht zu viel über's Weben, liebe Mutter“, bat Johannes, „es könnt' euch jetzt ſchaden.“ „Webe kein Tuch mehr in dieſem Leben,“ ſagte ſie wehmüthig, „dieſe Strangen wären auch nicht gut weben, ſie ſind ſo verworren, ich war ſchon im Frühlinge krank und konnte nicht dabei ſein, als ſie in der Lauge geſotten wurden; da hat mir die Wäſcherin ſie verderbt, ich hielt's damals für ein Unglück, jetzt aber kann's dir zum Glück werden.“ Johannes ſchaute ſie verwundert an. „Wenn ich geſtorben bin und das erſte Trauerjahr vorüber iſt, ſo nimm einen ſolchen Garnſtrangen, gehe zu dem Mädchen, das du am liebſten haſt, Abends auf den Hengert [1] und ſuche ſie, nach allerlei Geſpräch, endlich mit klugem Scherze dahin zu bringen, daß ſie dir dieſen Strangen windet. Die Fäden ſind ſehr verworren, nicht Jede kann ſie entwirren, windet dein Mädchen ſie nun geſchickt und geduldig ab, ſo wirſt du eine gute Frau an ihr bekommen, die geſchickte Hände, einen geſchickten Kopf und ein geduldiges Herz hat. Windet ſie den Strangen nicht, ſo geh' zu einer Andern, und wenn du auf dieſe Weiſe zu

[1]) Schon altdeutſch „Beſuch“.

Zehnen gehen müßtest, laß' nicht ab, bis du die geschickte, geduldige Winderin gefunden hast, es wird dich nie reuen. Versprich's mir, so zu machen, gelt?" Johannes versprach's tiefbewegt. Drei Wochen darauf folgte er mit kindlichen Thränen dem Sarg seiner Mutter und nahm den Trost mit in seine Verweisung und Einsamkeit, daß er ihr immer ein guter Sohn und zuletzt ein liebevoller Krankenwärter gewesen sei. Wohl ein kräftiger Trost für ein Gemüth, das sich um liebe Heimgegangene trauernd härmt.

II.

Das stille Trauerjahr ging vorüber, und noch eines, ehe Johannes sich entschloß, nach dem Rathe der Mutter, eine Frau in das wohnliche, sonst so wohl eingerichtete, jetzt etwas vernachläßigte Hauswesen einzuführen. Doch eines mondhellen Abends, der so recht hinaus in's Freie lockte, lugte Johannes in den Spiegel, der nicht ganz so klar war, wie zu der Mutter Zeiten, ordnete sein reiches braunes Haar und meinte seit zwei Jahren zum ersten Mal, er sei doch ein ordentlich hübscher Bursche; die braunen Augen, die die Zeit her manche kindliche Thräne geweint, blickten jetzt feurig und schalkhaft, indem er seinen Staat ordnete, der die Mitte hielt zwischen Sonntags-Anzug und Werktags-Kleidung, steckte dann einen der besprochenen Strangen in die Tasche, warf den runden grauen Hut leicht auf's Ohr und schritt munter und rasch durch die schöne laue Mondnacht, ein Liedchen pfeifend und trällernd und sich blutwenig kümmernd, ob andere Nachtwandler an ihm vorbeiduckten oder derb an seine Schultern rannten. Die Derben fanden an ihm einen noch derbern und die ängstlichen Ducker einen fröhlichen Auslacher. Endlich stand er vor einem kleinen Hause stille und athmete etwas beklommener als sonst. Daß das Haus klein war, störte Johannes wenig, daß aber der Garten nicht so war, wie bei seiner Mutter, d. h. in Ordnung, das schien ihn etwas zu stören, er nahm nachdenklich den Strangen in die Hand und sagte: „Sie wird das nicht können, und doch ist Keine so schön wie sie, da wäre es besser — doch wir wollen's probieren." — Er klopfte, Lichter fuhren an den Fenstern hin und her, aber Niemand kam zu öffnen. Johannes, ungeduldig, schwang sich auf den Gartenzaun und schaute in's Haus; das schienen die drinnen nicht zu ahnen. Eine der Bewohnerinnen hatte beim Klopfen schnell den Besen ergriffen und wischte die Stube, man hörte das Knarren des harten Besens draußen. Die Andere

*

lehnte am Fenſterſims und flocht das ſchöne goldgelbe Haar in lange Zöpfe. „Das hätten ſie beides am Morgen thun können", brummte Johannes, noch ungeduldiger durch ſeine unbequeme Stellung auf dem Gartenzaun. s'Röſeli, das da drinnen zopfte, war ein wunderholdes Meitli, tanzte wie ein Vögelein, plauderte luſtig und lieblich zugleich und war dabei gut, o ſo ein „Gutes" geb' es Keines mehr, meinten die Knaben.[1] „Es erbt ja nur zwei Küh'", ſagten dann die Väter, „und die Stine erbt den ganzen Stall voll, nimm die Stine." Und manche Mutter ſagte: „Es thut nichts auf dem Feld und thut nichts im Hauſe, wenn du's nimmſt, ſo kannſt dann ſelber kochen und lismen und wirſt mir ein Schöner."

Wegen den zwei Kühen war's Johannes gleich, er hatte ja ſelber viele; aber kochen und lismen hatte er nicht gelernt und faßte d'rum auf ſeinem Gartenzaune droben den feſten Entſchluß, der Mutter Strangenprobe hier anzuwenden und könne s'Röſeli die nicht beſtehen, gleich mit ihm abzubrechen; es ſei das Beſte für ihn und s'Röſeli, meinte er, denn ſie könnten einander ja ſonſt Beide gern bekommen, wie es unter hübſchen Leuten leicht möglich, wenn ſie ſich oft ſehen. Das Oeffnen der Hausthür brachte Johannes aus ſeinen tiefen Gedanken; s'Röſeli war's und hielt ein Licht, das warf hellen Schein auf ſein Roſenantlitz und die holdſeligen blauen Augen, es bot ihm ſein Händlein und lächelte ſchüchtern und innig. Johannes war ganz entzückt, ſtolperte aber beim Hinaufgehen in die Stube über die Krautſtande, die mitten in der Hausflur lag, dann über den Beſen quer vor die Stubenthür hingeworfen; s'Röſeli ſchien ſich darüber nicht zu wundern, ſtolperte es ja doch ſelber den ganzen Tag über ſein eigenes Hausgeräth; aber Johannes freudenleuchtende Stirne hatte ſich verfinſtert. „Haſt dir weh gethan?" fragte Röſeli theilnehmend; „ſehr weh", ſagte Johannes ernſt und legte die Hand an den Strangen in der Taſche. Sie traten in die Stube. „Nein, das Röſeli wohnt doch in zu dornigem Strauche", dachte Johannes, ſich umſehend. Unmuthig und entſchloſſen ſetzte er ſich auf den erſten beſten Stuhl und nahm den Strangen zur Hand. „Was haſt du hier?" fragte Röſeli verwundert. „Einen Strangen meiner Mutter, willſt du mir ihn winden?" fragte er grabaus. „Ach, s'Fadenwinden iſt ſo langweilig", ſagte es ſanft, „ich will's morgen thun, heute laß' uns lieber plaudern." — „Ich plaudere am liebſten, wenn fleißige Mädchen neben mir arbeiten", ſagte Johannes, „ſpann mal auf, ich erzähle dir dann allerlei Schönes". Er nahm ſelbſt die Garnwinde aus dem Winkel, Röſeli mußte ſich ergeben. Es fing an zu

[1]) d. h. unverheiratheten (und wäre einer 60jährig).

winden, zu wickeln und zu zupfen, bis es nicht mehr weiter konnte, und nun auf in Johannes traurige, prüfende Augen ſchaute. „Daß ich dir den Strangen verderbt, wirſt nicht zürnen", ſagte es (des Jünglings Kummer einzig dem verlornen Strangen zuſchreibend), „ich will dir meinen gekauften Faden dafür geben, der iſt ſchön und weiß. Wart' wo iſt er? — (Es ſuchte lang und fand ihn endlich unterm Ofen.) Hier haſt du ihn". Johannes aber nahm ſtatt des Fadens das Händchen, das ſie ihm bot und hielt es lange wie zum Abſchied, mit tiefer Wehmuth. Das Scheiden that ihm weh. Da polterten draußen auf der Treppe ſchwere Tritte. Johannes und Röſeli, Beide etwas konfus, hatten vergeſſen die Hausthür zu ſchließen; zu der kam nun Peter herein. Der Peter war ein Kamerad des Johannes, von den beſten Knaben einer, auch ein hübſcher und ein reicher. Er hatte das Röſeli gern und keine Mutter, die ihm wehrte, es zu nehmen, wenn es ihn gewollt hätte; daß es ihn aber nicht wollte, war nur der Johannes Schuld. Johannes merkte das Alles und ließ des Röſelis Hände fahren, die er vorher feſt hielt, rückte ſeinen Stuhl ganz ſtille zum Fenſter und machte dem Peter Platz, bei Röſeli zu ſitzen. Dem Röſeli war's nicht recht, dem Peter aber um ſo rechter; er war vergnügt und ſchaute das Röſeli mit ſo hübſchen Augen an, daß es auch freundlicher wurde. Der Johannes aber dachte: „Daß ich das Röſeli nicht heirathen kann, iſt bei mir ausgemacht; warum bleib' ich denn dem Peter im Wege, als thät' ich's aus Bosheit?" Er ſtand auf, reichte Beiden freundlich ernſt die Hand und ging. Der Peter ſchaute ihn an, als ob er ihn hätte küſſen mögen, das Röſeli aber, als ob es gern geweint hätte. Johannes hätte auch gern geweint, ging viel ſtiller heim als er gekommen war, blieb auch ſtill Wochen und Monat lang und machte ein recht trauriges Geſicht. Das wurde aber am traurigſten an einem ſchönen Sonntagsmorgen, wo er laut jubeln und ſchießen hörte und die Kirchenglocken läuteten. Heute führte Peter Röſeli zum Altare. Johannes ſchaute zum Fenſter heraus; der Peter war hübſch und das Röſeli zehntauſendmal hübſcher, mit dem grünen Kranz in den goldgelben Zöpfen. „Hätt's auch haben können", ſeufzte Johannes; „glaube die Mutter war doch unrecht d'ran mit dem Strangen." Es wurde ihm drückend zu Muthe, darum ging er hinab über Feld und Wald in's nächſte Dorf.

III.

Am Eingange des Dorfes, von Bäumen umſchattet, von Ställen, Back- und Waſchgebäuden wohnlich umgeben, lag das graue

Rößliwirthshaus, an Sonntagen viel beſucht und belobt. Auf der Tenne nebenan rollte die Kegelkugel und lachten und lärmten junge Burſche in ihren Sonntags-Hemdärmeln; die Röcke hatten ſie ſorglos in den Strohkaſten geworfen. „Macht's nur nicht auch mit den brennenden Pfeifen ſo", ſagte bedächtig der alte Knecht des Wirthes und ſtellte Flaſchen und Gläſer auf den Tiſch neben dem Tennthore. Dorfkinder und lagernde Bettelleute ſchauten nun wundrig und ſehnſüchtig zu, wer am meiſten Schoppen möge. „Wären wir nun auch groß und hätten Bluzger", ſagten die kleinen Buben. „Ja aber s'Weintrinken iſt Sünde", belehrten die kleinen Mädchen wichtig. „Nein, nicht s'Weintrinken iſt Sünde!" riefen empört die Buben; „aber einen Rauſch haben, daß man nicht gehen kann und die Leute ſchlägt, das iſt Sünde!" Die armen Bettelleute aber flüſterten wehmüthig: „hätten wir von jedem Schoppen, den die da zu viel trinken, nur wenige Tropfen, das gäbe uns Kraft. Was es die Reichen doch gut haben! Da drinnen im Hauſe raucht es ſo prächtig aus der Küche und „ſchmeckt"[1] von Fleiſch und Küchli; was es die Reichen doch gut haben!" „Dafür kommen ſie eben in die Hölle und wir in den Himmel", tröſtete Eins. Aus der großen untern Stube des Hauſes tönten ſchreiend Geige und Pfeife; hübſche ländliche Tänzerinnen lehnten glühend und ausruhend an den offenen Fenſtern, während ihre Tänzer ſolche Pauſen benutzten, einen glücklichen Wurf nach den Kegeln zu thun. Johannes, der Aufheiterung bedürftig, zog die Tanzſtube der Kegelbahn vor, ſein Name von gutem Klang verſchaffte ihm Geltung bei den Jünglingen, und die Mädchen wisperten, als er in die Tanzreihen trat: „Nein ſchau doch, was der anſtändig iſt, viel mehr als die Andern. Und was die für ein prächtiges Paar ſind, der und die Margreth!" Des Wirthes hochgewachſene, ſchwarzäugige Tochter, welcher, neben Johannes, letztere Bemerkung galt, ſchien Gefallen zu finden am neuen Gaſte und ſtattlichen Tänzer, und ſie unterhielt ihn beſtens mit ihrem gewandten Zünglein. „Was „die verſtändig redet", meinte Johannes, „und was die flink und geſchickt den Gäſten aufwartet! Der merkt man's an, daß ſie arbeiten gelernt und daß ſie Witz im Kopfe hat". Dieſe Anſicht ſchien Johannes beizubehalten, je mehr er ſich im Hauſe umſah und kam von nun an öfter.

Margreth war ein fleißiges, geſchicktes Mädchen, alles in der Wirthſchaft muſterhaft ordentlich und blank, alles zu rechter Zeit gethan, und das war hauptſächlich ihr Werk, und dabei war ſie immer ſo niedlich gekleidet. „Wie ſie's nur macht?" ſagte die Magd,

[1]) Alterthümlich und ſchweizeriſch „riecht".

„nicht einmal wenn ſie in den Ofen feuert, wird ſie rußig". Johannes ſchaute der fleißigen ſchönen Jungfrau oft mit innigem Vergnügen zu. Auch ihre Reden blieben immer verſtändig, wenn ſie guter Laune war; die aber ließ ſie, zu Johannes und des ganzen Hauſes Jammer, oft im Stiche. Doch trotz der nicht guten Laune von Margreths und des Jammers von Johannes Seite, galten die Beiden den Leuten als Verlobte und Johannes dachte auch im Ernſt an ſo etwas. „Nur noch die Strangen-Probe der Mutter, ich hab's ihr auf dem Todbette verſprochen und werd's halten, wenn ich's gleich nicht gern thue; aber bei Röſeli hat ſie mich auf die Wahrheit geleitet, die iſt jetzt ein armes Weiblein, das weder arbeiten noch haushalten kann, der Peter hat ſein Kreuz mit ihr. Margreth wird den Strangen vielleicht nicht winden können; geſchickte Hände und geſchickten Kopf hat Niemand wie ſie, aber geduldiges Herz — ich fürchte." — Unter dieſen Gedanken und Selbſtgeſprächen hatte er eines Abends mit dem verhängnißvollen Strangen und einem goldenen Ringe den Weg in's Rößliwirthshaus gemacht. Im Waſchgebäude des Rößliwirthshauſes wurde eben große Wäſche gehalten; Feuer praſſelte unter dem gewaltigen Laugenkeſſel, und der Seife helle Blaſen ſchwämmen über den dampfenden Kübeln. Draußen aber am Brunnentroge ſtand Margreth und ſchwenkte weiße Tücher raſch und rüſtig durch's klare Waſſer, das aus zwei Röhren voll und ſilbern herabſtrömte. Wie hübſch war das Mädchen in ſeinen aufgerollten Aermeln und ſeiner friſchen Beweglichkeit! aber Blicke und Worte warf ſie in's unruhige Waſchhaus, die wie Pfeile an ihr Ziel gelangten. „Der Jungfer kann man's doch nie recht machen" brummte es im Rauche, und die Feuer ſchürenden, Lauge ſchöpfenden Geſtalten bemühten ſich vergebens, den ſchönen, ungeduldigen Kommandanten draußen am Brunnentroge zu befriedigen. „Ei Margreth, biſt gar z'bös", ſagte begütigend die Mutter, die behaglich in einem großen Kübel ſpülte. Schon ſank die Sonne und trocknete die weiße Wäſche auf den ausgeſpannten Seilen nicht mehr. Margreth ſchaute in's glühende Abendroth mit einer Miene, als grolle ſie der Sonne, daß ſie zu früh für die Wäſche hinter die Berge ſinke. In dieſem Augenblicke gewahrte die Zürnende des Johannes ſchalkhaftes Geſicht, von Bäumen und aufgehängten Linnen halb verſteckt; da wurde ſie noch röther als die Abendwolken und reichte ihm vom Brunnentroge weg die Hand, ſchickte ihn dann in's Haus zum Vater, damit ſie die Wäſche vollenden und z'Nacht kochen könne. Drinnen war es ſauber wie immer, die Wäſche ſtörte die felſenfeſte Ordnung dieſes Hauſes nicht. Der Rößliwirth empfing Johannes gar freundlich,

holte ihm Wein, Brod, Käse und Wurst und war die Herzlichkeit selbst, denn der brave, wohlhabende und hübsche Johannes war von Eltern und Töchtern gleich gern gesehen. Der Rößliwirth that Alles, es Johannes bequem zu machen, und als die vordere Stube sich mit Fuhrleuten füllte, führte er ihn in die schöngeputzte Visitenstube; da sah's noch sauberer aus als in der vordern, es war da sogar ein Kanapee mit weichem Polster, und ein runder Tisch davor, mit einem einzigen runden Fuße, statt mit vieren, wie's sonst der Brauch ist; und was die Fenster glänzend waren, just wie daheim bei seiner Mutter. Da waren aber auch noch schöne, weiße Umhänge d'ran mit Fransen, und schöne Bilder an den Wänden, der Wilhelm Tell und die Männer im Grütli und der Ahorn bei Truns, auch andere noch, die man gern schaute. Auch eine glänzende Kommode war da und ein Schrank darauf, und im Schranke standen glänzende Gläser und Bouteillen und schneeweiße Kaffe-Schüsselein mit blauen und rothen Blumen. In der Stubenecke aber, beim großen grünen Kachelofen, stand ein wackres Spinnrad mit feinem Garn auf dem Spule. „Das hat die Margreth gesponnen", sagte die freundliche behäbige Hausfrau (die eben ihn begrüßend hereintrat), als sie die Richtung seiner Blicke gewahrte; „die spinnt, wenn sie Abends draußen bei den Gästen sitzen muß; ich weiß nicht, wie das Mädchen bei Licht so rein spinnen kann." Dem Jünglinge wurde es in diesem behaglichen Hause warm um's Herz, er wäre mit seinem Heirathsantrage gleich hervorgerückt, hätte ihn nicht der Strangen der Mutter noch davon abgehalten. Er guckte oft nach der Thüre, ob Margreth bald komme. Sie kam endlich, begrüßte ihn flüchtig, sagte dann, sie müsse hinaus und schnell z'Nacht kochen. „Wir wollen's dann später Abends schon einholen mit dem Reden", begütigte sie den Johannes, der unzufrieden werden wollte über ihr Ausbleiben. „Wenn's Ordnung bleiben soll im Hause, muß man zur Stunde thun, was gethan werden muß." „Bist ein verständig, brav Mädchen, Margreth," sagte Johannes, drückte ihr die Hand und seufzte; warum er letzteres that, wußte er nicht. Während nun Margreth draußen kochte, Mutter und Magd helfend ab und zu gingen, es bereits dämmerte, der Rößliwirth von einem Lichte sprach, das er holen wolle, aber doch nicht holte, sagte eine sanfte silberne Stimme: „Guten Abend" und ein Mädchen mit einem Bündelein am Arme trat in die Stube. „Ei guten Abend, Bäsi Mejeli", sagte die Wirthin, „kommst vom Doktor? wie geht's der Nahna (Großmutter)?" „Will's Gott wird's bald besser mit dem Husten, sonst ist sie wohlauf, und der Nehni (Großvater) auch", sagte die silberne Stimme.

„Setz' dich Bäsi," sagte der gutmüthige Rößliwirth, „magst einen Schluck Wein, bis die Margreth z'Nacht gekocht hat?" — „Wenn die Margreth kocht, so geh' ich hinaus und helfe, ihr habt Wäsche gehabt und werdet müde sein." „Ei bleib'", mahnte die Wirthin, „du verdirbst sonst dein Sonntags-Röcklein." „Kann mich schon in Acht nehmen", sagte das Mädchen munter, legte sein Bündelein auf die untere Bankecke und hüpfte hinaus. Johannes dachte unwillkürlich bei der sanften Stimme: „Was die lieblich redet! die hätte gewiß ein geduldiges Herz für einen Strangen." Er freute sich, die Besitzerin dieser lieblichen Stimme beim Nachtessen zu sehen; aber er täuschte sich, es wurde Doppeltisch gemacht. Draußen in der Wirthsstube aß das Hausvolk; drinnen in der schönen Stube deckte die Mutter ein weißes Tischtuch auf den runden Tisch und sagte zu Margreth, die eben die Suppe hereintrug: „Möchtest auch da drinnen essen? das Bäsi Mejeli kann draußen beim Hausvolke drauf schauen, so geht's dort in Ordnung ohne dich." — „Das Bäsi könnt's aber ungern haben, weil es fremd ist, wenn's draußen mit dem Volk essen muß", sagte der gutmüthige Rößliwirth. „Ei was ungern, das ist ein zu gutes Schaf." — Und nun setzten sich die vier zu Tische. Margreth zerschnitt zierlich das saftige Rindfleisch und den goldgelben Eiertatsch, ein Meisterstück ihrer Kochkunst, und stellte beides neben die herrlichen Zwetschgen, die sie dem Gaste zu Ehren mit Zucker bestreut hatte. Der Rößliwirth hatte seine besten Flaschen nicht geschont, noch die Mutter ihre schweren Silberlöffel und blanken Zinnplatten und den glänzend gescheuerten Kerzenstock mit der hellbrennenden Kerze. Draußen aber in der Wirthsstube hörte man die blechernen Löffel in der irdenen Schüssel klappern, dazu der Kinder fröhliches Lachen, das Geplauder der Dienstleute, und Mejelis liebliche Stimme, die zwar nicht lachte, aber ein klares entschiedenes Gemüth aussprach. Die drinnen in der schönen Stube aber saßen noch lange beim Mahle. Allen ging das Herz auf, Johannes sprach gern, und die Andern hörten gern, und Margreths Augen blickten inniger als sonst.

Johannes erzählte von seiner Mutter, von ihrem treuen Fleiße, und wie sie vor allem andern ihre Freude am Spinnen gehabt, und es sie gedauert, daß die letzten seinen Garnstrangen, die sie gesponnen, in ihrer Krankheit von der Wäscherin verdorben worden; „hier hab' ich einen", fuhr er fort, „liebe Margreth, thu' mir doch den Gefallen und winde ihn." Rößliwirth und Frau lachten vergnügt und meinten, jetzt sei's richtig mit der Hochzeit. Margreth aber erröthete tief, machte eine Miene wie eine tiefgekränkte Stolze, spannte den

Strangen ſchweigend auf die Garnwinde und zupfte ungeduldig am Verworrenen. Johannes machte ein bedenkliches Geſicht. Die Mutter glaubte, es ſei, weil er fürchte, ſie verderbe ihm den Strangen und ſagte tröſtend: „Seid ohne Sorge, Johannes, die Margreth kann euch ſpinnen und weben und winden wie keine Zweite.“ Der Tochter aber wisperte ſie ins Ohr: „Sei doch nicht gleich wieder ſo ungeduldig und oben hinaus, es iſt ihm am Strangen viel gelegen.“ — „Kurioſes Thun das, mir Strangen zu winden geben, ſo lange ich ihn nichts angehe“, murmelte Margreth. Papa Rößliwirth fand das Winden langweilig, ſtopfte ſeine Pfeife und blies gewaltigen Rauch, in ſüßes Nichtsdenken verſunken, aus dem er aber unſanft erweckt wurde, als Margreth zornig aufſprang, den Strangen vor Johannes auf den Tiſch warf und in gereiztem Tone ſagte: „Ich glaube, du willſt mich zum Narren haben mit ſolchem verworrenen Strangen.“ Johannes ſchaute faſt ebenſo zornig drein als Margreth. Die ehrliche Rößliwirthin meinte wieder, es gelte allein dem gemißhandelten Strangen und wollte gut machen. „Mejeli“, rief ſie zur Thür hinaus, „komm' doch herein!“ — „Sie iſt am Abwaſchen“, ſagte Margreth finſter, „aber das will ich jetzt thun“, warf Silberlöffel und Zinnplatten zuſammen und verließ die Stube. Johannes trat in die Fenſterecke, um die neue Winderin zu beobachten, der die betrübte Rößliwirthin jetzt den Strangen übergab. Mejeli mit der ſchönen Stimme war ein ſchlichtes, blühendes Mädchen, deſſen freundliche Kinderaugen ſich ſogleich aufmerkſam auf den Strangen hefteten. „Was der verworren iſt!“ ſeufzte es beklommen. „Mach's nur gut, Bäſi Mejeli, du kannſt's“, mahnte die Wirthin. „Habt nicht Kummer, bring's ſchon noch auseinander“, ſagte die liebliche Stimme, die dem hinter den Fenſterumhängen verſteckten Johannes wie ein Gruß von ſeiner Mutter klang. Und das Mädchen entwirrte und wand, ſtill, geduldig und unermüdlich mit geübter, geſchickter Hand, während der Rößliwirth vor langer Weile einſchlief, und die Frau, die ihr von der ſchweigenden, geärgerten Margreth gebrachten Silberlöffel zählte, und in den eichenen Kaſten verſchloß. „So, jetzt wär's gewunden“, ſagte endlich tiefaufathmend die ſilberne Stimme und reichte den fertigen Knäuel der Bäſi Rößliwirthin. „Kann ich noch was anderes helfen?“ „'s gibt nichts mehr!“ ſagte Margreth kurz. „Gute Nacht denn, Vetter und Bäſi und Margreth,“ ſagte die liebliche Stimme, und Mejeli entfernte ſich unbefangen, um, da es am Berge wohnte und zu ſpät war, bei einem Verwandten zu übernachten. Im Wirthshauſe that es dies nie; da war's ihm zu lärmend. Den Johannes hinter den Fenſtervorhängen hatte es nicht

geſehen. Der trat nun wieder vor zum Elternpaar und der Tochter und ſagte: „Ich kam heute in der Abſicht, Margreth zur Frau zu verlangen; da ich aber nun geſehen, wie leicht ſie ungeduldig wird, ſtehe ich von ihr ab, und will euch's grad und offen ſagen, damit ihr wißt, was ich vorgehabt und warum ich jetzt gehe. Euch, Herr Wirth und Frau Wirthin, ſag' ich herzlichen Dank für eure Gaſtfreundſchaft, und kann ich euch die vergelten, ſo ſagts, es wird mich ſehr freuen.“ Der Wirth ſagte, unwirſcher als Johannes ihn je gehört: „Ich weiß nicht, ob ihr und mein Weibervolk heut Abend zu tief in den guten Rothen geſchaut habet; machen nüchterne Leute ſo dumme Streiche? wegen einem Strangen eine Bekanntſchaft zerreißen, die euch und uns Glück gebracht hätte? Nachwerfen thu' ich euch übrigens die Margreth und das Rößliwirthshaus nicht.“ Die Wirthin wiſchte ſich die Augen. „Wenn ihr wegen der Margreth gekommen ſeid, ſo geht nicht weg um ſolcher Kleinigkeit willen, ihr ſeid uns Allen lieb.“ Sie ſchwieg weinend. Johannes nahm bewegt einen goldenen Ring vom Finger und ſteckte ihn an die Hand der weinenden Frau. „Ich habe in eurem Hauſe viel Liebes und Gutes genoſſen, laſſet d'rum dieſen Ring in euerm Hauſe bleiben, ich habe ihn der Margreth geben wollen. Und ihr, Jungfer Margreth, lebt wohl, werdet ſanfter, dann habt ihr Alles, was an einer Frau gefällt. Lebt wohl.“ Er reichte ihr die Hand, Margreth reichte ihm die ihre und zog ſie dann zurück, ſchweigend, bleich und ſtolz, ohne Zeichen von Liebe oder Zorn. Als aber Johannes feſt, doch tiefbewegt geſchieden war, da brach ſie weinend zuſammen; doch weder ihren Eltern noch ſonſt Jemanden ſagte ſie ferner von Johannes ein Wort.

IV.

Am frühen Morgen nach dieſem Abende war Johannes ſchon hoch auf dem ſchmalen, ſteilen Gebirgswege. Im Rößliwirthshauſe wollte er nicht bleiben und war d'rum die Nacht über hier heraufgegangen. Der Weg führte nicht in ſeine Heimat, aber in Mejelis Heimat; das hatte er im Wirthshauſe ſchlau erkundet, und nun ſaß er am ſchmalen Pfade, des Mädchens harrend, das hier herauf kommen mußte. Er hatte ſeine Strangen-Winderin gefunden, das war ihm klar; dieſes gute friſche Geſicht war nicht ſchön, und ihre Kleidung ſo wie die beſcheidene Stellung, die man ſie im Rößliwirthshaus einnehmen ließ, ſagten ihm, daß ſie auch im Leben eine be-

ſcheidene Stellung einnehmen müſſe; aber ſie war die Frau mit geſchickter Hand und geduldigem Herzen, von welcher die Mutter geredet.

Es war ein prächtiger Morgen und eine hehre, ſtille Alpenlandſchaft, die Johannes jetzt ausruhend bewunderte. Von oben herab tönten fröhliche Heerdenglocken und der Vögel jubelndes Morgenlied. Dunkle Tannen rauſchten über ſeinem Haupte, das helle Grün der Bergweiden glänzte im Thau und ein donnernder Waldſtrom ſchäumte an ihm vorüber in die dunkle gähnende Schlucht, die ihn begrub; über graue Felſenſtücke webte ſich weiches Moos und bot ſich unſers Jünglings ſinnendem Haupte zum Kiſſen. Keine Ungeduld, keine ſehnſuchtsvolle Bangigkeit ſprach aus ſeinem Blicke, nur verſtändiger Ernſt, der mit ſich ſelber klar geworden iſt. Drunten aber, den ſchmalen Pfad empor, ſchritt die rüſtige Mädchengeſtalt mit dem Bündel am Arme. Ein ſelbſtgewobenes blaues Gewand, weiße Hemdärmel und üppige braune Haarflechten, unter dem Strohhute hervorwallend, waren eine paſſende Kleidung für das ländliche Kind mit den blühenden Wangen und den herzlich guten braunen Augen. Es blieb überraſcht ſtehen, als es Johannes erblickte, den es einmal flüchtig bei der Bäſi Margreth geſehen und für deren Verlobten hielt. Die geſtrige Scheideſzene beim Rößliwirthe war ihm verborgen geblieben. „Guten Tag", ſagte es mit ſeiner gewohnten Lieblichkeit, und „guten Tag" erwiderte Johannes. „Willſt mir dein Bündelchen zu tragen geben? wir gehen den gleichen Weg". „Ei, mein Bündel trag' ich ſchon ſelber, das bin ich gewohnt, muß ja alles Mehl und Reis, und was wir ſonſt brauchen, vom Dorfe hinauf in unſern Berg tragen." — „Ihr ſeid ja nur zwei, du und die Nahna, da gibt's wenig zu tragen." „Ei der Nehni iſt auch noch, und der Jakob, der Bruder, da gibt's ſchon noch allerlei, wo vier Perſonen ſind." — „Aber hilft dir denn dein Bruder Jakob nicht die Bündel tragen, kommt er denn nie herab in's Dorf?" — „Das kommt er ſchon", ſagte Mejeli etwas befangen, „aber er trägt nicht gern Körblein und Säcklein, er ſagt, ſeine Kameraden würden ihn auslachen, wenn er dies thäte, es ſei nicht vornehm." — „Und da mußt denn du, armes Mädchen, Alles den ſteilen Berg heraufſchleppen, was auch der Jakob eſſen hilft, und wahrſcheinlich nicht den kleinſten Theil davon." — „Ich thue es aber recht gern", ſagte Mejeli freundlich, „wenn ich dann und wann ins Dorf herab muß, kann ich ja gut etwas tragen, wenn ich wieder heimgehe, und mich lacht auch Niemand aus, ich habe keine vornehme Bekanntſchaft!" — „Aber die Knaben im Dorfe laden dich nicht zum Tanze, wenn du ſo mit dem Bün-

delein gehſt wie eine arme Magd." — „Mich zum Tanz einladen?" fragte Mejeli verwundert, „mich hat noch nie Jemand zum Tanz eingeladen, ich kann gar nicht tanzen, das heißt ſo tanzen, wie die Knaben und Jungfern drunten beim Vetter Rößliwirth tanzen", fuhr ſie lächelnd fort, „ſonſt tanze ich ſchon mit den Lämmlein und Ziegen um die Wette, wenn ich auf dem Berge hüte." — „Aber wenn du nur mit den Lämmlein und Ziegen tanzeſt", ſagte Johannes ſchalkhaft, „ſo kommt kein Knabe zu dir zum Hengert, und du bekommſt keinen Mann." — Mejeli wurde ſo roth wie die Morgenwolken und in ſein liebliches Lächeln ſchien ſich etwas Trauriges zu miſchen. „Der Jakob ſagt auch immer, zu mir käme Keiner, da ich ſo gar nicht vornehm ausſehe und ſo dumm rede; ich kann nichts dafür, und wenn Keiner kommt, ſo mache ich dem Nehni und der Nahna nicht den Verdruß, von ihnen wegzugehen; ſie wären dann auch ganz allein auf dem Berge." — „Der Jakob iſt ja auch bei ihnen", ſagte Johannes. — „Ja, der ſagt aber jeden Tag, er gehe, ſobald er könne, entweder Schreiber oder Offizier zu werden; da oben bei den Füchſen und Haſen möge er nicht hauſen. Da ſehe ich denn wohl, wie der Nehni traurig wird, und die Nahna weint und ſagt: wenn Gott ſie nur bald ſterben laſſe, damit ſie uns jungem Volke nicht im Wege ſei; da bin ich denn recht froh, daß kein Knabe mich heimführen will, es würde ihnen wieder Verdruß machen." — „Hätteſt du einen gern?" frug Johannes, bereute aber ſogleich ſein unbeſcheidenes Fragen. Mejeli aber antwortete offen wie immer: „Ich habe alle Leute gern, weil alle Leute gut ſind mit mir, Knaben aber kenne ich keine, geſehen aber hab' ich ſie wohl in der Kirche oder beim Mehl kaufen; aber da ſprachen ſie nie mit mir, und ſo iſt's ja, als ob ich ſie gar nicht kennte." — „Mich kennſt du aber jetzt." — „Euch wohl, aber ihr ſeid ja kein fremder Knabe, ihr ſeid der Bräutigam meiner Baſe Margreth." — „Wird dir denn die Zeit nicht lang da droben auf dem Berge, wenn Niemand zu dir heraufkommt?" — „Mir die Zeit lang?" lachte Mejeli mit ſeinem fröhlichen, ſilbernen Lachen. „Die wird mir alle Tage zu kurz, die fliegt! wenn ich z'Morgen gekocht, die Stube gewiſcht und die Kühe und Geißen gemolken habe, iſt die Sonne ſchon auf, da hätt' ich ſchon lange vorher mähen gehen ſollen, und wenn dann ſo eine Wieſe gemäht und „getriſcht" iſt, muß ich ſchon z'Mittag kochen und käſen, nachher das Heu rechen und habe mich zu tummeln, daß ich am Abend eine Weile das Vieh hüten kann." — „Und was thuſt du denn im Winter?" frug Johannes. „Da muß ich ſpinnen und weben und nähen, was der Nehni und die Nahna und ich brauchen. Dem Jakob nähe ich nicht," ſetzte

ſie erröthend hinzu, „er ſagt, ich nähe nicht fein genug, ich hab' es freilich nur von mir ſelber lernen können." — „Aber der Sonntag, der muß dir doch langweilig ſein, was thuſt du denn da?" — „So allerlei," ſagte Mejeli mit ſtill verklärtem Blicke. „Wenn das Wetter gut iſt, ſo geh' ich mit dem Nehni und der Nahna zur Kirche; ich muß ſie immer führen, weil der Weg ſo weit iſt, und wenn ſie dann ausruhen müſſen beim Heimkommen, ſo reden wir miteinander von der Predigt. Der Nehni hört nicht gut, da muß ich ihm Manches ſagen, was ihm entgangen iſt, und dann kann er's ſo gut auslegen, und die Nahna weiß ſo viele Bibelſprüche, daß mir ein ſolcher Heimweg am Sonntag mit den beiden lieben Alten doch ein ganz anderer iſt als allein mit meinem Bündelein." — „Und dann nach der Kirche, was thuſt du?" frug Johannes weiter. — „Dann ſchlafen der Nehni und die Nahna eine Weile, ich aber gehe hinaus auf die Wieſen und ſchaue herum. Am Werktag habe ich nicht Zeit zum Herumſchauen, d'rum glaub' ich auch, es kommt mir ſo ſchön vor am Sonntag; dabei hab' ich ſo allerlei Gedanken." —„Was für Gedanken?" fragte Johannes lächelnd. „Ich weiß ſelber nicht," ſagte das zutrauliche Kind, „ich ſehe wie alles ſo ſchön iſt, der Himmel und der Berg und das Land drunten, da kann ich nicht genug ſchauen und freue mich, daß ich einmal Zeit habe, das alles ſo recht anzuſehen. Dann ſetz' ich mich in's Gras und ſchaue die Blumen an, und darf ſie nicht abbrechen, weil ich meine, es thue ihnen weh; aber ich ſchaue ſie ſo gern und meine, ſie werden immer ſchöner, je länger ich ſie anſehe. Dann ſpringen wohl meine Schäflein um mich herum, und wenn ein Lamm ſchwächer iſt als die andern und zurückbleibt, ſo trag ich's ſeiner Mutter nach, das iſt noch meine größte Freude." — „Und der Sonntag im Winter, wenn es keine Blumen gibt und keine Lämmer herumſpringen, dann muß es dir wohl grauſam langweilig ſein?" fragte Johannes weiter. „Gar nicht," ſagte Mejeli eifrig, da können der Nehni und die Nahna nicht zur Kirche, dann muß ich ihnen vorleſen aus der heiligen Schrift und andern ſchönen Büchern; am liebſten ſinge ich dann noch die Lieder, die mich die Nahna gelehrt hat; es iſt mir nichts über's Singen", fuhr ſie in ſtiller Begeiſterung fort; „wir haben es ſo recht heimelig im warmen Stübchen, der Nehni ſitzt auf dem Ofen und die Nahna auf der Ofenbank, ich ſtehe am liebſten am Fenſter und ſchaue, wie's draußen ſchneit, und wie die Flocken glänzen an den Tannen, als ob lauter Sternlein vom Himmel gefallen wären. Abends muß ich dann die Kühe füttern, und das iſt mir eine Kurzweil am Sonntag und am Werktag. Ihr glaubt nicht, wie gern einen die Kühe ha-

ben, wenn man ihnen häufig was thut.“ — Unter ſolchem Geſpräche waren die Beiden zu der tannenumkränzten, grünen Bergwieſe gekommen, wo Mejeli wohnte. Da lag das braune hölzerne Haus, mit ſeinen runden Fenſterſcheiben, die ſo klar waren wie das friſche Waſſer, das aus einer einzigen großen Röhre in den breiten, hölzernen Trog plätſcherte, aus welchem eben zwei glatte, braune Kühe ihren Durſt löſchten. Aus dem Stalle hinter dem Hauſe ſprang ein munteres, täppiſches Kalb den Kühen nach, und der freundliche alte Nehni hatte ſeine Freude an den Sprüngen des Thieres, während er die Kühe ſorglich in den Stall zurückleitete. Die Nahna aber ſaß auf der hölzernen Bank vor der Hausthüre und rief: „Bibeli! Bibeli!“ auf welchen Ruf ſich eine Schaar Hühner um ſie ſammelte, ſo zahm, daß einige ihr auf den Schooß flogen; ſie fütterte alle mit goldenem Korn und ſah vergnüglich dem muntern Picken zu. Aber noch weit vergnüglicher wurde ihr ehrwürdiges Geſicht, als ſie Mejeli erblickte; auch der Nehni lächelte freudig der aufgehenden Sonne zu, die ſein liebes, eben ankommendes Enkelkind beſtrahlte. Johannes freute ſich dieſes lieblichen Bildes, er wäre gern mit Mejeli zu den Großeltern gegangen; aber er hielt es diesmal für unbeſcheiden und dachte: gut begonnene Bekanntſchaft ſpinnt ſich ein anderes Mal ſchon noch weiter. „B'hüt dich Gott,“ Mejeli, ſagte er, und „b'hüt dich Gott,“ erwiderte es ſo innig, daß es ihm im Herzen wohl that. Nur zögernd ſchritt er vorwärts. Nach einer Weile tönte keuchendes, vom Huſten unterbrochenes Rufen hinter ihm, und wie er rückwärts ſchaute, ſah er den guten alten Nehni mühſam am Stabe aber ſo ſchnell er konnte ihm nacheilen. Und hintendrein kam die Nahna, noch mühſamer, nicht einmal rufen konnte ſie, aber ſie winkte ihm mit den Händen und mit dem blauen Fazelet; in ihren Geberden lag eine dringliche Bitte, daß er umkehren möge. Das that er denn auch lieber als gern und erreichte bald die beiden ſeinetwegen außer Athem gekommenen Greiſe, hinter denen Mejeli ſich halb verſteckte. Das Mädchen glühte wie eine Alpenroſe, ſchien beſchämt und halb weinend. Als der Nehni endlich wieder ſprechen konnte, ſagte er: „mit Verlaub, ihr ſeid der Tochtermann vom Nepoten Rößliwirth?“ — „So weit iſt's noch nicht,“ ſagte Johannes. — „Aber ihr werdet's doch einmal, und das Mejeli durfte Euch nicht einladen zum z'Morgeneſſen bei uns, es iſt gar ein einfältig Kind, nehmt's nicht für ungut.“ — „Verſtand kommt mit den Jahren,“ begütigte die Nahna, „jung Volk iſt ſchenirt; es kocht uns jetzt einen guten „Ziegerbrät“, oder habt ihr lieber Tatſch[1]?“ Johannes entſchied für den

[1]) Eierkuchen in kleinen Stücken („Kratzete, Kohlermuß“), eine Lieblingsſpeiſe im Rhätiſchen, wie in den Bergen Ziegerbrät.

Ziegerbrät und Mejeli flog in's Haus, wieder ganz zutraulich. Während drinnen in der Küche das Feuer praſſelte und der Rauch zu den Tannen hinan wirbelte, unterhielt ſich Johannes auf der Bank vor dem Hauſe mit den alten Leuten, die beide ſo fromm, einfach und treuherzig waren, wie man es wird, wenn ſiebenzig Jahre in Gottvertrauen, Arbeitſamkeit und ländlicher Stille verfloſſen ſind. Auch ihr Aeußeres ſah freundlich aus, ehrwürdig war ihr Geſicht, von dünnem Silberhaar umzittert, das beim Nehni ein Zipfelkäppchen, und bei der Nahna eine Haube von ſchwarzer Farbe umhüllte. Dunkel und rein war ihre Kleidung aus ſelbſtgeſponnenem Wollenzeuge. Die Enkelin war beider Herzblatt, weniger der Enkel, der ſoeben den Bergpfad heraufkam und zu ihnen trat, den Großeltern kaum flüchtigen Gruß bot und Johannes verwundert anſchaute. Jakob war ein ſehr hübſcher Jüngling, gekleidet wie ein Stadtherr und wollte ſich auch als ſolcher benehmen. Er redete Johannes mit Sie an und bekomplimentirte ihn als baldigen Vetter. Dem Ziegerbrät ſeiner Schweſter zollte er wenig Anerkennung; Johannes aber ließ ſich's ſchmecken, machte die freundlichſte Miene auf die beſcheidene Köchin und ſtellte die Nahna, die unaufhörlich jammerte, er eſſe gar nichts, endlich glänzend zufrieden.

Bei Tiſche führte Jakob das große Wort und verdrängte des Nehnis und der Nahna beſcheidene Fragen, was ihm Johannes ernſt verwies, als die beiden jungen Leute eine Weile miteinander allein waren. „Ich mein' es nicht bös", ſagte Jakob, „und daß ich's nicht bös meine, wiſſen Sie; reden kann man mit alten Leuten natürlich nichts Rechtes und mit der Schweſter faſt noch weniger; die iſt da oben einfältig aufgewachſen und nie unter Leute gekommen". — „Aber ein liebes, gutes Mädchen" ſagte Johannes. „Ja gut iſt ſie genug, viel zu gut mit mir, aber zuweilen kaufe ich ihr auch ein hübſches Halstuch, wenn ich vom Markte komme; dann kann ich ſchon dazwiſchen etwas brummig ſein, und wer ſollte nicht brummig werden, wenn er ſo das ganze Jahr auf einem Berge hauſen muß, wo es zum Davonlaufen langweilig iſt? Hätt' ich's wie Sie, Herr Vetter, könnt' ich einmal Rößliwirth werden und die Jungfer Margreth heirathen, dann wär's ein Leichtes immer gute Laune zu haben". — „Haltet ihr's denn für ein ſo großes Glück, Rößliwirth zu ſein?" fragte Johannes. — „Ei das meine ich", erwiderte Jakob lebhaft, „ich weiß mir nichts Schöneres, als ſo ein luſtiges Leben Sonntags und Werktags. Da kann einer Geld verdienen mit Kurzweil haben, und dann die geſcheite Frau, die die Margreth abgeben wird, mit der kann man reden, potz Wetter noch einmal! vom Allerhöchſten,

ſie iſt wie Eine aus der Stadt.“ „Und drum“, ſagte Johannes, „weil ihr gern Rößliwirth wäret und es nicht ſein könnt, plagt ihr eure alten Großeltern und die gute Schweſter?“ — „Ich mein' es nicht bös“, erwiederte Jakob nachdenkender als ſonſt, „will's ſchon noch beſſer machen, jetzt rumort mir ſo allerlei Verdruß im Kopfe“. — Endlich rückte er näher heraus und äußerte, wenn man z. B. ein Mädchen gern habe und ein Anderer komme und fiſche es einem weg, ob man da nicht bös drein ſchauen müſſe, man möge wollen oder nicht? Er warf einen halb zornigen, halb traurigen Blick auf Johannes; der aber erwiderte lächelnd: „Seid gut mit euern Leuten, ſo kann's auch noch mit euerm Verdruſſe gut werden; aber glaubt mir, euer Mädchen kann heißen wie ſie will, ihr werdet als deren Mann noch manchmal an eure herzlich gute Schweſter zurückdenken, die ihr jetzt ſo gering achtet.“

Wenige Wochen darauf war das Mädchen vom Berge des braven Johannes Frau.

V.

Johannes hatte als Prophet geſprochen; denn nach Jahren, als Mejeli ihn längſt mit geſunden Kindern beglückt und er den Strangen der Mutter geſegnet, der ihn zu dieſer köſtlichen verborgenen Blume geführt, kam er einmal in's Rößliwirthshaus, wo der hübſche Jakob von ehemals nun ein hübſcher, breiter Rößliwirth war, nachdem ſein Schwiegervater geſtorben. Alles im Hauſe war blank wie ehedem und Frau Margreth waltete geſchäftig in Küche und Keller. Aber die Gemüthlichkeit des vorigen Rößliwirths und ſeiner Frau fehlten jetzt im Hauſe, und in Jakobs zeitweiſe etwas trüben Augen konnte man leſen, daß er ſo etwas vermiſſe. Er ſchüttelte dem Schwager Johannes herzlich die Hand: „Wie gehts? ſind die Schweſter und die Großeltern und die Kleinen geſund?“ „Alles geſund“, ſagte Johannes fröhlich, „die Großeltern werden mit jedem Jahre jünger.“ — „Das iſt kein Wunder“, ſagte Jakob, „bei Leuten wie du und Mejeli müßte der Tod ſelber jung werden; bei mir“ -- er ſeufzte. Johannes drückte ihm die Hand: „nimm's nicht ſo ſchwer, ſie iſt ja ſonſt eine ſo brave, fleißige Frau, und vielleicht biſt du auch ſelbſt Schuld, daß ihr nicht immer friedlich miteinander lebt“. „Ich“, ſagte Jakob, „bin oft ein unverſtändiger Menſch, das hat meine gute Schweſter vor Zeiten erfahren; aber wer den Verſtand hat, ſollte den Unverſtändigen nicht noch unverſtändiger machen, ich kann ihr nichts zu

Danke thun.“ Dieſe und ähnliche Reden machten es Johannes drückend in dem ſonſt ſo behaglichen Hauſe; aber noch drückender wurde es ihm zu Muthe, als er an ſeines Freundes Peter Hauſe vorbei ging. „Der arme Peter,“ dachte er, „iſt weit ſchlimmer d'ran als Jakob; das Kochen und Lismen iſt nun an ihn gekommen. Wer kennt nun das ſchöne Röſeli?“

Wie froh wurde er, als er wieder heimkam, ſein Mejeli ihn hold und freundlich wie immer begrüßte, die geſunden Kinder im blanken Stübchen die Aermchen nach ihm ſtrecken, und der Nehni und die Nahna ihm vergnügt mit einem herzlich frommen Worte die Hand boten. Da ſagte er inniger als je: „O meine Mutter, wie viel Glück hat mir dein Strangen gebracht!“

Der Hirtenknabe.

„Glüh'nde Sonne eines fremden Landes,
Senge mir den Scheitel! duld' es gern:
Biſt ja meine Schweizerſommerſonne,“
Sprach ein Hirtenknabe, heimatfern.

„Biſt ja meines Vaterlandes Sonne,
Brennſt ſo heiß; da kühlt kein Lüftchen dich,
Wie daheim auf meinen Alpenweiden. —
Ach, zu dieſen zieht es ſchmerzlich mich.

O, du meiner Berge liebe Sonne,
Sage mir, was ſiehſt, was hörſt du nun?
Hörſt wohl Alpenhorn und Heerdenglocken?
Siehſt den Hirten bei der Heerde ruh'n?

Siehſt die dunkelrothen Blumen blühen,
Die ich meinen Schweſtern oft gepflückt?
Siehſt im Haidekraut die Beeren glühen,
Die mich einſt als naſchhaft Kind entzückt?

Weiter unten, bei den braunen Ställen,
Hörſt du wohl den hellen Senſenklang?
Vater, Brüder mähen dort. — O könnt' ich
Dich noch einmal hören, liebſter Klang!

Sag' mir, ſteigt daneben aus der Hütte
Nicht ein leichter Rauch durch's nied're Dach?
Mutter, kocht ſie dort die Morgenſuppe,
Trägt ſie dann den fleiß'gen Mähdern nach?

Setzen ſich nicht alle betend nieder,
In's bethaute, friſchgemähte Gras?
Würzen ſie ihr einfach Mahl, wie früher,
Mit manch' gutem Wort, manch' heiterm Spaß?

Du, o meiner Heimat theure Sonne,
Schauſt das Alles; grüß' ſie tauſendmal!
Blick' den Heerden freundlich auf die Alpen,
Blick' den Heuern freundlich in das Thal!

Grüß' mir Vater, Mutter und Geſchwiſter,
Die dort fröhlich bei einander ſind!
Grüß' mir Senſenklang und Heerdenglocken,
Grüß' das Brünnlein, das vom Felſen rinnt.

Klare Brünnlein meiner Heimatberge,
Gebt den Heuern friſchen, leichten Sinn!
Arme Brünnlein, müßt als Ströme wandern,
So wie ich in weite Ferne hin.

Tröſten euch doch auch ſo ſchöne Träume
Von der Heimat und was dort uns lieb,
Wenn die Sonne ſich in euch beſpiegelt,
Die ja unſ're Schweizerſonne blieb!

Sanct Bernhard.

Es ziehn Sankt Bernhards wild Gebirg hinan
Im Dienerkreis zwei Reiſende mit Grauen.
Beſcheiden naht ein junger Ordensmann,
So bleich und mild und engelhaft zu ſchauen.
Und freundlich ſpricht er: „Grüß euch Gott! o zieht

Geraden Wegs zum Kloſter auf den Höhen,
Damit ihr Schneeſturz und Orkan entflieht;
Will auf verwehtem Pfad voran euch gehen."

Er ſchwebt voran, ein ſtill hinſterbend Licht,
Erlöſchend bald in dieſen Winterſtürmen,
Durch welche nie ein lauer Frühling bricht:
Er athmet bang und ſchwer; doch will er ſchirmen
Die ihm Vertrauten: „Folgt mir nur in Ruh'!
Wohl bin ich ſchwach, doch heut noch hält mein Leben;
Die rauhe Luft führt mich dem Grabe zu —
Gott gab mir kurzes, aber ſchönes Streben."

„„So ſei uns denn geſegnet, junger Held,
Der nahem Tod mit ſo gelaſſ'nem Muthe
Entgegenſchaut; glorreicher Ehrenfeld
Erkorſt du dir, als der Soldat, vom Blute
Der Feinde roth. Ob man auch Tapfre ehrt,
Erregt ihr Anblick doch ein leiſes Schauern;
Allein dein Kampf iſt ew'gen Ruhmes werth,
Ob deinem Siege keine Waiſen trauern.""

„„Und ſtehſt du bald vor Gott, ſo ſei uns dort
Ein Engel; hilf uns unſern Kummer tragen!
Zum Weltenrichter ein fürbittend Wort
Sprich du für uns! dir kann er's nicht verſagen.
Wir kommen aus Savoyen, ſuchen Ruh' —
Ach, ſtets umſonſt; von deines Abtes Leben
Trug das Gerücht uns Wunderdinge zu:
Der Heil'ge kann vielleicht noch Troſt uns geben.""

„„Denn wir beweinen einen guten Sohn,
Der nicht geſtorben, doch für uns verloren;
Er hat in ſeiner frühen Jugend ſchon
Sich edlere Beſchäftigung erkoren,
Als Jagd und Spiel und vornehm nichtig Thun:
Der Frömmigkeit und Wiſſenſchaft ergeben
Mit reichem, reinem Geiſt, konnt' er nicht ruh'n,
Bis gänzlich dieſen er geweiht ſein Leben.""

„„Ich aber war ein ſtolzer Edelmann,
Der Glanz am Vielbegabten ſchauen wollte;
Doch er ging ſanft und ruhig ſeine Bahn,
Weßwegen ich dem Reinen bitter grollte.
Ihn zu zerſtreu'n, ſucht' ich ihm eine Braut
Von hohem Stand und reizend ſeinem Weſen;
Da ward er Mönch, erklärte frei und laut,
Daß er für ſich ein beſſer Theil erleſen.““

„„Mein wilder Zorn trieb ihn vom Vaterhaus,
Von Mutter und Geſchwiſtern, die ihm fluchten:
D'rum ging er in die weite Welt hinaus,
Und ob wir ſpäter ihn bereuend ſuchten,
Bereuend jetzt durch alle Lande ziehn,
Der Spur des Theuren nach, es iſt vergebens.
Durch unſre Schuld iſt er für uns dahin,
Und Reue trübt den Abend unſres Lebens.““

„Gott tröſte euch, Betrübte! aber laßt
Uns ſchneller eilen; weiße Wolken fliegen
Am Südenhimmel auf. Ein Sturm erfaßt
Uns ſonſt noch hier, dem müßten wir erliegen.
Gleich ſendet eurer flinkſten Diener zwei
Zum Kloſter hin, damit die Brüder wiſſen,
Daß Jemand naht; und kommt Gefahr herbei,
Sie uns zu finden, uns zu retten wiſſen.“

„Seid nicht ſo bange, edle Frau! o, glaubt,
Daß Gott auch durch das Grau'n uns Wege bahne.
Ob auch der Todtenberg ſein düſter Haupt
Verhülle, ob vom donnernden Orkane
Herabgepeitſcht des Schnees Wolke fliegt,
Das Berghuhn ächzend flattert — laßt die Sorgen:
Hier haben Gottes Diener oft geſiegt,
Bald ſind in ſicherm Kloſter wir geborgen.“

„„Mein guter Jüngling, Schlag auf Schlag erdröhnt,
Und die Lawine rollt in dunkle Tiefen;
Es bebt der Eiskoloß, die Erde ſtöhnt,

Das ſind des Abgrunds Stimmen, die uns riefen:
„Weh euch, Elende, Euer Sohn iſt todt,
Hinab zu uns, ihr ſchuldet ſein Verderben!
Doch dieſen Jüngling, du gerechter Gott,
Und unſre Diener laß' nicht mit uns ſterben!“

Und näher rückt's, und Schlag auf Schlag erdröhnt,
Und die Lawine rollt in dunkle Tiefen;
Es bebt der Eiskoloß, die Erde ſtöhnt,
Und unter weißer Grabesdecke ſchliefen
Die Reiſenden; — und ſtiller wird die Luft.
Du haſt nun deine Opfer, Sturm, verhallet
Die Sonne lächelt über ihrer Gruft,
Und weiter oben wacht ein Aug' für Alle.

Das' lenkt Abt Bernhard's Tritte her zu euch,
Im Schnee Verſcharrte. Hört ihr ſie nicht graben,
Die wackern Mönche? Abt, du wirſt ſo bleich,
Sprich' kennſt du die, ſo wir gefunden haben?
Das greiſe Paar im ſtattlichen Gewand
Erſchaut dein Aug' mit Schmerz und mit Entzücken:
„O, Züge, mir ſo wunderſam bekannt,
Seid ihr die ihren, trau' ich meinen Blicken?“

„Jetzt ſeid ihr ſanft und ſtill, und zürnt nicht mehr
Dem Sohn, der eine andre Bahn ſich wählte.
O, nehmt den Fluch zurück, der ihn ſo ſchwer
Auf ſeinem frommen, graden Wege quälte.
O, öffnet wieder lieb- und lebenvoll
Die Augen, die ſo finſter ſah'n beim Scheiden!
Blickt mich noch einmal an, doch ohne Groll,
Und endet ſo mein einzig irdiſch Leiden!“

„Kommt, Brüder, laßt uns die Verſchütteten
So ſchnell wie möglich in das Kloſter bringen!
Gebt Acht, daß unſre Thiere ſicher gehn;
Mit Gottes Hülfe ſoll es uns gelingen

Zu's warme Leben wieder sie zurück
Zu rufen: zwei von ihnen sind die Meinen.
Gott gibt mir heut ein langerflehtes Glück,
Will mich in Liebe mit den Eltern einen."

Und rüstig zieht die kleine Karawan'
Mit ihren Todentrissenen von dannen,
Durch die beschneite Wüste berghinan,
Bis sie des Klosters gastlich Dach gewannen.
Dort fiel dann, unter treuer Pflege, bald
Der erste Blick der greisen Edelleute
Auf die erhab'ne, männliche Gestalt
Abt Bernhard's, der sich sorglich ihnen weihte.

Erstaunt und fragend schauen sie empor
Zu's klare Aug', wo eine Thräne schimmert.
Wie kommt das ihnen lieb und edel vor!
„„O, welch' ein dunkel traut Erinnern flimmert
Um mich,"" begann die todesmatte Frau.
„„Mann Gottes, der uns pflegt, der uns gerettet,
Wie wird, je mehr ich dir in's Antlitz schau,
Mein Herz so fest an deinen Blick gekettet!""

„„Hochwürdiger, wie nennt ihr euch?"" begann
Der Greis; „„o, wollt es uns nicht übel deuten,
Daß wir so fragen; niedre Neugier kann,
Versich'r ich euch, uns nicht dazu verleiten.""
„Bernhard von Menthon nennt man mich" — so spricht
Der Abt in festem, feierlichem Tone —
„Die Lieb' ist milde, ewig zürnt sie nicht,
Sie leitet euch, ja, sie vergibt dem Sohne."

Abt Bernhard stützt der Eltern greises Herz,
An seiner starken Brust, daß es die Wonne
Nicht breche, wenn der langverjährte Schmerz
Nun weichen muß der neuen Lebenssonne!
Und als sich dann der erste Freudenrausch
Allmälig legt, da geht es an ein Fragen:
Die Eltern und der Sohn, in süßem Tausch,
Wie haben sie so Vieles sich zu sagen!

„Ihr wißt, Geliebteſte, mich hat ſchon früh
Das krieg'riſch wilde Leben abgeſtoßen,
Das in der Welt jetzt herrſcht; es konnte nie
In dem Getümmel ſich der Geiſt zu großen
Und würdigen Gedanken frei und klar
Erheben; d'rum zog's mich in Kloſters Frieden.
Doch, wo die ſchlaffe Ruh' zu Hauſe war,
Dünkt' mir für meine Kraft kein Platz beſchieden."

„D'rum hab' ich ſelber einen mir erwählt,
Der das von dir, o Vater, angeſtammte,
Kühnkriegeriſche Feuer wach erhält,
Das mächtig ſtets in meinem Buſen flammte.
Nicht an den Menſchen, des Allvaters Bild,
Wollt' ich die kampfbereiten Hände legen,
Die Elemente — feſſellos und wild —
Bekrieg' ich hier, und thue es mit Segen."

„In rauhen Hochgebirges Sturmgebraus
Im Leichenfeld, das Frühling nie geſehen,
Steht ſchirmend hier mein gottgeweihtes Haus,
Deß Pforten jedem Wandrer offen ſtehen.
Und Männer, die mit mir von gleichem Sinn,
Sie gehen mit dem treuen, klugen Hunde,
Dem Tode trotzend, durch die Oede hin,
Verlängern ſo manch Menſchenlebens Stunde."

„Zwar mühevolles Wirken haben wir:
Oft ſtarrt das Blut in ſchaurig kalter Höhe;
Doch irdiſch kleinlich Treiben bleibt uns hier
Stets fern; wir athmen frei in Himmels Nähe.
Und lächelt uns kein Frühling, lächelt doch
Das Auge der Geretteten belebend;
Ja, euer Elternauge lächelt noch —
Iſt nicht mein Loos beglückend und erhebend?"

Die Arme.

„Vater, Mutter hab' ich nicht,
Schweſter, Bruder hab' ich nicht,
Niemand, Niemand auf der Welt,
Der ſo recht mich lieb behält.

Schönes Antlitz hab' ich nicht,
Kluge Rede hab' ich nicht;
Nichts gar nichts bringt Lieb' mir ein:
Liebe iſt mein Glück allein!

Geld und Güter hab' ich nicht,
Reiche Kleider hab' ich nicht;
Armuth wär' mir gar kein Schmerz,
Gäb's für mich ein liebend Herz."

Und ſie weint, die arme Magd —
Und ſie hat ſich müd' geklagt —
Und ſie hört ein Wort, das ſpricht:
Liebe, Liebe fehlt dir nicht!

Liebe hat die Welt befreit,
Liebe ſich dem Tod geweiht!
Jene Liebe — kennſt du ſie? —
Liebt dich und verläßt dich nie!

Das Bergmädchen.

Habe droben unter'm Dache,
Gar ein ſchönes Kämmerlein;
Hat ein klein und einzig Fenſter,
Doch die Berge ſchau'n hinein.

Thu' ich Morgens auf die Augen,
Muß ich denken: Gott iſt gut,
Denn die Berge ſind ſo prächtig,
Voller Glanz und Roſengluth.

Vor dem Fenſter ſteht ein Ahorn;
Vögel ſingen d'rin ihr Lied,
Lehren's mich — d'rum kann ich ſingen:
Schaut, mein Lied iſt Vogellied.

Drunten an des Ahorns Fuße
Rinnt ein Bächlein hell und klar;
Schönes Bächlein iſt mein Spiegel,
Kämme d'ran mein braunes Haar.

Hüt' am Bächlein meine Heerde,
Hüte ſie im grünen Klee,
Traulich glänzend glatte Kühe,
Zarte Lämmlein, weiß wie Schnee.

Bleich' am Bächlein meine Leinwand,
Die ich ſpann in Wintersnacht,
Habe da beim langen Spinnen
Liebes, Liebes viel gedacht.

Guter Vater, gute Mutter
Wiſſen's, ſchauen mir in's Herz;
Munt're Schweſter, munt'rer Bruder
Wiſſen's, necken mich im Scherz.

Ich allein nur kann nicht ſagen,
Was ich ſpinnend Liebes ſann,
Weil ich eben wenig ſagen,
Nur mich herzlich freuen kann!

Dr. J. J. Honegger.

Joh. Jak. Honegger wurde den 13. Juli 1825 in Türnten, Kt. Zürich, geboren, in der Gemeinde- und der Sekundarſchule daſelbſt vorgebildet, durch Privatunterricht in die alten Sprachen ein-

geführt und hernach am Lehrerseminar zu Küsnacht zum Sekundarlehrer gezogen. Nachdem er ungefähr sechs Jahre im praktischen Schuldienst gestanden, tritt er aus demselben und privatisirt acht Jahre, um weitere Studien zu verfolgen; davon werden ein halbes Jahr auf Reisen in der französischen Schweiz und Oberitalien und neun Semester auf philos.-histor.-philol. Studien an der Hochschule in Zürich verwendet. Nach einem einjährigen Aufenthalte in Paris, der namentlich Forschungen in der französischen Literatur gewidmet ist, steht derselbe vier Jahre einer Lehrstelle am Lehrerseminar in Küsnacht vor, promovirt als Dr. philos., wird Dozent der Hochschule, bekleidet hernach ungefähr vier Jahre eine Professur an der Kantonsschule in St. Gallen und lebt gegenwärtig als Korrespondent und mit kritisch-literaturgeschichtlichen Arbeiten beschäftigt in Zürich.

Honegger selbst will seine 1849 und 1852 in 2 Bändchen erschienenen Gedichte, betitelt „Herbstblüthen" als bloße Vorübungen betrachtet wissen, hat sich hernach gänzlich und für immer vom poetischen Feld ab- und kritisch-kulturgeschichtlichen Arbeiten aus unserer Zeit zugewandt, in denen er seine Lebensaufgabe erblickt. Erschienen sind von ihm:

Herbstblüthen. Lyrische Gedichte von J. J. Honegger I. II. Zweite Auflage. Zürich 1859.

Victor Hugo, Lamartine und die franz. Lyrik im 19. Jahrhundert. Zürich 1856.

Monographien über: Lenau, Byron, Guizot und Thiers als Historiker u. s. w.

Literatur und Kultur des 19. Jahrhunderts. Leipzig 1865.

Daß Dr. Honegger schon im ersten Stadium seiner poetischen Bethätigung, wo man gewöhnlich noch mehr oder weniger in den Fesseln der Nachahmung liegt, der Poesie für immer Lebewohl sagte, ist um so mehr zu bedauern, da aus seinen Gedichten unzweifelhaft die poetische Gabe hervorleuchtet. Seine Phantasie hat etwas Blitzartiges, Flammendes, Grelles, Sturmnächtiges; der Himmel seiner Gedankenwelt ist meist ein schwüler, und mit Vorliebe besingt der Dichter dasjenige, was in der Außenwelt als Symbol dieser innern, ohne Zweifel durch reiche und mitunter bittere Erlebnisse geschaffenen Stimmung gelten kann. Er findet Behagen an der Schilderung des Sturms, der Steppe, der Sahara und des Samums, der Fata Morgana, des Waldbrandes, des Meeres und des melancholischen Schilfgeflüsters. Wenn er nun auch gerade in der Behandlung dieser Stoffe überall das eifrige Studium Freiligrath's, Lenau's, Uhland's und Heine's verräth, so hat er dagegen eine ziemliche Anzahl Gedichte, die sich durch wirkliche Originalität auszeich-

nen. Aber ſeine Diktion hat etwas zu Kurzes, Straffes; ſeine ſchönſten Bilder und Gedanken liegen häufig wie Marmorblöcke nebeneinander. Es iſt dieſes Abrupte vielleicht der Grund, warum Honegger bei reiferer Prüfung ſich nicht zur Poeſie berufen glaubte: es fehlt ihm nicht an Geiſt und Phantaſie, aber theilweiſe (wir wollen nicht ſagen von Haus aus) an jener warmen Tiefe des Gemüthes, welche mit inſtinktiver Nothwendigkeit das Gold, das der Geiſt und die Phantaſie nur zu prägen haben, langſam und mit Geduld aus den Erzen und Schmerzen des Lebens herausſchmilzt und läutert, ſo daß keine fremde und gewiſſermaßen unorganiſche Beſtandtheile in den poetiſchen Glockenguß aufgenommen werden können, ſondern die Dichtung bis in die letzte Form hinaus organiſch anſchließt und zu einer wirklichen „Schöpfung“ ſich geſtaltet. Ungeachtet deſſen verſteht es Honegger vortrefflich, Ideen poetiſch zu verſinnlichen und innere Zuſtände durch äußere Bilder ergreifend darzulegen. Die ſchönen Gedichte „Alphornklang“, „die Armuth“, „die Brücke“ „Größe“ u. a. beweiſen uns hinlänglich, daß der Dichter nicht bloß Sinn für das Schöne, ſondern auch Mitgefühl für den Schmerz und das Unglück hat und eine reine Flamme für jene Größe nährt, welche ein Abbild des ſchaffenden Weltgeiſtes in allen Kundgebungen ſeiner Liebe zu werden ſich bemüht.

Aus den „Herbſtblüthen.“

Alphornklang.

Wie wenn ein Alpenkind im fernen Reich
Ein unbekanntes Sehnen hegt,
Und 's hört der Heimat Laut, da wird es weich
Geſtimmt und wunderſam bewegt:

So ſchallt das Alphorn, und im weichen Ton
Ein Sehnen leiſ' wie Heimweh liegt.
Die Roſe hört's auf hohem Alpenthron
In heimlich Träumen eingewiegt.

Und wie wenn heim der Sohn der Alpen zieht:
's iſt Feſttag; feiernd ſteht der Wald;

Die Firn' erglänzt; die Welle feſtlich glüht;
Wie betend Glockenton erſchallt:

So aus des Alphorns jugendfriſchem Klang
Der Heimat Gruß und Jubel ſpricht.
Die Tannen lauſchen, wenn er ſteigt und fällt
Und ſchmetternd ſich am höchſten Felſen bricht.

Die Armuth.

Vater und Mutter und ſieben Kinder
Die ſaßen am kalten Kamin.
Groß, feucht und düſter war die Stube,
Und traurig das Lämpchen ſchien.

Sie ſaßen und hörten's ſtumm, wie draußen
Ueber's Hüttchen ein Windſtoß zog.
Er rüttelte an den rauchigen Balken.
Um's Fenſter die Schneeflocke flog.

Sie hungerten ſehr und froren Alle
Und die Mutter betete leis.
Die Kinder rieben mit ſtarren Händchen
Ihre Füße kalt wie Eis.

Das Jüngſte die Händlein faltete:
„Lieb Mütterchen, Brot gib mir!“
O hättet den bittenden Ton ihr gehört,
Den weichen: barmherzig wär't ihr.

Das Andere bebte und jammerte:
„Wie frier' ich! Wie froſtig iſt's hier!“
Und wieder nicht höret die Klage ihr —
O hättet ihr! Gnädig wär't ihr.

Sie hatten kein Brod, ſie hatten kein Feuer,
Das Lämpchen warf traurigen Schein;
Die Novembernacht war rauh und düſter,
Und es flimmte kein Sternelein.

Da ſchritt er beklommen auf die Haide.
Die Tritte knarrten. Der Wind ſtrich kalt.
Die ſchwarzen Raben umkrächzten ihn heiſer;
Seine Haare flogen. Er ſchritt in den Wald.

Sie haben als Frevler ihn eingefangen.
Im Thurm ſitzt er. Draußen ſtürmt's und ſchneit,
Und Mutter und Kinder jammern nach Feuer
Und Brod. — Sie heißen's Gerechtigkeit!

Auf 1848.

Saht ihr den Jüngling morgenfriſch und blühend,
Die Stirne von Gedanken hoch geſchwellt,
Sein Marſch ſo ſtolz, das Auge ſchwarz und glühend?
Mit Sceptern ſpielend ſchritt er durch die Welt.

Sie jagten todt ihn. Seine Schritte ſchwankten;
Die Fibern glühten; er ward bleich und roth;
Die Stirne troff von Schweiß; die Pulſe krankten;
Früh, ſterbensmüde, ſank er in den Tod.

Das iſt der Geiſt von acht und vierzig. — Kronen
Erbleichten ihm; er ſpielte keck mit Thronen;
Die Fürſten bebten, ſtaunend ſah's die Welt.

Die Jagd ging los. Ihn hetzte ſcharf die Meute.
Er ſchlug ſich kühn und ſank als edle Beute,
Wie eine Woge müd' am Riff zerſchellt.

Klage der Palme am Wüſtenſaum.

Einſam, ſchläfrig ſtand die Palme an der Wüſte heißem Saume
Und ſie ſtreute leiſe Klagen in die Lüfte wie im Traume:
„Heiß die Sonne flammt am Tage. Gluthgeröſtet brennt mein Wipfel.
Bleich die Nacht; der Mond ſteht froſtig ob der blauen Berge Gipfel.
Schwer, erſtickend, grabesſtille mir zu Füßen liegt das Sandmeer.

Glühend — ein arabiſch Märchen — fliegt der Samum über'n Sand her.
Alles todt! Sie haben lieblos eine Waiſe mich gelaſſen.
Bald mein junges Blütheleben wird wie Neumondſchein erblaſſen.
Und ich wob ſo ſüße Träume! Mich umrauſchten frohe Lieder
Von dem Land am Meer, wo Lüftchen grüßend ſäuſeln durch den Flieder.
Wohl klag' ich der Karavane; doch ſie flieht in ferne Lande.
Wohl klag' ich dem Wind; doch ſtreckt er ſeine Flügel müd' im Sande.
All mein Dichten und mein Träumen und mein Lieben und mein Streben
Rinnt im Sand hin. Unbetrauert, einſam ſtirbt ein Palmenleben."

Meiner Mutter Tod.

Trüb war die Nacht. Den Windſtoß hört' ich
Am Fenſterladen außen klopfen.
Einförmig von der Rinne fielen
Auf's Pflaſter ſchwere Regentropfen.

Der Uhu heulte gar ſo kläglich,
Mir ſcholl's wie eines Kindleins Wimmern;
Nur kärglich war die weite Stube
Erhellt von einer Lampe Flimmern.

Ich blättert' in der alten Bibel
Und ſuchte der Propheten Bilder,
Ehrwürdiger erſcheinen ſie mir
Als ſonſt und lieblicher und milder.

Der Vater ſaß in ernſtem Sinnen,
Todblaß die Mutter lag im Bette,
Doch lieblich, als ob eines Engels
Antlitz ſie angezogen hätte.

Am Bette ſtanden viele Frauen
Und trippelten leiſ' auf und nieder;
Der Pfarrer las aus einem Buche.
Mir ſchien, es wären Abendlieder.

Zu End' war's Lied. Es ward ganz ſtille.
Das Oel des Lämpchens ging zu'r Neige.
Sie ſagten, ſo werd's, wenn ein Engel
Leiſ' zu den Menſchen niederſteige.

Sie trugen mich zu Bett. Noch küßt' ich
Die Mutter auf die bleiche Wange;
Sie war ſo blaß und war ſo müde
Und ſeufzte tief. Da ward mir bange

Frag' ich den Vater ſeit: — „Noch ſchläft ſie."
Er weint und wieder wird mir bange.
Komm, Mütterchen! Ich war ja folgſam!
Komm, küſſe mich! Du ſchläfſt ſo lange.

Schilflaute.

I.

Es zieht mich ſo geheimnißvoll
An's öde Schilfgeſtade.
Ein matter Strahl vom bleichen Mond
Fällt auf die dunklen Pfade.

Der Nachtgeiſt flüſtert mancherlei
Am ſchwarzen Schilf im Rohre,
Die Halme hören's, ſchütteln ſich
Und klagen ſchwer im Chore.

Ich lauſche. Weh wird mir zu Muth.
Die Melodie klingt trübe.
Sie iſt ein dumpfer Grabgeſang
Auf meine todte Liebe.

II.

Der Tag iſt müd' entſchlafen,
Die Weide ſäuſelt am Moor;
An des Bächleins plaudernder Welle
Steht ſchläfrig das ſchlanke Rohr.

Aus dem Sumpfe wickeln ſich Nebel
Und ſchweben im Tanz empor,
Das iſt ein ſchweigender Reigen,
So ein wunderlich düſterer Chor.

Mir iſt, als ob ein Klagen
Um's träumende Schilfrohr zieh',
Als hör' ich aus alten Tagen
Eine traurige Melodie.

III.

Mir zu Haupte rauſchen die Tannen.
Am Himmel der Abendſtern ſteht.
Mir zu Füßen murmeln die Wellen.
Durch die Fluren ein Grüßen weht.

Das Schilfrohr flüſtert andächtig,
Als ſtünd' es im Abendgebet.
In den weichen Tönen ein Frieden,
Eine heimliche Ruhe weht.

Wohl kenn' ich die nächtlichen Laute.
Als ſei's meiner Liebſten Geſang,
So ziehen verborgene Grüße
Durch den luftigen Zauberklang.

D'rum macht mir das Säuſeln und Flüſtern
So ſonderlich wohl und bang.
Viel ſinnen und träumen macht mich
In den Rohren der Sang und Klang.

IV.

Einſt war der Abend klar, das Lüftchen lau.
In meinem Buſen brannte Liebe traut.
Der Mondſchein ſpielte in der Weiden Grau.
Im Schilfe klang's wie zarter Saiten Laut.

Und als ich wieder kam, war's öd' und feucht.
Am Himmel ſah ich ſchwarze Wolken fliegen.
Das Feuer kalt, die Liebe war verſcheucht;
Im Sumpfe Froſchgequack, die Rohre ſchwiegen.

V.

Trüb die Nacht. Der Mond erbleichte.
Wolken hangen ſchwer und grau.
Eule heult. Mit ihrem Schritte
Schwebt ein Irrlicht durch die Au.

Oed' und dunkel das Geſtade,
Müd' das Schilfrohr ſchwankt im Wind,
Klagt der Welle und dem Nachthauch,
Klagt wie ein verloren Kind.

Hab die Klage g'nug vernommen.
'S iſt mein altes dunkles Weh.
Des geknickten Rohres Halme
Schleudr' ich in den tiefen See.

Die Brücke.

Einmal tritt jegliches Menſchenkind
Auf eine Brücke bei Nacht und Wind;
Grau ſitzt ein Kauz auf mooſigem Stein,
Der Gang muß ſchaurig und traurig ſein.

Von Meiſterhand iſt die Brücke gebaut,
Die nieder in grundloſe Tiefen ſchaut,
Die ihre Joche in den Abgrund gräbt,
Die ihre Bogen zu den Sternen hebt.

Schroff thürmen ſich graufahle Felſen auf,
Als wollten ſie hemmen der Sonnen Lauf;
Hinunter ſteigt ihre gewaltige Wucht
In die bodenloſe, nachtſchwarze Schlucht.

Wild, wirr in den Tiefen ein Waldſtrom ſich bäumt,
Die dunkle Welle brüllt, brauſet und ſchäumt,
Der rauchende Giſcht ſpritzt auf und fällt —
Das ſiedet und dröhnt und wallet und wellt!

Und wetterſchwer d'rüber der Wolken Grau,
Es ergießt ſich aus ihnen kein Regen, kein Thau,
Dumpf, glanzlos liegen ſie wie die Nacht;
Tief pflügt ſie der Blitz und der Donner kracht.

Kein Blümlein, kein Duft, keines Sternes Licht,
Kahl, feuchtkalt die Felswand, das Dunkel dicht;
Eine Schlucht, ein Waldſtrom und Wolke und Stein —
Das muß eine finſtere Brücke ſein.

Hinüber thut jeder den letzten Gang,
Dem einſamen Wand'rer wird ſo bang;
Wer in den Strom ſtürzt vom Sturm gefaßt,
Er hält an keinem Ufer mehr Raſt.

Doch wer ſeine Pfade zog fein und rein,
Ihm flammt in das Grauen ein Sternſchein hinein;
Ihm erglüht ein roſiges Morgenroth
Nach dem nächtlich finſtern Sturmgang im Tod.

Ruinen.

Ich hatte Lieb' und Luſt begraben; mein Blick verlor ſich in Ruinen,
Die ſtanden kalt an tiefem Strome vom bleichen Abendſchein beſchienen.
Gebroch'ne Marmorſäulen klagten von alter Pracht und gold'nen Tagen;
Verſtümmelt ſtanden ſie, die Knäufe und Capitäler weggeſchlagen.
Noch ſah ich eines Domes Spitze hoch, einſam in die Wolken ragen;
Noch ſah ich feſte Mauerpfeiler bunt tapezirte Sääle tragen.
Der Dom ward öd', die Sääle offen. Wie träumend flatterten die Eulen.
Durch weite Fenſterhöhlen ſtürmte der Winterſtürme banges Heulen.
Im wüſten Schutt ſchlich ſich der Epheu lebendig durch die todten Gänge
Auf grauen, mürben Steinen hallten die Tritte hohl wie Grabgeſänge.
Zerſchlag'ne Hermen in den Höfen; kopflos lag eine Sphinx im Garten;

Sie ſchienen eines Oſtertages in tiefen Schlaf gewiegt zu warten.
Umſonſt! — Am leeren Marmorbecken im Sand ſtand einſam eine Palme.
Ein Rohrbuſch dürſtete nach Waſſer. — Trüb ſtrich der Nachthauch durch die Halme.
Ich wankte durch die düſtern Hallen; mein Aug' verſenkte ſich in's Schauen;
Da ward mir kalt, es überfiel mich ein räthſelhaft, unheimlich Grauen,
Mir ſchienen Sphinx und Dom und Hermen, im Mond geſpenſterhaft zu flimmern,
Ich weinte ſtill; ich ſchaute — glaub' ich — die Welt in meiner Bruſt in Trümmern.

Le cardinal de Pétralie.

Er war ſo bleich. — Dem Einen Ziele
Hatt' er geweiht ein langes Leben,
Der Adler hatte ſich verfangen,
Nach der Tiare kühn zu ſtreben.

Sie war ſein Gott, war ſeine Liebe,
Sie zu umarmen glüht' er ſtille,
Ihr wachte er ſich grau, ihr wälzte
Felſen vom Weg ſein ſtarrer Wille.

Vom Knecht hatt' er zum Cardinale
In ſicherm Flug ſich aufgeſchwungen.
Der Pabſt war todt; ſchon im Conclave
War vierzig Mal ſein Nam' erklungen.

Da ſcholl zermalmend Oeſtreichs Veto.
Den Ruf — ſein Streben war gerichtet.
Ein Schlag — der Traum von vierzig Jahren
Erloſch; ſein Leben war zernichtet.

Doch ſahſt du keinen deiner Züge
Im blaſſen Antlitz ſich verdunkeln,
Doch ſahſt du keinen Blitz im kalten,
Demüthig ſtolzen Auge funkeln,

Doch ſahſt du keine Fiber beben,
Sah'ſt keinen ſeiner Schritte ſchwanken
Vor trat er hoch und majeſtätiſch.
Vor — Oeſtreichs Cardinal zu danken.

Und bald die Carbonari ſanken,
Sein Marius lag kalt, erſchlagen:
Da ſah Auſoniens Morgenträume,
Auch ſeine, er zu Grabe tragen.

Da ſprach er trüb die Leichenrede,
Es bebte die gebrochne Stimme;
Zurück in ſeine Zelle ſchwankt' er
Und ſank und ſtarb in bitterm Grimme.

Größe.

Es war ein ſchöner Sommerabend,
Die Sonne ſank den Bergen zu,
Die Höhen wurden bleich; die Tiefe
Lag dämmernd in der Abendruh'.

Ich lief die Scheidende zu ſchauen.
Sie ſtrahlte hehr; doch eh' zu ruhn
Sie ging, berief ſie ihre Strahlen
Zuſammt und frug nach ihrem Thun.

Der erſte Strahl ſprach: Eine Roſe
In Nacht und Froſt verloren lag;
Durch mich iſt ſie zu neuer Liebe
Und Luſt erblüht am jungen Tag.

Der zweite ſprach: Auf theurem Grabe
Fand ich die Trauerweide ſtehn;
Mein Licht umſäumte ſie, daß tröſtlich
Ihr Blühen mahnt an's Wiederſeh'n.

Der dritte ſprach: Ich hab' dem Meerſchiff
Durch wilde Wogen Bahn gezeigt;
Es liegt am ſichern Strand und hochauf
Des Seemanns Gruß und Jubel ſteigt.

Der vierte ſprach: die Nebelberge
Im bleichen Nord hab' ich zerſtreut:
Des Meeres Fiſch, des Landes Moos hat
Sich deß in ſelt'ner Luſt gefreut.

Der fünfte ſprach: Ein weinend Auge
Hab' ich erhellt, ein trauernd Herz
Erſchloſſen einem neuen Hoffen,
Und gläubig hebt ſich's himmelwärts.

So Zeugniß gaben ſie. Ich hörte
Mit Andacht, was ein jeder ſprach:
Zu Muth ward feſtlich mir, und feiernd
Dacht' ich der höchſten Liebe nach.

Sie aber ließ ihr Flammenfeuer
Nochmals in ſtolz'rer Wonne glüh'n
Und ſank den Bergen zu, und purpurn
Sah ich die letzten Firnen ſprüh'n.

Herbſtnacht.

Es wallen Nebel aus den Gründen grau und dicht,
In feuchten Wolken ſchwimmt des Mondes mattes Licht.

Verloren nur iſt manch' ein Sternbild angefacht,
Und rieſig ſchau'n der Giebel Schatten in die Nacht.

Der Mühlenbach rollt ſeine Wellen ſchläfrig matt,
Und ängſtig zuckt im Wind ein dürres Eſpenblatt.

Bei ihren Heerden wachen Hirten auf dem Feld;
Ihr ſtiller Kreis iſt von des Reiſigs Gluth erhellt.

Allein zieht auf bereifter Straß' ein Pilger hin
Und ſonderbar ergreift der Herbſtnacht Walten ihn.

Der Wind im dürren Buſch, das feuchte Mondenlicht,
Die Nebel — ob er trauern ſoll? — Faſt weiß er's nicht.

August Corrodi.

August Corrodi wurde den 27. Februar 1826 in Zürich geboren. Er besuchte die Gemeindeschule von Töß, wo sein Vater Pfarrer geworden war, später die höheren Schulen in Winterthur und das Gymnasium in Zürich. Auf den Wunsch des Vaters bereitete er sich zum Studium der Theologie vor, ergriff dasselbe wirklich auf den Hochschulen zu Zürich und Basel, vertauschte aber nach mehreren Semestern die Kanzel mit der Palette und brachte hierauf die Jahre 1848—1851 auf der Kunstakademie in München zu. Hier kam das „lyrische Fieber" über ihn, und von nun an arbeitete er nicht allein mehr mit Bleistift und Pinsel, sondern ebenso viel mit der Feder. Nach seiner Heimkehr bethätigte er sich sogar vorherrschend als Schriftsteller und zeichnete nebenbei die geschmackvollen Vignetten zu seinen Schriften und die Illustrationen zu seinen trefflichen Kinderbüchern mit eigener Hand. Seit einer Reihe von Jahren wurde er als Lehrer des Zeichnens in Winterthur angestellt, verheirathete sich und lebt daselbst in günstigen Umständen dem Unterricht und den Musen.

Lieder von August Corrodi. Kassel 1853, J. Luckhardt (C. Bertram).

Dur und Moll. Aus Natur und Leben, von Aug. Corrodi. St. Gallen, Iwan Tschudi, 1855.

Ein Buch ohne Titel, aber für Kinder von sieben mal sieben Jahren. Gestellt und illustrirt von Aug. Corrodi. St. Gallen, Iwan Tschudi, 1855.

Waldleben von Aug. Corrodi. Ebendaselbst, 1856.

De Herr Professer. Idyll usem Züripiet vum August Corrodi. Winterthur, Steiner'sche Buchhandlung, 1857.

Reisebriefe aus der Schweiz und Mailand. Luzern, Kaiser'sche Buchhandlung, 1857.

De Herr Vikari. Winteridyll usem Züripiet vum August Corrodi. Winterthur, Steiner'sche Buchhandlung, 1858.

Ernste Absichten. Ein Frühlingsbuch von August Corrodi. Winterthur, Gustav Lücke, 1860.

De Herr Dokter. Herbstidyll usem Züripiet vum Aug. Corrodi. Ebendaselbst 1860.

Shakespeare. Lebensweisheit aus seinen Werken, gesammelt von Aug. Corrodi. Ebendaselbst, 1863.

Zerstreute Gedichte und Novellen in verschiedenen Zeitschriften.

Kinderschriften:

Ferientage auf Onkel's Schloß. Kassel, 1853. Feldblumen. Stuttgart, W. Nitzschke. Sommerblumen für die Winterzeit. Schw. Hall u. Leipzig, W. Nitzschke. Dorfgeschichten für die Jugend. Ebendaselbst. Sonne und Wolken. Märchen und Erzählungen. Ebendaselbst. Für die Kinder.

Ebendaſelbſt. Für mein kleines Völklein. Erzählungen und Märchen, Stuttgart, Schmid u. Spring. 1856. Aus jungen Tagen. Geſchichten und Bilder. Ebendaſelbſt, 1857. Aus Wald und Feld. Geſchichten, Verſe und Bilder. Ebendaſelbſt 1858. Schloß Waldegg und ſeine Bewohner. Ein Sommerferienbuch für die Jugend. Ebendaſelbſt, 1860. u. ſ. w.

Mit Recht behaupteten die Züricher Kritiker des vorigen Jahrhunderts, der ſchablonenmäßigen Verſtandespoeſie der Opitz'ſchen Schule gegenüber, die Phantaſie ſei die Quelle aller ächten Poeſie. Nicht daſſelbe war es, wenn ſpäter die romantiſche Schule, berauſcht von Fichte's philoſophiſchem Idealismus, mit ironiſchem Lächeln die geſammte objektive Welt als nicht beſtehend ignorirte, die Herrſchaft der Idee im ganzen Gebiete des Geiſtes proklamirte und in der Poeſie die Phantaſie als allein ſchaffendes Prinzip hinſtellte, deſſen Eingebungen der Dichter ſich unbedingt zu überlaſſen habe. Die Verirrungen der romantiſchen Schule haben ſattſam gezeigt, wie wenig wahr es ſelbſt in der Poeſie iſt, wenn man die Natur und ihre Geſetze, welche ja auch die des Geiſtes ſind, dadurch in tolle Willkür verkehrt, daß man des geſunden Menſchenverſtandes und der Zucht des logiſchen Gedankens entbehren zu können meint. In einem gewiſſen Sinne freilich iſt oder ſoll jede Poeſie romantiſch ſein. Wir geben dieſen Satz Fr. Schlegel's zu; denn eben das macht den Reiz der poetiſchen Schöpfung aus, daß ſie ſcheinbar die Schranken der Naturgeſetze aufheben, ſich ihrer Schwere entäußern darf, um eine andere, mehr ätheriſche, höhere Welt zur Anſchauung zu bringen, die Welt des vollkommenen Scheines, die vollendete Welt des Schönen. Aber wie weit dieſe Entfernung von der Wirklichkeit gehen dürfe, (die poetiſche Wahrſcheinlichkeit iſt ein ſehr dehnbarer Begriff) wie weit das freie Spiel der Phantaſie berechtigt ſei, um die Welt des Ideals zur Darſtellung zu bringen und dadurch den Menſchen vor der „bänglichen Schwere des Irdiſchen" zu befreien, das iſt eben die Frage. Auf dem Boden dieſer Frage erwächst für jeden Dichter und für jeden Künſtler, und zwar gerade je für den phantaſievollſten, die Schwierigkeit, das richtige Verhältniß zum wahren künſtleriſchen Ideal (das eben nicht bloß in ihm, ſondern auch im Herzen des Volkes ſchlummert) zu finden, und in der Art, wie er die Frage löst, liegt der Werth und die Bedeutung, die man ihm ſelber als Künſtler zugeſtehen wird.

Wir würden dieſe Gedanken nicht vorausſchicken, wenn wir es hier nicht mit den Erzeugniſſen einer üppigen Phantaſie, einer wirklich genialen Natur zu thun hätten. Eben dieſe reiche Phantaſie und der Umſtand, daß unſer Dichter allen Eingebungen derſelben

bis zum Barocken und bis zum lustig blühenden Unsinn folgt, hat ihn auf Abwege geführt, auf denen es ihm häufig unmöglich wird, seine Schöpfungen vor romantischer Spielerei zu bewahren und ihnen objektives Leben einzuhauchen. Wir würden indessen gegen den Dichter ungerecht sein, wenn wir nicht allsogleich nach diesen Aussetzungen auch die hohen Vorzüge seiner Muse erwähnen wollten. Corrodi besitzt einen urgesunden Humor, von einem ersprießlichen Fond allgemeiner Bildung getragen; einen treffenden Witz, der, wenn er es auch nicht verschmäht, bisweilen mit Belesenheit zu prunken, doch anderseits nur selten in's Triviale fällt; eine warme, ächt Eichendorff'sche, durch und durch lyrische Auffassung der Natur, gepaart mit einer Keckheit und Frische in der humoristischen Darstellung, die an Jean Paul, aber freilich auch an die Stylverschnörkelung dieses großen Dichters erinnert; vor Allem aber besitzt er eine glückliche Stimmung, die ihm die Produktion leicht macht, weil Alles in ihm *anklingt*, so daß, wie er die Berge und den Wald mit lyrischem Gefühl abschreibt, er auch mit zierlicher Leichtigkeit und Leichtfertigkeit das Dasein der Menschen auffaßt und zur ergötzlichen Gestaltung bringt. Er spiegelt das Leben vorherrschend aus seiner *subjektiven* Empfindung zurück, was seinen Schriften einen eigenthümlichen Reiz, einen gewissen seelischen Anhauch gibt; aber bei diesem romantischen Zug, die ganze Welt auf die subjektive Nadelspitze zu stellen, schlägt er auf der Skala der Empfindungen mitunter sehr halsbrecherische Purzelbäume, welche der *Ironie* nicht fremd sind und den Leser oft allzusehr der Unruhe des springenden Witzes preisgeben. Es ist überhaupt etwas in Corrodi, das immer singt und hüpft und springt und, wenn Andere traurige Gesichter machen, mit dem Stock auf den Tisch schlägt und ruft: „He da, Jungens, laßt uns 'mal lustig sein"; — eine ächte, tief kindliche, durch und durch gesunde Frühlingsnatur streut er links und rechts verschwenderisch seine Lenzgaben aus, so erquickend, wie der Geruch der Veilchen und so labend, wie der Anblick des See's und des grünen Rasenteppichs.

Die ersten „*Lieder*" unsers Dichters (Eichendorff gewidmet) sind nicht frei von Reminiscenzen und gehen nicht selten in die Heine'sche Art und Stimmung über. Manches darin ist originell, innig, kindlich; Anderes dagegen fade und kindisch (z. B. Eine „verbrannte" Frage pag. 41, „Wie ich ein Vöglein war" pag. 65). Gehaltvoller scheinen uns die in Corrodi's spätern Schriften eingestreuten oder in Journalen zerstreut erschienenen Gedichte z. B. „Waldmärchen" in dem lyrischen Roman „Waldleben" in welch' letzterm Werk

der Dichter mit großer Virtuosität den Wald schildert, aber seine eigentliche Fabel mit allzugroßer lyrischer Freiheit und romantischer Zerfahrenheit behandelt. In „Dur und Moll“ wuchern die üppigen Ranken seiner Phantasie am stärksten über das Gartenbeet der Poesie hinaus. Er baut hier das Märchen (diese von der Romantik absichtlich bevorzugte poetische Spezies) in einer Weise an, die an das tollste Zeug der romantischen Schule erinnert. Ganz hübsch sind das musikalische Märchen „Von einem Buchfinken“ und die ironischen Blätter aus dem „Tagebuch einer Heuschrecke“ u. A.; aber mehr als närrischer Muthwille das Märchen „Von einem Apfelbaum“ u. dgl. mehr. Weit mehr Beachtung verdient „Ein Buch ohne Titel“, in dem sich ein kindlicher Sinn und eine herzliche Naivetät kundgibt und worin der Dichter sich gegen den Vorwurf, daß er, wie die Kinder, Sinn und Unsinn durcheinander in üppigster Fülle schwatze, mit den Worten rechtfertigt: „Laßt uns Kinder bleiben in diesen schweren Zeiten und das Klug- und Ganzgescheidtsein Andern überlassen“. Recht romantisch hat der Dichter hier die doppelte Beleuchtung seines Stoffes und die mehrfache Spieglung einer Idee angewendet; so z. B. erzählt er seinen kleinen und großen Kindern ein Märchen; aber er zeigt ihnen gleichzeitig auch und zwar trefflich und in ironischer Weise, wie man ein solches Märchen mache.

Das nämliche Verfahren hat er in seinen „Ernsten Absichten“ eingeschlagen. Er hegte bei diesem Buch die Absicht, allerlei thörichte Menschenkinder in dasselbe hineinzusperren, die mit viel Eifer aber wenig Erfolg lieben. Zu diesem Zwecke stellte er sich die schwierige Aufgabe, zwei dem Stoffe nach verwandte, aber doch ohne die geringste Beziehung dastehende, kein äußerlich und nur durch die Macht des Humors zu verknüpfende Novellen neben einander zu stellen. Jede derselben bringt uns eine der beiden Hauptpersonen zur Anschauung, an denen der Dichter jene „ernsten Absichten“ poetisch entwickelt; die köstliche und vortrefflich gezeichnete Gestalt Kasian Krempluhubers, des blödverschämten, weichgefühligen, aber talentvollen und verliebten Kunstjüngers der Münchnerakademie, und die des melancholischen, musikalisch angehauchten, im Wald herumseufzenden, stillen und sinnigen Malers Van Weyden, dieser modernen Ausgabe des Ritters Toggenburg; außerdem objektivirt der Autor noch an einem gewissen Vetter und Medizinei Benno, der ihm mit Bezug auf die sonderbare Anlage seines Werkes als deus ex machina zu verschiedenem Teufelsspucke dient, und ergötzlicher Weise, an einer angeblichen Braut Shakespeare's, sowie an den Literarhistorikern, was seiner muthwilligen Phantasie in dem

Begriff „Ernſte Abſichten“ noch nicht durch die Hauptgeſtalten erſchöpft ſcheint. Allein alle göttliche Ungebundenheit des Humors war hier nicht im Stande Harmonie in dieſe Kompoſition zu bringen; das Ganze, ſo herrliche Einzelheiten es enthält, macht den Eindruck der Verwirrung; denn ſtatt des Reizes der Abwechslung und ſtatt der Freude über die ſimultan doppelte Beleuchtung einer Idee entſteht für den Leſer Zuſammenhangsloſigkeit und damit auch unmittelbar gerechter Unwille über die Verletzung des erſten künſtleriſchen Geſetzes, der Einheit.

Eine objektivere Richtung nimmt das reiche poetiſche Talent unſers Dichters wo es ſich an einen beſtimmten realen Stoff bindet. Corrodi ſcheint wie Gottfried Keller, wenig Sinn für die Geſchichte zu haben; aber in der idylliſchen Darſtellung des ländlichen und kleinſtädtiſchen Lebens iſt er Meiſter und wird hier, wie Keller, geradezu Genremaler. In ſeinen größern mundartlichen idylliſchen Dichtungen („De Herr Profeſſer“, „De Herr Vikari“, „De Herr Tokter“) bringt er es zwar zu nichts weniger als zu einem knappen Styl und zu einer künſtleriſchen Auffaſſung und Geſtaltung ſeines Stoffes; allein er erreicht Martin Uſteri in trefflicher Schilderung des Einzelnen, und übertrifft ihn, trotz einer oft allzu geſchwätzigen Breite, an pſychologiſcher Wahrheit und poetiſchem Duft. Von unübertrefflicher Schönheit, Wahrheit und Friſche ſind die erſten „Reiſebriefe“ Corrodi's; die von uns in der Auswahl unten mitgetheilten Stücke dürfen als glänzende Zeugniſſe für ſeine geniale Natur angeſehen werden.[1]

Schließlich haben wir gegen unſern Dichter noch die Pflicht zu erfüllen, daß wir mit Nachdruck auf ſeine vortrefflichen „Kinderſchriften“ aufmerkſam machen. Die Talente ſind ſelten, welche auf dieſem Gebiet die rechte Mitte zwiſchen Unterhaltung und Belehrung, zwiſchen phantaſievoller Anregung des jugendlichen Geiſtes und Bildung des Charakters zu treffen wiſſen. Noch ſeltener trifft ſich's, daß ein Dichter und zeichnender Künſtler mit ſolcher herzlicher Innigkeit, mit ſo geiſtvoller Naivetät, ſo köſtlichem Humor und ſo feiner Beobachtung in die Kinderwelt eindringt, wie Corrodi. Wir rechnen darum ſeine „Kinderbücher“ zu dem Beſten, was er geſchrieben hat und ſtehen nicht an, trotzdem der dem Verfaſſer eigenthümliche romantiſche Zug da und dort vielleicht allzuſtark hervortritt, ihnen den Vorzug vor allen uns bekannten derartigen Erzeugniſſen zu geben.

---

[1]) Wir zweifeln nicht daran, daß Aug. Corrodi, den wir mit Freuden zu den erſten Schriftſtellern unſers Vaterlandes zählen, uns noch mit poetiſchen Schöpfungen überraſchen wird, denen der Stempel der vollen Reifheit ſeines Genius aufgedrückt iſt.

Maifeier.

Maiglöcklein läuten den Frühling ein,
Glingglang, glingglang, glingglang, glingglang,
Sie läuten thalaus, ſie läuten thalein,
Glingglang ꝛc.

Und es fliegen viel fröhliche Sänger herbei,
Ziwit, ziwit, ziwit, ziwit!
Und jauchzen des Lenzes Luſtmelodei,
Ziwit ꝛc.

Und das Bächlein hört es im kühlen Grund,
Glurrglurr, glurrglurr, glurrglurr, glurrglurr!
Und thut es den Tannen und Buchen kund,
Glurrglurr ꝛc.

In die dumpfige Stadt auch klingt das Geläut,
Bimbam, bimbam, bimbam, bimbam!
Und rufet die Maler und Dichterleut,
Bimbam ꝛc.

Und ſie wallen zum luſtigen Feſte herbei,
Juhe, juhe, juhe, juhe!
Und jauchzen mit in die Luſtmelodei,
Juhe ꝛc.

Und es hört's der Philiſter im Ofenrauch,
Aha, aha, aha, aha!
Und recket die Naſ' aus dem Schlafrock auch,
Aha ꝛc.

Wenn die Erde ſich ſchmückt mit dem bräutlichen Kleid,
Hm hm, hm hm hm hm, hm hm!
Behagt auch Philiſtern die blühende Maid,
Hm hm ꝛc.

Und im froſtigſten Herz, im verdorrtſten Gemüth
Ja ja, ja ja, ja ja, ja ja!
Nun auch ein luſtig Lenzblümchen blüht,
Ja ja, ja ja, ja ja, ja ja!

Heimelig Leben.

I.

Ein ſtilles ſchattiges Plätzchen
Hab' ich mir im Garten erwählt,
Ganz heimlich in kühlen Büſchen,
Verborgen vor aller Welt.

Nußbaum und Tanne ranken
Sich über den weißen Tiſch,
Ihre Blätter und Nadeln duften
In würzigem Gemiſch.

Und droben flimmert die Sonne
Durch's ſchwankende blättrige Dach;
Es ſchlüpfen und flattern die Strahlen
Herab in mein Sommergemach.

Ein Flüſtern, Klappern, Rauſchen
Durchtönet den grünen Raum;
Die Sonne ſinket ſoeben
In weißen Wolkenſchaum.

Ich ſchaue ruhiglich träumend
In die ſchwanken Wipfel empor;
Es lärmet über das Kornfeld
Ein hungriger Spatzenchor.

Von was ich wohl dicht' und träume,
Ihr Büſche, wundert euch das?
Von lieben, lieben Blumen
In einem kryſtallenen Glas.

Nun flüſtert's in allen Zweigen,
Nun weiß es ſchon jeder Baum:
Ich habe von lieben Blumen
Geträumt einen wonnigen Traum:

Es ſchwatzen alle Blätter
Von meinem Traume nur,
In einer Viertelſtunde
Weiß es die ganze Natur. —

2.

Die Bäume flüſtern noch immer
Im wonnigen Abendwehn,
Ich glaube, ſie haben am Boden
Sieſta mich halten geſehn.

Da hat denn der Mund verrathen,
Wovon das Herz mir ſchwoll,
Der Name meiner Träume
In die grünen Wipfel ſcholl.

Nun geht ein Flüſtern und Singen
Durch den Garten fern und nah,
Von allen Zweigen tönt es:
La la Lina Lina la la! —

Frühling und Weltſchmerz.

Durch den frühlinggrünen Wald
Spielen friſche Sonnenlichter,
Weltenſchmerz im Buſen wallt
In der Einſamkeit ein Dichter.

Weltenſchmerzſonettenkranz,
Legt er an die letzte Feile,
Doch der dumme Frühlingsglanz
Kritiſirt ihm jede Zeile.

Und der tollen Vögelein
Jauchzendfrohe Dithyramben
Fallen gar zu ſtörend ein
In die taktfeſternſten Jamben.

Waldröslein hangt ihm an's Kleid,
Schauet frech ihm in die Augen,
Röslein weg, zum Weltenleid
Will dein Buhlen häßlich taugen.

Bächlein auch im kühlen Grund
Thut ihm gar zu ſchmeichelnd leiſe
Waldesmärchen traulich kund —
Wie ſtimmt das zu Klagenweiſe!

Endlich noch ein Windeshauch
Führt ihm — daß dich doch das Wetter!
Mitten in den Dornenſtrauch
Seine weltſchmerzſchwarzen Blätter.

Weltſchmerzdichter, fleuch nach Haus,
Fleuch nach Haus mit deinem Grimme,
In des Lenzes Luſtgebraus
Haſt du weder Sitz noch Stimme! —

Mittags.

Ich ſtieg von grünen Waldeshöhn
In's kühle Thal hernieder,
Ein Bächlein ſang mit Luſtgetön
Im Geh'n mir muntre Lieder.

Ich folgte froh des Bächleins Spur,
Um ſeinem Sang zu lauſchen;
Doch, als wir kamen auf die Flur,
Verſtummete ſein Rauſchen.

Und als ich ſchaute, lag es tief –
In bunten Blumendecken,
Ob ſeinem Singen es entſchlief. –
Ich mocht' es nicht erwecken.

Mir iſt ſo bang.

Mir iſt ſo bang,
Weiß nicht warum,
So weit liegt die Welt,
So kalt und ſtumm.

Ich liebt' im Wald
Ein ſchlankes Reh,
Nun liegt es todt —
Das iſt mein Weh.

Es ſchmiegte ſich an die Büſche.

Es ſchmiegte ſich an die Büſche
Die laue, weiche Nacht,
Ich ſaß im dunkeln Wäldchen
Und habe an dich gedacht.

Da koſ'ten und ſpielten Träume
Durch's ſchweigende, weite Gefild,
Aus allen Büſchen grüßte
Dein lieb, wehmüthig Bild.

Ich griff mit zitternden Händen
In die thauigen Zweige hinein,
Und wollte dich haſchen und legen
An's einſame Herze mein.

Da ſchwand das liebe Gebilde
In weicher, wehender Luft.
Und alle Büſche hauchten
Gar wunderſüßen Duft.

Und alle Büſche hauchten
So liebliche Melodei,
Als ob's die einſame Liebe
Deines ſtillen Herzens ſei.

Ich ſtand bei ihr einſt am Herde.

Ich ſtand bei ihr einſt am Herde,
Das Feuer flakerte hell
Auf einem Pfannenſtiele
Saß Amor, der tolle Geſell.

„Ich liebe dich eigentlich gar nicht!“
So ſprach ich leiſe zu ihr!
„Ich liebe dich eigentlich auch nicht!“
So ſprach ſie leiſe zu mir.

Da wallte die Milch aus der Pfanne
Mit Ziſchen und argem Gebraus,
Und mitten im ſtrudelnden Schaume
Saß Amor und lachte uns aus.

Ich bin die Waſſerroſe.

Ich bin die Waſſerroſe,
Du biſt die klare Fluth,
Die Wurzel meines Lebens
In deiner Tiefe ruht.

Auf deinen weichen Wogen
Sonn' ich mein träumend Glück,
Und ſinke, wenn du ſtürmeſt,
Still in dich ſelbſt zurück.

Irrlicht.

Es rauſcht und brauſt der dunkle Wald,
Die Nacht iſt ſo ſchwarz, die Nacht iſt ſo kalt,
Da reiten zwei Liebſte über die Haide,
Die ſind verirret alle beide.

„Mein Lieb, dort ſchimmert ein Licht von fern!“ —
„„Mein Lieb, es iſt der Abendſtern.““ —
Sie reiten fort auf wilden Wegen,
Dem ſchimmernden, flimmernden Licht entgegen.

„Und ſiehſt du's leuchten durch den Wald?
Nun ſind wir in der Heimat bald!“ —
„„Und wären wir in der Heimat dein,
Es möcht' uns beiden baß geſein.““ —

Das Lichtlein flimmert, der Nebel braut,
Tief in der Seel' es den beiden graut;
Da lichtet und öffnet ſich der Wald,
Sie treiben die Roſſe mit wilder Gewalt.

„„Und ſiehſt du ſchimmern den Stern ſo nah?““
„Mein Lieb, wir ſind in der Heimat ja!“ —
Sie reiten heran in raſchem Trab, —
Das tiefe Moor zog beide hinab.

Aus dem „Waldmährchen.“

Im Dorf um die Linde da klingt und ſingt es,
Im Dorf um die Linde da ſchwingt und da ſpringt es!
Wie quäckt das Clarin, wie ſurret der Baß,
Wie plärrt die Trompete vom krachenden Faß!
Und die Dirnen, wie glüh'n ſie, und die Burſche, wie ſprüh'n ſie!
Und von Kirmeßluſt alle Geſichter, wie blüh'n ſie!

Sogar die bedächtigen, klugen Alten
Entſtreichen den braunen Stirnen die Falten,
Und es klappern die Krüg' und es flieget der Spund;
Heut' geht's um die Linde ganz Richteriſchbunt! . . . .

Doch wer nippt am Glaſe ſo träumeriſch ſtill,
Wer iſt's, dem der Jubel nicht munden will?
Du kennſt ihn ſchon vom heimlichen Tann,
Du kennſt den waldesſeligen Mann.
Er ſtarrt den Dirnen in's friſche Geſicht;
Ihn locket zum Tanz die Schönſte nicht! —
Er ſchlürfet nur ſchweigend den dunkeln Wein
Und ſinnt in des Glaſes Grund hinein;
Stillſelig zuckt es ihm um den Mund,
Als winke heimlich aus perlendem Grund
Des Waldes roſenwonnige Maid
Herüber aus grüner Einſamkeit . . . . .
Da fährt er empor von derbem Schlag —
„Zum Dorf hinaus, wer nicht mit kirmſen mag!"
So ſchallet's aus Freundes Mund ihm zu;
„Auf, auf, langweiliger Träumer du!
Da hockt er und ſtaunet in's volle Glas
Und macht ſich kaum die Lippen naß,
Da hockt der ſonſt Luſtigſte von Allen
Und läßt kein einziges Liedlein ſchallen;
Da klebt er wie ein Klumpen Eis,
Wie der Schuhu in luſtiger Spatzen Kreis!" — —.

Und es faßt ihn der Freund, er ſtößt ihn zurück:
„„Laß mich, was kümmert mich Kirmeßglück!""
„Hoho! wer hat's dir angethan.
Daß du brüteſt wie unſer gelbe Kaplan?
Komm', komm', ſchnell, bring' ein Lied auf die Bahn!
Keine Lerch' in der Luft, kein Fink im Tann
Ja ſo hellauf, wie du, juheien kann! —
Da, füll' dein Glas, thu' mir Beſcheid:
Hurra: du ſelige Kirchmeßzeit!!" . . .

Und es klingen die Gläſer, es ſpritzt der Wein
Und es johlet der Freund in den Schwarm hinein.
„Nun komm', wollen ſingen . . . komm', Kamerad!“ —
„„Ich mag nicht!““ — „Ei, ſo ſchlag' ein Rad,
Du toller, weinerlicher Geſell!“
Und zürnend ſchnurret davon er ſchnell.

Und wieder ſtarrt er wie zuvor
Hinein in den tummelnden, trunkenen Chor;
Und träumt hinauf in den ſtillen Wald;
Doch hält ihn feſt eine dunkle Gewalt:
Ihm iſt, als ſollt' er dennoch ſingen,
Als ſollt' von den lächelnden Lippen klingen
Doch das goldene Lied, das wonnige Lied,
Das ſelig durch die Bruſt ihm zieht.
Doch hier? vor dieſem rohen Schwarm?
Es durchzittert ihn kalt, es durchglüht ihn warm . . .
Und ſeine Augen wandern wieder
Zum Bild im Glaſesgrunde nieder . . . . .

Doch toller und toller ſchlingt ſich der Reih'n,
Clarin und Geigen ſich heiſer ſchrei'n,
Die Saiten ſpringen, die Spielleut' dampfen,
Die Röcke flattern, die Beine ſtampfen.
Und wär's ein Blümlein noch ſo fein —
Das muß heut' in den Boden hinein!

Und die Sonne flieht beläubt davon
Und der Mond lugt über die Tannen ſchon
Und die Sterne zittern erſchrocken herunter;
Doch immer toller und immer bunter
Wirbelt der Schwarm und ſtaubet der Reigen . . .
Die Bauern geizen mit den Reigen! —

Doch in heimlich dämmernder Bäume Grunde
Jauchzet und ſingt eine kleine Runde
Junger Geſellen — luſtige Blute:
Ein jeder thut ſich was zu gute,
Das neu'ſte, ſchönſte Lied zu bringen;

Wir wollen lauſchen, was ſie ſingen. —
Ein ſchlankes Bürſchlein ſteht auf dem Tiſch,
Von Herr und Knecht ein ſeltſam Gemiſch;
Der ſtapft mit Bruſtſtimm' und mit Fiſtel
Recklich durch Korn und Dorn und Diſtel:

„Wohl ſchön, wohl ſchön iſt's beim Liebchen ſein,
Im ſtillen heimeligen Kämmerlein,
Und küſſen ſo recht aus Herzensgrund
Den lieben rothen holdſeligen Mund!

Doch ſchön, ja ſchön iſt's auch draußen allein
In weiter, weiter, wilder Fremde ſein
Und denken ſo treu wohl früh und ſpat
Hinüber an Feinliebchens Kemenat.

Was hilft's dir, du nimmerſatter Geſell,
Wenn täglich du trittſt über Liebchens Schwell'?
Das heimliche Sehnen, die ſüße Pein,
Die fühlſt du nur ſo recht draußen, allein!

Und glaubet mir nur, am täglichen Kuß,
Da trinket ihr leichtlich euch Ueberdruß ...
Nur einmal im Jahr, wie fein, wie fein,
Wie köſtlich ſchmeckt da der Kirmeßwein."

Und es jauchzet dem Lied der volle Chor;
Da tritt ein Anderer hervor;
Gar ſchelmiſch zuckt es ihm um den Mund
Und er baſſet hinaus in die lauſchende Rund:

„O heiliger Anton von Padua,
Was hab' ich dir gethan,
Daß du meine liebe Felicitas
Mir nimmer mochteſt lan?

Nun geh' ich nach Rom zum Papſt Urban
Und klopf' an ſeiner Thür:
O heiliger Papſt im Vatikan,
Schau' gnädiglich herfür!

Verdamm' den Bauch von Padua
In tiefſten Höllenpfuhl,
Sonſt ſäg' ich dir drei Beine ab
Von deinem heiligen Stuhl!"

Das iſt ein Brüllen, das iſt ein Lachen!
Von den donnernden Fäuſten die Bretter krachen:
Doch mit heller tenorlicher Gewalt
Eines Dritten Liedlein folgt alsbald:

„Ich armer Schwerenöther,
Wie iſt mein' Noth ſo groß,
Hab' mir ein Mägdlein erleſen,
Ein Mägdlein, feiner denn Gold.

Hab' mir ein Mägdlein erleſen
Und hab' kein eigen Haus;
Mein Haus, das iſt der harte Stein,
D'rauf ich muß legen mein Haupt.

Und meine treuen Dienſtmannen
Das ſind die Vögelein,
Die fliegen über die Haide
Und ſingen frank und frei.

Was iſt denn mein Hab' und Gut?
Das iſt mein froher Muth;
Und könnt' uns der erhalten,
Sie ſollt' mir werden gut.

Die Dörn', die haben zerriſſen
Mein einziges Gewand . . .
O wär' ich ein großer Kaiſer
Und hätt' groß' Gut und Land!"

Und weiter, weiter Lied um Lied
Durch die mondlichttröpfelnden Bäume zieht.
Und es lichtet ſich auf dem ſchwirrenden Plan

Und Burſch' und Dirnen kommen heran
Und lauſchen dem luſtigen Sängerkreiſe
Und Weiſe überſtolpert Weiſe.
Bald fröhlich und bald traurig klingt es,
Bald lieblich und bald ſchaurig dringt es
In's Ohr, und wird dir's nicht zu bunt,
So bleib' noch ein Veilchen bei dieſer Rund'.
Hervor ſpringt ein friſcher fahrender Schüler,
Ein wackerer Gram- und Sorgenabſpüler,
Der wirft von den Locken das Sammtbarett
Und ladet im Kreiſe herum zur Wett':
„Wer das beſte Lied bringt auf den Plan,
Der heiße Sängerkönig fortan;
Und wer mein Lied mir niederzwingt,
Dieſer Goldgülden ihm in die Taſche ſpringt —
Nun, friſch heraus! Will's Keiner wagen?“ —
Thut Jeder ſein Gedächtniß fragen
Und Kichern und Lachen geht rundum ...
Doch Keiner beginnt, bleibt Jeder ſtumm.
Da ſieh', wer bricht durch den zagenden Kreis?
Weiſſ' Auge loht ſo begeiſterungheiß —
Wer reicht dem Schüler die markige Hand
Zum mannlichbiedern Unterpfand?
Kennſt du ihn nicht? — Das iſt ein Geſtaun'
Bei Burſchen und Dirnen, bei Männern und Frau'n:
„Ich ſing' mit dir, ich bin's gewillt!“
Wie ein Waldbach ſeine Rede quillt —
„Heb' an, du Burſche, zuerſt heb' an!“
Und todtenſtill wird's auf dem Plan;
Es miſſt den Gegner der fahr'nde Geſell
Und lächelt und — beginnet ſchnell:

Hört ihr die Wellen hallen
Durch's weiße Kiesgeſtein?
Sie wogen und ſie wallen
Hinunter in den Rhein.
Hei, wie ſie freudig rauſchen
An Wald und Burg vorbei, —

Als eilten ſie zu lauſchen
Der wilden Lorelei!

Das war die reinſte Blüthe
Im rhein'ſchen Mädchenflor,
In alter, morſcher Hütte
Die ſchöne Leonor'.
Nicht ſingt die Nachtigalle
So wonnig und ſo rein
Als wie mit gold'nem Schalle
Des Fiſchers Töchterlein.

In Sturm und Fluthgetoſe,
In Sonn- und Sternenſchein
Lachte die ſingende Roſe
Die jubelnden Lieder hinein.
Und kam ein Kahn gefloſſen
Im tanzenden Wellenſchaum —
Dem Schiffer ward erſchloſſen
Goldenſter Märchentraum.

Er lauſchte mit ſüßem Schauer
Dem zauberiſchen Klang.
Und ſchwieg's: — mit leiſer Trauer
Zog fort er die Fluthen entlang.
Wohl ſchlich da ſtilles Sehnen
In manch ein Herz hinein,
Wohl floßen viel heimliche Thränen
Um ſie in den rauſchenden Rhein. —

Doch wie in Maienbäumen
Ein Vöglein ſingen mag,
So mochte ſie ſingend verträumen
Der Jugend Maientag.
Der Minne ſüßes Sehnen,
Der Minne heimlich Leid,
Der Minne jubelnde Thränen
Nicht ahnte die roſige Maid.

Da klang's einmal in trüber
Stürmender Lenzesnacht:
„Hol' über, Ferge, hol' über!“
Es klang mit Macht, mit Macht
Und in die brauſenden Wogen
Steuert der Vater den Kahn - -
Und luſtig kam's wieder geflogen
Ueber die hallende Bahn.

Es ſingt und ſpinnt am Herde
Des Fiſchers Töchterlein;
Da tritt mit hoher Geberde
Ein blanker Ritter ein,
Er grüßt mit freundlichen Mienen,
Er flüſtert ſo traut, ſo mild! . .
Nie war ihr noch erſchienen
Solch herrlich Männerbild.

Und als die Wolken erglommen
In leuchtendem Morgenroth,
Auf baldiges Wiederkommen
Er luſtig die Hand ihr bot.
Er grüßt mit ſchmeichelnden Mienen,
Er ſtreichelt ihr Lockengold . . .
Nie war ihr noch erſchienen
Ein Ritter ſo mild und hold.

O, erſtes Minneglücke,
Volldufttige Roſenzeit!
Du demantſchimmernde Brücke
Zur Edenſeligkeit!
O Zeit, die den Himmel erſchließet
In heimlichem Blick und Gruß,
O Zeit, wo der Himmel ſich gießet
In leiſen, heißen Kuß!

In deine ſeligen Bande
Schlugſt du das roſige Kind,
Sie jauchzt's in die blühenden Lande,

Sie jubelt's in Wellen und Wind;
Es flüſtern's die ſeligen Lippen
Den Weiden am Ufergeſtein,
Sie vertraut es den finſteren Klippen:
„Er iſt mein, er iſt mein, er iſt mein!“

In den Roſen koſen die beiden,
Der Ritter und Leonor';
Es flüſtern und raunen die Weiden,
Es ziſchelt und raſchelt das Rohr.
Sie koſen und lauſchen den Wogen —
Einen thauigen Kranz ſie bricht,
Mit funkelnden Ringleins Bogen
Er ihren Finger umflicht.

Mit ſüßen Schmeichelgeberden
Lullt er ſein Liebchen ein:
„Mein Weiblein ſollſt du werden·
Frau Pfalzgräfin vom Rhein!“ . . .
Im Grunde grollet's ſchaurig
Wie dunkler Geiſterſang,
An den Klippen klaget traurig
Der brandenden Wellen Klang. —

Einſt ſang ſie von felſigen Zinnen
Jubelnd hinaus in's Land
Und ſchaute die Wellen rinnen
Im Abendſonnenbrand.
Da zog ein Schiffſlein herunter
Mit buntem Wimpelſpiel,
D'rin ſaßen, luſtig und munter,
Der Ritter und Frauen viel.

Das war ein Gleißen, ein Schallen!
So recht eine Hochzeitſchau . .
Es küßte der Schönſte von Allen
Eine hohe ſtolze Frau.
Und es klangen die goldenen Becher
Und die Saiten ſchwirrten darein,

Und es jauchzten die fröhlichen Zecher:
„Hoch, Pfalzgräfin vom Rhein.“ — —

Was gellt so jäh durch die Lüfte
In den luſtigen Jubel hinein?
Was rüttelt vom Schlaf die Klüfte
Dort von dem hohen Stein?
Was lacht ſo wahnſinnig bitter
Hinunter in den Chor?
Fragt nur den ſeligen Ritter,
Er kennt die Leonor'! ....

Das war ein böſes Grüßen,
Das da die Luft durchſchoß
Und in das blühende Küſſen
Aetzende Gifte goß:
Wie klang ſo todesgrimmig
Durch Bucht und Schlucht ihr Fluch
Und Echo, tauſendſtimmig,
Gellte zurück den Fluch:

„Das ſei dein Hochzeitſegen,
Herr Pfalzgraf von dem Rhein:
Kannſt ihn zum andern legen
Als ein Gedenkemein:
Verfluchet ſeiſt du, Heuchler,
Mit ſchwerſten Fluches Wucht,
Du gleißender Friedenmeuchler,
Und dein Geſchlecht — verflucht!!“ — —

Und Wahnſinn hat Erbarmen
Mit dem gebrochenen Weib;
Er faßt mit heißen Armen
Den fieberfroſtigen Leib;
Er leihet ihrem Munde
Tödtliche Melodei,
Er wandelt ſie zur Stunde
Zur männerverderbenden Fei.

Und weh' dem Schiffersmanne,
Der nicht vorüberzieht!
Mit sicherm Todesbanne
Umstrickt ihn ihr Zauberlied.
Sein Schifflein wird zerbrechen,
Sein Fahren ist vorbei; —
Denn furchtbar will sich rächen
Die wilde Lorelei!

So klingt's von fahrenden Schülers Mund,
Er schauet sieghaft in die Rund'
Und schweigend steht der lauschende Kreis,
Es durchrieselt ihn kalt, es durchglüht ihn heiß ...
Wohl flüstert auch manch heimlich Wort:
„Das Gold springt nicht in die Tasche dort!"

Da bricht des Mondes Silberschein
Mit breiten Wellen mächtig herein
In die flüsternden Bäume und, leichtbeschwingt
Ein Sommerlüftchen vom Walde bringt
Gar wunderholden leisen Klang
Wie fernvertönenden Elfensang. —
Da bricht aus des träumenden Mannes Brust
In vollem Strom die heimliche Lust;
Sein Auge blitzet hinauf zum Wald
Und voll und klar sein Lied erschallt:

Wohl mag die Lorelei singen
Mit lockender Zauberei;
Doch um den Preis nicht ringen
Soll sie mit meiner Fei!
Mit meiner Fei vom Walde,
Im dämmernden Felsgestein,
An rauschenden Baches Halde:
Mit dem rosigen Waldfräulein!

Als auf des großen „Werde!"
Schöpferische Gewalt
Der reichen Muttererde

Entrauſchte der ſtolze Wald;
Als ſeine Wipfel ſich ſchloſſen
Zur heiligen Tempelhall';
Als klingende Quellen ſich goſſen
Aus mooſigem Felſenwall;

Als da viel ſelige Blüthen
Erwachten in Hurſt und Hag
Und Liederfunken ſprühten
Durch goldiggrünen Schlag;
Als grüßte die wonnige Kühle
Des Wildes muntere Schaar
Und über das frohe Gewühle
Stolz zogen Falk' und Aar —;

Da ging ein heimlich Weben
Durch den vollen Geſtaltenflor,
Da keimte ein ſelig Leben
Roſig lächelnd empor;
Da wuchs es und da quoll es
Heran zu blühendem Leib
Da ward ein wundervolles,
Zauberiſches Weib.

Und all' die wonnereichen
Flüſternden Träumerei'n
In Moos, in Tannen und Eichen,
In Luft und in Geſtein —
Und all' die duftigen Geiſter,
Die ganze Waldesluſt
Legte der große Meiſter
In des Weibes roſige Bruſt.

Gleich wie die Morgenſonne
Sich ſpiegelt im blinkenden Thau,
So funkelt des Waldes Wonne
Aus ihrem Augenblau —
Und wie die Nacht ihre Lieder

Verlieh der Nachtigall,
So legte in sie nieder
Der Wald seine Lieder all'.

Im warmen Lenzgeflüster
Erklingt ihr süßes Lied,
In schmetterndem Wetterdüster
Es hallend den Wald durchzieht:
Es jubelt aus Sommerhalmen,
Es trauert aus Blüthenflucht,
Es klagt aus Nebelqualmen,
Es hofft aus Schneeeswucht.

Und nimmer wird verklingen
Ihr goldner Zaubersang,
So lang noch Vöglein singen
Den rauschenden Tann entlang;
So lang noch Quellen gehen
Durch dämm'rig kühl Gestein,
So lang noch Wipfel wehen
In die wallenden Wolken hinein.

Und nennt ihr tolle Sage,
Was da mein Mund euch preist;
Dann hat im grünen Hage
Euch nie umweht ihr Geist;
Dann wart ihr nie verloren
In seligträumende Schau;
Dann hat euch nicht erkoren
Zum Lieb die hohe Frau.

Dann schleppt ihr statt der Herzen,
Ein dumpfes Bleigewicht;
Dann glimmt, gleich qualmenden Kerzen,
Euch trüb der Augen Licht;
Dann tappt ihr, gleich den Blinden,
An Busch und Blume vorbei —
Dann werdet ihr nimmer finden
Die wonnige Waldesfei! —

Nur lauſchendem Gemüthe,
Nur offnem Kinderſinn
Beut ſich die Zauberblüthe
Zu ſeligem Luſtgewinn.
Nur wem ſo recht in Treuen
Waldluſt im Auge thaut,
Nur der mag ſich erfreuen
Der minniglichen Braut.

Und — wer da hat getrunken
Ihrer Lippen Zauberwein,
Wem ihrer Augen Funken
Geblitzt in's Herz hinein;
Wem Einmal ihrer Lieder
Goldſtrom die Bruſt durchrann —
Dem lüſtet's nimmer wieder
Heim aus dem ſeligen Tann!

Und wie der letzte Klang verzieht,
Da ſchwirrt ſein Glas in die laue Luft
Und hinein im Sprung in den Mondlichtduft,
Ein flüchtig Reh, nach dem Wald er flieht. —

Und ſtaunend ſteht der lauſchende Kreis,
Es durchſchauert ihn kalt, es durchglüht ihn heiß,
Die Burſche glüh'n, die Mädchen ſchmollen,
Daß der ihrer Schöne nicht mocht' zollen. —
Es geht ein Geflüſter, ein wirres Munkeln
Im Schwarm, doch bleibt er ſtark im Dunkeln,
Wer denn die Waldeszauberin ſei?
Und Keiner erinnert ſich einer Fei,
Die ihm mit ſeligem Liederſegen
Begegnet auf den waldigen Stegen.

Der fahrende Schüler aber ſchreit:
„Was kümmert uns droben die Einſamkeit!
Auf, auf, ein Anderer möge ringen,
Einem Andern das Gold in die Taſche ſpringen!“

Doch der ſummende Schwarm, er rührt ſich nicht
Ihn haben die Lieder heimlich geſtört,
Mit fremden Sachen ihn wirr bethört ...
Und unter den Bäumen Einer ſpricht:
„Wer kommt hinauf in den Wald, zur Schau,
Ob uns erſcheine die ſchöne Frau?“
Und ein Fähnlein bildet ſich alſobald
Und ſchreitet hinauf zum dunkeln Wald.
„Der that ſo gläubig, that ſo laut,
Als hätt' er ſie noch heut geſchaut,
Muß doch was an der Sache ſein —
Ja, oder ſprach aus ihm der Wein?“ —
„„Nein, nein — nur weiter, weiter fort,
Mir iſt, als ſäh' ich's blinken dort!““
So geht's hinein in den ſchweigenden Tann,
Getreulich ſtapfend Mann an Mann.
Sie wandern auf breitgetretenem Weg,
Nicht lockt ſie's ſeitab in's Gehäg.
Sie wandern forſchend ſtets fürbas,
Sie deuten dies, ſie vermuthen das.
Aus faulem Holze ſeh'n ſie flimmern
Waldfräuleins holdes Augenſchimmern;
Das Bächlein rinnt im Grunde fort —
„Das iſt wahrhaftig Waldfräuleins Wort!“
Ein Käuzlein ſchwirret kreiſchend vorbei —
„Iſt das die herrliche Melodei?“
„„Nur weiter, weiter — dort wird's hell!
Er muß es ja wiſſen, der brave Geſell!““
So tröſtet Einer, „„hat mir vertraut
Schon früher was von ſeiner Braut
Im Walde ....““ „Nun dann iſt's ſchon wahr“,
Ein Andrer meint, „dann hat's nicht Gefahr!“ —
Und weiter, immer weiter wallt
Die Schaar im mondverworrnen Wald.
„Waldfräulein he! Waldfräulein joh!“
Wird Keiner ihres Anblicks froh. —
Da ſchimmert's hell aus raſchelndem Rohr,
Da flammt's in duftumhauchtem Moor ....

„Da iſt ſie, da iſt ſie, ich ſeh' ſie ſchon!"
Ruft Einer und rennt raſch davon —
„Da iſt ſie ſchon, geſtochen den Trumpf!"
Und — mitten hinein in den heimlichen Sumpf. —
Nicht hab' ich Weiteres Luſt zu ſagen.
Sie irrten im Walde bis zum Tagen
Und kamen nüchtern heimgezogen
Und murrten wild: „'s iſt Alles erlogen!"

Aus den „Reiſebriefen".

Auf der Ebenalp. 31. Juli 1855.

Da ſitz' ich denn nach langer, langer Sehnſucht endlich auf der Ebenalp, auf dem äußerſten bleichen Geſtein über der Tiefe und ſchaue hinab. Das Leben da oben verblüfft aber den ungewohnten alpinen Anfänger ſo, daß ich gar nicht weiß, wo ich es zuerſt packen und in mein Buch fangen ſoll. Es iſt eine närriſche Geſchichte! — Soll ich Dir zuerſt von den roſenrothen, raſenbildenden Silenen erzählen und von der dunkeln Bläne der Alpen-Veronika, oder ſchauſt Du lieber zuerſt hinab zum Seealpſee, der dunkelgrün im Thal dem Mittag entgegenträumt? — Ach, es iſt ſo unendlich Vieles da, das man nur erleben, nicht ſchreiben kann. Das iſt nicht wie im Walde; der iſt heimeliger, enger, begrenzter, der läßt ſich ſchon abſchreiben. Aber ſo ein gewaltig Rundbild: da ſtochert der Bleiſtift d'ran herum, wie ein Gletſcherfloh am Firn und weiß nicht wohin ſich wenden.

Aber das weiß ich: ſo mitten in den Alpenroſen zu ſitzen — das iſt allerliebſt heimelig! Ueber mir ziehen die Wolken; ſie würden mich hören, wenn ich riefe. Drüben in der Klus überbieten ſich die Geißbuben in Jodelübungen und hoch auf dem Grat des Schäflers im ſtreifenden Nebel ſtehen ein paar Kühe. In Sonne und Schatten liegt „das Land unten." Durch's Geſtein dehnen ſich die Legföhren, eigenthümliche Bäume; es ſind die Lazzaroni der Alpen, ſie liegen auf dem Bauch am Boden, ſtützen den Kopf in die Hände und ſchauen vegetirend in die Welt hinein. Tief drunten liegen die Länder mit ihren Hütten, Hügeln und Waſſern, und der Bodenſee zieht eine fluthende Grenze zwiſchen Alpen und Hügelland. O, ſo von einer deutſchen Höhe einen Flug beginnen, breit und mäch-

tig heran in dieſe Berge, immer näher und näher bis mitten hinein in die Alpenroſen — das iſt ein ſchöner Gedanke. Probier's! — Ich will aber weiter.

Jetzt ſitz' ich wieder unten in der Kultur und will Dir noch fertig berichten von heute. Noch lange ging der Weg durch wunderlich verwaſchen, ausgehöhlt Geſtein, und ich kann gar nicht begreifen, wie die Blöcke ſo obenauf liegen können, zu oberſt auf der Höhe; ſie können doch nicht vom Himmel gefallen ſein! — Ich wußte nicht, wohin ſchauen und wo die ſchönſten Alpenroſen pflücken; das glühte allerenden ſo fröhlich verlockend und dazwiſchen funkelte wieder das Prachtblau der **Gentiana acaulis**. Das ſind ächte Vaſen, den Thau des Himmels zu ſammeln! — Jetzt komm' ich in eine ſteinige Hochthalmulde, da ſtehen ein paar Steinhütten, locker aufgebaut; ich habe noch kein Haus geſehen, das mir ſteinerner vorkam, als ſo ein Stadel. Das iſt, als ob die Steine ſich ſelber aufgebaut hätten und geſagt: „Wir wollen uns ein Vergnügen machen, kommt her. Der Seppetonis Biſch muß doch ein Heimeli ha, er und ſeine lieben Kühe." Und über Nacht iſt's fertig geworden. Steht daneben ein großes Kreuz und das paßt prächtig hierher.

„Hat's doch kein Menſch beſſer als Ihr", ſagt' ich zu einem Sennen, der auf dem Bauch am Abhang zwiſchen ſeinen Kühen lag, wie eine Legföhre, „Ihr habt reine Luft, viel große Natur und alles gute und Schöne!"

Ja ja Herr, Du meinſt's gad; s' hat's freilich kein Menſch beſſer als wir, wenn's ſo recht wettert und macht und kalt iſt, daß man nicht weiß, wo bleiben mit Vieh und Menſch. Das iſcht b'ſeſſe ſchön, Herr!"

Der Mann hat recht. Denk' Dir nur einmal ſo wochenlang kalten Regen und Wind und dazu einen engen Stadel ohne Feuerherd, wo der Rauch einem die Augen ausbeißt, fünftauſend Schuh über'm Meer zwiſchen Geſtein und Geröll einen Tag wie den andern, das Vieh ohne Futter, der Mann ohne menſchliche Geſellſchaft — unaufhörlich Regen, die Nebelgehänge verhüllen ſein Erdloch Nacht und Tag ... ja ja, da gab ich dem Seppetoni meine Flaſche, und er nahm zwei mächtige Schlücke des alpenfreundlichen Aquardiente. Den Braten gab ich ihm auch noch, dem armen Teufel — hätteſt die Freude in dem ehrlichen Geſicht ſehen ſollen. Und zum Abſchied gab ich ihm noch derb die Hand; ſolche Leute freuen mich.

Ich fragte ihn auch, ob er denn nie Langeweile habe? Er lä-

chelte ſonderbar, wie nicht verſtehend und ſagte: „Langwil? Nä, i ha nie Langwil.“

„Aber was thut Ihr denn bis Nachts?“

„He, i bi halt bi de Chüehne!“

Hör', lache nicht, aber die Alpenkühe haben Intelligenz. Wenn Du bergan gehſt über die Weiden, und die ſchönen Thiere erheben den Kopf ſo klug und fragend nach Dir, dann meinſt Du, Du müſſeſt ihnen den Paß vorzeigen! — Das ſind keine Kühe, wie ſie im Land unten vor alle möglichen Fuhrwerke geſpannt und abgekarrt werden, daß man an den Beckenknochen den Hut aufhängen könnte — das ſind Honoratioren, bewußtvoll, ſich fühlend, nicht Vieh mehr, ſondern Thier. Da iſt Raçe, Schnitt, Charakter. Glaubſt Du, ein Thalkühlein würde Empfindung zeigen, wenn ſie die große Glocke getragen und man ſie ihr wieder abnähme? Nein. Geh' aber und frag', wie die Leitkuh traurig wird und nicht mehr freſſen mag, wenn ſie ihrer Glocke beraubt wird — ſieh', wie ſtolz ſie vorgeht — da iſt Intelligenz und darum hat der Seppetoni keine Langweile.

Er wies mich nun die Kühſtapfeten hinunter und da ging ein neuer Lebensabſchnitt für mich an.

Es war eine Vorſchule für einen angehenden Gemsjäger; ſteile, faſt ſenkrechte Felſen und Wieſen hinunter. Ich ſchritt bedächtig prüfend weiter und weiter, und wenn ich geſtürzt wär', hätt' ſich kein Menſch um mich bekümmert, weil keiner da war weit und breit. Nur ein paar prächtige Apollo flatterten ſtolz an mir vorüber, und einmal, als ich eben mit Aufwand all' meines Klettertalents auf allen Vieren einen gähen Felshang überwunden hatte und vergnügt hinabſah auf den toſenden Schwendifall, rauſchte ein Schwarm Pernifen keine vier Schritte vor mir auf und bog in graziöſer Wendung um den Felsſtock. Ein Trüpplein neugieriger Ziegen kam auch einmal und beſchnupperte mich. Ich habe vergeſſen, ihnen von Jean Paul zu erzählen.

Ja, ſo kam ich endlich doch zu Thal und über den Bach zu Nazi's Hütte. Der ſaß eben beim Käſen, arbeitete mit dem braunen Arm in der grünen Brühe des Keſſels dunkel und geheimnißvoll herum und freute ſich, als er mich wieder ſah. 's war doch lange ſeit letztem Dezember. Ich mußte einige Gläſer Milch trinken und dann braute er mir eine „Rohmzone“, ein ganz gutes, aber ſchauerlich fettes Ding. Eine Cotelette wär' mir denn doch lieber. Nachher beging ich die unermeßliche Dummheit, Waſſer darauf zu trinken und da wird mir ſterbensſchlecht, und vom Heimweg weiß ich nichts mehr . . .

*

Im Fremdenbuch des Aescherwirthshäusleins fand ich zu meiner großen Freude ein Lied vom J. V. Scheffel, der voriges Jahr hier oben saß, um seinen „Ekkehard“ fertig zu dichten. Die Leute erinnerten sich noch mit großer Freude des „freien Herrn.“ Ich brachte ihnen Grüße von ihm und sagte, er sei nun in Italien.

„So, im Itali? Aber nöd wohnbar?“

„Nein.“

Sein Lied aber lautet:

B'hüt Gott, mein lieber Aescherwirth,
B'hüt Gott, du brave Frau!
Wie war bei Euch die Luft so lind,
Der Himmel prächtig blau.

Ist auch das Haus nicht riesengroß —
Es war mir eben recht:
Am wohlsten ist's im kleinen Nest
Dem biedern Mauersprecht.

Gegrüßt sei Euere Felsenwand,
Gegrüßt der ganze Berg'
Es ist mir wenig hoch genug,
Hier stund ich als ein Zwerg.

Gegrüßt sei auch die Nachbarschaft,
Die Herren im Wolfenflor
Der Säntis und der Alte Mann,
Der Kasten und Kamor.

Die stehen unerschütterlich
Auf festem Grunde da
Und lachen ob dem Türkenkrieg
Und ob der Cholera.

Und käm' ich wieder auf die Welt,
Ich ließ' den ganzen Qualm,
Und zög' als Appenzellersenn
Zum Aescher auf die Alm.

Dies Liedel ſang als Abſchiedsgruß
Ein fahrender Scholar,
Der ſieben Tag' und ſieben Nächt'
Allhier zu Gaſte war.

Er ſchleppte auf den Berg herauf
Viel alte Sorg' und Qual —
Als wie ein Geißbub' jodelnd fährt
Er fröhlich jetzt zu Thal.

Auf dem Ziesler. 7. Auguſt 1855.

Bin wieder zu Berge geſtiegen, um Dir vom Säntis zu erzählen. Drunten im Land geht das nicht; da mußt Du zwiſchen den Alpenroſen ſitzen zu oberſt auf den Felſen, unendlich reine Luft trinken und Dir die Stirn umwehen laſſen von den leiſen ſchmeichelnden Gedanken der Morgenluft. Da mußt du die lieben Felſen wieder vor Dir haben, die Geißglöcklein müſſen Dich umklingeln und der Schwendifall muß heraufrauſchen zu Dir, wie das mächtige Athmen der Bergbruſt. Ich bin unzufrieden mit mir, daß Du nicht da biſt und bei mir ſitzeſt im Schatten der Legföhren, in dem reinen Duft und Hauch und Glanz und Frieden, daß Du Dich begnügen mußt mit ein paar verwelkten Alpenroſen, wo doch hier der ganze Berg glüht und leuchtet davon.

Ich will erzählen und kann doch nicht. Es iſt Alles ſo verlockend, ſo lieb verwirrend hier — da gehſt Du ſo ganz auf in den Frieden und die Kraft der Natur und jeder Wunſch, Alles ſchweigt — nur träumen, athmen, leben ...

Der Säntisſchnee leuchtet blendend herüber und die grauen Felſen der Spitze erzählen mir wieder. Triumphirend ob ihrer Schönheit leitete mich die Natur hinauf vom Schwendithal durch die heitere freudige Dämmerung der Buchenwälder, an prächtigen Waſſerfällen vorüber, an deren einem ich monatelange Zeichnungsbeute fände. Sie aber zeigte mir immer noch mehr: „O, ich habe genug von Allem!“ — Ja, dieſe Mutter, ſie iſt reich, und reich iſt das Menſchenherz, das ſich ihr erſchließt. In jenen Wäldern drüben hab' ich Dinge geſehen, die einmal fern unten im Winter mir Träume geben werden, wie ſie nicht um Thalgeborne ſchweben. Dieſe ſtrotzende Fülle des Laubes, die Kraft der Stämme, das kräftige, über-

müthige Schäumen und Rauſchen — und nach und nach athmet's leiſe aus, verſinkt ſchweigend hinter Dir und die heitere Graswelt der Hüttenalp beginnt, leitet Dich auf und ab, an trübem, unterhöhltem Schnee vorüber, durch Geſchiebe und Gerölle, an jähen Abgründen vorbei. Aber Du vergiſſeſt keine Blume: nicht das Alpenvergißmeinnicht, das der Himmel ſelber gemalt, nicht die goldenen, fröhlichen, fetten Sterne der Sarifragen, die in Jugendübermuth leuchten. — Du brichſt auch die ſtolze **Gentiana acaulis**, dieſe Vaſe, aus verdichtetem Himmelblau geformt, aber nicht aus dem Blau des Thalhimmels, dem trüben, matten, nein, aus dem ſchwarzen, ſatten Blau, wie Du's auf den höchſten Höhen ſiehſt. Nun kommſt Du in's Steinthal. Hinter der Roßmad iſt die Sonne verſunken; Alles iſt grau und grün; von den Hängen der Marwies und der Glockern ziehen die weißen Ziegen wie Silberfäden heim, und nun ſtehſt Du vor den Steinhütten der Meglisalp, am Fuße des wilden, mürriſchen, ſchwer zugänglichen Alten Mannes.

Buben, Mannen und Kinder ſtanden da und ſchauten uns an. Kaffe, Wein und Braten ſchmeckten nicht ungut, und alles war recht und in Ordnung, denn wir hatten viel mitgenommen. Es kam die Nacht; wir legten uns auf's Heu, und ſtarkes Schnarchen begann.

Ich aber konnte nicht ſchlafen, ich war zu aufgeregt; es war mir zu heiß, und ich ſpürte das niedere Hüttendach wie einen Alp über mir und das Dunkel verwirrte mich. Da kam ein ſchwacher Schein in die Hütte, die Thür ging auf und herein trat die alte Frau[1] wollte Licht machen, warf den Leuchter hinunter, machte wieder Licht, und die dunkle, große Geſtalt ſtand nun ganz herenhaft ſcharf beleuchtet unter den wunderlichen Geräthen der Hütte, wie die alte Uraka im „Atta Troll." Dann ſetzte ſie ſich an den Herd, ſtützte den Kopf in die Hand und wollte ſchlafen. Das Lichtlein glomm leis und trüb weiter, und der Schlaf ſpielte und tändelte um Alles. Draußen erhob ſich zeitweilen ein ſchauerlich ungefüges Grunzen aus dem Schweinſtadel; dazwiſchen tönten die Glocken der Kühe, die dunkel zwiſchen dem Geſtein weideten die Nacht durch; neben der Hütte ging ein eilig Wäſſerlein zu Thal und durch die Steinfugen des Baues ſauste und ſeufzte unbeſtändig der Mitternachtwind. — Die Alte ſtand wieder auf, murmelte, auf die Uhr ſehend: „Erſt halb zwölf..." löſchte das Licht und ging wieder hinaus. Der nächtliche Schein beim Oeffnen der Thür lockte mich;

[1]) Nicht die Frau des Alten Mannes, ſondern..

es war mir wie eine Ewigkeit vorgekommen, daß ich schon gelegen. Denn dies dunkle, unbequeme Wälzen und Probiren und Heißhaben und nicht wissen, wo man ist, das macht Zeit und Schlaf schwer fliegen. Ich schob mich bedächtig über den Rand des Lagers und die Bank, auf der unsere Schuhe standen, ließ mich hinunter und trat in die Nacht hinaus.

Ich scheue mich, an die Beschreibung dieser Nacht heranzutreten; aber wenn je etwas meinem Geist treu eingegraben bleibt für immer, so wird es diese Nacht sein.

Die Alp verliert sich gegen Osten über die Felsen hinab, und von meiner Hütte aus sah ich kein unteres Land; das ging nur so in's Leere hinaus, hinab, und aus der Tiefe stiegen die Sterne wie aus dem Nichts herauf. Aber diese Sterne! Sprich mir nicht von einem Sternenhimmel über Euerm Flachland — den Glanz, die Größe, die Freudigkeit dieser Himmelsblumen hier oben kennt Ihr nicht. — Auf der obersten Zinne der Marwies flimmerten und glimmerten die Plejaden, wie wenn die Elfen im Mondlicht Diamanten in die Höhe würfen und wieder auffingen. Ueber den Fählenschafberg blühte der blendende Sirius wie eine goldene Rose, und den Grat der Roßmad hinauf zog der große Bär in würdig schwerfälligem Schweigen. Und dazwischen gesäet all' die andern Sterne, die nickten über den Steinwänden, wie wenn sie als Blumen herabgestiegen wären, um über Nacht auf Erden zu blühen. Hinter den Glockern stand ein bleicher Schein, das war der Mond, der heraufkam und sein weißes, abnehmendes Licht die Höhen hinabkriechen ließ, an denen wir bald zum Schnee emporklimmen wollten. Und unter diesem himmlischen Blühen hin zog der weiche warme Hauch des Föhn und brachte das Rauschen des Schneewassers herab — das ging fort und fort durch die wilde Steinwelt, wie dunkle Lieder eines Verlornen. Und droben winkten die bleichen Schneewände und das Mondlicht zog mehr und mehr über sie herab. Jetzt funkelte es wie ein Stern zwischen zwei Felsnadeln hindurch; nach einer Weile schwamm es empor und lagerte nun auch auf unserm Hüttendach. — Da, in all' dem Schönen, Guten, Erhabenen flog mein Geist hinaus über die Länder; ich rief dem Berggeist, daß er Dich mir hole aus dumpfer, heißer Residenz — er aber gab keine Antwort, und Du kamst nicht ...

Ich bin zerstreut. Um mich grasen, rupfen und klingeln viele Geißen, buntes Insektenleben streift über die Pflanzen und vorhin surrte eine große grünschwarze Libelle in meiner Nähe herum. Trüben stehen die Felswände in grünlich schwarzem Licht, und ein dunk-

ler Falter ſetzt ſich eben auf meine rechte Schulter und wiegt die Flügel. Fliegen und Mücken tönen und ſchwirren, und drüben am Schäfler jauchzen die Geißbuben. Hinter einem prächtigen Alpenroſenbuſch erhebt ſich ein kluges Geißhaupt in behaglicher Beſchaulichkeit und eine kommt hinter mich und ſchaut mir über die Schulter in's Buch. Ich wollte ihr vorleſen, ſie ging aber. Und ich will auch gehen und leben Schritt für Schritt. Alpenroſen pflück' ich keine, will ſie nur ſonſt genießen. Es iſt alles ſo friedlich, ſo ruhig und heimelig in mir und meine Bruſt iſt voll Jauchzen vor Freude und Liebe zu meinem ſchönen, herrlichen, heiligen Vaterlande.

Aus dem „Herr Profeſſer".

Hinderem Albis ſtill und ſchwer chrücht uſen es Wetter,
Hinderem Hörnli tinteſchwarz chrücht eis em etgege;
'S ſacket ſi überem Rhi, es ſacket ſi dinnen in Berge.
D'Sunne blendet und ſticht; alsgmach göhnd Wulchen iez drüber.
Lueg, gegem Irchel wetteret s ſcho, im Schwabeland uſſe
Schiint na d'Sunne, es ſchüüßt au en Strahl na uf's Hörnli's Steiwänd;
Und wie ſi d'Wulche drucked, ſo ſind au die nächere Wälder
Oeppedie na glänzig im Liecht; me cha d'Blätter erchenne
Det vor der iiſefarbige Wand — iez ſinked's in Schatte.
'S gaht kes Lüftli, es ſingt kes Finkli und tüüfi überm Bode
Schüßed d'Spyre her und hi und grined und güred.
Heiße Harzgruch zieht dur d'Tannen und öppedie chunnt's eim
Anere gholzete Stell wie uſſemen Ofen etgege.
Alles iſch ruehig und wartet; nu d'Hummle lönd ſi nit ſtöre,
Brummled und ſummled na umenand an Aglei und Brumbeer.
D'Wulheiſcht werched au na und träged Rädeli zämme;
'S Bächli ſprächled wie juſcht und de Guggu rüeft uſem Lerchli.
Aber iez alliwil tüüfer und alliwil dunkler und dunkler
Drucket ſi d'Wulchen; es nachtet faſt — los, iezed hät's tunneret,
Tüüf und wiit na — es Lüftli chunnt, ganz liisli und heimli;
'S fahred ſcho einzelni Tröpfe durab und verſprützed am Bode
Schwer und groß, oder falled uf d'Blätter und chehred's es bitzli.

Tüüf i verwachſenem Tobel fallt au Tröpfli um Tröpfli

Schwer und voll i d'Herrgotteſüppli — doch ſind's nid vo Wulche. —
'S mottet det unnen es Wetter, es hät det unnen en Schlag gä,
Thuet na wehner as dä vom Blitz — 's iſch wol alles zringsum
Prächtig friſch und grüen; aber det ime Herze iſches
Bös verſengt und in Boden gſchlaze, verwetteret umgleit,
Was ſcho üdeme Jahr ganz heimli und früntli trüet hät.
'S briegged zwei Auge det unne, die ſind ſi's Briegge ſuſcht nid gewohnt,
Und es verzaget det unnen es Herz, es git e kei feſters
Suſcht; es verſinkt det unnen es Gmüet i Chumber und Elend,
'S git kei mannlichers ſuſcht, wo Leid und Sorge ſo ring treit. —
Was ſi de Heiri bis iez im tüüfſte Herz verborge,
Schüüch verborge gha hät und alliwil tüüfer na bettet:
Alli ü ſtilli Hoffnig, ſis heimlichſt Wenſchen und Denke,
Das verriißt iez ſis Gfängniß, und iez, wo's z'ſpat iſch, ſo weiß er
Uf eimal, daß er ſchwach gſy iſch und die Gfangene lugg gla
Hät, daß er's nümme cha heben, und iez, iez wirfed's en z'Bode.
Jez, wo de Wetterſchlag ſis Hoffe und Wenſche verzehrt hät.
Jez wo de Wetterwind ſis heimli Glück em i d'Luft nimmt,
Ja, iez weißes de Heiri erſcht, was ems Anneli gſy iſch.
Gſy iſch... us und verbi für immer und ebig vergeſſe
Sötter iezed ſis heimlichſt Glück, ſis lieblichſt Gedenke.

Los, iez chunnt es Runſche durus us en undere Wäldre
Alliwil nächer und alliwil lüüter; wirft ſi's i dä Wald —
Jez wird's heller und iez wird's dunkler, wenn Tanne ſi büügeb
Eini der andere nahen und wieder i d'Höchi ſchnelled.
Jez en Blitz..... e Todleſtilli en Augenblick... iezed
Chrachet's in Lerchlenen dänne, kei zehe Minute vom Heiri.
Und iez ſchüttet's durab und runſcht und raßlet durnahe,
Und iez Blitz uf Blitz und Schlag und Chrachen und Rumple.
Alliwil dunkler und dunkler wird's es wüehlet de Sturmwind
Doben in höchſte Gipflen und dunnen im niederſte Chrüütli,
Vögel und Blätter flattred dur d'Luft und gflügleti Sämli:
'S bricht in Aeſten und chrachet in Stämmen, es garet und güret,
Zuckt i roſerothem Schii dur d'Dunkelheit durre.
Chnellt und cheßlet und rumplet und chlöpft, as jött Alles in Bode.

Aber der Liſebet ihre Bueb ſitzet dunnen im Tobel,

Fürcht ſi nid und loſet nid und merkt nüt und gſeht nüd
'S werchet und macht in ihm inne ſo ſtreng as wie um en ummc,
Nu daß kei Sege debi iſch bi ihm, und nu daß 's em iiſchalt
Schwer und ſcharf in Bode verſchlat, was er pflanzet und ghofft hat
Daß 's em ſis jung Lebe bricht wie die Eſche det enne,
Mitten im freudigſte Trieb und mitten im ſaftigſte Wachsthum.
„Aber en Nar bin i doch gſy," ſeit er, „das hetti von Afang
„Denke chönne, daß 's Anneli nid - was nid? — Oeppe warte?
„Oeppe warten uf mich? – uf de Stundehunsheiri warte?
„Warte? Uſenen Kerli wo ja uf der Herrgottswelt nüt
„Hät und iſch wie-n-ich.. ja, Heiri, me wartet der öppis –
„Bliib du bim Habermues, Herrechoſt las ebe de Herre." –
Aſe verſpottet er ſi; doch will's em zum Trotz nid greiche.
Und wie mehner er kämpft, wie mehner wird ſie em lieber.
Immer düütlicher, immer lieblicher gſeht er ſie vorem;
Alli Wörtli chönd em in Sinn wo ſie ſcho zuenem gredt hät.
Alles chunnt em ſo düütli iez für, wie-n-er öppe vo witem
Umme verbi iſch im Feld und über de mannshöch Rogge
Uſeglueget und zitteret hät vor Freud, wenn er's vielliht
Doben im Garte hät werche gſeh — er weißes na zue guet,
Wie's en erſchreckt hät ſäbigsmal, au eben im Rogge
Wo-n-er au uſeſperberet hät, und wo's da uf einal
Nebetem durre gaht — er hät gmeint, er falli grad zämme
Do vor Schrecken und Agſchämigkeit – und wie's en do fragel:
„Heiri, was häſcht e ſo zluege? Witt öppe de Rogge meſſe? –
„Lueg, er iſch doch na größer as du — wie gahts diner Mueller?" –
„Siebe Schueh," hät er gſeit do drui — es ſchämt en na iez a.
„Ja, i bi ſelber d'Schuld, warum hani allwil ſo dumm tha!
„Wird au denkt ha amigs vomer: das iſchmer en Thorchtig!" –
„Denkt ha vomer — vo mir? Vo mir hät's wägerli nie denkt.
„Anneli — wett, i hett di nie gſeh, ſo chönnti na lebe ...

Aber wie mehner er kämpft, wie mehner wird ſie em lieber:
Immer düütlicher, immer lieblicher gſeht er ſie vorem
Mit ihrem früntliche Gſicht, mit de prächtlige Chriſtaugc.
Immer düütlicher chlingtem i's Ohr ihres muetwillig Stimmli:
„'S redt viel tüüfer as 's ſingt"... Jez chunnt dem Heiri en Tag vor,
'S iſch em wie hütt — „'s iſch gſpäßig gſi anno ſiebenevierzgi,

„Womer händ müeſe gege Luzern — i weiß es na ganz guet:
„Alles ſtaht bi-n-enand im Dörfli und d'Wiiber händ briegget,
„D'Buebe händ is d'Haberſeck treit bis aben uf d'Landſtraß —
„Do iſches gſy — do iſch 's Anneli au bin andere Chinde
„Gſtanden, und alli händ zännet und tha, aber 's Anneli einzig
„Hät kes Thränli gſchrone — es hät — i weißes wie hütt na —
„Nu e ſo ernſthaft driguegt do i vergiſſe die Auge
„Gwüß mir Lebtige nid — es hät nid Bhüetigott gſeit do;
„Nu eſo dagſtanden iſches und hät is alliwil aglnegt ....
„Wo mer do zämmechlöpfet am Rotherberg, hani allwil
„'S Annelis Auge vormer gſeh, eſo gſtunnig und trunrig;
„Und wo mer nieſtürmed, ſe züüet en Unterwaldner
„Scharfſchütz uff mi — das hett mi nid gheit, aber zämmegfahre
„Bin i doch; denn die gliichligen Auge wie's Anneli hät dä
„Gha — i weißes na guet — und do bim Abdrucke fallt er.
„'S Müllers im Riedt ihre Konrad ſelig dä hät en ewegklöpft.
„Bin doch e Laubi gſy uſſen! i hett mi ſechtig dem Ghneri
„'S Banggenet do in Liib chönne gä — do leit en e Ghugle
„Grad im gliichligen Augenblick, und trifft mi en Streifſchuß.
„'S iſchmer doch grad wie do, e ſo gwaltig krachet und klöpft hät's
„Grad wie hütt — o hetti do gwüßt, was mi ſpöter erwarti,
„Hetti mi Seel" .... Er redt's nid us, denn grad vorem abe
Fahrt e blaui Flamm und verrißt und verzehrt e Wußtann
Schuehtüüf, wie ſo de Pflueg e breiti Furren im Feld zieht
Und es Johle ghört er druf im Lerchenſchlag obe,
Lang und wild chidt's dur de Tunder, gräßli, uheimli ...
Zwar er iſch nid erzogen in abergläubiſche Sache;
Aber es chrüsleten doch und überſchnudreten gipäßig —
Denn üs Gwüſſen iſch nid ganz luuter: er hät vorig öppis
Uf der Zunge gha, nid öppis guet's — iez git's em en Düüter.
Lueg er verwachet iez ganz, er gſchaut die verriſſe Tanne,
Lueget i d'Höchi und lueget um ii — „Hä, hani denn traumet? —
„Guet, daß's en chalte Schlag gſy iſch — 's hett chönne en Brand gä.
„Aber wo ſtaht au min Chopf? — Es trülletſi all's zunderobſi
„Mit mer" — und wieder johlet's im Wald und wilder und lüüter.
Aber iez merkter, daß's Menſche ſind — iez fahrter i d'Höchi:
„Wenn i doch nu grad — jä ſo, i darf nid thue über ander,
„Ha na viel Schlimmers tha, o Anneli, Anneli, du biſcht

„D'Schuld, du haſcht mi bithört, verhert und underenand gricht
„Alles und alls immer inne " — So jamreter wieder vo Neuem,
Stingt uſem Tobel und lauft dur de Wald i Chummer und Elend.

Aber es heiteret wieder und s'gaht au liisli der Nacht zue;
D'Wulke verziehnt ſi und 's Abigroth ſchiint zwüſchet de Tanne
Glänzig und tröſtli in Wald; es rodt ſi es Abiglüſtli.
D'Läubli lönd glitzrige Tröpfli fallen, es ſchimmeret Alles
Sunber gwäſchen und friſch und gitärkt nach der bruetige Tröchni.
D'Amslen orgeled wieder und d'Finke wänd ſchier verſprütze
Jezed vor Freud und Uebermueth; en einſame Guggu
Nimmt ſis Gſätzli au wieder uf — er cha nid verirre.
D'Müggli tanzed und giſpled und haſpled durenanddurre.
Zähl's emale wenn d'chaſt — und d'Schnegge ziehnd uſem Holzweg
Gnäuſig und gwundrig dur's naß Gras ihri gichliimrige Schliichweg.
Los, es rumoret in Berge na furt; bi eus aber iſch ſcho
Zentumme blaue Himmel wieder und Frieden und Stilli.
Lueg, es Summervögeli flügt i flatterige Böge
Au wieder umenand — de chönntiſcht warte bis morn, du,
Jez iſch de Bluemeſtaub vernetzt, mueſcht warte bis d'Sunn chunnt!
Hä, es hät Hunger vielliicht und me bruucht kei Sunne zum z'Abig.
Find was d'chaſcht und iß was d'häſcht, i mag der's ja gunne!

Aus „Ernſte Abſichten."

Von einem Heiligenmaler.

Pan ſchläft.

Es ſchläft das ſämmtliche Perſonal auf den Thüren Ghiberti's. Der vatikaniſche Apollon ſchläft, laut ſchnarcht Laokoon, der ſterbende Fechter wird im nächſten Augenblick ſich bequemer auf den Rücken legen; Flora, die rieſige Flora, iſt zum Umfallen ſchlafwelk, und der farneſiſche Herkules vermag die Granatäpfel keine halbe Minute mehr in ſeiner eingeſchlafenen Rieſentatze zu halten. Sie werden herabfallen, aber Niemand wird ſie aufheben. Das Mädchen mit den Knöcheln ſpielt nicht mehr, es nickt zuſammen. Reizend träumt der Hermaphrodit auf ſeinem Polſter; dem dornausziehenden Knaben iſt

Schmerz, Bein und Fuß eingeſchlafen und die pfeilfrohe Artemis affectirt nur noch mit Mühe ihren toſenden Laufſchritt, ſie wird nächſtens zum Schlafen umſinken. Stiermäßig Schnarchen bricht aus dem Rachen des ſchlafenden Fauns, und die Schweſtern von Medicis und Milo behalten nur noch aus alter Gewohnheit ihre bekannten wachenden Stellungen. Dem kleinen Bacchus wird himmelangſt in den Armen ſeines Erziehers, denn er wird den Händen des Alten entgleiten und ſchwer fallen, wenn er nicht während des Fallens einſchläft und dann nichts davon ſpürt. Klio hält Denkübung, die kleine reizende Ceres nickt und der Kranz wird ihrem Haupte entſinken. Wahrhaft lächerlich iſt die verſchlafene Leidenſchaft des Koloſſes von Monte Cavallo; tief ſchläft auch Homer. Cicero denkt weder an Archias noch an Catilina — er trämt somnium Scipionis. Nero, der ſchwammige Böswicht, macht einen Schlaflätſch, und der Hebamme philoſophiſcher Sohn ſperrt angſthaft die Augen; aber ſie ſinken immer wieder zu. Sokrates, bitte, genire dich nicht. Achilleus, der wilde, wie kindlich zahm iſt er jetzt in ſeinem Schlafe; eingeduſelt iſt auch die odyſſeiſche Ränkeſchmiede. Und du, blauäugige Zeustochter, warte nur, balde ſchläfſt du auch. — Sieh, ſogar der Kronide nickt; die ambroſiſchen Locken wallen ihm vorwärts von dem ſchlafenden Haupte, wie damals, da ſeine Frau, die böſe Here, dem Hypnos die reizende Charitin Paſithea zur Frau verſprach und der Schlafgott, der Allbändiger, ſich dann dafür dem gefährlichen Zeuseinſchläferungswageſtück unterzog und in die Tanne ſetzte. — Und heut gilt es ja doch nicht, daß Zeus ſchlafe, damit Poſeidon den Achaiern helfe — o die ſind ja ſchon lange beruhigt, alle, und um Ilion ſtreiten ſich jetzt nur noch die Gelehrten. Ach nein, die Götter ſind alt geworden und faſt menſchlich, und unterliegen auch wie die armen Sterblichen, der modernen Moira, wenn ſie im Schatten ihr Glasrohr ſchwingt und auf die Scala zeigt und ruft: 30° — Réaumur! Ach ja, da ſchlafen auch die Olympiſchen, unaufhaltſam, ingründig. Und es iſt ihnen gar nicht zu verdenken. Denn ihre Argusſe ſchlafen ja auch, ihre Plagegeiſter, die ſie Tag für Tag bewachen und mit papierüberzogenen Schilden auf ſie anrücken, um ihre Göttlichkeit oft höchſt unmenſchlich zu ſtehlen — das heißt ohne Metapher: auch die Schüler des Antikenſaales ſchlafen an den Wänden und in den Winkeln umher und über die verlaſſenen Götternachbilder ziehen ſchläfrige Fliegen und durch die ſchlafenden Säle brummt von der Jeſuitenkirche die zweite Stunde des Mittags, eines Julimittages in München.

Hinter dem Koloß von Monte Cavallo iſt gut wohnen im Som-

mer. Es ist kühl, heimlich verborgen und mildes Dämmerlicht dort. Zum Schlafen, zum Genuß einer heimlichen Knackwurst und andern Allotriis gibt's in all' den fünf Sälen kein geeigneteres Asylum; auch lassen sich hinter diesem Gypsgebirge gar leicht Briefe schreiben und Romane lesen. Und wandelt einen melancholischen Antikenschüler plötzlicher Grimm auf die Welt und ihre Verhältnisse an, so kann er sich als beschaulicher Anachoret in das hohle Fußgestell zurückziehen und in der kühlen Finsterniß die verworrenen Dinge sich wieder zurechtdenken. — Neben dieser anachoretlichen Bestimmung des Postamentes geht eine andere, profanere, ja, mit Wehmuth gestanden, sehr ungehörige. Der Schlaf- oder Heilsuchende wird in dem Burgverließ des Kolosses auf Dinge stoßen, die nur zu lange dem Pitaval verheimlicht wurden und denen selbst ein Vidocq ohne unsere Hülfe nicht auf die Spur käme. Wenn auch nicht Kinderleichen und Ueberreste von arglosen Gattinnen und betrogenen Tanten — so finden sich doch in diesem Schlunde: gestohlenes Papier, stipizte Kohle, geschossene Bleistifte, gemauste Blendrahmen, nebst kleineren Ausfuhrartikeln als: für immer entlehnter Kautschuck, annexirte Federmesser, Wischer, Kreidehalter und andere Kunstmittel, welche hoffnungsvolle Antikensöhne den Staffeleien ihrer Nebensöhne entlehnen, wobei sich oft die überraschendsten Reciprocitäten ereignen, daß etwa das Federmesser des A dem B so scharf einleuchtete, daß er es möglichst schnell dem Piedestal momentan anvertrauen mußte, während A sich vielleicht gleichzeitig in einen überflüssigen Papierbogen des B verliebte und selbigen heimlich dem Federmesserräuber ins kolossische Fußgestell entrückte. Ein glücklicher C oder D findet dann in einer unbewachten Stunde Alles und nimmt's sehr mit.

Die Antikenschüler schlafen, sammt ihrem Korrektor; es schläft der Hausmeister mit Frau und Kinderschaar; die Bildhauer schlafen; die Professoren schlafen, die Malklasse schläft, die Kupferstecher schlafen, die Modelle schnarchen, und wer aus der Neuhausergasse durch die schlafende Akademie in die Marburg gehen will, der schläft auch ein, und somit wäre das Märchen vom Dornröschen ohne viel poetische Anstrengung fertig und da, und wir könnten warten, bis der Ritter die Dornhecke durchbricht und Alles weckt und wieder in Gang bringt.

Hinter dem Koloß von Monte Cavallo ist gut wohnen bei 30° + R. — Das hat auch der lange hagere Antikenjüngling erblickt — er, der Fleißigste von allen — auch ihn haben die dreißig Grad überwältigt und er hat sich nicht sowohl zu den Vätern als zu Brüdern versammelt, die im Antikensaale ihrem Schlaf obliegen. Es

ſind deren aber nicht viele und dazu ſo günſtig vertheilt, daß das Schnarchen des einen nicht weckend bis zum andern dringt. Hinter den Ghibertithüren ſchnarcht der Korrektor. Im Apolloſaal hinter dem Polſter des Hermaphroditen duſelt einer aus dem Bezirk Freiſing. Im Venusſaal zu Füßen der von Melos lagert ein Schweizer. Im Büſtenſaal herrſcht abſolutes Schweigen. Aber im Minervaſaal ſchnarcht anbetend ein Badenſer zu Füßen der Göttin und ſchläft beſagter Oberbayer hinter dem Gypsgebirge des Koloſſes. In kühleren Zeitläuften ſind der Antikenſchüler etwa vierzig; ſechsunddreißig haben ſich um dieſe Stunde in die verſchiedenen Bräne ſchicklich vertheilt: in den Auguſtinerbräu, in den Wagner-, Pſchorr-, Spaten-, Schitzinger-, Hacker-, Hirſch-, Eberl-, Franziskaner- und andere Bräne; — nur vier Kämpen für Ideal und Gyps haben ausgeharrt und ſind ihrer Pflicht zum Schlafopfer gefallen.

Glücklicher Kaſian Kremplhuber hinter dem Koloß, du träumſt wohl am ſüßeſten! Iſt doch dein Wachen eine Kette von Unheil, Verfolgung und mannigfachem Schaden. Biſt du ja doch, wenn auch der Fleißigſte, ſo auch der Geplagteſte von allen ... träume, träume, mein Kaſian, wie du vor einem Jahr noch als fröhlicher Ackerbauer unter der Ulme lageſt in der Erntezeit und nichts ahnteſt von Zeus und ſeinen Genoſſen — träume von jenem Tage, da du deinen Pflug verließeſt und im Abendroth die Kuppeln der Frauenkirche bänglichfroh erblickteſt — als du auf der Höhe von Gieſing im Gehölz noch einmal die Rolle deiner Kunſtanfänge öffneteſt und dich ſeufzend fragteſt: „Werden ſie mich wohl aufnehmen mit den Dingern da?“ — Ja, ſie haben dich aufgenommen, wenn auch der Probeakt, den du zeichnen mußteſt, noch eher einer kranken Kartoffel als einem Manne gleichſah; du durfteſt es betreten, das Heiligthum des gypſenen Olympes. Aber was kümmerten ſich denn die Narren von Mitſchülern ſoviel um deinen langen grünen Rock, deine Lederhoſen und deinen zur Hälfte wider den Strich gebürſteten Hut? Was lachten denn die Philiſter über dich? — Hatteſt du denn nicht am zweiten Tag ſo gut wie die andern deine Staffelei, deine Rahmen, dein ganzes Material, und harrteſt du nicht mannlich aus mitten im Brotkugelregen der tollen Antikengenoſſen? — Ach ja, Kaſian, du kaufteſt ja auch dein Skizzenbuch und wandelteſt damit herum und ſuchteſt Menſchen und Dinge, deines Stiftes würdig. Und du warſt ſo gut, ſo mild, ſo blond und wurdeſt blos brennendroth, wenn du deinen Rahmen eingeſchlagen, deinen Malſtock zerbrochen und deine Staffelei verſchleppt fandeſt. — Das hatteſt du ja nicht gedacht draußen in deinen Kornfeldern, daß die Menſchen ſo

bös ſein könnten. — Nein, das hatteſt du nicht gedacht, lieber Kaſian, aber du hatteſt es dann erfahren, und dein ſänftiges Gemüth empörte ſich milde über die Spottvögel und Zuleidwerker, aber du ließeſt es ſie nicht entgelten, auch wenn deine Fäuſte von den ſtärkſten waren von denen, die der ſchwefelſauren Kalkabgußcopirung oblagen.

Ach ja, lieber Krempelhuber, deine Hebe iſt gelungen — noch einige Striche, und das Bild wird fertig ſein und würdig, deine geweißte Kammer in der Auguſtenſtraße zu ſchmücken — aber da, bei dieſen letzten Strichen hat dich der Bruder des Todes angehaucht und du träumſt ſo ſüß, oh, ſo ſüß — nicht von dem Töchterlein des Zeus und der Here, der lieblichen Jugendgöttin, nein, aber auch von einer Göttin, der Göttin deiner Jugend, zu der du anbetend aufſiehſt, der du getreulich nachſtapfſt durch Koth und Staub, wenn ihre Karoſſe durch die Ludwigsſtraße jagt und in den Thorweg eines Palaſtes hineindonnert .... die kleine zierliche Baroneſſe Iſabella — oh, Kaſian Krempelhuber — in der Allerheiligenkapelle, weißt du noch? Am Frohnleichnamtage? — Ach wie roſig glänzte deine geweißte Kammer, als du in ſtiller Verzückung in deinem kurzen Bette lageſt und die langen Beine zuſammenlegteſt wie ein Taſchenmeſſer ... Nicht wahr, ſie hatte dich angeſchaut in der Kapelle? Wie oft ſagſt du? Dreimal? Wirklich? Und du warſt verfeit, verhext und verzaubert von dieſen Blicken und träumteſt die ganze laue Mondnacht, wie du ringen wolleſt in deiner Kunſt und ein Raulbach werden und ein Cornelius — und dann? Und dann? — Und dieſer Traum iſt nicht mehr von dir gewichen, er umſchwebt deine Staffelei, er hat deine Hand geführt bei dem Hebebild, er hat dich zu zwanzigfachen Portraitverſuchen veranlaßt, heimlichen Portraitverſuchen, nicht nach der Natur, nein, nur par coeur, ja wirklich par coeur ... oh Baroneß Iſabella in der Ludwigsſtraße, oh Traumwinkel hinter dem Coloß von Monte Cavallo, oh dreißig Grad Réaumur, oh Hebebild auf der Staffelei ... iſt ſie's nicht? Ja, ſie iſt's, iſt's .... Seht wie er lächelt, wie ſein Arm ſich betheuernd hebt, wie milde Röthe ihm in die Stirn ſteigt ... ach Iſabella, Iſabella ...

„Du Himmeldonnerwetter, hab' ich dich endlich?" gellt's jäh in ſeinen Traum.

Ein Krach, ein Schlag, ein Fall, ein Geſchrei, ein wildes Schimpfen, ein Raufen. — Schlaftrunken aber entſetzt taumelt Kaſian hinter dem Koloß hervor und — wehe, ſeine Staffelei liegt am Boden, ſeine Hebe liegt auf dem Boden, und über dem Antlitz der

Jugendgöttin tobt Kampf und Streit und wird ein kleiner Antikenjüngling von ſtarker Fauſt gerüttelt wie ein verdrücktes Kopfkiſſen.

„Hab' ich dich endlich, du Schelm, du Barbar, du, du .... bleibt weg, Krempelhuber, will ihn allein züchtigen! — Siehſt du, Kerl, dieſen Hieb bekommſt du für den Schnurrbart in Kaſians Hebe, dieſen für die Brille auf meinen Odyſſeus, dieſen für ... ja, halt nur ſtill, Männlein, oder es geht dir noch ſchlimmer, dieſen bekommſt du für das Durchſchneiden von Piepmaiers Laokoon und dieſen für den Schnurrbart auf Schmids Venus ... ſo, hab' ich dich endlich, hab' ich dich endlich, du Kanaille ... na, jetzt lauf und ſag's dem Korrector. Da kommt er ja gleich."

Der da ſo Strafrechtspflege übte, das war der lange Schweizer, der zu Füßen der Venus von Milos geſchlummert hatte, und der, an dem die Pflege geübt worden, das war ein kleines, ſchäbiges, verlogenes, verſchmitztes Ding aus der Vorſtadt Au, Namens Biermichel.

Im Laufſchritt kam der Korrector und der Mannheimer herbei, und der lange Schweizer warf erſterem den kleinen Biermichel entgegen wie einen alten Hausrock. Der Korrector eröffnete das Verhör mit der ſehr berechtigten Forſcherfrage:

„Was gibt's denn da?"

„Das gibt's!" ſagte der Schweizer und hob Krempelhubers Hebe vom Boden auf. Sie war mit hinreichenden Nägelſpuren verſehen, aber doch ließ ſich in dem zerſtampften Bilde noch ein wilder Schnurrbart erkennen, der mit weicher Kreide gefrevelt, recht anſehnlich und prahleriſch wie ein Küraſſierſchnauz hervordrohte.

„Das gibts, Herr", ſagte der Schweizer, „iſt ein Barbar, ein Ba ... ndale, ein ungerathener Hund — hinaus mit dir, hinaus!"

Und ein wilder Fußtritt in Biermichels Sitztheil ergänzte die Aufforderung zum Abzug. Wie ein Mauerbrecher flog der Kleine ſchief gegen den Bauch des Korrectors; im Hintergrund des Büſtenſaales erſchien plötzlich ein bierfriſches Lehrlingtrüppchen, Aasgeiern aus der nubiſchen Wüſte vergleichbar, die auf Stunden weit ein gefallenes Kameel wittern ... hatte denn die ſcandalfrohe Jugend das Attentat auf Krempelhubers ſtille Kyprispriesterſchaft wirklich geſpürt? Lag's in der Luft? — Sei's, ſie waren nun da und unerquickliche Verhandlungen begannen zwiſchen dem Korrector, dem Biermichel und dem Schweizer. Letzterer, ein reicher Patrizierſohn, hatte großen Anhang in den Sälen, und als der Korrector etwas auflüpfiſch wurde und einen Anlauf zu Autoritätsbekundung wagte, da ging über das arme Auerknäblein ein Bienenſchwarm von Anklagen los,

und ſchwache und keckere Bravi erſchollen dem Schweizer aus der ſtets ſich mehrenden Schaar. — Dieſer, ein koloſſaler Aargauer, Artillerielieutenant, wenn er daheim war, Namens Hans von Moos oder bürgerlicher auch Vonmoos, dieſer pflegte den Korrector ſtets ſehr reſpektwidrig zu behandeln und ihm mit mythologiſchen Fragen und Citaten manch' gelindes Schweißlein auszupreſſen. Krempluber verehrte den Hans von Moos innig und bekundete dies öfters durch achtungsvollſte Theilnahme an den Schöpfungen des Schweizers. „Famos — ah, wie das empfunden iſt — (tiefer Seufzer) — ja, wer's ſo könnte (wiederholter Seufzer) — oh wie das verſtanden iſt“ ... Der Aargauer duldete dies gewöhnlich eine Weile; dann aber fuhr er jäh herum und ſchnauzte: „Oberbayer, nicht ſervil, verbitte mir das. Narr, Ihr zeichnet zwölf Dutzendmal beſſer als ich — darum ſchwatzt kein dummes Zeug, verſtanden? — Holt mir mal Brot beim Bäcker drüben und eines für Euch, vorwärts!“ — Ach wie ſchoß der gute Kaſian über die Straße, nicht ſo leicht wie Hermes der Götterbote, wohl aber ſo geſchwind. — Krempluber wurde von vielen beneidet wegen dieſer Gunſt, und das mochte wohl auch der Grund ſein, daß er, nicht nur von Biermichel, ſondern auch von andern, oft geneckt, geplagt und geſchädigt wurde, — war auch Hans Vonmoos kein Fauſt, ſo hatte doch Kaſian Krempluber entſchiedene Anlagen, ſein Wagner zu ſein.

Der kleine Biermichel wimmerte und ächzte, denn die Hand der Rache hatte ihn ſchwer getroffen.

„Laſſen Sie's jetzt gut ſein, verehrter Herr Korrector“, ſagte der Aargauer höflich, „dem Bierzäpfler iſt ſein Recht geſchehen. Und Euch Allen ſag' ich's jetzt in dieſem feierlichen Momente der Geſchichte des Antikenſaales: laßt mir den Krempluber gehen oder — quos ego! — Im Uebrigen findet Ihr mich dieſen Abend im Franziskanerkeller.“

Und freundlich nickend ſchritt er wieder in den dritten Saal zu ſeiner Staffelei vor der glorioſen Venus von Melos, ſeiner ſpeciellen Flamme.

Der Korrector ergab ſich in ſein Schickſal; denn Hans von Moos war oft bei Kaulbachs und ſomit konnte von verklagen nicht wohl die Rede ſein.

Dies Intermezzo wirkte wie ein kühles Seebad auf den Druck der dreißig Wärmegrade, und nur Einer war unglücklich, und der hieß Kaſian Krempluber. Die Arbeit mehrerer Wochen ſah er vernichtet, viele ſchöne heimliche Träume beſchnauzt und verſtampft — wollen wir es dem weichen blonden Gemüth verargen, daß es ein

heimlich Thränlein vergoß? Es hat's ja Niemand geſehen. Langſam ging er mit dem zerſtörten Bild hinter den Koloß und riß es dort von dem Rahmen. Die Fetzen legte er ſorgfältig aufeinander, ſpähte zwiſchen den Gypsmaſſen hindurch, ob Niemand komme und ſteckte dann beruhigt aber mit tiefer Wehmuth die Trümmer in die geräumige Taſche ſeines langen grünen Rockes. Nun mußte unbedingt wieder Papier aufgeſpannt werden. Kaſian beſaß keines mehr; er hielt den leeren Rahmen in den Händen und ſchaute hinein. Was er wohl darin ſah? — Er lächelte ... er wurde dem kleinen Biermichel nach und nach faſt dankbar, denn nun konnte er die Hebe noch einmal zeichnen, ach, und wie jetzt! Hundertmal beſſer noch. — Wenn er nur hinaus könnte. Aber im Venusſaal ſteht ja der Aargauer, und vor dem vorbei kann er ja nicht wohl, ohne ihm zu danken für ſeine Hülfe — „und wie ſoll ich ihm danken? Ich bin ſo ſcheu und er ſo vornehm, und wenn Andere dabei ſind, geht's gar nicht.“ Er hält den Rahmen in der Hand, ein zweifelſüchtiger angehender oberbayriſcher Hamlet. Endlich ſchleicht er zur Thür des Venusſaales — Hans Vonmoos iſt nicht mehr da. Jetzt thut es dem Kaſian leid, daß es ihm ſo leicht wird hinauszugehen; denn es wäre eigentlich doch ſchicklich geweſen zu danken. — Er ſchreitet durch den Venusſaal in den Apolloſaal — ach, dort ſteht ja der Aargauer beim Laokoon — erröthend greift Kremplhuber nach dem Schloß der Ausgangsthüre, Vonmoos nickt ihm vertraulich, zwei unmotivirte Schritte wagt Kaſian gegen ihn, der Aargauer kehrt ſich ab, und dem guten Oberbayer iſt, wie wenn er einen Treppentritt verfehlt hätte und in's Leere getreten wäre. Wie er dann zur Thür hinaus geräth, weiß er gar nicht; aber draußen durch die weiten Korridore und in der ſchwülen Straße findet er immer mehr, daß das Leben verzweifelt komplizirte Dinge enthalte.

Und mit dem Franziskanerkeller iſt's auch nichts. Er zählt ſeine Groſchen. Es gibt gerade noch Papier und eine Halbe Bier und ein Brot für den Abend. — „Nein, nein, ſchmarotzen will ich nicht, das iſt g'ſchämig.“ — Und doch, wie gern ſäße er dieſen Abend bei dem langen Schweizer und lauſchte ſeinen kecken Kunſturtheilen, und bewunderte ſein überlegenes, vornehmes, unnachahmliches Weſen ... Aber es geht nicht, heute nicht ... nein, nein.

Zum Karlsthor herein donnert eine Karoſſe. Kaſian erſchrickt ſchon längere Zeit vor jeder Karoſſe. Himmel, ſie iſt's, ſie iſt's, Iſabella, die kleine ſchwarzäugige Baroneſſe ... wie ſtolz liegt ſie im Wagen ... er ſchaut ihr nach ... dort kommt Vonmoos um die Ecke der Akademie ... wie? Er grüßt gegen den Wagen? Er lä-

chelt gegen den Wagen? Er kennt also die Isabella? ... o Jugendtraum, o Glück, nun geht's mit euch zur Neige — denn ein Patriziersohn und ein Ackerbauersohn und eine Baroneſſe laſſen ſich nicht wohl in eine Gleichung zuſammenbringen.

„Ich werde wohl etwas Anderes zeichnen ſtatt der Hebe", ſagt Kaſian trübe und geht heim.

Es war ein kleines Zimmer, das Kaſian Kremplhuber in der Auguſtenſtraße bewohnte, ein ſehr kleines Zimmer, „über vier Stiegen", wahre Gemsjägerarbeit dieſe Stiegen zu erklettern. Ein Tiſch, ein Stuhl, ein Bett, ein winziger eiſerner Ofen, ein Spiegelſcherben an der weißgetünchten Wand — das war Alles. Aber wo ein Künſtler einzieht, da ſieht auch der ödeſte Raum bald wohnlicher aus. Kaſian hatte das grelle Weiß der Wände ſchon hübſch dekorirt mit ſeinen fertigen Arbeiten. Da war der Torſo des Niobiden, da war der Kopf, über den die Gelehrten ſtreiten, ob er dem Bakchos oder Ariadne gehöre, da prangte des Peleiaden jugendlich trotzige Geſtalt, und dem Tiſch gegenüber hatte Kaſian den Schädel des Sokrates deplacirt, heute nach dem Eſſen, um die kleine Hebe dort unterzubringen. Eine Mappe, ſorgfältig hinter dem Ofen verborgen, enthielt Kompoſitionen, die noch keines Mitſterblichen Auge geſehen, denn Kaſian war ſcheu und fürchtete ſich vor Kritik. — Aber an ſtillen Abenden oder an Sonntagmorgen, wenn er fromm aus der Meſſe kam, da öffnete er jene heimliche Mappe und verlor ſich in Betrachtungen und Zukunftträume und war glücklich oder traurig und oft beides zugleich.

Auch heute trug er die Mappe auf das kleine Bett und breitete die Zeichnungen aus. Aber jetzt röthete ſich ſein ehrliches Geſicht, als er ein Seidenpapier abhob und ein weibliches Bild anſchaute. Ach, wie oft hatte er an dieſem Bilde gezeichnet, wie oft es verändert mit Brot und Gummi, wie manches Fieber hatte ihn durchrieſelt, wenn ſolche Aenderungen zu Ungunſten der Aehnlichkeit ausfielen. Einmal hatten ſeine rothen Fäuſte es ſchon an den obern Enden gepackt, krampfhaft gepackt und ihm Vernichtung gedroht; da aber ſchoß es ihm durch den Kopf: „Es iſt noch zu retten, es iſt noch zu retten" — und mit größter Selbſtüberwindung legte er es wieder in die Mappe und wartete auf eine gute Stunde und auf den Augenblick, da er Sie noch einmal geſehen. Das Bild war gerettet, das Bild vervollkommnete ſich, es fehlte nur ganz Weniges. Aber dieſes ganz Wenige konnte er heute nicht hinzufügen, nein,

heute nicht, er war zu unruhig. So ließ er denn die Mappe auf dem Bette liegen und holte einen Rahmen hervor, setzte sich an den Tisch beim Fenster und zeichnete an einer kindlichfrommen Komposition, einer Madonna mit dem Kinde und einigen passenden Engeln. Er schaute die Madonna an und lächelte. „Ich kann nicht anders, ich kann's nicht aus der Hand bringen, jedes Gesicht ist Sie, und doch mein' ich als Himmelskönigin ... nein ich muß einen Engel aus ihr machen." —

Es reute ihn aber doch, und so saß er rathlos vor seinem Bilde, als an der Thüre geklopft wurde. Er schoß empor und rannte herbei; es war die Hausfrau.

„Ein Brief, Herr Kremplhuber; kostet nichts."

Ein Brief? — Ereigniß, Ereigniß. Kostet nichts? — Glück, Glück. — Aber von wem? Kasian studirte die Adresse. **A monsieur Kasian Kremplhoubère, célèbre peintre etc. etc.** Viele Poststempel. — Kasians linker Arm fuhr dreimal in einem rechten Winkel auf und ab, und nachdem diese Kundgebung seiner tiefsten Verwunderung vorüber war, setzte er sich an den Tisch und riß den Brief mit vieler Unbeholfenheit auf. — Ach Gott, inwendig war der Brief auch französisch. Und woher sollte der arme Junge französisch verstehen? Nach langem tiefsinnigem Schweigen und Grübeln kam er endlich auf den Schluß, es müßte eine Verwechslung sein, und dies erleichterte sein Herz; denn durch eine wunderliche Gedankenkomposition vermuthete Kasian, ein französischer Brief müsse nothwendig etwas Gefährliches enthalten. Er beschloß, den Brief mit weichem Brot gefällig wieder zu verkleben und auf die Post zurückzutragen und dann abzuwarten, ob er ihm noch einmal gebracht würde. Dann freilich könne er ihn wieder nicht lesen.

Zwei feste Schritte, lautes Pochen an der Thür und sofortiges Eintreten des Artillerielieutenants Hans von Moos aus dem Kanton Aargau, Land Schweiz.

„Muß dem Menschen doch auch mal auf die Bude steigen", rief dieser. „Ah, was Teufel, was ist das?" —

Kasian Kremplhuber, dein Bild ist entdeckt! Was ließest du es so unvorsichtig auf dem Bette liegen. Schon ist's in fremder Hand, und wie ein auf Romanlesung ertappter Gymnasiast stehst du in stammelnder Erröthung vor deinem Freunde.

„Ach, Herr, o ... geben's her ... es ist nichts ... es ist ja nur so" ...

„Was Nichts? Was nur so? — Das ist ja die kleine Moosdorf — wie Donners kommt Ihr denn zu der, Kremplhuber?"

„Wer meinen Sie, daß es sei?“ fragte Kasian und bewunderte noch lange nachher die diplomatische Schlauheit dieser Frage.

„Das ist ja ganz prächtig, das Ding“, rief Vonmoos. „Nach der Natur?“

„O nein, nein, gewiß nicht. Es ist nur so — ach es ist nur so Phantasie.“

Seine beiden Arme arbeiteten dabei alttelegraphisch heftig auf und ab.

Der Schweizer blitzte ihn an.

So, so, Phantasie? Hm, merkwürdige Phantasie das ... Seht, seht, dieser Spitzbube, dieser heimtückische, verstockte bayrische Unterthan — hohe Trauben, Kremplhuber, sehr hohe Trauben! — Aber wirklich famos, das Ding — Donnerskerl Ihr!“

Ein derber Schlag auf Kasians Schulter half erläuternd und bekräftigend nach.

„Nach der Natur?“

„O ... ach nein, geben Sie's doch her ... bitte, Herr Vonmoos, seien's gescheidt!“ ...

Na gut, jeder hat seine Geheimnisse“, sagte dieser und legte das Bild hin. „So, und auch komponiren thut man? Schau, schau — das sind ja ganz zierliche Dinger das; werd's dem Kaulbach sagen. — Er ist ja ein ganz verwetterter Junge Er — schau, schau, dies Madönneli — herzig, ganz herzig — auch der Bub ist brav — bischen verzeichnet, aber empfunden, empfunden. — Schleicht der Mensch heimlich dem Overbeck nach? Will wohl zum Schrandolf in die Heiligenfabrik? — Nein, jetzt Spaß beiseite, Kremplhuber, Ihr seid ein entsetzlich unpraktischer Kerl. Habe die Ansicht, dem Manne müsse geholfen werden ... Was, schon wieder die Moosdorf? — Aber jetzt, Kasian Kremplhuber, das ist ja der reinste Roman das ... will's ihr sagen.“ —

„Um Gotteswillen!“ schrie der Ueberfallene.

„Aha!“ sagte Junker Hans, „so? Also wirklich?“

Es lag viel heimlicher Spott, viel Gutmüthigkeit und viel Bedauern in dem schnellen Blicke, den er auf den armen Mitantikler warf.

„Lassen wir's gut sein, Kremplhuber“, sagte er und schritt an den Tisch.

„Schon wieder die kleine Isabella? — Und als Mater gloriosa im siebenten Himmel? dachte er und sagte dann plötzlich: „Hört, die Sachen nehm' ich mit, alle, wir wollen sie an den Mann bringen, oder vielmehr an das Weib; kenne ein Album — so groß —

paſſen hinein die Sachen. Jetzt aber kommt, iſt ſchwül hier. Hat der Menſch ächt ländlich ſittlich alle Fenſter verrammelt — kommt, kommt, gibt ein Gewitter auf den Abend — iſt glorios auf der Auerhöhe ... vorwärts!“ —

Alſo doch in den Franziskanerkeller? dachte Kaſian. Und mit ihm? — Mit ihm? — Es war viel für den ehrlichen Jungen; er öffnete den Mund zu einer Antwort, die er noch gar nicht wußte, focht wieder undeutlich mit den Armen und wußte nicht wohin ſeine Fäuſte unterbringen. Da ſah der Beſucher den Brief.

„Célèbre peintre Kremplhoubère? — Schau, ſchau, korreſpondirt der ſchon mit dem Ausland? — Immer unheimlicher der Mann, immer verwickelter ... hört“, rief er und pflanzte ſich hoch vor ihm hin. „Jetzt ſagt mir einmal ehrlich, ſeid Ihr der Kaſian Kremplhuber?“

„Ja, weiß Gott“, ſagte dieſer treuherzig.

„Seid Ihr nicht in Antwerpen geweſen?“

„Antwerpen? Ich? — Nein.“

„Rom?“

„O Rom!“ ſeufzte Kaſian.

„So, alſo in Rom beim Overbeck.“

„Aber Herr von Moos, was denken Sie denn? Ich war ganz gewiß nie in Rom.“

„Aber in Paris. Freunde dort? — Briefe von Delaroche — kenne die Handſchrift.“

„Warum nicht gar“, ſagte Kremplhuber und vermochte zu lachen, „ich weiß gar nicht woher dieſer Brief kommt, ich kann nicht franzöſiſch. — O, wenn Sie vielleicht ... ich weiß gar nicht“ ...

„Nehmen ihn mit und leſen ihn beim Bier. Vorwärts!“

„Ihr verſteht alſo nicht Franzöſiſch?“ fragte Vonmoos unterwegs.

„Nein, leider nicht.“

„Verwandte in Paris?“

„Keine Seele.“

„Teufelei.“

„Wie?“

„Warten. Wird auskommen. Morgen früh vor acht Uhr will ich die Bilder haben; verſtanden, Kremplhuber?“

„Nein — aber, nein, ich ... ſie ſind ja ſo ſchlecht, Herr!“

„Das verſteht Ihr nicht, Herr, ſeid unbeholfen, verdammt unbeholfen, wißt gar nicht, was in Euch ſteckt. Eine Schnecke ſeid Ihr, ewig zu Haus — ſo bringt Ihr's Euer Lebtag zu Nichts.

Rühren muß man ſich und unverſchämt ſein, ſonſt wird man zertreten. Verſtanden, unverſchämt? Probirt's nur."

„Ja, wenn man immer ſo einen bei ſich hätte, der's für einen ſein könnte, dann ging's ſchon; aber ich" ... dachte Kaſian. Doch ſpürte er auf ſeiner rechten Seite (er ging natürlich links von dem Schweizer) eine undeutliche Wärme, elektriſche Wärme; die rechte Seite hätte jetzt faſt unverſchämt ſein können; aber die linke, der ſchnöden Welt zugekehrte, die war wo möglich noch ſcheuer, gleichſam eingeſchlafen.

In der Briennerſtraße begegneten ſie Kaulbach. Ohne weiteres machte Kaſian Front und riß den Hut ab; Kaulbach und die Hofburgbewohner waren ihm identiſch.

„Tag, Meiſter Kaulbach, macht warm heut!" ſagte Hans von Moos im Vorübergehen, und legte zwei Finger an den Hutrand.

„Jeſus, Maria und Joſef, iſt das ein Menſch!" dachte Kaſian.

Eine lange Strecke vermochte er gar nichts mehr zu ſagen. Er kam ſich wie ein Schuſterjunge vor neben dieſem Menſchen, er hatte ein undeutliches Gefühl von Stiefelwichſen und Rockausklopfungsberuf. Er ſeufzte einmal über das andere. Wenn er nur erſt wieder daheim wäre, dann wollte er ſich in der Stille die Sachen zurechtlegen und überdenken.

Ja, er hatte Viel zurechtzulegen, als er endlich ſpät Abends ſeine Stube wieder erkletterte. Er warf ſich ſofort in ſein kurzes Bett und reckte krampfhaft wie Laokoon die langen Füße über den Bettrand hinaus.

„Ich komme nicht nach — ich — das Alles geht mir zu geſchwind. Wie nur der Menſch ſo ſicher leben kann und Alles ſo leicht anpackt wie einen Malſtock! — Was hat er geſagt? „Wir trinken ſpäter Brüderſchaft." — Ich dem Herrn von Moos Du ſagen? — Ich? — Nein, das geht nicht, das wär' mir a Gſchicht, nu! Geh weiter!" —

Kremplhuber zog die Beine hinein und wälzte ſich erſchrocken gegen die Wand. Er fand keine Ruhe, keinen Schlaf. Es wurde ihm ſiedendheiß.

„Daß ich doch die Mapp'n da hab' lieg'n laſſ'n ... Jetzt ſagt er's Ihr und macht mich zum G'ſpött ... jetzt iſt Alles aus, Alles, ich weiß es! Wenn ich nur nie nach München kommen wär', z'Haus wär's mir wohler g'weſ'n — ich paß' nit hieher, gar nicht — ich geh wieder hoam zu mein Muatterl" ...

Er ſeufzte tief und ſchloß feſt die Augen. Es ſummte und wallte in ſeinem heißen Kopfe, und alles Widerwärtige, was ihm

in seinem ganzen jungen Leben widerfahren, zog in photographischer Schärfe an ihm vorüber. Weiß wie ein Gespenst aber überflatterte dieser Pariserbrief die plagenden wirren Bilder. Ja, das war natürlich eine „Teufelei", da mußte der Aargauer Recht haben. Was stand in dem Briefe? — Eine Bestellung. Eine zwölf Schuh hohe und acht Schuh breite Himmelfahrt Mariä — und die sollte er malen für den Louvre und 40,000 Francs sollte er dafür erhalten.

„Krempelhuber", hatte Junker Hans gesagt, „in Zukunft braucht Eure Fäuste, wenn sie Euch wieder plagen. Dieser Brief kommt vom Schwarzwälder, der in Paris ist. Glaubt kein so dummes Zeug, Kasian. — Ihr erinnert Euch, es ist dies nicht das erste Mal, daß Ihr zum Besten gehalten werdet. Aber das muß anders werden. Haltet Euch an mich. — Dummes Zeug das. Wie könntet Ihr ein solches Bild malen. Ihr könnt ja noch gar nicht malen."

„Ach eben nicht", murmelte Kasian in seinem Bette. „Aber vierzigtausend Franken — wie viel Gulden sind das wohl ... vielleicht in Zukunft ... wart', Biermichel ... o Isabella! — Sie heißt also Isabella von Moosdorf? — Ja, die passen schon besser zusammen: er von Moos und sie von Moosdorf — ach ich bin ein Narr, ein vollkommener Narr ... o Muatterl, o Muatterl!" —

So rief Kasian, hüllte den Kopf in das Kissen und weinte aus Herzensgrund.

Wieder begann dagegen die sinnige Penelopeia:
„Fremdling, gewiß doch Träume, die sinnlos reden und eitel.
Gibt es, und nicht geht Alles den Sterblichen einst in Erfüllung.
Denn es sind zwo Pforten der luftigen Traumgebilde:
Diese von Elfenbein und jen' aus Horne gefertigt.
Welche nun gehn aus der Pforte geschliffenen Elfenbeines,
Solche täuschen den Geist durch wahrheitlose Verkündung:
Aber die aus des Hornes geglätteter Pforte hervorgeh'n,
Wirklichkeit deuten sie an, wenn der Sterblichen einer sie schauet.

Ja, die Träume!

Sie waren sehr geschäftig in dieser Sommermondnacht, das luftige tolle Gesindel. In ganzen Schwärmen flogen sie um das Lager des thränenreich Entschlummerten, und die der elfenbeinernen Pforte entflogenen summten und tönten ihm vor von Erreichung hoher und höchster Kunstideale, von blendender und goldschimmernder

Zukunft, von Orden und Ritterwürden und von einem Schlößlein im Wald an der wildſchäumenden Iſar, o, noch viel romantiſcher und reicher als Schwanthalers Schwanegg — von fröhlichen Banketten mit der Elite der Kunſtwelt, und von der reizenden ſchwarzäugigen Iſabella, die ſo liebenswürdig die Honneurs machte — und von dem langen blonden Herrn von Kremplhuber, der dem Junker Hans vertraulich auf die Schulter klopfe und lächelnd zu ihm ſage: „Na, gelt jetzt, Hans!“

Und dann kam ein einziges kleines Traumgeſchöpflein aus der hörnenen Pforte, ein ernſthaftes Ding, das ſetzte ſich zu Häupten des Schlafenden und wisperte ihm zu: „Ich komme aus der Ludwigsſtraße, wo die Fontainen ſprudeln, und ich habe Ihr erzählt von dir, wie du ein lieber, langer, unbehülflicher Kaſian ſeieſt und eine grundehrliche Haut, und ſie ſollte dich nur recht lieb haben und“ ...

Da flog es wieder davon, denn es hatte in der Ludwigsſtraße etwas zu ſagen vergeſſen.

„Er hat geweint“, flüſterte es der kleinen Baroneſſe in's Ohr — „er hat geweint, und dann hat er gelächelt, denn meine Geſchwiſter haben ihm viel Goldenes vorgegaukelt und ich hab' ihn getröſtet — und ſei nur kein thöricht Kind und horch' nicht was die Welt ſagt — folge deinem Herzen — du haſt jenen Blick doch nicht vergeſſen, jenen ſcheuen, ehrfurchtvollen, ſanften, blauen Blick in der Allerheiligenkapelle“ ...

Und fort flog das Traumkind, und die kleine Iſabella ſchlug die großen traumſchweren Augen auf und richtete ſich empor in den ſeidenen Kiſſen — und die Brunnen rauſchten und der Mond ſpielte in's Gemach, und es war viel heimlich, duftig Treiben dieſe Nacht in der lauen Sommerluft zwiſchen der Auguſtenſtraße und der Ludwigſtraße, und als die Sonne kam und die kleine Baroneſſe in ihren Garten ging, da ſagte ſie: „Bitte, hab' ich nicht dieſe Nacht von jenem langen Maler geträumt? Ich will doch den Schweizermaler fragen, ob er ihn kenne.“

War das, weil ſie geſtern den Sommernachtstraum geſehen und die Mendelſohn'ſche Muſik dazu gehört hatte im Hoftheater?

Traue den Träumen nicht, Iſabella, nicht denen, die durch das Elfenbeinthor fliegen und — ach den andern auch nicht, es iſt Alles eitel Irrſamen, und denk' an das Kräutlein:

„Mädchen nennen's: Lieb' im Müßiggang.“

Karl Morel.

Karl Morel von Wyl, Kt. St. Gallen (ein Neffe von P. Gall Morel) wurde im Jahr 1823 geboren. Von früher Kindheit an hatte sein gebrechlicher Körper mit Leiden der schwersten Art zu kämpfen, während seine Feuerseele schon im Knabenalter sich allem Großen und Schönen zuwandte. Er brachte seine Jugend in St. Gallen zu und besuchte, soweit es ihm vergönnt war, die dortigen Lehranstalten; aber leider mußte er den größten Theil der schönen Jahre, in denen sich der Knabe zum Jüngling entwickelt, im einsamen Krankenzimmer zubringen, und es blieb ihm vom langen Krankenlager auch ein etwas verkürztes Bein zurück, so daß ihm der Stock zum steten Begleiter für die ganze Lebensdauer angewiesen war. Daß soviel Mißgeschick die Lauterkeit seiner Anschauung und die Harmlosigkeit seines Gemüthes nicht trübte und verbitterte, ist ein vollgültiger Beweis, daß Morel ein guter Mensch war, daß ein gesundes Herz und eine reine Seele in ihm wohnte. Geistig gereifter und kräftiger als Mancher, der den gewöhnlichen Bildungsgang durchgemacht, bezog er, erst als er schon in die zwanziger Jahre getreten, die Universität Heidelberg, wo er sich mit Eifer auf philosophische und historische Studien warf.

„Aber diese friedlichen Bahnen", schreibt Dr. Jak. Frey in einem kurzen Nekrolog über den verstorbenen Freund, „sollten nur zu bald durch die Tagesereignisse gekreuzt werden. Die französische Februarrevolution von 1848 trieb ihre hochgehenden Wogen rasch über den Rhein herüber und es ist leicht begreiflich, daß sich der schnell erregbare Morel tief in diese Wogen niedertauchte. Die Universitätsstadt Heidelberg hatte damals manchen begeisterten Redner aufzuweisen; aber an Energie des politischen Gedankens wie des oratorischen Ausdruckes wurde Morel von Keinem erreicht. Wo es galt, die Massen zu elektrisiren, da mußte der „kleine Schweizer" auf die Tribüne, und seine Worte zündeten wirklich wie elektrische Schläge. Das mußte er aber dann auch erfahren, als der politische Rückschlag eintrat. Der kecke Fürsprecher einer deutschen Republik konnte froh sein, die schützenden Grenzen seiner heimatlichen Republik zu erreichen, ehe ihm in den Zellen Bruchsals oder den Kasematten Rastatts von Staates wegen Quartier angeboten wurde."

In die Schweiz zurückgekehrt erhielt Morel die Stelle eines ersten Sekretärs des jeweiligen Bundespräsidenten oder des politischen

Departements. Allein, als in Folge der ſich immer mehr erhebenden Reaktion in Deutſchland die dortigen republikaniſch Geſinnten ſich in ſo großen Flüchtlingsſchwärmen nach der Schweiz warfen, daß dieſe zur Wahrung ihrer Neutralität verſchiedene Maßregeln ergreifen mußte, die vielfach als eine Beſchränkung des Aſylrechtes aufgefaßt wurden, ſo geriethen die Sympathieen Morel's mit ſeiner amtlichen Stellung in Widerſpruch; er ſchied aus derſelben, bekleidete eine Zeit lang die Stelle eines Lehrers der Geſchichte an der Kantonsſchule in Bern, wendete ſich aber mehr und mehr einer ausſchließlich literariſchen Thätigkeit und namentlich einem umfaſſenden Quellenſtudium der neuern Schweizergeſchichte zu. Es erſchien von ihm ein Bändchen lyriſcher Gedichte, ſpäter das Drama „Struenſee", das in St. Gallen und auf einigen andern Bühnen zur Aufführung gelangte; Ende 1856 ging Morel für einige Zeit nach St. Gallen, übernahm dann die Redaktion des „Winterthurer Landboten" und trat 1862 als Dozent der Schweizergeſchichte an der Hochſchule und dem Polytechnikum in Zürich auf.

Obgleich nur Vorläufer eines umfaſſendern geſchichtlichen Werkes, dürfen und müſſen die drei Monographien Morel's „die Schweizerregimenter in Frankreich", „Karl Viktor v. Bonſtetten" und „die helvetiſche Geſellſchaft" als weſentliche und bleibende Bereicherungen der hiſtoriſchen Literatur der Schweiz angeſehen werden. Leider entſank ſeiner ſterbenden Hand das Hauptwerk ſeines Lebens, eine Geſchichte des Untergangs der alten Eidgenoſſenſchaft und der Wiedergeburt derſelben in drei Bänden, für welche er Jahre lang die umfaſſendſten Studien gemacht. Plan und Entwurf dazu verſprachen Ausgezeichnetes; ohne Zweifel hätte Morel in dieſem Werke den ganzen Umfang ſeines Wiſſens und die ganze Gluth ſeiner Vaterlandsliebe zur Darlegung gebracht und zwar, wie anzunehmen iſt, mit einem Verſtändniß ſeiner wichtigen Aufgabe und mit einem Reichthum von Darſtellungsmitteln, die ohne Zweifel nicht ſo bald wieder in einem Andern ſich vereinigt finden.

Karl Morel's Aeußeres war auf den erſten Anblick keineswegs beſonders gewinnend; aber an ſeinem freien, lebendigen Geiſt und ſeinem warmen Herzen gingen verwandte Seelen auf und waren für immer gefeſſelt. Zu ſeiner nähern Charakteriſtik führen wir an, was J. S. (Dr. Joh. Scherr?) gleichfalls in einem Nekrolog über Morel als Menſchen ſagt. „In Wahrheit, ſchreibt er, es iſt kaum eine Uebertreibung, zu ſagen, daß er bis zu ſeinem Tode ein Kind geblieben. Hieraus ſind auch die Schattenſeiten ſeines Weſens zu

erklären: das sanguinische Aufflackern und Strohfeuerleuchten, eine nicht selten sich zeigende Unstätheit und Zerfahrenheit, die allzu große Abhängigkeit von augenblicklichen Eindrücken und Einfällen und endlich ein Mangel an Takt, welcher mitunter sogar seine besten Freunde hätte verletzen können, falls sie eben nicht eingedenk geblieben wären, daß die Anfangszeile des schönsten Liedes, welches Morel gedichtet — und es ist ein vollendet schönes — die Worte: „Wie schäumt und braust der junge Most!" gewissermaßen für die Devise seines Lebens gelten können. Das Gemeine, welches einen so ungeheuren breiten Raum auf unserer Erde einnimmt, hatte für Morel gar keine Bedeutung. Er ist bis zu seinem Tod ein naiver Idealgläubiger geblieben, durchweg des Lebens heller Seite zugewandt, ein standhafter Optimist, voll Hoffnung auf die Zukunft der Menschheit, voll Erbarmen für alles menschliche Leiden. Er hätte mit der Antigone des Sophokles sagen können:

„Nicht mitzuhassen, mit zu lieben bin ich da!"

und seine Freunde werden niemals des schönen Feuers vergessen, womit er im geselligen Kreise, sowie irgend eine die höchsten Interessen und letzten Ziele der menschlichen Gesellschaft berührende Frage zur Sprache kam, sein herzliches „Unterstützt! Unterstützt!" herausrief ..... Rein, selbstsuchtslos und hoch hat die Flamme seines Patriotismus gebrannt. Allein es gereichte ihm zur Ehre, daß seine Vaterlandsliebe über alle Kleinlichkeit und Engherzigkeit erhaben war und sein Blick über den Umfang der Schweiz weit hinausreichte. Wo immer in der Welt ein großer und edler Gedanke auftauchte, da dachte er ihn mit; wo immer für die gute alte und ewig junge Sache der Vernunft und Freiheit eine Anstrengung gemacht wurde oder ein Schlag geschah, da war sein Herz dabei. Es hat mich tief erschüttert, als der arme Lazarus — denn ein solcher war er geworden — bei meinem vorletzten Besuch an seinem Leidenslager mit schmerzlicher Entrüstung über die deutschen Verhältnisse sich ausließ. Schon war sein Auge halb gebrochen, seine Stimme röchelnd; aber dieses schon in der unerbittlichen Hand des Todes zuckende Herz schlug noch immer im Dienste des Rechtes und der Humanität. Die alltägliche Kunst, sich geltend zu machen, hat er nicht verstanden. Um dieselbe zu lernen und zu verstehen, waren sein Sinn und sein Rücken viel zu gerade. Wir wollen ihn darum nicht tadeln, im Gegentheil! Denn biegsame Sinne und biegsame Rücken gibt es ja hinlänglich viele in dieser sublunarischen Welt!"

Karl Morel starb den 19. April 1866. Seinen Freunden, zu

denen auch während zweiundzwanzig Jahren der Herausgeber dieſes Werkes gehörte, wird er unvergeßlich bleiben.

Gedichte von Carl Morel. St. Gallen. Verlag von Iwan Tſchudi. (Scheitlin und Zollikofer.) 1852.

Struenſee. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Karl Morel. St. Gallen. Scheitlin und Zollikofer. 1860.

Schiller, in ſeinem Entwicklungsgang geſchildert. Feſtrede, gehalten an der Schillerfeier in St. Gallen von Karl Morel. St. Gallen. 1859.

Zerſtreute Gedichte und kritiſche Aufſätze in verſchiedenen Zeitſchriften. Hiſtoriſche Schriften.

Die ſchöne Harmonie von Geiſt, Phantaſie und Empfindung in den lyriſchen Gedichten Morel's verleihen denſelben, abgeſehen von ihrer hübſchen Form einen hohen Werth. Es iſt der ganze und volle Ton einer freien und edlen Menſchlichkeit, der hier erklingt; wie die kryſtallene Welle eines ſchönen Fluſſes rauſcht ſein Lied kräftig und friſch dahin, und was es rauſcht und was es ſingt, iſt ächte Poeſie, weil es innerlich erlebt iſt und aus einem klar und melodiſch empfindenden, großen Herzen ſtrömt. Die herrlichen Gedichte „In die Berge“ und „Montreux“ ſind wohl Morel's vollendetſte Poeſien.

Weniger iſt dem Dichter das Drama „Struenſee“ gelungen, und er hat damit die frühern Bearbeitungen dieſes ächt dramatiſchen Stoffes nicht übertroffen, ja kaum in einzelnen Schönheiten erreicht. Die hiſtoriſchen Expoſitionen ſind zwar überall klar und beſtimmt; aber die Handlung iſt aus dem Gebiete der geſchichtlichen Thatſachen zu wenig in den Aether der Poeſie hinaufgerückt. Der Dialog iſt öfters fein, geiſtreich und witzig, bisweilen aber auch zu rhetoriſch und ſelbſt trivial. Das Verhältniß der entſchloſſenen und großdenkenden Königin zu Struenſee iſt zu ſehr in den Hintergrund geſtellt, um uns die ganze tragiſche Wucht des Schickſals, welches dieſe Menſchen aus einander reißt und ihre Schöpfungen zerſtört, hinreichend empfinden zu laſſen; die Frauencharaktere ſind ſehr ſchwach, und vor allem iſt Struenſee zu ideal, zu burſchenſchaftlich offen dargeſtellt; er kopirt in etwas Schillers „Marquis Poſa“ und karrikirt ihn zugleich. Die Scene Struenſee's mit dem jüngern Bernſtorff im Kerker erinnert an die Kerkerſcene im „Egmont“. Daß Struenſee in Verſen deklamirend zum Tode abgeht, paßt wohl eher für einen idealen politiſchen Schwärmer, aber nicht für einen Staatsmann, deſſen Sturz zum großen Theil aus ſeinen Charakterfehlern hätte motivirt werden ſollen. —

Weinlied.

Schenk' ein, ſchenk' ein, ſchenk' ein
Den lieben, gold'nen Wein!
Er lag da drunten klaftertief
Im kalten dunkeln Keller und ſchlief
Und träumte, ja träumte von ferner Zeit,
Wie er als Traube der Welt ſich gefreut.
Schenk' ein, ſchenk' ein, ſchenk' ein
Den lieben, gold'nen Wein!

Sag' an, ſag' an, ſag' an,
Was er unten dachte und ſann?
Er dachte, wie er auf Bergeshöh'n
Umrankt mit Laub ſo grün und ſchön,
Wie er ſo behaglich die Welt ſah an
Und Thau getrunken — und ſonſt nichts gethan.
Schenk' ein, ſchenk ein, ſchenk' ein
Den lieben, gold'nen Wein

Sprich fort, ſprich fort, ſprich fort,
Wie ging es der Traube dort?
Und als die Traube ſaftig und rund,
Da dachte ſie: „du haſt genug jetzund,
Du haſt genoſſen dein Lebensglück
Und mußt jetzt in die Tiefe zurück.“
Schenk' ein, ſchenk' ein ſchenk' ein
Den lieben, gold'nen Wein!

Und jetzt und jetzt und jetzt,
Wie ging's der Traube zuletzt?
Mit ſeinem Meſſer der Winzer ſchritt
Und die ſaftige Traube vom Stocke ſchnitt.
Ihr Todesmuth war groß, gewiß;
Sie wäre geſtorben auch ohnedies.
Schenk' ein, ſchenk' ein, ſchenk' ein
Den lieben, edlen Wein!

O weh, o weh, o weh,
Wie ſchmerzt mich, was ich ſeh';
Es iſt ein großer Todtenſchrein,
Man wirft die Trauben alle hinein,
Man preßt und ſtampft und drückt ſie todt,
Sie ſchwimmen in ihrem Blute roth.
Schenk' ein, ſchenk' ein, ſchenk' ein
Den lieben, edlen Wein!

Juhe, heidi, heida!
Weiß beſſer, was geſchah.
Vom Leib hat ſich der Geiſt getrennt,
Und lebt, ein ewig Element.
D'rum trinkt und ſingt und ſeid geſcheidt,
So hat der Wein Unſterblichkeit!
Schenk' ein, ſchenk' ein, ſchenk' ein
Den lieben, gold'nen Wein!

Was dem Herzen wohl thut.

Schon dämmert die Nacht, ſchon bricht ſie herein
Und die Bäume ſchränken ſich dichter,
Doch hell in der Flaſche noch funkelt der Wein,
Es leuchten die frohen Geſichter,
Und es lacht das Auge in Zechergluth,
Denn der funkelnde Wein thut dem Herzen gut.

Komm, Liebchen! ich will nicht die kleine Hand,
Deine Locken vom Aug' ich dir ſchiebe;
Dein leuchtendes Auge hat mich gebannt,
Das ſtrahlende Auge der Liebe.
Ich bringe dir die geweihte Flut,
Denn der funkelnde Wein thut dem Herzen gut.

Ja das Beſte von Allen das iſt doch das Herz,
Beſtändig im wechſelnden Leben;
So ſtark in der Luſt und ſtärker im Schmerz

Und mächtig in redlichem Streben
D'rum her mit der Traube ſonnigem Blut,
Denn der funkelnde Wein thut dem Herzen gut!

Dämmerung.

Es kommt die ſchwarze Nacht herauf
Vom Tannenwald geſchritten
Und will den gold'nen Abendſchein
Mit Dunkel überſchütten.

Sehnſüchtig ſchaut die Erde nach
In dämmerhafte Ferne
Und ahnet hinter'm Dunkel nicht
Der Liebe ew'ge Sterne.

Sie hüllt ſich in ihr graues Kleid,
Thau netzet ihre Wangen,
Und ſeufzt: „Du goldner Sonnenſchein,
Was biſt du untergangen!“—

Sommermittag.

Im Sonnenſcheine liegt die Welt,
Still iſt es in den Zweigen,
Und hinter'm leuchtenden Felſenhaupt
Duftige Wolken ſteigen.

Sie ruh'n in heiter'm Frieden dort,
Und klare Himmelsbläue
Umſpannt die ganze ſchöne Welt
Zu ſel'ger Schöpfungsweihe.

Der Vogel träumt im grünen Laub,
Es treibt der Zweig am Baume,
Es ruht die ganze ſchöne Welt
In einem ſüßen Traume.

Und um mein Auge webt's und ſpielt's,
Wie wenn's im Traume ruhte;
Wie iſt mir doch in meiner Bruſt
So ſommerlich zu Muthe.

Erinnerung.

Die Abendröth' leis und leiſer
Schmiegt ſich an grüne Tannenreiſer,
Es flammt und grünt der ernſte Baum
Er ſinnt noch einen Jugendtraum.

Durch's Auge bis in's Herz hinein
Schleicht ſich der freundliche Abendſchein
Und weckt, — was beſſer unten bliebe,
Verſchwund'nen Lenz, verlorne Liebe.

Nacht.

So ſtiller Friede rings umher,
So ruhig ſtehn die Bäume;
Das ſcheue Mondlicht liegt ſo leis,
Als ob's auf Blumen träume.

Die Sterne glänzen mild und ernſt,
Als ob vor Gott ſie träten,
Und tief in meiner Seele drin
Iſt mir's, als müßt' ich beten.

In die Berge.

In die Alpen hinein, in das ſchöne Land,
In der Berge dunkelſchattige Wand!
In die Alpen hinein, in die ſchwarze Schlucht,
Wo der Waldbach toſet in wilder Flucht!

Hinauf zu der Matte warmduftigem Grün,
Wo ſie blüh'n
Die rothen Alpenroſen.

Schon ſchließen die ſtarren Wände mich ein,
Es tropft der Quell vom grauen Geſtein;
Der Tannzweig peitſchend die Welle ſchlägt,
Der Sturm hat die Nadeln hinweggefegt.
Und oben, hoch in den Lüften, kreiſt,
Wie der Wildniß Geiſt,
Der graue Lämmergeier.

Und enger und enger ſchließt ſich das Thal;
Nur oben ein blauer Streifen ſchmal.
Da ſchießt hervor aus dem feuchten Geſtein
Der Bach und ſtürzt in die Schlucht hinein.
Ich klimme hinauf — und aus Waldesnacht
Hat mich angelacht
Duftweiche Alpenweide.

So ruh' ich träum'riſch im warmen Grün,
Seh' die Wolken hoch oben am Himmel zieh'n,
Hör' unten tief in des Waldbach's Toſen
Das helle Vogelgezwitſcher koſen.
Und — ein Bote aus ſtillem Wunderreich —
Anſchmiegt ſich weich
Die rothe Alpenroſe.

Verrathenes Geheimniß.

Geh' ich über Feld und Wald,
Geh' ich ganz alleine,
Doch die Vögel wiſſen bald,
Was ich ſinn' und meine.
Horch! was haben ſie geſagt?
„Burſche, nimm dein Herz in Acht“
Das iſt doch eigen!

Springen in die Welt hinein
Lebensfriſche Quellen,
Meine Blume werf' ich drein,
Haben doch die Wellen
Nicht gedankt und nur gelacht:
„Burſche, nimm dein Herz in Acht!“
Das iſt doch eigen!

Schau, da winden ſich durch's Thal
Duft'ge Roſenhecken,
Doch die Roſen allzumal
Flüſtern ſchlau und necken:
„Helle Gluth iſt ſchon entfacht;
„Burſche nimm dein Herz in Acht!“
Das iſt doch eigen!

Hab' es Keinem doch erzählt;
Iſt Geheimniß blieben.
Und doch weiß die ganze Welt
Mein geheimes Lieben,
Und ich hab's mit keinem Laut,
Keiner Seele doch vertraut!
Das iſt doch eigen!

Der Sennerin Klage.

Das Hackbrett klingt und die Geige tönt
Und das Völkchen dreht ſich im Kreiſe;
Des Bräutchens Schläfe iſt gekrönt
Mit grünem Myrthenreiſe.
Ich ſitze daneben in ſtummer Ruh'
Und ſehe dem frohen Treiben zu.

Und wilder und wilder tobt der Tanz;
Es zittern Boden und Wände;
Der frohe Burſche zerdrückt den Kranz.
Es flochten ihn meine Hände;
Und als ich ſie ſtattlich zum Kranze vereint,
Da hab' ich ſtill in die Blumen geweint.

Die Blumen liegen am Boden, erdrückt,
Es war ein kurzes Blühen,
Der Wilde hat das Kränzlein geknickt,
Die erſten Blumen, die frühen;
Gebrochen ſind die Zarten im Nu,
Und ein warmes, treues Herz dazu.

Schickſal.

Wie biſt du doch, o Menſchenſeele,
Ein wunderbar beweglich Weſen!
Bald reißt dich's ſtürmiſch in's Leben hinaus,
Es drängt und wogt im wilden Herzen,
Als gält' es, neue Welten zu finden;
Bald ſcheu und klagend
Wie kühler Nachtwind,
Der um zerfall'ne Mauern ſtreift
Und um welke Roſenblätter;
Bald kühn und trotzig
Bereit, die eiſerne Laſt zu heben,
Die über den Geſchlechtern liegt,
Und wieder furchtſam, ſchüchtern wie ein Kind,
Das in der Mutter faltiges Gewand
Das erſchrock'ne Auge birgt.
Es führen die Menſchen
Ein qualvoll Leben,
Ein ewiges Suchen,
Ein ewiges Streben,
Und keine Ruh' und kein Friede. —
Im Kampfe mit der ſpröden Welt
Arbeitet ſich müd' das Menſchenherz,
Und wenn es dann, gebrochen und matt,
Aus Sturm und Kampf hervor ſich bricht,
Das Unvollendete, Unentſchiedene
In lichtern Kreiſen auszubauen,
Und wenn die Hoffnung,
Die liebvoll-ſorgliche Freundin,

Ihm dort die ſiebenfarbige Brücke zeigt,
Die hinüberführt in's Geiſterland,
Ach! vor des Mannes ernſtem Blick
Verſchwindet in eitel Nebel und Dunſt
Die ſchöne, farbige Täuſchung.
Es haben die Götter
Nur wenig Sterblichen verliehen
Die Lebenskraft, die unendliche,
Zum Ganzen ſich harmoniſch auszubauen,
Die Welt, die Gottheit ruhig aufzunehmen
In's eig'ne Herz und das Getrennte
In rein geſtimmter Seele zu verbinden:
So in unſterblichem Genuß
Die kurzen Stunden ſelig hinzuleben:
Denn auch an ihre Sohlen heftet ſich
Der Ungeſättigten, Unbefriedigten,
Der Millionen
Sehnſucht und Klage,
Und nagt wie Mehlthau an der Lebensblüthe.
Ein wunderbar Geheimniß,
Ein ungelöstes Räthſel
Herrſcht über der Menſchen Schickſal,
Und Wenige ſuchen es zu löſen;
Doch wehe dem, der an den Pforten rüttelt,
Die ihm ein unbefriedigt Daſein ſchließen,
Denn - mit dem Wiſſen von des Lebens Inhalt,
Dem höchſten Rechte einer Menſchenſeele,
Spielt höhniſch die Macht der Welt
Und greift mit rauher, eiſerner Hand
In den farbigen Flügelſtaub
Des Schmetterlings Humanitas.

Neuer Frühling.

Wach iſt die Welt durch's Licht geworden
Und ſtrebt dem ſchönſten Leben zu,
Die Vögel fliegen aller Orten,
So wand're, junges Herz, auch du! —

Soll ich den Vogelflug euch deuten? —
Es heißt: „Hinaus in Feld und Hain!“
Hinaus! die Maienglocken läuten
Uns all' den ſchönen Frühling ein.

Wach iſt die Welt durch's Licht geworden
Aus dunkelm Traum und träger Ruh',
Und webt und ſtrebt an allen Orten
Dem neuen Geiſterfrühling zu.

Reſignation.

Was ſinnſt du, Herz, und kümmerſt bang
In dunkeln Mitternächten,
Als rauſchte dir der Glockenklang
Glückſel'ger Tage Abſchiedsſang,
Verfallen finſtern Mächten?

Sie rauſchen da, ſie rauſchen dort
Im ernſten Wechſelſpiele,
Und reißen in dem Strome fort
Des Herzens unbewachten Hort
Beglückender Gefühle.

Laß ziehen, was nicht bleiben will!
Du kannſt es nimmer halten;
Kehr' ein in's Herz und harre ſtill —
Dort bleibt des Guten noch ſo viel,
Um ſchön ſich zu entfalten.

Was zu verlieren du geglaubt,
Du haſt es nie beſeſſen;
Der Kranz, der einſt geſchmückt dein Haupt
Und den der erſte Sturm entlaubt,
Er bleibe dir vergeſſen.

Nicht trübe dir den heitern Blick
Solch ſchmerzliches Verlaſſen,

Gib es dem Schickſal gern zurück,
Um jenes, was dir blieb vom Glück,
So feſter zu umfaſſen.

Und ob die Roſen all' verblüh'n,
Das Schifflein flieh' zur Ferne
Mit deiner Hoffnung Schätzen d'rin -
In dunkler Nacht am hellſten glüh'n
Der Liebe ew'ge Sterne.

Laß ziehen, was nicht halten will!
Fremd wär' es, wenn's auch bliebe:
Kehr ein in's Herz und harre ſtill
Und halte feſt, wie's kommen will,
O Herz an deiner Liebe.

Melancholie.

Wie lieb' ich dich, du Zeit der Dämmerung,
Wenn's Abendroth der Gletſcher leis verglüht,
Von jenen Tagen, da ich froh und jung,
Singt mir Erinn'rung dann ihr Vesperlied.

Ach Alles, Alles geht mit ihm zur Ruh',
Manch ſchönes Glück, des Lebens Morgenſchein,
Mit ſchwarzem Schleier deckt die Nacht es zu,
Und ich bin wiederum, wie ſonſt, allein.

Da weht's mich an, wie friſcher Frühlingswind,
Wie neuen Lebens Wiederſehensgruß,
Durch kahle Aeſte ſchleicht es leis und lind,
Als naher Lenzestage Vorgenuß.

Doch ſchleicht die Zeit ſo langſam, todesmatt —
Und plötzlich reißt ein Windſtoß, wild empört,
Vom Baum herab ein letztes welkes Blatt,
Das in den neuen Lenz nicht mehr gehört.

Montreux.

Wie brauſt der junge Moſt im Faß
Wie ſchäumt er an die Wände,
Und kämpft und ringt ohn' Unterlaß
Zum goldig-klaren Ende.
Wohl thut's ihm, daß ein mächtig Band
Ihn eiſern hält umſchlungen,
Sonſt wär' die dürre Bretterwand
Am jungen Muth zerſprungen.

Zerronnen wär' das edle Naß,
Ein unbefriedigt Ende;
Nun ſcheiden ſich im dunkeln Faß
Die wilden Elemente.
Schon mildert ſich die kecke Fluth,
Zu Grunde ſinkt die Schwere
Und kampfesfrei und ſelig ruht
Die geiſtdurchhauchte Klare.

Da klingt des Lebens gold'ner Ton
Hinan die dunkle Zelle
Und heiter quillt zum Lichte ſchon
Der göttliche Geſelle.
In gold'ner Welle wallt er vor
Mit eilendem Verlangen;
Auf ſchließt ſich ein kryſtallen Thor,
Ihn feſtlich zu empfangen.

Wie anders iſt ihm jetzt zu Muth,
Als da er ſaß im Dunkeln,
Da jetzt auf ihn in heil'ger Gluth
Zwei Augenſterne funkeln.
Ob's ſtille Ahnung in ihm war?
Er hat's erkennen müſſen,
Und ſchickt hinauf die Perlen klar,
Den Menſchengeiſt zu grüßen.

Und nicht verloren bleibt der Wink
Zu ſolcher guten Stunde;
Es hebt der Zecher keck und flink
Die Fluth empor zum Munde.
Und wie ſie duftig ihn umweht.
Wie lacht der kühne Freier,
Und ohne Zaudern er begeht
Die ſel'ge Hochzeitfeier.

Aus „Struenſee".

Fünfter Aufzug.

Kerker. Frühe Morgendämmerung.

Vierter Auftritt.

Struenſee am rechten Arm und rechten Fuß gefeſſelt, hebt ſich von einem neuernen Sitze auf, auf dem er beim Aufziehen des Vorhangs in halbliegender Stellung ſich befand. Später: **Bernſtorff. Kerkermeiſter.**

Struenſee.

Das iſt ein hartes Lager. An unholden
Ort haben meine Feinde mich gebettet;
Wie einen Todten mögen ſie mich ſchon
Betrachten, da in dieſes feuchte Grab
Sie mich geſchloſſen. — Wahrlich eine Gruft
Muß ich dich nennen, d'rin viel herrliche
Hoffnungen ruh'n, entwurzelten Bäumen gleich,
Die einſt ſo ſelig ihre Wipfel wiegten
Im friſchen Morgenwinde. Hingeſtreckt
Erwarten ſie des Förſters ſcharfe Art,
Die ganz ſie von der mächtigen Wurzel trennt,
Ein aufgegebenes Leben.
Wie ſeltſam ſpielſt du, Schickſal, mit uns Menſchen!
Du ſchonſt des Kindes zarten Leib und brichſt
Des Mann's erhab'ne Stärke, läßt den Thoren
Verbunden mit dem Böſewicht gedeihn
Und trifft unhold des Geiſtes treuen Werkmann,
Der für die Wahrheit kämpft und treu ausharrt
Bis an das dunkle Ende.

Fahr' hin, du ſchöner Traum, der noch im letzten
Seligen Augenblick ſo leuchtend nahte,
Bis ihn die Nacht, der Menſchen Feindin einhüllt'
Zum trüben, ſchwarzen Ende. — Ach, und Ihr,
Treue Genoſſen meines hohen Strebens,
Wohl werdet Ihr jetzt auch in Feſſeln liegen,
Weil ihr den Sieg der Menſchlichkeit geglaubt
Ueber hartherz'gen Despotismus. Nein!
Die Menſchen können nicht das Licht ertragen,
Wenn es in vollem Strome ihnen naht.
Es zucken nur im Unglück einzle Strahlen
In ihnen auf, ſo wie am rauhen Schlag
Die Funken aus den harten Kieſeln fliegen,
Und doch war der Gedanke himmliſch ſchön,
Zur Freiheit und zum Glücke ſie zu führen,
Aus Druck und Elend.
Doch unbarmherzig ſind des Lebens Mächte,
Und wehe dem, der mit verwegner Hand,
Eingreift in ihren feſten, trägen Gang,
In neue Wege ſie zu reißen wähnend.
Zerſchmettert wirft den Kecken es zur Seite
Und wandelt ſeine ew'gen Bahnen fort.

(Fällt in tiefes Sinnen; bald hört man den Riegel zurückſchieben. Der junge Bernſtorff tritt ein.)

Struenſee
(ſieht auf).

Was ſehe ich? Sie ſind's, mein junger Freund!
Da nehmen Sie die linke Hand, die freie,
Denn meine rechte iſt gefeſſelt.

Bernſtorff.

Struenſee!
O daß ich ſo Sie finden muß. Mit Freuden
Gäb' ich mein Leben, könnt' ich Ihre Freiheit
Damit erkaufen.

Struenſee.

Lieber Freund! Wer nicht
Dem Tode kühn in's Auge ſchauen kann,
Verdient auch nicht zu leben. Und ich glaube,
Daß ich mich brav gehalten habe.

Bernstorff.

Treu
Habt Ihr der Menschen höchstes Gut vertheidigt,
Und nicht in offnem Kampf seid Ihr besiegt.
Heimtückisch schlichen sie heran, von hinten
Die Schlinge um den stolzen Nacken werfend.

Struensee.

Wissen Sie auch, was sie im Sinne tragen?

Bernstorff.

O Struensee, verlangen Sie von mir nicht,
Daß ich das schrecklich Nahe Ihnen künde.

Struensee.

Das sagt genug. Ich bitte, sei'n Sie ruhig,
Mein lieber Bernstorff, ruhig werd' auch ich
Im allerletzten Augenblicke sein.
Wissen Sie etwas von der Königin?

Bernstorff.

Fast hätte ich's vergessen, daß hieher
Ich eilte, um Euch eine letzte Botschaft
Von ihr zu überbringen.

Struensee.

Von der Königin?

Bernstorff.

Fräulein v. Euben brachte dies Billet
Zu mir in dieser grauenvollen Nacht.

Struensee.

Gebt her (preßt das Billet an den Mund). Dank Euch!
Das ist mir süße Labung
In dieser bittern Stunde. Ja, ihr seid's,
Ihr theuern, feinen Züge meiner Guten.
O jede Silbe lasset mich genießen. (Liest.)

„Lebt wohl, auf ewig, theurer Struensee!
Jetzt darf ich's Euch im letzten Augenblicke,
Da wir wie sel'ge Geister fast verkehren,
Wohl sagen, daß der tiefste Schmerz in meinem
Leidvollen Leben Euer Schicksal ist,
So wie auch, daß mir der Gedanke

An Euch Erinn'rung meines schönsten Glückes ist.
Zum letztenmale grüßt Euch treu Mathilde."
Ich hoffte, theures Weib, für dich zu leben,
Nun wandelst du den Tod in Seligkeit.
Dank dir! — — Doch sagt mir, lieber Bernstorff,
Ist sie gefangen? Kennen Sie Ihr Schicksal?

Bernstorff.

Man hatte Schlimmes für sie ausgesonnen,
Doch hat der englische Gesandte sich
Für sie verwendet.

(Man hört ein dumpfes Rollen.)

Struensee.

Was ist das? Der Ton,
Er macht in Herzenstiefe mich erzittern.

Bernstorff.

Es wird die Königin sein, die unter sich'rer
Bedeckung wird nach Kronenburg geführt.
Bereit war schon der Wagen, als ich kam.

Struensee.

Ich hab's geahnt. Leb' wohl, leb' wohl, Mathilde,
Auf ewig lebe wohl!

Bernstorff.

Ach, Euer Schmerz
Zerreißt die Brust mir.

Struensee.

Ich will ruhig sein.
Der Schlag kehrt nicht zum zweitenmale wieder. —
So sagt mir doch, was fangen sie jetzt an?
Ist's wahr, was Köller mir mit Hohngelächter
Zuschrie, daß Euer edler Oheim sich
Mit meinen Feinden hat verbündet?

Bernstorff.

Nein!
Sie haben seine alte Stelle ihm
Gleich angeboten, doch er wies sie ab.
Noch heute kehren wir auf's Land zurück.

Struensee.

Gut, gut! So mußt' es kommen. Niemals habe

Ich an des Mannes hoher Sinnesart
Gezweifelt. Und fürwahr, er hatte Recht,
Kündigt' er Wahrheit auch in herber Weiſe.
O halten Sie mit aller Kraft zu ihm;
Auf Ihrem Haupte ruht die Hoffnung Dänemarks.
Bei Ihrem Geiſte, Ihres Oheims Einfluß,
Steh'n Ihnen offen dieſes Landes Aemter.

Bernſtorff.

Der Schmerz um Sie ſei mir ein läuternd Feuer,
Das alles Irdiſche verzehrt und rein
Das Herz bewahrt zum Dienſt des Vaterlandes.

Struenſee.

Um dieſes Einz'ge bitt' ich Sie allein:
O pflegen Sie die Keime, die ich legte,
Und die der Feinde plumpe Füße *nicht*
Zertreten werden, wenigſtens nicht *alle*.
Verfahren Sie mit Maß! Zu vieles Gute
Wird Uebel. Dieſe letzte Wahrheit muß
Mit meinem Leben theuer ich erkaufen.
Es iſt das einzige Vermächtniß, das
Zurück ich laſſe und in keine beſſern
Hände kann ich es legen.

Bernſtorff.

Struenſee!
In dieſer heil'gen Stunde ſei's gelobt,
Nie ſoll ein eitler, flüchtiger Genuß
Mich irren in dem mannestreuen Streben,
Für die Erlöſung dieſes Volks zu wirken.
Was Sie geſä't, ſoll herrlich ſich entfalten
In künft'ger Tage freudiger Entwicklung
Und ruhen will ich nicht, bis dieſes Volk
Von Dänemark ein freies Volk geworden.

Struenſee.

Das walte Gott, der uns durch Noth und Leiden
Hinführt in der Verheißung ſelig Land,
Wo keine Schranken mehr die Menſchen trennen,
Wo alle einſt in göttlichem Bewußtſein
Verklärten Blickes traut ſich Brüder nennen.
Wird auch zertrümmert jetzt die irdiſche Hülle,

Gerettet ist die Perle, frei der Geist,
Und wirkt unsterblich fort in edlen Herzen.

Kerkermeister

(tritt rasch ein, zu Bernstroff).

Um Gotteswillen, kommt, der Generalfiskal
Wird mit Begleitung gleich erscheinen. Kommt!

Bernstorff.

So muß es sein. O Struensee, lebt wohl!
Noch diesen Kuß! Auf Wiedersehen drüben!

(Umarmung.)

Jakob Kübler.

Jakob Kübler wurde den 6. Januar 1827 in Winterthur, Kt. Zürich, geboren. Er besuchte die dortigen Bürgerschulen, trat im Frühjahr 1842 in's obere Gymnasium in Zürich und ging 1845 an die dortige Universität über. Im Herbst 1848 empfing er die Ordination und wurde gleichzeitig von der Universität Königsberg in Folge einer eingesandten Arbeit metaphysischen Inhaltes zum Doktor der Philosophie ernannt. Im darauf folgenden Jahre setzte er seine Studien in Tübingen in Theologie und Philosophie weiter fort und machte sodann einen vierteljährlichen Aufenthalt in Paris. Anfangs 1850 tritt er in den praktischen zürcherischen Kirchendienst und lebt seit 1851 als Pfarrer zu Neftenbach,

Gedichte von Jakob Kübler. Winterthur, Steiner'sche Buchhandlung. 1850.

Trenmor, der Zerstörer des Druidenreiches. Trauerspiel mit Chören von J. Kübler. Winterthur, Steiner'sche Buchhandlung 1850.

Heldenbuch der Schweiz. 1856. Ebendas.

Neue Gedichte von Jak. Kübler. 1863. Ebendas.

Zerstreute Gedichte in Journalen und Almanachen. Theologische und naturhistorische Schriften.

Kübler's Dichtungen der ersten Periode, namentlich die vaterländischen und politischen Lieder, in denen der Dichter Kraft mit Takt verbindet, sind von einem hohen Flug der Phantasie getragen. Eben sosehr ist dieses der Fall mit seinen epischen Stücken, insbesondere den Burgunderschlachten, obschon er sich, was die Kom-

position betrifft, zu unselbstständig an Johannes Müller anlehnt und überhaupt darin mehr durch einen junggefühligen kecken Rhythmus, als durch wirkliche Schlachtenzeichnung und originelle und poetische Bilder wirkt. Zu seinen besten frühern Leistungen gehören „der Tell", „der Wächter", „das Herz des Volkes", „der Säntis" und der Leuchtthurm"; unter den spätern Gedichten sind mit Auszeichnung „Schweizernationalität", „Zuletzt verstanden" und das herrliche Lied „Glockentöne" zu nennen. Das Trauerspiel „Trenmor" ist als eine unreife Jugendarbeit des Verfassers spurlos vorübergegangen.

Der Tell.

In bergkrystallener Grotte
Da liegt im Schlummer der Tell,
Und ruht vom letzten Kampfe
Mit des Schächen tobender Well'.

Wohl stürmet alljährlich thalwärts
Der Laue rollender Ball,
Wohl stürzet noch stets vom Gletscher
Der Ströme tosender Fall;

Nichts stört den Tell im Schlafe,
Kaum regt er im Traum ein Glied,
Vom Zauberschlaf ist gefesselt
Sein schweres Augenlied.

Nur wenn das Alphorn klinget
Am Morgen von Berg zu Thal,
Verklärt des Schläfers Miene
Ein wonniger Freudenstrahl.

Als jüngst das Kampfgetümmel
Widerhallt' am Felsenhang,
Da griff des Tellen Rechte
Im Traum nach dem Bogenstrang.

„Faſt war's mir", murmelt' er träumend,
„Als hört' ich den Namen mein,
„Doch kann dies dumpfe Dröhnen
"Des Rufers Stimme nicht ſein "

Und wieder ward es ſtille,
Und wieder legt' er ſich hin;
Doch ſchläft er wohl nicht mehr lange
Im Felſengrabe d'rin.

Bald hört er nach Freiheit jammern
Die geknechteten Völker all,
Und ganz Europas Stimme
Erſchüttern den Alpenwall.

Das dringt durch die ſtarrenden Felſen
In ſeinen Todtenſchrein,
Das iſt des Rufers Stimme,
Dann hebt er ſich auf vom Stein.

Wenn dann mit Jubelgedonner
Der Fels auseinander kracht
Und die Alpen wonnig erzittern,
Dann iſt der Tell erwacht.

Dann ſtürmet er mit den Söhnen
Voran zur Freiheitſchlacht,
Dann — Feuer auf den Bergen! —
Dann iſt die Welt erwacht.

Der Wächter.

Der Wächter ſteht auf der Warte
Im Grau'n der Mitternacht,
Ihn ſehnet nach dem Morgen,
Ihn dürſtet nach der Schlacht.

Da tritt an ſeine Seite
Eine ſchwarz verhüllte Geſtalt,
Beut ihm die Hand zum Gruße
Die Hand wie Eis ſo kalt:

„Was ſchauſt du, ſchauſt du, Wächter,
„So ſtarr nach Oſten hin?“
„„Ich ſchau', ob nicht das Dunkel
„„Will vor der Sonne flieh'n.““

„Was ſoll, was ſoll dir, Wächter,
„Der frühe Morgenſtrahl?“
„„Er weckt zum Freiheitskampfe
„„Das Volk dort unten im Thal.““

Und ſpähend laſſen die Beiden
Den Blick durch's Dunkel irr'n,
Da dringt herauf zum Thurme
Ein wild verworr'nes Klirr'n.

„War das nicht Waffenklirren?“
Der lauſchende Wächter fragt;
„„Es waren nur die Ketten,
„„Die düſtre Verzweiflung nagt.““

Und wieder ſpähen die Beiden
Und hoffend der Wächter ſpricht:
„Dort rüſten ſich wohl zum Kampfe
„Die Schaaren im Fackellicht!“

Der düſt're Gefährte ſeufzet
Und winket ein trauriges Nein:
„„Es iſt nur der flatternde Irrwiſch,
„„Der ſchlingt den geſpenſtigen Reih'n.““

Und wieder ſpähen die Beiden,
Da ſchwillt ein Licht empor
Im bergumkränzten Oſten
Durch goldener Wolken Flor.

Und jubelnd jauchzet der Wächter:
„Wohlauf, die Sonne naht!
„Hei Schwerter und Schilder und Lanzen,
„Spring' auf, du Drachenſaat!“

Doch grinſend ermahnt der Gefährte:
„„Blick auf, o Wächter mein!
„„Es hebt ſich nur vom Berge
„„Des Mondes friedlicher Schein.

„„Es wünſcht mein heißes Sehnen
„„Wohl auch den Tag heran,
„„Der Tag er iſt der meine,
„„Wird ſich gewißlich nah'n.

„„Dann wird die eh'rne Kette
„„Zum Schwert in freier Hand,
„„Der Irrwiſch wird zur Fackel,
„„Zum Zwingherrnburgenbrand.

„„Es wird die Nacht zum Tage,
„„Zur Sonne wird der Mond,
„„Auf rother Wolken Gluthen
„„Vergeltung blutig thront.

„„Es ſtarret dein ſterbliches Auge,
„„Das nicht zu erkennen vermag?
„„Wohlan, ich bin die Rache,
„„Mein Tag der Rachetag.

„„Ich ſteh', ich lauſch' auf der Warte,
„„Ich wart' auf meinen Tag,
„„Den zackigen Blitz in der Rechten
„„Zum weckenden Donnerſchlag““

Das Herz des Volkes.

Ich ſchaue dich, o göttliche Natur,
In deiner Sternenaugen Mutterlächeln,
Ich fühle durch die blüthenbunte Flur
In ſüßen Düften deines Odems Fächeln,
Ich höre dich im Murmeln ſanfter Quellen
Und im Gebrauſe ſturmgepeiſchter Wellen.

Lebendig ſchlägt dein ewig junges Herz,
Und jeder Herzſchlag ſpendet Heil und Segen;
Doch ewig auch ſtreckſt du mit Sehnſuchtsſchmerz
Den Menſchenkindern deinen Arm entgegen,
Daß in der Mutter liebeheißen Armen
Das kalte Herz des Kindes mög' erwarmen.

Umſonſt, die edle Einfalt iſt entfloh'n
Die Grazien ſind zum Olymp entflogen,
Die Eigenſucht lacht jeder Tugend Hohn,
Den trüben Blick hält Sinnenluſt umzogen:
Den Geiſtesadler hält die Brut der Schlangen
Mit eh'rnen Ringen feſt umſchnürt gefangen.

Die Zähren all, die Niobe geweint,
Zu feuergelbem Bernſtein einſt gerannen;
So werden auch die Thränen all verſteint
Des Volks im Felſenherzen der Tyrannen
Die Unterdrückten haben nur noch Zähren?
Ihr naſſes Auge ſoll ſich nimmer leeren?

Und wenn der Sänger ſeine Saiten ſchlägt,
Zu ſingen von der Freiheit ſchönen Tagen,
Des Volkes dumpfes Herz wird nicht bewegt,
Man ſchaut ihn fragend an mit bangem Zagen.
Die Macht der Lieder ſprengte Hadespforten,
Jetzt flieht ſie ſcheu der Herzen Erzkohorten.

In unlösbarer Bande Kettenlaſt,
Verſenget von der Sonne Flammenſtrahlen,
Auf Felſen, von Zeus Blitzen überglast,

Prometheus liegt in unnennbaren Qualen,
Zeus' Haſſerin, die Leber voller Galle
Zerfleiſcht der Aar mit nimmermüder Kralle.

So liegt, das Herz von ſeinem Gott gewandt,
Gefeſſelt von der Sinne dumpfen Schranken,
Das himmelſtürmende Geſchlecht gebannt
Am kahlen Fels verzweifelnder Gedanken,
Und bis verkohlt des Herzens ſchwarze Schlacken,
Wird ihm Tyrannenwuth die Leber hacken.

O gieße du in deiner Sänger Bruſt,
Natur, die lebenskräftigen Geſtalten,
Daß von der wahren Schöne Götterluſt
Erglüh'n der Seele heimliche Gewalten!
Das Gute wird ſich einen mit dem Schönen,
Das Herz mit ſeinem Gotte ſich verſöhnen.

Das Gut' und Schöne macht die Seele frei,
In freien Seelen herrſcht die heil'ge Tugend:
Es weicht die Furcht, mit ihr die Sklaverei,
Die Völker blüh'n in neuer, friſcher Jugend,
Der Jammer ſchweigt, die Thräne fließet nimmer,
Der Tag des Herrn — er naht im Roſenſchimmer.

Der Säntis.

Mein Herz war verödet,
Mein Herz war ſo leer,
Ich ſuchte den Himmel
Und fand ihn nicht mehr.

Wohl oft hob ich ſehnend
Den perlenden Blick,
Ermattet vom Fluge
Sank er immer zurück.

Da zogſt du mich, ewiger,
Liebender Greis
Hinauf an des Buſens
Kryſtallenes Eis,

Und wieſeſt erhobenen
Hauptes hinan,
Und wieſeſt dem Blicke
Zum Himmel die Bahn.

O Himmel im Herzen
So ſtill und ſo hehr!
Zu Thale zu fahren,
Wie wird mir ſo ſchwer!

Der Leuchtthurm.

Einſam auf der Felſenklippe ſteht der Leuchtthurm weiß und ſchlank.
Blicket hell durch ſchwarzes Dunkel auf des Meeres Sturmgeſchwank.

Heulend ſchlägt die ſtarken Lenden ihm der Sturm im Zorneslauf,
Grimmig brauſet aus der Tiefe Wogendräu'n zu ihm hinauf.

Keine Sterne, keine Mondesſtrahlen lächeln Tröſtung zu,
Dennoch ſteht er leuchtend, rettend da in götterſtolzer Ruh.

Und die müden Schiffer ſetzen auf das Land den ſichern Fuß
Dankbar donnert die Kanone hin zum Thurm der Schiffer Gruß.

Sieh', es tagt! die erſten Strahlen jenem Thurm die Sonne weiht,
Schöner ſtrahlt der Starke in erröthender Beſcheidenheit.

Schauer.

Einſam wandl' ich auf der Haide, einer ſpröden Dame Ritter,
Und der Himmel ſchaut hernieder, wie ein ſchwarzer Leichenbitter.
Sturmwind will die Weiden küſſen; doch ſie wenden ihm im Nu,
Wie er küſſeſchnaubend nahet, vorgebeugt — den Rücken zu.

Graue Wolkenungethüme frech der Sonne Wangen ſchmatzen
Und ohnmächtig, ſich zu ſträuben, ſchaut ſie grimmig zum Zerplatzen.
Einer welken Roſe ſpendet hier ein Käfer ſeinen Kuß;
Doch ſie läßt die Blätter fallen, daß er elend purzeln muß.

Dort ein feines Epheuliebchen hält der Eichbaum in den Armen;
Doch es kann, vor Froſte ſchlotternd, an dem Greiſe nicht erwarmen,
Und in eines mäuſegrauen Felſenblockes kaltem Schooß
Banget vor des nahen Winters Froſte käſebleiches Moos.

Eine kalte, öde Haide ſelbſt iſt meine arme Seele,
Schauer zieh'n durch ihre Räume, wie ein grauer Zug Kameele.
Meiner unglückſel'gen Liebe Bild ertrinkt im nahen Sumpf,
Dräuend flattert um den Dornbuſch fern ein blauer Räuberſtrumpf

Schweizernationalität.

Wo hoher Berge Strahlenkronen
Weit leuchten über's eb'ne Land,
Da reichen ſich vier Nationen
Zum Bruderbunde fromm die Hand.
Sie haben in verſchied'nen Zungen
Den Treueſchwur ſich dargebracht,
Und bleiben dennoch feſt verſchlungen:
Der Geiſt iſt's, der lebendig macht.

Es eint ſie nicht verwandte Sitte,
Noch Eines Herrſchers Machtgebot,
Und manigfach in ihrer Mitte
Verehret man der Väter Gott;
Doch Eines ihre Herzen bindet,

Der Freiheit gottgebor'ne Macht,
Vor welcher alle Satzung ſchwindet:
Der Geiſt iſt's, der lebendig macht.

Prahlt ihr mit Waffen blinde Thoren,
Droht zu zerreißen dieſen Bund!
Ihn hat der Herr der Herrn erkoren
Zur Leuchte ſeinem Erdenrund,
Bis über allen Völkerreichen
Der Freiheit Frühlingsmorgen lacht,
Und Alle ſich die Hände reichen:
Der Geiſt iſt's, der lebendig macht.

Erzitt're nicht, du Volk der Freien,
Der Menſchenrechte Iſrael;
Dich ſchirmet vor der Feinde Dräuen
Der Cherub auf des Herrn Befehl.
Läßt du die Eintracht nicht erſterben
Und nicht den Männermuth zur Schlacht,
Wird dich kein Völkerſturm verderben:
Der Geiſt iſt's, der lebendig macht.

Glockentöne.

So lang ein Herz die Töne
Der Glocken noch verſteht,
Blüht's fort in jener Schöne,
Die nie ein Sturm verweht.

Und wär' es tief gefallen,
Ein milder Engel bringt
Ihm Troſt aus Himmelshallen,
So oft die Glocke klingt.

Und wären hingeſchwunden
Vor ihm die Lieben all',
Es heilet ſeine Wunden
Der Oſterglocken Hall.

Wenn durch die erſte Helle
Des Tags die Glocke klingt,

Das Herz zur ew'gen Quelle
Des Lichts empor ſich ſchwingt.

Was ihm des Tages Ringen
Und Müh'n für Schmerzen ſchuf,
Den Frieden wird ihm bringen
Der Abendglocke Ruf.

Du Armer, deß Gemüthe
Kein Glockenlied mehr hört,
Wer hat die Jugendblüthe
Des Herzens dir zerſtört?

Schilt du die Glocken immer
Ein ſeelenloſes Erz!
Ihr Leben ſchwindet nimmer,
Geſtorben iſt — dein Herz.

Zuletzt verſtanden.

War einſt ein Pfarrer im Schweizerland,
So oft er das früheſte Veilchen fand,
Steckt' er's voll Freuden auf ſeinen Hut,
Und meinte, jetzt ſtünd' er ihm doppelt ſo gut.
Dann lachten die Bauern: „Ei, ei, nein, nein,
Der Pfarrer wird wieder ein Hochzeiter ſein!“

Und ſtarrte von Schnee und Eiſe das Feld,
Hat ſtets er ein Streubrett vor's Fenſter geſtellt'
Daß Ammern und Finken und Meiſen zumal
Sich weidlich ergötzten am reichlichen Mahl.
Dann fragten die Bauern: „Ei, ei, nein, nein,
Soll das wohl ein geiſtlich Vergnügen ſein?“

Und krankte ein Armer gar traurig und blaß,
So zapft' er ihm Guten aus eigenem Faß
Und ſandt' aus der Küche manch lieblich Gericht,
Daß ſchneller ſich röthe das bleiche Geſicht.
Dann meinten die Bauern: „Ei, ei, nein, nein,
Der Pfarrer muß nimmer bei Troſte ſein.“

Als endlich der Pfarrer nach Jahr und Tag
Still unter dem mooſigen Raſen lag,
Da ſchmückten die Veilchen gar freundlich ſein Grab
Es ſangen ihm dankbar die Vögel hinab,
Auch fanden die Bauern: „Nun, nun, ja, ja,
Schon beſſer wär's immer er wär' wieder da.“

Die Schlacht bei Murten.

Im Angeſicht der Feinde da ſteht mit ſeiner Schaar
Hans von Hallwyl, der Berner, im ſilbergrauen Haar
Im Herzen jene Flamme, die Siegeswege bahnt,
Der ſchlachtenfrohe Ritter alſo zum Kampfe mahnt:

„Auf, biedre Eidgenoſſen! da iſt der Rache Zeit,
„Um die das Blut der Brüder zu Prie und Grauſon ſchreit.
„Dort dräu'n die Frevlerhände, aus denen jüngſt im Spiel
„Um eure Lieben looſend der laute Würfel fiel.

„Heut iſt der Schlacht bei Laupen ruhmvoller Jahrestag,
„In der vor alten Zeit uns Albrechts Heer erlag.
„In euch wallt Blut der Väter, derſelbe Gott lebt noch,
„Der dort mit heil'gem Zorne zerbrach der Feinde Joch.

„Daß er auch heute breche der ſtolzen Dränger Macht,
„Daß er auch heute ſchlage für uns die Freiheitsſchlacht. –
„Fallt nieder, Brüder, ſendet empor ein ſtill Gebet
„Zu Gott, deß Siegesodem in Heldenherzen weht!“

Er ſpricht's und tauſendſtimmig Gebet zum Himmel wallt,
Daß wie von fernen Donnern Gemurmel rings erſchallt.
Und plötzlich bricht die Sonne in voller Glorienpracht,
Huldlächelnd, ſiegverkündend durch düſtrer Wolken Nacht

Aufſpringt der greiſe Feldherr, in lodernd wilder Gluth
Sein Schwert er ſchwingt in Lüften und rufet wohlgemuth:
„Wohlauf! ihr biedern Männer, Gott leuchtet uns zum Sieg.
„Gedenkt an Weib und Kinder; den Welſchen gilt der Krieg.“

Und als dem Heldengreiſe entflohen kaum das Wort,
Rückt er mit ſeinen Schaaren zum Angriff mächtig fort,
Und ihm zur Rechten ſchreitet Hans Waldmanns Hauſe vor,
Der hält aus langen Lanzen die Banner hoch empor.

Den Beiden folgt die Nachhut des alten Hertenſtein.
Wohl mocht' er jungen Kriegern ein rechter Führer ſein;
Denn wenn Erfahrung lenket des Jünglings Löwenmuth,
Dann iſt's der junge Löwe, der Schlachtenwunder thut.

Urplötzlich aus der Feldſchlang' die Feuerzunge blitzt,
Die in des Grünhaags Schatten längſt auf der Lauer ſitzt.
Nach züngeln ihr die Schweſtern vielſtimm'gen Donnerknall,
Wuthbrüllen, Todesächzen verbreitend überall.

Zerſchmettert fällt vom Rumpfe manch goldgelocktes Haupt,
Das nach dem Granſonſiege der Eichenkranz umlaubt.
Manch tapfrer Lothringer herab vom Sattel fliegt
Und knirſchend in dem Blute des eig'nen Pferdes liegt.

René, dem Karl entriſſen das Lotharingerland,
Der hält mit kaltem Muthe dem Kugelregen Stand.
Wohl unter ihm dumpf röchelnd das Pferd zuſammenbricht, —
Sein Land das muß er haben und raſtet fürder nicht.

Wie wenn von Alpenſtirnen die Laue thalwärts fällt,
Mit Felſen Fichtenſtämme weit durch die Lüfte ſchnellt
Und unter Wuthgejauchze mit raſendem Sturmgebraus
Den lenzgeſchmückten Thalgrund füllt mit Verwüſtungsgraus:

So ſtürzt der Schweizer vorwärts mit flügelſchnellem Fuß,
Und unterläuft anſtürmend des Feindes Büchſenſchuß;
Im Strahl der Mittagsſonne des Mordbeils Lohe kreist
Zur Rache hoch geſchwungen die Hellebarde gleißt.

Ein Schweizertrupp indeſſen den Grünhaag ſchnell umringt,
Mit mordbegier'gem Jauchzen er in den Graben ſpringt,
Haut ein, in ſeinem Blute der Büchſenmeiſter ſchwimmt,
Deß Leben mit der Lunte ſterbend zugleich verglimmt.

Nun Schrecken und Verwirrung und Angſt und kaltes Grau'n,
Nun Siegsgeſchrei und Feuern und raſches Niederhau'n.
Bald um des Feindes Büchſen entſchieden iſt der Kampf,
Die fliehenden Konſtabler verbirgt der Pulverdampf.

Jetzt ſchnell des Feindes Büchſen dem Feinde zugewandt,
Jetzt raſch mit Feindespulver die Schlangen losgebrannt! —
Die alte Schlangentreue bewährt ſich wahrlich gut;
Sie ſäuft am gleichen Tage ſo Freunds- wie Feindesblut.

Ihr Berneroberländer und ihr vom Städtchen Thun,
Die Schlangentreu' zu prüfen, das war ein herrlich Thun:
Im weh'nden Thunerbanner den dunkeln, ſchwarzen Stern
Mit einem rothen Sterne vertauſcht' ich gar zu gern.

René im Mitteltreffen, entflammt von Rachewuth,
Der kühlet ſeinen Ingrimm in der Burgunder Blut.
Thierſtein und Greierz lichten der Feinde eh'rne Reih'n,
Da keltern ihre Schwerter heißen Burgunderwein.

Waldmann mit ſeinen Zürchern in Farben weiß und blau,
Der ſprach zu Karl, dem Herzog, viel Worte wild und rauh:
Viel Worte ſcharf und ſchneidend mit ſeinem guten Schwert, —
O hätt' ihn andre Worte der Welſche nie gelehrt!

Auch Bubenberg in Murten er feiert wahrlich nicht;
Wie raſch mit ſeinen Kriegern er aus den Thoren bricht!
Da pflüget tiefe Wunden die „Bauernſchaar von Bern"
Durch ſchimmernde Küraſſe den blanken, ſchmucken Herrn.

Und immer wilder raſend der Schweizer vorwärts drängt,
Und in des Sees Fluthen ſo manchen Ritter ſprengt,
An dem die raſche Welle die Rache übernimmt,
Daß bald auf ſeinem Spiegel ein Heer von Leichen ſchwimmt

Doch wo die Hauptſtandarte, Karls Helmeszier umweht,
Allda der Schweizer Schlachtſturm am heftigſten ergeht.
In blauen Silberbrünnen die tapfre Garde ficht;
Das Unglück auch den Helden noch Ruhmeskränze flicht.

Wie Manchem auch der Britten die Todeswunde klafft,
Sie weiſen wohl im Kampfe des Fechtens Meiſterſchaft.
Auf Helmen klirrt die Keule, die ſtählerne Armbruſt klingt,
Der Pfeil im Schwalbenfluge durch Heldenherzen dringt.

Von Somerſet, der Herzog, nach tapfrer Ritter Art
Gar manchen ſchönen Sennen beraubt der Bergesfahrt.
Der Senne ſtürzt, durchſtochen die liederreiche Bruſt,
Und ſtirbt, im heitern Antlitz des Heldentodes Luſt.

Doch mächt'ger ſtets zum Angriff der Eidgenoſſe ſtürmt,
Und hoch und immer höher die Feindesleichen thürmt.
Es weicht die wack're Garde der Alpenfelſen Stoß;
Es wankt des ganzen Heeres vielarmiger Koloß.

Noch einmal ſich ermannend der Herzog Somerſet,
Ein Felſenthurm im Meere, der Wuth der Schweizer ſteht;
Als ſauſend eine Kugel durch ſeinen Panzer ſchwirrt. –
Er ſtürzt, im ſchweren Falle weithin die Rüſtung klirrt.

Und wie die ſchwarze Hippe ſtets raſcher ſchwingt der Tod,
Und wie auf blut'gen Schwingen ſtets näher fliegt die Noth;
Um ſeinen Leib Herr Jakob von Wäs das Banner flicht
Und kämpft, bis ihm ein Speerſtoß die treue Bruſt durchſticht.

Wie eine Rieſeneiche fällt des Orkanes Macht,
So ſtürzt der große Baſtard umwölkt von Todesnacht.
Trauernd aus ſeiner Linken das ſtolze Banner ſinkt
Und auf der fremden Erde das Blut des Herren trinkt.

Was iſt's, das dort im Walde, der grün die Höh'n umkränzt,
Sich regt und vielfach leuchtend im Strahl der Sonne glänzt?
Es woget ſchnell und ſchneller, es ſtrömt herab mit Macht,
Läßt Siegesjauchzen tönen und ſtürzt ſich in die Schlacht.

Er iſt's mit ſeinen Jungen, der alte Hertenſtein;
Was Männerkraft errungen, das heimſt der Jüngling ein.
Das mähet in den Feinden, als gält' es dürrem Gras,
Nur wurden alle Schochen vom rothen Regen naß.

Da fällt dem kühnen Herzog in ſeiner Bruſt der Muth,
Sein Pferd er reißt es rückwärts mit ſtummverbißner Wuth,
Er flieht, dreitauſend Ritter mit ihm und ſeinem Glück,
Fern glänzen eh'rne Hufen im wilden Flug zurück.

Jetzt allgemeines Flüchten hin durch das Feld erbrauſ't:
Wie wenn, die Stämme beugend der Wind den Wald durchſauſt,
Alſo der Eidgenoſſe des Feindes Schaaren drängt
Daß mancher Reiter fliehend das Fußvolk überſprengt.

Wie da, als der Burgunder bang zu entfliehen ſtrebt,
Die Schaar der Schweizerbanner in ſeinem Rücken ſchwebt
Zu ſtolzem Siegesfluge, vielfarbig bunt gemengt,
Von rother Morgenſterne Siegsreigen rings umdrängt!

Umſonſt, daß der Beſiegte auf ſeine Kniee fällt
Und um Erbarmen heulend den Arm des Siegers hält;
„Brie! Granſon!“ ruft die Rache aus Aller Mund zugleich,
Zu Boden ſtreckt den Fleh'nden vielfacher Todesſtreich.

Viel tauſend der Lombarden, die auf beſchilftem Grund
Zu ſchwerer Rüſtung ſtehen, verſchlingt des Sees Schlund;
Ein trüber Waſſerwirbel ſich weit im Kreiſe dreht,
Und ſeufzend durch das Schilfrohr ein leiſer Südwind weht.

Und ringsum Todtenſtille, kein Feind mehr nah und fern,
Die Morgenſterne ruhen, es glimmt der Abendſtern.
Und freudig dankend liegen die Sieger auf den Knie'n,
Umſchwebt von ihrer Hörner ſiegsfrohen Melodie'n.

Fr. J. Schild.

Franz Joſeph Schild, wurde den 14. Oktober 1821 in Grenchen, Kt. Solothurn, geboren, wo ſein Vater Thierarzt war. Er beſuchte die dort in den Dreißiger Jahren neugegründete Sekundarſchule und ſetzte ſpäter, nachdem er ſich für das Studium der

Medizin entschlossen hatte, seine Studien in Solothurn weiter fort. Im Herbst 1844 kam er an die Universität München, wo er bis Herbst 1847 verblieb; das Jahr 1848 brachte er in den Spitälern von Wien zu. In Zürich, wo er sich auf sein Staatsexamen vorbereitete, wurde er mit Herwegh und Reithard befreundet, die ihn bei seinen damaligen poetischen Versuchen auf die mundartliche Dichtung hinlenkten. Seit 1853 ließ er sich als Arzt in seiner Heimatgemeinde Grenchen nieder und lebt dort mit Liebe seinem Berufe; dabei in Mußestunden sich in den Gärten der Poesie zu ergehen oder den Feldstutzer zu führen, ist seine Leidenschaft und angenehmste Erholung.

Jurakläng e in Solothurner-Mundart. Vermischt mit einzelnen hochdeutschen Gedichten von Franz Jos. Schild Zürich, Druck und Verlag von H. Mahler 1853.

Der Groß ätti aus dem Leberberg von Frz. Jos. Schild. Solothurn, 1863, F. A. Weinau.

Aus dem Leberberg. Gedichte, Sagen und Erzählungen in Solothurner-Mundart von Frz Jos. Schild. Zweites Bändchen. Grenchen, 1866. Selbstverlag des Verfassers.

Die Dialektdichtung hat in den letzten zwanzig Jahren nicht nur aus patriotischen Gründen neue Freunde gefunden, sie hat auch in gebundener und ungebundener Rede Erzeugnisse aufzuweisen, die wirklich von poetischem Duft durchhaucht sind, wenn sie auch häufig nur geringen Anspruch auf künstlerische Behandlung des Stoffes und der Sprache machen dürfen. Bis jetzt haben eben Wenige, die in der Mundart dichten, einen so durchgebildeten Geschmack wie J. P. Hebel, um in der Mundart den bloßen Stoff zu erkennen, aus welchem erst durch einen ästhetischen Läuterungsprozeß der Leib der höhern, poetischen Sprache geschaffen werden muß. Allerdings ist der Dialekt (wie selbst Göthe zugab) „das Element, in welchem die Seele ihren Athem schöpft"; allein man darf nicht vergessen, daß die poetische Sprache Gesang ist und daß sie nicht von selber singt und klingt, sondern durch die Kunst des Dichters. Die Zukunft der mundartlichen Dichtung verlangt daher mit aller Entschiedenheit zunächst die höchste Reinheit des Dialektes (nicht bloß im einzelnen Ausdruck, sondern auch in der Satzbildung) und sodann Ausbildung desselben (im eigenen Geiste und nicht im Geiste des Schriftdeutschen) zu höherer melodischer und rhythmischer Vollkommenheit. Beide Forderungen werden von unsern Dichtern noch wenig berücksichtigt; selbst künstlerische Naturen, wie August Corrodi, machen keine Ausnahme. Unsere Mundarten haben, seit das Interesse für sie in dem Grade erwacht ist, daß die alte Idee

Bodmer's (Vgl. Band I. pag. 48. Anmerk.) von einem allgemeinen schweizerischen Idiotikon hoffentlich in nicht allzu langer Zeit verwirklicht sein wird, weniger eine poetische, als eine sprachwissenschaftliche Beachtung und Behandlung erfahren, wobei indeß nicht zu verkennen ist, daß erstere an letzterer eine mächtige Beihülfe erhält. Denn leider weiß man eben vielorts, namentlich in den Städten nicht mehr, was eigentlich Dialekt ist; die Schönheit, Kürze und Kraft der alten Volkssprache ist vielfach durch Verquickung verdunkelt und uns durch den Sprachunterricht der modernen Schule entrückt. Allein, wenn auch der philosophische Geist in unserer jetzigen Schriftsprache ein besseres Vehikel gefunden hat, so besitzt doch das Gemüth an der Mundart immer noch mindestens ein ebenso gutes Ausdrucksmittel. Die mundartliche Dichtung ist darum in dieser Richtung völlig gerechtfertigt; gerade durch sie kommt das Herz unsers Volkes, überhaupt die ganze nationale Grundlage unsers geistigen Lebens erst zur Anschauung.

Schild's Dichtungen, im Dialekt der am Fuß des Jura gelegenen Dörfer Grenchen, Bettlach und Selzach geschrieben, wurden von ihrem Verfasser als anspruchslose Früchte seiner Mußestunden der Oeffentlichkeit übergeben. Sie sind zunächst, ähnlich wie die von Reithard gesammelten und poetisch verwertheten Sagen, mehr aus patriotischem Interesse entstanden sowohl mit Bezug auf ihren Inhalt, wie auf die mundartliche Form; sie behandeln die Vorstellungen, Anschauungen, Gebräuche, Zustände und Sagen des Volkes der genannten Gegend und zwar mit einer gewissen Sorgfalt für Ausprägung derselben in einem verhältnißmäßig reinen Dialekt, während die zweite oben erwähnte Forderung von unserm Dichter gleichfalls wenig in Betracht gezogen wird. Einzelne dieser Gedichte haben indessen auch entschiedenen poetischen Werth, wie z. B. „D'r Lächema", „D'r Bäsriis-Dönel" u. a. Die prosaischen Stücke bekunden den scharfen Blick des Dichters für die Eigenthümlichkeiten des Landlebens; sie sind nicht ohne heitern Humor und herzliche Naivetät, selbst da, wo, wie z. B. im „Herbstmäret" eine stark hervortretende praktische Tendenz den ächten Volksschriftsteller verräth.

In seinem „Großätti" hat sich Schild auch als fleißigen Sammler im Leberberg entstandener Volkslieder, von Redensarten, Sprichwörtern, Bauernregeln, Kinderreimen, Spielversen, Räthseln, Priameln und originellen, noch aus dem Heidenthum stammenden Zaubersprüchen und Beschwörungsformeln gezeigt; das Verdienst, diesen Stoff geordnet und überhaupt in Schild's Schriften für

das Mundartliche eine richtigere Orthographie geſchaffen zu haben (große Sorgfalt wurde beſonders auf die Trennung der Wörter und namentlich auf die Scheidung der Partikeln und des euphoniſchen -n- verwendet), gehört Herrn Schlatter, Rektor der Kantonsſchule ni Solothurn.

Der Säs'riis-Dönel.

Wenn d'Bure mit der Arbet fertig ſi,
Wenn's Winter iſch, wenn's chutet und wenn's ſchneit,
Und's Jörgibeth bis Fenner's Lächema
Am Spinnrad ſitzt, ſo bringt's is jedi Nacht
Bim Obeſitz es G'ſchichtli uf's Tapet.
Grad nächti het's e=n=ernſti Mine g'macht,
Het's Spinnrad nöcher zu=n=em g'noh
Und druf im Chunkleglas der Finger g'netzt,
Und g'ſeit: „Jo wägerli, uf Ehr und Treu!
Wer ſett's vo=n=euch nit wüſſe=n — und wer het's
I g'wüſſe Nächte nit ſcho mängiſch g'hört?
So wie's am Chilchthurm z'Grenche zwölfi ſchlat,
Und gäb der letſchti Gloggeſchlag verchlingt,
Iſch uf der Egg bim ungre Grencheberg
Es G'johl und G'ſchrei, das eim dür d'Glieder dringt.
Do meint mer mängiſch, 's rief e=n=alte Ma
Der dutz im feiſtre Wald verirret iſch
Und nümme weiß, wo's ane goht, und doch
Die fälbi Nacht no gern i d'Heimet möcht.
Druf brüllet do und dört im Wald e Chutz,
Und do dört e Wiggle=n=und e Spächt,
Die fälbem Rüefe flißig Antwort gä,
As wette ſi=n=ihm ordlig ſäge, wo
Der rechte Weg zur rechte Heimet führt.
Und wieder jutzged druf e Sennebub
Und betet dann und wann am Engliſch'-Gruß.
Doch's Bete geit nit recht, dä fluecht er druf,
Schlat mit 're=n=Achs a d'Tannli hi und chlopft
Und thuet, as müeßt der Wald i churzer Zyt

Bim Stumpe g'haue ſie, und do was geit?
Es chräſchlet wie der Donner dürre Wald
Und helli Flammi brönne d'Tanne=n=uf.
Und huſch, es fachle Liechtli uf der Weid
So viel und dick, mer b'chönnt derfür kei Zahl.
Die Lichtli tanze=n=über'n Bode weg,
Sie werde groß und werde wieder chli,
Und huſch, es zeigt ſi mitz im helle Für
Der Bäs'riis=Dönel ime Chüeiherchleid;
Er treit e Fachle=n=i der rechte Hang,
Und uf ſir Achsle lit e halbi Chue,
Der Dönel ſchwingt ſi Fachle=n=i der Luft,
Nimmt uf der Weid die allerſchönſti Chueh
Lauft mit der große Schärmetanne zu
Und hänkt ſe z'oberſt dri a d'Hörner uf.
Und huſch der Dönel ſteit bim Sennehuus,
Macht weidli 's unger Rebepfeiſter uf,
Schlüft ine, düſelet vor's Meiſters Bett,
Schlot mit der Fuſt a d'Glogge=n=a der Wang,
Daß Meiſter, Chnecht und Mägd' erwache thüe.
Und huſch, do g'hört mer druf der Cheſſitanz,
Und's Ankeiaß im Anteſchrage gigst,
Und dreiht ſi notno g'ſchwinger z'ringetum.
Wenn grad es Chäsli i der Chuchi iſch
Das i der Bräſſi lit, ſo ſprungt der Järb.
Au d'Chäller blibe nit verſchont, au dört
Verderbt dä unbeliebig Gaſt no mängs.
Und iſch es Chnechtli oder's Gſtriehl im Stall,
So tribt er au no dört ſis Wäſe furt,
Bingt zwei und meh a glichlig Stumpe=n=a,
'Aß ſi de mänggiſch faſch nit z'löſe ſi.
Und wenn es Chnechtli uf der Bühni lit,
Das nit in=n=alle Theile guet uf Gott
Vertraut und nit das beſti Gwüſſe het,
So lauft der Dönel g'ſchwing der Hoge=n=uf
Und wörgt und quält di armi Seel uf's Bluet.
Und ſeit der Chnecht i=n=alter, gueter Wis
E=n=ernſte, fromme Bibelſpruch doher,

So brüelet drümol nochenand die Chueh. —
Die wo der Dönel üfem Rügge het,
Und huſch, mer g'ſeht und ghört kei Dönel meh."
Und's Jörgibeth, das het e Süfz'ger gloh,
Het d'Chunkle wieder nöcher zue=n=ihm gnoh.
Im Chunkleglas der Finger wieder g'netzt
Und g'ſeit: „Jo wäger, mini guete Lüt!
Es iſch doch gäng e Stroſ, e g'rechti Stroſ,
Die chunnt, wenn Eine öppis Ung'rechts macht
Jo hätt der Dönel doch zuer ſelbe Zit,
Wo=n=er as Senn vum unger Grenchenberg
Mit Chnechte=n=und mit Mägde g'huſet het,
Am Mäßtag d'Wog lo ſi und nit verfälſcht,
So hätt' au jede Bur, der bärget het,
A Chäs und Anke=n=übercho, was recht
Und billig iſch, doch i für ſchwarze Seel
Het Lug uf Lug und Trug uf Trug ſi g'hüft,
Eis Laſter het das anger' g'nährt und groß
Erzoge, bis es gnue g'ſi=n=iſch am End
Und bis Verzwiflig ihn zur Tanne g'führt,
Zur Schärmetanne, wo=n=er ame Seil
Sie eige Richter g'macht, Gott b'hüetis doch
Dervor! und as e Sünder g'endet het.
Doch, lieber Gott, er mueß no mängiſch cho,
Bis alles Guet i rächte Hänge=n=iſch,
Das er uf ſchlächti Art erworbe het."

Der Lächema.

Der Bättler het kei Gäld und Guet,
Het doch e frohe, freie Mueth;
Und mueß er z'letſcht i d'Heimet goh. —
So frogt er au nit vil derno,
Und ſeit: „Das macht mer währli nüt,
Mir ſy halt numme Lächelüt."

Der Bur ſchafft Wuche=n= us und y,
Er meint, es chönn' nit angerſch ſy,
Füllt Hüſer und füllt Spycher a,
Und iſch derby ne plogte Ma;
Doch wart', au du mueſch no dervo,
Du heſch dy Sach' blos z'läche g'no.

Der Herr iſch fryli beſſer d'ra,
Er will halt ſyni Zinſe ha;
Er ißt und trinkt und pflägt ſy Lyb,
Het was er will zum Zytvertryb;
So läbt er furt und dänkt nit d'ra:
Au er ſyg numme Lächema.

Der Fürſt mit Scepter und mit Chron,
Sitzt ruehig uff ſym weiche Thron,
Het Städt' und Länder wyt und breit,
Und glaubt, er heig's uff d'Ebigkeit;
Het Gäld und läbt i Sus und Brus,
Doch ihm goht au ſys Läche=n= us.

Vom Chaiſer bis zum Bättlerma
Wird niemer do Verblybe ha.
Es Wägli füert der Heimet zue —
Und niders Herz ſingt dört ſy Rue.
Läb' fromm und recht und merk' my Düt:
Mir All' ſy numme Lächelüt.

E Tag vor 'em Herbſtmäret.

Es iſch by de Burelüte gäng Üebig g'ſi, 'aß ihri Dienſte-n- am Herbſtmäret frei Lüt g'ſi ſy, 'aß ſi nit hei bruche z'ſchaffe-n- und 's Recht g'ha hei uff Solothurn z'Märet z'goh, eidwäders um ſi dört luſtig z'mache-n- oder uff 'em Märetplatz bym Thurn zu 'me-n- angere Meiſter z'binge-n- und i glaub', die Mode ſyg hütiges Tag's no eiſter glych, wie ſi albets g'ſi-n- iſch. Wenn e Chnecht z'Märet

welle het wie-n-e biliebige Meiſter oder e biliebigi Meiſterfrau, iſch az'nä g'ſi-n- es blyb bym Alte; het er aber g'ſeit, er well uff e Märetplatz, het me chönne däuke-n-, er well uff e-n- angere Meiſter us; d'rum het de-n- au der Grothjoggi vo Grenche-n-, e g'häbigi, aber im ganze gno doch e rechtſchaffeni Seel, am Tag vor 'em Herbſtmäret welle müſſe, wora-n- er ſyg, und het no'm z'Nachteſſe-n- i ſyne tubwyße Hoore g'chratzet, ſy Züpfelchappe-n- angerſch ufg'leit und zum Durs g'ſeit: „Nu lo g'ſeh, wie hei mer's mit enangere? gib Uskunft!"

Der Durs, chlei e-n- ufbruſige Chopf, wo 's Bluet g'rad' einiſch im obere Dachchämmerli obe het und eim der Hung vor d'Thür g'heit, dernäbe-n- aber doch e diſige, ganze Burſcht, iſch und by nieder Arbet gäng der Erſt und Letſcht wott ſy, ſteit ſtarregangs uf, geit vom Tiſch und ſeit im Weggoh: „I goh z'Märet und wott au gſeh, was uff 'em Märetplatz geit, i ha my Chopf d'ruf g'ſetzt"; d'ruf ſchlot er d'Häng hinger 'em Rügge-n- überenangere-n- und lauft, ohni wyters es Wort z'ſäge, d'Stube-n- uf und ab.

Der Grothjoggi über dä puckt B'ſcheid, wo-n- em der Durs git, verblüfft, ſtellt ſyni bede-n- Ellböge-n- uff e Tiſch, nimmt der Chopf zwüſche bed Häng, ſtunet und ſeit no 'me Wyli: „Das iſch mer neue-n- e-n- arigi Kumedi, 'aß g'willet biſch dä Wäg z'Märet z'goh, i cha das neue gar nit chüſchte-n- und weiß es niene hi z'thue, du Zugvogel! Jä wolle! — Nu was heſch z'chlage-n-? uſe mit der Sproch! Mir wei's wider für es Johr mache, wenn es ſi öppe thue lot."

„Worüber i z'chlage ha, das will der jetz ohni Hähl früſch vo der Läbere weg ſäge. Am letſchte Herbſtmäret ha-n-i by der uff d'Wiehnecht i 's Johr dinget; du heſch mer dryßg'g Chrone Johrlohn verſproche, do dergäge hätt' i nüt usz'ſetze-n- und wär' fryli z'friede dermit. I ha dür's ganz Johr düre z'ſchaffe-n- und z'eſſe g'nue g'ha, do dergäge ha-n- i wider nüt. Die erſte paar Monet iſch's recht guet g'gange-n- und i ha mängiſch by mer ſälber däukt: Du heſch's doch jetz au guet breicht, du heſch's wie der Vogel im Hanfſoome. So lang i aber Chnecht bi, iſch's mi größti Freud g'ſi, de Chüene-n- und de Roſſe recht z'luege, ha eiſter d'ruf g'ha e-n- aſtändige Zug i's Feld z'füere-n- und ha g'ſorget, 'aß d'Chüe bim Uter blybe ſy; wo-n- i aber mit 'em Heurupfer es Bitzli z'teuf i Heuſtock ine g'längt ha, ſo het me mit mer g'fluecht, me het mer g'ſeit, mit der Milch wär' me fryli z'friede, d'Waar' im Stall ſyg hübſch und ordli z'Lyb; wenn me-n- aber mit 'em Heuſtock ſcho guet düre g'ſei, ſo ſell i bym Fuetere-n- Abbruch thue und meh ſpare-n-, 'aß me noh

e paar Chlofter Heu und Emt verchaufe chönn'. I ha der es Zytli g'loßt; wie-n- aber der Heuſteck uff der Bühni eiſter faſch glych höch und dick blybe-n- iſch, het d'Waar im Stall aſe dünne-n- und iſch ſo mager worde-n- 'aß me ſi het müeße ſchäme-n-, umme-n- e fröndе Mönſch i Stall yne z'lo; d'Chüe ſi worde wie alte Käſ und hei chum meh die halbi Milch gä, wo vorede; d'Roß ſie worde wie alt Schindgül. No der Hang het me wieder mit mer g'nifflet und g'chäret: d'Waar ſett' beſſer z'Lyb ſy und d'Chüe ſette meh Milch gä. Ha-n- i beſſer g'fueteret, ſo het me wider wegem Heuſtock mit mer g'nirbet. Jo, Meiſter, lo der's g'ſeit ſy, me ſett halt nie z'gäch i Haberbry byße, allethalbe gäng chlei ha und gäng e chlei lo goh, der Waar gä, was der Waar g'fört, wenn me-n- as e rechte-n- aſtändige-n- und nit ummme ſo as e Mutteplütſcher Bur g'wirbe-n- und g'wärbe wott. No eis ha der z'ſäge, wo mi perſönlig agoht: Ha-n- i Johr us und Johr y der läng g'ſchlage Tag zablet, was i chönne-n- und möge ha, 'aß mer mängiſch a'me-n- Obe myni Glieder gygſet hei, wie-n-e-n- ung'ſalbete Wage, ſo iſch's der doch nie g'nue g'ſi, au dorin lo mer as e Chnecht, dä öppe-n- au weiß, was Ornig iſch, und was erlyde ma, nüd a der Pfanne bache-n-; i goh halt jetz my Wäg und dermit holla."

Der Grothjoggi däukt by-n- em jälber: Das chunnt ſuſer uſe, wenn's g'rächet iſch, und ſeit: „I ha di im Fueterg'ſchäft nie bſungers welle chneble-n- und 's Hefti z'faſch welle-n- i de Hänge ha; 's iſch halt ſo de Bure-n- ihre Bruch, a-n- alle-n- Orte z'trybe-n- und z'äke-n-, 'aß 's G'ſchäft lauft, und wenn me-n- au der beſt Chnecht het, macht me's doch ſo. Der Chnecht ſell ſo-n-e Wink nit g'rad obe-n- i Arm ufnä und d'Sach mängiſt meh im Aug ha as ſo-n-es Wort vom Meiſter. Se Durs, biſch nit bös, lo di b'richte; blybt's wider für-n- es Johr by dene dryß'g Chrone? und de däuk, no derzue dä ſchön Neuthaler Trinkgäld vom Füchsli, wo mer morn z'Märet füere."

„Furt will i halt jetz", brummlet de Durs, „'s iſch mer ganz glych, äb d'Geiß gitzlet oder ſüſch düre geit. Wenn i by der Roß oder Chüeli ſett' ſy, ſo miech i's g'rad ſo, wie-n- i ders jetz mache, i thät' der hüt no us der Wuche dinge. Meiſter! mir wei aber glych im Friede-n- us enangere und do derby blybt's."

Der Grothjoggi g'ſeht y, 'aß mit 'em Durs nüt usz'richte-n- iſch und er am Herbſtmäret uff e-n- angere Chnecht us mues; d'ruf ſteit er uf und ſeit zum Meili, der Tochter: „Gang go b'ſchließe; wil mer z'Märet wei, mache mer hinecht öppis früeher Fürobe; no'm alte chriſtliche Bruch düpfe bed z'ſäme der Finger i's Wiehwaſſer-

chrüegli, wo nebe der Stubethür hanget, b'chrüze-n- und b'ſägne ſi und göh no 'me „Lobsjeſisſchrift i d'Ebigkeit ame"-n- i's Bett.

Ungerdeſſe wo der Ätti mit 'em Durs verkehrt het, het 's Meili der Räſte g'ſchwellt Härdöpfel, wo me vom Nachteſſe-n- überlo het, für e gueti Röſti zum Kalaze g'ſchunte, het ſe dür e Härdöpfeldrücker düre drückt, der Tiſch abg'rumt und überhaupt e große-n- Ernſt zeigt, mit der Obehuſierig ball fertig z'ſy, um noh chlei Zyt z'ha, ſini ſchönſte Sundigchleider füre z'thue, die 's uff e Märet chörbli packe-n-, ohni 'aß es der Ätti merke ſell; denn es weiß numme z'guet, wie bös der Ätti wird, wenn me numme-n- es Wort vom Tanze red't, g'ſchwyge de fälber tanzt, wil er b'hauptet, am Herbſtmäret ſyg der Tanzſaal au e-n- Art Märet; es chöm' dört Mängs vor, wenn me's wüßt', me faſch i de Hoore chratze möcht', — 's Meili weiß aber numme z'guet, wie recht g'ſinnti Ättene die größti Freud hei, ihri Meitſchi im ſchönſte Putz ufz'füere-n- und z'zeige, wie ſi's für der größt' Afrunte hätte, wenn ſi nit vo däm oder diſem Chnab zum Tanz g'lade wurde; es weiß au, wie der Ätti die Sach aluegt, wie übertribe ſy Meinig iſch, und wie me mit de Fingere-n- uff es aſtändigs Buremeitſchi zeigt, das a Herbſtmäret goht und vo keim Chnab zum Fehle zu drei Tänze-n- ng'lade wird; es weiß, 'aß me-n- öppis ſo a-n- alle Buretiſche-n- ume ſchleipft, düre-hächlet und frogt: Wo fählt's ächt? iſch das Meitſchi keim ſchön oder ruch g'nue, iſch's ächt es Rybyſe-n- e Chnurre-n- oder e Surre-n-, e Bizgnäppere-n- oder e Büdere, g'ſchyd oder dumm, het's öppe-ne e geiſtige-n- oder lyblige Fähler, oder iſch ächt ſüſch öppis a-n-em z'ſchüche-n-, 'aß Eine, wo ynetalpti, ſo recht no de Rote-n- e Schue voll uſe num, 'aß er ſym Läbe d'ra dänkti? Nei, potz tuſig, nei, Dank heiget! I bi-n- öppe nit Eini vo dene, wo ſo möcht' ane ha. Morn mueß tanzt ſy! Z'erſt wird e Magd dinget, de tanzt me-n- und ſett's mit keim Angerm ſy as mit üſem Dur's, dä bim Donnerſchieß i myne-ne Auge no nit der Letſcht' iſch; er iſch nit dumm, iſch huslig, iſch g'ſchafferig und b'chönnt 's neu Pfg'richt vom Landbou guet; Süng und Schad' wenn er furt chunnt." So dänkt 's Meili, währedem es am Schüttſtei abwäſcht und näbe der Fürſtet ſyni g'wändte Schüeli wirt. Potz tuſig! d'Stube z'wüſche hätt's by 'me Hoor vergäſſe; 's fallt em aber no zytig g'nue y, vor 'em Bettgoh no fälber z'wüſche, 's hätt's nit gärn, wenn 's Staaderbabi wo b'ſtellt iſch, über e Märet z'hüete und der Waar z'luege-n-, i ſo-n-es Büſel yne chäm', wo me ſi z'ſchäme hätt', 's Meili wüſcht lieber no fälber, 's iſch z'äraft. Nom Wüſche geit's über e Trog, macht ſyni ſchönſte Sundigchleider parad und leit ſi d'ruf mit ſym g'freute Herzli no 'me g'ſägnete Tagwärch i Gott'sname-n- i's Bett.

J. Ernſt.

Jacques Ernſt iſt den 7. Juli 1823 in Winterthur, Kant. Zürich, geboren. In ſeinem vierzehnten Jahre beſchwerte ihn ein körperliches Leiden mit der Krücke, die ſeitdem als unzertrennlicher Begleiter ihm zur Seite ſteht. Er widmete ſich dem Kaufmannsſtande und beſchäftigte ſich während ſeiner freien Zeit mit Muſik und Malen. Später, als er mehr Muße fand, verwendete er dieſelbe auf literariſche Arbeiten. Nebenbei iſt Ernſt Präſident des Winterthurer Kunſtvereins und in dieſer Stellung ein eifriger Beförderer des geiſtigen und künſtleriſchen Lebens ſeiner Vaterſtadt.

Glaſer Süßtrunk. Eine Dorfgeſchichte von Jacques Ernſt. Winterthur, Verlag von Guſtav Lücke, 1860.

Schreiner Joſeph Krait. Ein Bild aus dem ſchweizeriſchen Handwerksleben von J. Ernſt. Winterthur, Steiner'ſche Buchhandlung, 1861.

Dorfmagnaten. Idylle aus dem zürcheriſchen Volksleben von J. Ernſt. Mit Initialbildern nach Zeichnungen von Aug. Corrodi. Frauenfeld, J. Huber, 1865.

Vier Novellen von J. Ernſt. Zwei Theile in einem Bande. Frauenfeld, J. Huber, 1866.

J. Ernſt hat die meiſten Stoffe ſeiner Novellen und Erzählungen aus dem Handwerk- und Gewerbsſtand entlehnt. Die ſoziale Dorfgeſchichte, als Photographie des wirklichen Lebens und ſeiner verborgenen ſittlichen Hebel, wie ſeiner gemeinen Leidenſchaften und Intriguen gelingt ihm trefflich, da er nicht bloß einen ſchnell das Charakteriſtiſche erfaſſenden Blick beſitzt, ſondern auch eine gewiſſe dramatiſche Spannung in ſeine Darſtellung und namentlich in ſeinen Dialog zu bringen verſteht, ſo daß wir den Dichter umſomehr auch für das Luſtſpiel befähigt halten, weil er eine hübſche Doſis Humor und das Talent beſitzt, in raſchen Schlägen die Entwicklung der Ereigniſſe vorzuführen. Die Pointe von Ernſt's Erzählungen iſt häufig irgend eine luſtige, heitere oder boshafte Teufelei; dabei begegnet es ihm aber nicht ſelten, daß er ſeine Charaktergemälde outrirt und zwar nicht etwa bloß dadurch, daß er die Fremdwörter radebrechen läßt, ſondern auch durch eine Art ländlichen Witzes, die eigentlich kein Witz iſt und ſelbſt durch die Situationen, in die er ſeine Helden gerathen läßt. Ein tieferes Studium des Komiſchen würde den Dichter ohne Zweifel über manche Geſchmackloſigkeiten, wozu auch der Gebrauch des faulen Touriſten- oder Infinitiv-Styls gehört, hinweghelfen.

Während Ernſt in allen ſeinen frühern Erzeugniſſen meiſt gelungene Photographien des wirklichen Lebens gibt, hat er in ſeiner letztern größern Novelle „Cäcilie“ eine mehr poetiſche Wirkung durch Mittel zu erreichen geſucht, welche wohl im Stande ſind, für kurze Zeit eine gewiſſermaßen narkotiſche Betäubung hervorzurufen, aber nie eine geſunde und wahre Poeſie zu erzeugen vermögen. Er beabſichtigt einen höhern Effekt durch Andeutung geheimnißvoller Schickſale, die nie ganz enthüllt werden, durch eine in's krankhaft Sentimentale übergehende Schwärmerei für Muſik, durch Ahnungen und Träume, worin, à la Tieck, „ſingende Blumen und Blüthen“ vorkommen; allein dieſer Zweck wird bei geſunden Leſern nicht erreicht, im Gegentheil, das wirklich Poetiſche in dieſer Schöpfung (und es iſt deſſen mehr vorhanden, als in Ernſt's übrigen Schriften) wird durch dieſe Romantik verdunkelt und außer Zuſammenhang mit der Baſis aller ächten Poeſie, dem wirklichen Leben, geſtellt. Dieſe Bemerkungen hindern uns nicht, in Jacques Ernſt ein liebenswürdiges Talent anzuerkennen, dem wir aufrichtig eine weitere und geſunde Entwicklung wünſchen.

Aus „Cäcilie“.

Wohl mag der Menſch, deſſen Herz und Sinn am Materiellen hängt, verzweifelnd ſich ſelbſt verlieren, wenn das Schickſal rauh umſpringt; er mag ſinken und rettungslos verſinken, wenn ſeine Hoffnungen in Trümmer gehen. Wer aber, empfänglich für den göttlichen Funken der Kunſt, dieſen hat zünden laſſen in ſeiner Seele, der widerſteht den Täuſchungen und den Widerwärtigkeiten der Welt — der iſt ſtark. Wenn es trübe und finſter wird um ihn, da ſtrahlt um ſo glänzender die Leuchte, die der himmliſche Funken in ſeinem Innern entzündet hat — ſie wird zu dem Lichte, das mit freundlichem Glanze ſeinen Pfad erhellt, ihn ſchützt vor dem Abgrunde, der vor ihm ſich öffnet.

Wer aber ſich erhalten will dieſe Leuchte, der muß getreulich ſie hegen und pflegen, auf daß ſie nicht erſtickt werde von den Schlacken der Widerwärtigkeit — der muß rein erhalten ſein Herz und ſeinen Sinn. Und es wird ihm ein Gemüth froh und heiter wie ein ſchöner Frühlingstag. Gleichweit entfernt von Leichtſinn wie von Weltſchmerzelei windet es ſich durch Widerwärtigkeit und Trübſal; es ſucht das Gute und Schöne, das Freundliche und Liebliche, das ihm noch geblieben ſein möchte, und findet es, — es freut

ſich inniglich des aus dem Schiffbruche Geretteten und hängt mit doppelter Liebe daran. — — —

Droben auf dem Berge unter den Tannen warf ich einen letzten Blick auf das Städtlein im Thale; dann ſchritt ich entſchieden hinein in den Wald und bemühte mich, nichts anderes zu denken, als Muſik. Und wie ich weiter und weiter ſchritt unter den duftigen Tannen, umzogen vom leiſen heimlichen Waldesrauſchen, umſäuſelt vom Flüſtern in den Wipfeln und in den Lüften, da ward es helle und heller mir im Gemüthe und es kam endlich faſt wie Fröhlichkeit und neue Lebensluſt über mich. Mir war ja meine edle Kunſt geblieben, ihr allein wollte ich hiefür leben, ſie aber hegen und pflegen als mein köſtlichſtes Gut. Und ich bat ihr's faſt reuig ab, daß Anderes mein Sinnen und Denken lange Zeit umſtrickt gehalten und mich abgeleitet hatte von der treuen Pflege, die ſie von ihren Jüngern fordert.

Froh umfaßte ich die Wiedergefundene — es war mir, als wäre ich doch noch unendlich reich und hochbeglückt.

So zog ich denn viele Tage die Kreuz und Quer durch's Land, ließ meine Geige ihre Lieder hinausſingen in die holde, freie Natur und fand viel Troſt und Stärkung darin.

Endlich gelangte ich durch grüne, lichte Buchenwälder in ein liebliches Thal.

In einem Walde von Fruchtbäumen zerſtreut, lagen halb verſteckt die weißen Häuſer eines Dorfes, und über den grünen Bäumen ragte die zierliche gothiſche Kirchthurmſpitze.

Von den ſteilen Felswänden im Süden ſtürzte, aufgelöst in ſchimmernden Waſſerſtaub, ein Bach, deſſen Silberfaden ſich gegen das Dorf hinzog und unter den Bäumen verſchwand.

Ueber den Felſen ſah man die fernen, duftumfloſſenen Reihen der Schneeberge.

Mir war feſtlich zu Muthe.

Ich ſtieg hinunter in's Thal. Auf Wieſenpfaden wanderte ich unter den Bäumen hin, dem Dorfe zu. Freundlich grüßten mich die Leute; die Kinder ſahen mir neugierig nach.

Unweit der Kirche, bei der großen Linde, war das Wirthshaus zum goldenen Lamm; die runde Wirthin ſtand unter der gaſtlichen Thür. Mit freundlichem Knixen und prüfendem Schielen nach meinem Torniſter und dem Zwillichſäcklein führte ſie mich in die Stube.

Ich hängte meine Habſeligkeiten an die Wand. Ein halbes Dutzend Bauern ſaßen an einem Tiſche; ſie rückten näher zuſammen

einer von ihnen rieb eine Stelle ſchnell rein mit ſeinem Rockärmel — es war offenbar der Platz für den neuen Ankömmling.

Mit freundlichem Gruße ſetzte ich mich zu den Leuten.

Die Wirthin brachte mir eine Flaſche rothen Wein nebſt einer dampfenden Schüſſel mit Voreſſen, und wünſchte mir höchſt wohlwollend guten Appetit.

Ich ließ mir's wohl ſchmecken das ſpäte Mittageſſen, obſchon ich bemerkte, wie die Bauern mich und meinen beſtaubten Anzug ſpähenden Blickes betrachteten und ſich zwiſchen hinein ſicherlich nichts anderes als Muthmaßungen über meine Perſönlichkeit zuflüſterten.

Wie ich geſättigt meinen Teller von mir ſchob, da ſchien ich das Zeichen zu einem allgemeinen Verhör über meine Herkunft und meinen Beruf gegeben zu haben.

„Schön Wetter zum Reiſen", ſagte der Eine.

„Wie gehts mit den Geſchäften?" fragte der Andere.

Ich erwiderte dem Erſtern ein „ja", dem Zweiten wußte ich keine Antwort.

„Mit was für Artikeln hauſirt ihr? mit was handelt ihr? Tuchwaaren — Schmeckwaaren — he?" fragte er erläuternd.

„Ich bin nicht Handelsmann," entgegnete ich verblüfft.

„Ihr habt nichts feil?" verhörte er wieder und wies mit ſeiner Pfeife nach meinem Zwillichſäcklein.

„Zum erſtenmale in unſerer Gegend? — Wohin führt die Reiſe? — Woher kommt ihr?" wunderte man weiter.

„Da drinnen ſteckt weiß Gott eine Geige!" lachte die Wirthin, die von ihrer Neugierde verleitet, mein Leinwandſäcklein betaſtet hatte.

„Na, da ſeid ihr ſo ein Bratengeiger?" fragte einer der Bauern und alle lachten ganz unbarmherzig ob dem luſtigen Spaſſe ihres Kameraden.

Ich lachte herzlich mit.

„Nu, meinen Bratenreſt wickle ich jetzt in dieſes Papier," ſagte einer von ihnen, „und das wird heute Abend mein Unterhaltungsblatt ſein."

Dieſer Witz gefiel mir beſſer.

Der Mann entfernte ſich mit ſeinem Unterhaltungsblatt in der Taſche.

Ein Anderer trat ein.

„Schlechte Geſellſchaft — puh —" lachte er, nachdem er der Reihe nach Beſcheid gethan aus den ihm dargebotenen Gläſern.

„Zweifle, ob ſie durch euch beſſer wird, Herr Gemeindrath,“ verſetzte einer der Gäſte; es wurde lebhaft applaudirt.

„Ein Glas Bier,“ befahl der Gemeindrath und muſterte mich mit der Miene eines Polizeiminiſters. „Es iſt heiß draußen an der Sonne.“

Die Wirthin kredenzte den ſchäumenden Gerſtenſaft.

„Maleſiz gutes Bier,“ verſicherte der Durſtige, nachdem er das Glas halb ausgetrunken hatte, und ſchüttelte ſich wie ein naſſer Pudel.

„Kommt ihr auch mit, heute Abend, ihr Mannen?“ fragte er mit einem ſcharfen Seitenblicke nach mir.

„Wohin?“

„Na, wir wollen unſerer Schuljugend einen kleinen Spaß machen. Heute ſoll der neue Organiſt und Singlehrer kommen — wir rechnen, er reist per Poſt — da ziehen unſer etliche Gemeinderäthe und ein paar von der Kirchenpflege hinaus mit den Kindern, ein Stündchen weit der Poſt entgegen — “

„Um ihn vorbeifahren zu ſehen?“ lachten die Bauern.

Der Gemeindrath achtete nicht auf dieſe einfältige Frage und fuhr ruhig fort: „da nehmen wir ihn denn einfach aus dem Wagen und faſſen ihn ab. — Der Pfarrer und der Lehrer haben Klein und Groß den Kopf vollgeſchwatzt, wie der neue Organiſt ein Ausſtich ſei von Muſikus, wie Sang und Klang mit ihm einziehen werde in unſer Thal, drum ſind die Kinder ganz närriſch und wollen ihn in einer Art Triumphzug in's Dorf führen, — wir laſſen ihnen den Willen.“

„Und was iſt er denn eigentlich für ein Thier?“ wunderte man.

Ich zuckte zuſammen ob der rohen Frage.

„Kenne ich ihn?“ fragte der Gemeindrath.

„Wißt ihr was, Herr Gemeindrath,“ ſagte einer der Bauern und rückte an ſeiner Mütze — „wenn's erlaubt iſt, ſo behaupte ich, der löbliche Gemeindrath und die Kirchenpflege haben in dieſer Geſchichte ihre Kompetenzen überſchritten.“

„Einverſtanden,“ verſicherte man allgemein mit etwas revolutionären Mienen und Blicken.

„Wie ſo überſchritten?“ fragte der Angegriffene.

„Seit faſt hundert Jahren, nämlich ſeit der Stiftung unſerer Orgel, war es eine Gerechtſame der Burgerſchaft, daß jeweilen die Organiſten, die ſich meldeten, eine Probemuſik aufſpielen mußten vor verſammelter Burgerſchaft, — der, welcher am ſchönſten aufſpielte, wurde gewählt. Diesmal aber windet man uns das alte Recht aus

den Händen; ohne uns zu fragen, stellt man irgend einen hergelaufenen Musikus an. Das nenne ich eine Ueberschreitung eurer Kompetenzen."

„Und die Burgerschaft verstand von jeher grad so viel von Musik, als meine beiden Kühe, die auch der Glocke am liebsten nachlaufen, die am lautesten tönt," versetzte der Gemeinderath hitzig. „Grad den verstorbenen Organisten hat die Burgersame gewählt, weil er das Donnern am besten nachzuahmen verstand auf der Orgel! — Ha, wenn euch einer nur recht vorbrummt, daß die Scheiben zittern und klirren, und etwa zwischen hinein ein paar Engelsstimmen tönen läßt, dann ist alles gut und recht und schön und ihr sagt: das ist ein verfluchter Kerl, den müssen wir haben."

„Versteht ihr mehr von der Musik als eure zwei Vierbeinigen?" fragte man pikirt.

„So viel weiß ich wenigstens, daß man in der Stadt mehr davon versteht als wir alle zusammen. Und wenn man uns sagt: nehmt ihn, das ist ein Ausbund von einem Musikus — nehmt ihn, wenn er nicht die Marotte hätte, auf's Land zu ziehen, so bekämet ihr ihn nimmer — nehmt ihn, denn anderwärts würde man sich um ihn prügeln — und so weiter — na, da denke ich, muß man zugreifen. Und," fuhr er eifrig fort, „so einem Mann darf man, hol' mich Dieser und Jener, nicht zumuthen, ein Examen abzulegen vor unserer Bauernsame. Zugreifen heißt's da, ohne sich lange zu besinnen. Habe ich Recht oder habe ich Unrecht, Herr?" wendete er sich an mich.

Ich nickte zustimmend.

„Und ich behaupte," hub sein Gegner wieder an, „ich behaupte durch sieben Böden hindurch: er paßt nicht für's gemeine Bauernvolk; er weiß nicht umzugehen mit ihm — er ist zu fürnehm."

„Wenn Einer was Tüchtiges kann, dann thut er nicht fürnehm," behauptete der Gemeindrath.

„Nu, dem wird aufgepaßt, verlaßt euch drauf, Herr Gemeindrath; spielt er nicht gut auf, so gibt's Spektakel und Handkehrum muß er abdanken."

„Warum aber geht er fort aus der Stadt, wo man so groß Wesen aus ihm macht, he?"

„Pah," machte der Gemeindrath, „er wird ein Original sein —"

„Ein Orgelnarr?" fragte Einer höhnisch.

„Ein Sonderling, wie's alle Künstler sind — sonst käme er sicherlich nimmer zu uns heraus, um die Kehlen unserer Kinder zu ziviliſiren."

„Gründe muß er doch dafür haben.“

„Verdächtige Gründe, die zu unterſuchen ſicherlich am Platze geweſen wäre,“ vermuthete man kopfſchüttelnd.

„Er mag ein luſtiger Vogel ſein, der einen dummen Streich geſpielt hat —“

„Sich deſſen ſchämt und bei uns draußen ſich weniger ſchämen zu müſſen glaubt,“ riethen Andere.

„Nichts von alledem,“ verſicherte der Gemeindrath, „die beſte Auskunft liegt vor.“

„Oder man hat ihn abſchieben wollen —“

„Wißt ihr was, meine lieben Leute,“ ſagte ich endlich, „ich ſelber bin, wenn auch kein Bratengeiger, wie man vorhin vermuthete, ſo doch ein Stück von einem Muſikus — ich weiß, wie es dieſen Leuten manchmal um's Herz iſt — ganz wie andere Menſchenkinder, ſind ſie nicht. Ich denke, wenn ein Mann, wie der Herr Gemeindrath den neuen Organiſten beſchreibt, lieber unter euch leben will, als drinnen in der Stadt, ſo mag ihn das Stadtleben anwidern, er mag ſich in's Landleben flüchten wollen, — damit dürft ihr zufrieden ſein.“

„Wer ſeid ihr?“ fragte der Gemeindrath und blickte mich wohlgefällig an.

„Wie ich ſagte: ein Stück von einem Muſikus,“ erwiderte ich. „Ich ziehe ſeit vielen Tagen mit meiner Geige im Lande umher und geige in den Wäldern und an ſtillen Bächen und ſinge an rauſchenden Waſſerfällen und in düſtern Schluchten, und dabei iſt mir's ſo wohl zu Muthe, daß ich gar nimmer daran denken mag, in das Stadtleben und in die engen Mauern zurückzukehren — wohl möchte auch ich am liebſten in euerm ſonnigen Thale bleiben, da muß es gut ſein zu wohnen. — Erlaubt ihr's, ſo ziehe ich heute Abend mit euch und mit der Dorfjugend hinaus, der Poſt entgegen — gern möchte ich den Mann ſehen, der ſich hinausflüchtet aus der Welt — ich bin ſeines Sinnes.“

Die Leute blickten mich erſtaunt an ob meiner Rede. Der Gemeindrath aber klopfte mir derb auf die Schulter und ſagte: „Eingeſchlagen. Ihr ſeid kein ordinärer Muſikus. Um fünf Uhr hole ich euch hier ab.“

Er hatte trotz ſeines rauhen Weſens etwas in ſeinem Thun und Reden, das mir wohl gefiel.

Die Bauern hätten's nur gar zu gerne gehabt, wenn ich ihnen ein paar Ländler aufgeſpielt hätte. Sie ſcharrten tanzluſtig mit den Füßen und ſchnalzten lachend mit den Zungen und mit den Fingern,

und die Wirthin drückte mir mit inständig bittendem Blicke mein Zwilchsäcklein in die Hand.

Ich aber sagte, ich sei kein Bratengeiger und meine Geige sei eine ganz absonderliche Fiedel, die sich nur spielen lasse, wenn aller Hörer Sinn rein stimme mit meinem Sinn und ihren Saiten, sonst gebe sie keinen guten Klang. „Ein andermal und an anderm Orte bekommt ihr vielleicht meine Fiedel zu hören," schloß ich und bat die Wirthin, mir mein Zimmer anzuweisen, da ich mich entschlossen hätte, ein paar Tage unter ihrem gastlichen Dache zuzubringen.

„Auch ein Sonderling, aber einer der mir gefällt," hörte ich den Gemeindrath sagen, als ich die Stube verließ.

Es rückte gegen fünf Uhr. Drunten auf dem Platz schwirrte und summte es um die große Linde wie von einem jungen Bienenschwarm, der „schwärmen" gehen will.

Viel fröhliche Kinderstimmen drangen zu mir herauf.

Ich trat an's Fenster. Dort jagten sich ein Dutzend Knaben — andere standen beisammen und schwatzten wichtig, — weiterhin wurde Ball gespielt. Die Mädchen saßen auf den Bänken und auf dem Rasen um die Linde; sie lachten und plauderten und sangen zwischen hinein. Frisch Anrückende wurden jauchzend empfangen, tanzend zog man sich im Kreise herum.

Zwei kleine, etwa sechs Jahre alte Mägdlein kamen Hand in Hand; sie gingen barfuß, aber ihre Augen leuchteten, ihre Wangen glühten und auf den hellblonden Haaren lagen Blumenkränze.

Jetzt zog eine Schaar singend auf den Platz; von anderer Seite wieder ein Dutzend frische Bürschchen, sie trompeteten allesammt durch ihre kleinen Fäuste, der Fahnenträger ließ stolz sein Taschentuch an der Haselruthe im Winde flattern und überglücklich schwang er es vor der Mädchenschaar.

Unendlicher Jubel — er drang mir tief hinein in's Herz — bewegt blickte ich auf das kindliche Treiben und dachte Vieles und hoffte Vieles.

„Ihr da oben, Herr Musikus, herunterkommen!" rief eine Stimme.

Ich schrack auf aus meinem Sinnen. Unten stand der Gemeindrath; er winkte mir mit der Hand.

Schnell griff ich nach meinem Zwillichsäcklein und eilte hinunter.

Mein neuer Bekannter ſchüttelte mir die Hand.

„Der Pfarrer kommt nicht mit uns," ſagte er, „'s iſt ſcheint's unter ſeiner Würde; — na, dafür haben wir euch, 's iſt mir um ſo lieber — ich glaube, ich kann ungenirter reden mit euch; denn hört ihr, ich bin ein rauher Kerl, aber hol' mich Dieſer und Jener, mich packt dieſe Kinderfreude und ich meine, mir wird für ein paar Stunden wieder um's Herz ſein grad wie den Jungen da."

Mir gefiel der Mann mit jedem Worte beſſer — ich drückte ihm die Hand.

„Na, was wollt ihr mit eurer Geige? mitnehmen, he?"

„Wo ich bin, da iſt auch meine Fiedel," erwiderte ich, „ſie und ich, wir gehören zuſammen — was ich denke und was ich nicht in Worten reden kann, das ſingt ſie mir in ihren Tönen, und wenn mir's trübe wird im Herzen, da ſingt ſie mir Heiterkeit hinein und lichte Helle. Draußen wird irgendwo nahe der Straße unter Bäumen ein anmuthiges Plätzchen ſein, wo man ſich lagert — mich verlangt, den Kindern was vorzuſpielen und mit ihnen zu ſingen; ich weiß, ihr Sinn ſtimmt zu meinen Saiten, es wird einen guten Klang geben."

„Ein Hauptkerl ſeid ihr!" rief er froh und verſetzte mir einen höchſt fühlbaren Klaps auf die Schulter, was, ſo ſchien es, eine freundliche Gewohnheit von ihm war.

Die Kinder ordneten ſich unter Anleitung etlicher Männer zum Zuge; ſie faßten ſich zu Zweien an die Hand.

Wie muthige junge Fohlen ſtampften und ſcharrten die Buben mit den Füßen, muthwillig ſprangen ſie aus den Reihen und wieder zurück und machten viel ſpaſſige Unordnung.

Die Mädchen hielten ſich ruhiger, ſie ergötzten ſich an den Kapriolen der Knaben und lachten ihnen helle zu.

Endlich ſetzte man ſich in Bewegung. Der Zug defilirte vor uns; man ſchien ſich höflichſt zu intereſſiren für den Gefährten des Gemeindraths.

Die beiden Kleinen mit den Kränzen im Haar winkten freudeſtrahlend zu uns herüber.

„Auch willkommen, Vetter!" riefen ſie.

„Na, und ihr habt die Sommerſtrümpfe angezogen, um den Singlehrer abzuholen!" lachte der Vetter und drohte mit dem Finger.

Die beiden kleinen Barfüßler zogen jubelnd weiter.

„Meiner Schweſter Kinder — Zwillinge, ich kenne ſie nie vor einander, wenn ich meine, ich kann drauf ſchwören, das iſt 'sLieschen, ſo iſt's 'sGretchen," erklärte mir der Gemeindrath und ſah ihnen mit freundlichen Augen nach.

Wir folgten dem Zuge.

Es ging durch's weitgestreckte Dorf. Wo eine Mutter aus dem Fenster guckte oder im Gärtchen stand und frohen Blickes ihr Kind suchte in der Schaar, da jauchzte das Bübchen oder das Zöschen ein freudiges Juchhe zu und winkte mit der Hand Ade. Und die Mutter winkte zurück und hatte irgend etwas zu rufen oder zu mahnen, das im lustigen Lärm unverstanden blieb.

Singend gelangte man in's Freie. Man bog ab von der staubigen Straße und zog auf schmalen, gewundenen Wiesenpfaden und zwischen grünen Hecken weiter.

„Dort vorn treiben sie Politik," sagte der Gemeindrath und wies auf das halbdutzend Männer, die den Zug anführten. „Der Sekundarlehrer verwirft die Hände und der Schulpfleger legt weise den Zeigefinger an die rothe Nase. — Hol' mich Dieser und Jener, jetzt könnte ich nicht von Politik reden; d'rum bleiben wir beide hübsch bei einander — ich rechne, ihr versteht euch nicht besonders auf die Politik, he?"

Ich lächelte und wir begannen zu reden von Wald und Flur und Berg und Thal und geriethen unvermerkt in's Philosophiren und sprachen von Diesseits und Jenseits, von Zeitlichem und Ewigem und wurden darüber fast gute Freunde.

Man schwenkte wieder ein in die Landstraße, das Thal hatte sich nach einer scharfen Wendung eingeengt. Jenseits einer alten steinernen Brücke, deren Gemäuer mit Moos überwachsen war und die über einen kleinen rauschenden Bach führte, wurde Halt gemacht.

Links bedeckte den sanften Abhang des Berges lichte Buchenwaldung, rechts senkte sich eine Wiese gegen den Bach; drüben stiegen schroffe Felswände empor, deren Höhen dunkle Tannen krönten — die sinkende Sonne schien noch zwischen den ernsten Bäumen durch und zeichnete sich scharf ab am Horizonte.

Ein halbes Dutzend Knaben wurde auf tausend Schritte Entfernung als Vorposten vorgeschoben; sie sollten Allarm machen, wenn die Post in Sicht käme. In scharfem Trabe zogen sie trompetend ab und verschwanden hinter einem Vorsprunge des Berges. Die Uebrigen, vertrauend auf die ausgestellte Wache, lagerten sich unter den Buchen oder suchten Blumen auf der Wiese und Blüthen an den Sträuchern.

Ich zog meine Geige heraus und stimmte sie leise. Der Gemeindrath wich mir nicht von der Seite — er winkte die Zwillinge zu sich heran.

Ein mächtiger Felsblock lag im Walde; junges Eschen- und

Buchengesträuch hatte Wurzel geschlagen in seiner verwitterten Oberfläche, anmuthig hingen die Zweige wie ein luftiges Dach drüber hinaus, über ihm auf den schlanken weißen Baumsäulen das grüne Blättergewölbe des Waldes, durch das man den Abendhimmel glühen sah

Ich lehnte mich an den Felsblock, der Gemeindrath setzte sich wenige Schritte von mir auf einen breiten, bemoosten Stein — auf seinen Knieen hatte er die beiden Kinder mit den Kränzen in den goldenen Haaren.

Weich und leise ließ ich den Bogen über die Saiten gleiten, in langgezogenen Akkorden die Töne in den Wald hineinklingen — feierlich wie eine Hymne sie sachte anschwellen und wieder zurücksinken und verschwinden wie ein zarter Hauch. Und wieder erhob ich sie zu einem Choral, — wie ein fernes Echo ließ ich zwischen dem Gesange hinein die Akkorde leise nachklingen in den höhern Oktaven oder in Flageolettönen.

„Kinder, die Hände gefaltet," flüsterte der Gemeindrath seinen Kleinen zu — er selber blickte mich starr an, voll Verwunderung und Andacht.

Wie tiefes Sehnen nach innerem Seelenfrieden, milde und wieder herb, wehmuthsvoll zogen jetzt die Töne durch den Wald — jetzt steigerten sie sich wie zu leidenschaftlichem Kampf und Sturm, und siegreich beschwichtigend drängten sich sanfte, beruhigende Melodien durch.

Wir waren nicht mehr allein. Von allen Seiten waren sie leise herbeigetrippelt, die Mädchen wie die Knaben, leise, vorsichtig auf den Fußspitzen, um nicht zu stören. In weitem Halbkreise umstanden sie allesammt uns, Staunen, Entzücken auf den frischen, runden Gesichtern — hinter den Kindern die beiden Politiker und ihre Gefährten offenen Mundes.

Mir war, als beginge ich mit den Kindern eine gar schöne, herrliche Frühlingsfeier da draußen in dem stillen Walde, und wie ein festliches Frühlingsgefühl zog es mir durch die Brust und viel Glück und Frieden damit, den ich aus den glänzenden Kinderaugen herauszog in mich hinein.

Ich drückte meine Fiedel fest an die Wange und strich lang und kräftig aus mit dem Bogen, daß die Töne den Kleinen in's Herz und in die Seele hineinzogen und Widerhall weckten in ihnen und Sangeslust.

Mächtig und mächtiger griff ich in die Saiten; nach und nach ging ich in muntere Weisen über, gab Anklänge und immer ent-

ſchiedenere Anklänge aus: „Freut euch des Lebens," und wie ich endlich rein in dieſe Melodie übergieng und kräftig ſie mit meiner Stimme unterſtützte, da fiel die ganze große Kinderſchaar wie überwältigt ein in den Sang und friſch und froh tönte das Lied in die Waldesluft hinein.

Vor mir ſang der Gemeindrath wie verzückt einen kräftigen, wohlklingenden Baß, in den weiter hinten die Männer einſtimmten.

Ich phantaſierte wieder; lautloſe Stille herrſchte um mich — nur hie und da zwitſcherte ein Vogel vom grünen Laubdache hernieder in meine Melodie hinein ein luſtig friſches Gepfeife, als freue er ſich der Töne, die zu ihm hinaufklangen — aller Augen waren auf mich gerichtet, wie gebannt von zauberiſchem Thun, und als ich in bekannte Klänge überging, da fielen ſie alle wieder faſt andächtig, ſich ſelber faſt unbewußt, ein in das Lied „Willkommen o ſeliger Abend."

Wir waren mitten drinnen im „Kennſt du mein Vaterland," als unſere Vorpoſten in großer Aufregung angerannt kamen.

„Die Poſt! die Poſt kommt!" ſchrieen ſie.

Der Bann war gebrochen, die Kinder ſtoben auseinander. In luſtigem Wirrwarr ging's durch den Wald, den Berg hinunter an die Straße; hin und wieder ſtolperte eines in ſeiner Eilfertigkeit über Wurzeln oder über Geſchiebe und purzelte drollig ſeinen Gefährten nach.

Lautes Juchhe erfüllte die Lüfte — unten ſammelten ſie ſich, der Sekundarlehrer ſtellte ſie anſtändig in Reihe und Glied auf.

Langſam folgte ich mit dem Gemeindrath.

„Preſſirt mir gar nicht," ſagte er und ſah mich forſchend an.

Ich lächelte. „Warum nicht?" fragte ich.

„Ha, ſchon heut Mittag im goldenen Lamm habe ich gemerkt, daß ihr was Beſonderes, was Rechtes ſeid," meinte er.

Er ſtand ſtille und legte ſeine Hand ſchwer auf meine Schulter. „Wißt ihr, wer ihr ſeid?" fragte er mit ſchlauem Blicke.

„Gewiß," verſicherte ich.

„Na, Herr Muſikus, hol' mich Dieſer und Jener, ich weiß es auch! Verdammt will ich ſein, wenn unſer neuer Organiſt in der Poſt ſitzt, die dort unten hergefahren kommt!"

Er haſchte nach meiner Rechten und drückte ſie ſo bieder, daß mir einen Augenblick bange war um meine Klavierfinger.

Ich aber drückte ſeine ſchwielige Hand wieder — wir verſtanden uns.

Der Poſtillon, da er die Kinderwelt erblickte, begann langſamer

zu fahren. Er ſetzte ſein Horn an den Mund und blies ein luſtiges Stücklein uns entgegen.

Die Buben ſchwenkten ihre Mützen und ſchrieen ihr „Hurrah.“

Aus dem Wagenſchlag guckten verwundert neugierig etliche Weiberköpfe zu uns herüber.

Die Herren von der Schulpflege hielten die Poſt an und viſitirten den Wagen, der Gemeindrath aber lachte vergnügt und pfiffig vor ſich hin.

Getäuſcht in ſeiner gerechten Erwartung rief der Sekundarlehrer herüber: „Es ſitzt Niemand in der Poſt als ein paar alte Weiber von denen wird vermuthlich keines unſer Organiſt ſein.“

Wir lachten; die Bauernherren blickten ſich verblüfft an, die Kinder aber ließen betrübt ihre Köpfe hangen, die Zwillinge hatten Thränen in den Augen — die Poſt fuhr ſchnell davon.

„Das iſt dumm gegangen, wir ſind blamirt und kommen ſicherlich in den Kalender,“ meinte der Schulpfleger und kratzte unter ſeiner Mütze im ſtruppigen Haar.

„Dumm gegangen?“ fragte der Gemeindrath. „Nichts weniger als dumm gegangen iſt's. Hol' mich Dieſer und Jener, hübſch iſt's gegangen und prächtig dazu — kommt nur darauf an, was der Organiſt jetzt thun wird und wie er die Sache in die Hand nimmt.“ Er ſchielte liſtig zu mir hinüber.

Ich ſprang auf einen kleinen Felsblock und rief mit lauter Stimme: „Kinder! kommt alle heran, ihr Buben und ihr Mädchen!“

Sie ſchaarten ſich um mich und mochten wohl denken, jetzt gehe die Muſik wieder los. Ich aber redete zu ihnen:

„Paßt jetzt auf, ihr kleinen Sänger und Sängerinnen alleſammt, denn ich habe etwas gar Wichtiges mit euch zu verhandeln — Euer Singlehrer, der iſt alſo richtig nicht gekommen mit dem Poſtwagen —“

„Nein,“ entgegneten etliche Stimmchen.

„Nun, das iſt freilich recht fatal, aber die Sache läßt ſich vielleicht doch noch zum Guten wenden und ihr mögt am Ende nicht vergeblich da herausgewallfahret ſein. — Wir haben da droben unter den Bäumen ganz herrlich mit einander geſungen, uns darüber faſt ein bischen kennen gelernt, und mir iſt, wir könnten einander ganz prächtig lieb kriegen, wenn wir noch weiter zuſammen ſingen würden. Was meint ihr?“

„Ja, ja, ja!“ riefen ſie alle.

Ich fuhr fort: „Jetzt wißt ihr was, Kinder, thun wir einmal grad wie die großen, erwachſenen Leute; halten wir da unterm freien Himmel eine Landsgemeinde und wählen wir friſchweg euern Sing-

lehrer und den Organiſten dazu. Ich meine, das wäre ein Hauptſpaß."

„Juchhe!" ſchrieen die Kinder.

„Bravo!" rief der Gemeindrath höchſt ergötzt. Seine Kollegen aber ſtanden verdutzt da und wußten nicht, ſollten ſie lachen oder räſonniren ob meinem Gerede.

„Wer meldet ſich für dieſe Stelle?" fragte ich laut.

Keine Antwort.

Der Schulpfleger ſchien Einſprache erheben zu wollen gegen die Landsgemeinde, der Gemeindrath aber ſagte luſtig lachend zu ihm: „Halt doch dein dummes Maul," und er ſchwieg — hatte doch der Gemeindrath damit die ganze Verantwortlichkeit für etwaige mißbeliebige Folgen auf ſich genommen.

„Wenn Niemand anders ſich meldet, ſo melde ich mich," fuhr ich fort, „denn gerne möchte ich noch viele Male mit euch ſingen. — Wer von euch für mich ſtimmt, der hebe ſeine Hand in die Höhe!"

Und die kleinen Hände fuhren alleſammt luſtig in die Höhe, und ein mächtiger Jubel brach los in der Kinderſchaar, ein Jubel, der tief aus den kleinen Herzen kam und tief hineindrang mir in's warme liebebedürftige Herz, das freudig und bewegt ihnen entgegenſchlug.

Tief bewegt ſtieg ich hernieder vom Steine und Alle drängten ſich um mich, alle die kleinen Hände, die für mich geſtimmt hatten, ſie wollten nun meine Hände drücken, und wie gerne willfahrte ich ihnen!

Und dann thaten die Bürſchchen gar ſtolz und großſprecheriſch ob des politiſchen Aktes, den ſie geübt, und meinten, ſo ſollte man es immer machen bei Lehrerwahlen, dann würde es in Vielem beſſer gehen.

Der Mond ging auf über den öſtlichen Bergen — glühend ſchimmerte er durch den Waldſaum. Am Abendhimmel glänzte Venus.

Unter Freudengeſängen zogen wir ein in's Dorf.

Jakob Hofſtätter.

Jakob Hofſtätter wurde den 5. Sept. 1825 in Luterbach, Kt. Solothurn, geboren. Bis in ſein zwölftes Jahr beſuchte er die für die damalige Zeit trefflich von ſeinem Vater geleitete Dorfſchule

seines Heimatorts, dann die Sekundarschule in Solothurn, das Roth'sche Lehrerseminar in Oberdorf, so wie das Gymnasium und Lyceum der Hauptstadt. Entschlossen, trotz aller Hindernisse, sich dem Studium der Medizin zu widmen, bezog er 1847 die Hochschule Bern und beschäftigte sich in freien Stunden mit Poesie und Publizistik. Nach einem dreimonatlichen Aufenthalt in Paris, 1852 in Solothurn als Arzt patentirt, praktizirte er seither als solcher in Schnottwyl, Luterbach und Gerlafingen und siedelte 1860 nach vielen in seiner Heimat erlittenen Unannehmlichkeiten als von der Kirchgemeinde Chenit angestellter Arzt in's unwirthliche, waadtländische Jourthal hinüber, wo er, früher in Sentier, jetzt in Brassus wohnhaft, für seine strapatzenvolle Praxis in der Poesie und Publizistik Erholung sucht.

Aus Berg und Thal. Blätter aus dem Volke für das Volk. Von Jakob Hofstätter. 1. Bd. Zweite vermehrte und durchgesehene Auflage. Zürich. Meyer und Zeller. 1865.

Aus Berg und Thal. Blätter aus dem Volke für das Volk. Von Jakob Hofstätter. 2. Bd. Zweite durchgesehene Auflage. Zürich, Meyer und Zeller. 1865.

Aus Berg und Thal. Blätter aus dem Volke für das Volk. Von Jakob Hofstätter. 3. Bd. Zürich, Meyer und Zeller. 1865.

Hofstätter hat in seinen lyrischen Gedichten mehrfach seine Vorliebe für Geibel ausgesprochen. Obschon er in den schriftdeutschen Erzeugnissen wenig neue Gedanken bringt und, was die Form betrifft, zu wünschen übrig läßt, so ist er doch dem genannten Dichter an Weichheit des Gefühls verwandt. Mehr Originalität zeigen seine mundartlichen Dichtungen, von denen durchweg gilt, was wir einleitend schon zu den Gedichten Schild's gesagt haben. „Den Erzählungen mangelt einigermassen tiefere psychologische Anlage und Durchführung; sie enthalten mehr einfache Schilderung von Zuständen und Vorkommnissen, als scharfe Charakteristik." Allein sie zeichnen sich aus durch einen naiven Ton, durch scharfe Beobachtung des Volksthümlichen und herzliche Vaterlandsliebe.

's Wydebüseli.

„Wo ni no so ne chlyne Strupf gsi bi, es Buebli vo vier Johre, i ha justement die erste Zwilchhösli dreit —" so erzählt der alte Buechhofpeter — „so isch de üse Pfarrherr sälig, der Wirz, tröst ne Gott, mängisch zu üsem Aetti z'Obesitz cho; de hei sie albe zäme s'Blatt gläse und der ufrichtig und wohlerfahrnig Schwyzerbot, spö-

ter au d'Schildwach vom Jura, hei vo de Kaiſerlige und angere Unghüre b'richtet, mängiſch au vo de brönnige Manne, vom Präſte und ſüſch no allergattig. De het albä de Pfarrherr mit üs Chinge gfätterlet und gſcharwänzlet; mängs liebs Mol het er mi uf ſyni Chneu gno und mer ſy Bart i myne Backe igribe und de albä zum Aetti gſeit: „Los, Mano, us dem Bürſtli gits öbbis, wenne üſe Hergett gſund loht und bhüetet; das git au einiſch ne Pfarrherr, ne Prokrater, emel öbbis Apartigs, heid numme Sorg zuenem.“ — Dä guot Tropf, me gſeht no am Schirbi a, wie's Becki einiſch usgſeh het. —

Item, mir Ching hei Freud gha am Herr und er a üs. Was mer aber am beſte annem gfalle het, das iſch die ſchöni wyßi Sydewatte gſi, die de Pfarrherr i ſyne Ohre dreit het; um die hei mer ne geng binydet und bſungerbar i ha g'ment, wenn i ſettige Büſcheli chönnt i myne Ohre träge, ſo wäri de groß und ne gmachte Ma. Nu, was geit einiſch im Huustage? S'iſch währli ſcho mängs Jöhrle und doch dunkts mi, es ſyg erſch geſter gſy — ſy mir Ching zäme uf d'Wydmatt uſe go Pfyffeholz haue, für öppis drus zſchnäfle und für go Guggerſuur und Habermarch zäſſä. Do gſeni bareſar amene Wydſtock obe zußeriſch amene Dölderli ſchöni chrydewyßi Wydebüſeli hange. Aha, hani dänkt, do nimmt bigoſt üſe Pfarrherr ſyni Schübeli i d'Ohre; aha, do nimeni au, de bini groß. I chlädere uf die Stunden uſe, rupfe nes Hämpfeli vo dene Büſeli ab und ſchoppe dervo, was giſch, was heſch, i myni Ohre nine und ha drab ne Freud gha, öppis Grüsligs, ärger als am Santichlaustag, wo mer der Götti es Pfyffeſchöfli, ne Hälimutti und zwe Brittibenze chromet het und i bi hei gloffe, ſo hochgment, wie ne Grenadier, oder wie hütisdags ne ibyldete Dragoner. Duderno wie mir Chinge hei chömä, goni ganz bolzgrad zue mym Müetti und rüehmenem, was i Gſchyds agſtellt heig. Aber bhüetis Gott, wie bini do acho? „Was heſch de gmacht, du duuſigs Schlinggel, du dunners Chnopf, um Gotteswille, Jöre Marei, Peterli, was chunnt dir au i Sinn?“ Und derby iſch ſy ganz ſchneewyß worde wie nes bleichs Tuech. Sie ſetzt mi uffene Stabällä und liest mer die Büſeli uſe, ſo guet ſi nummä chönnä het und het gäng i eim furt balget, ſo daß i ganz ergelſteret gſi bi und aſo ha 'sluuter Waſſer briegge. „Dänk au, du dumme Sürmel, was do agſtellt heſch, du chönſt ja ſo dys Köhr verlüre und daß de ſpöter dra dänkſt, mueſch d'Ruethe ha und gfauzt ſy, daß menſch 'sFüür im Elfis z'gſeh; lo d'Hösli abe!“

„Nei Gotte, düet im Peterli nüt, i hät ſölle gſchyder ſy, gät mir Schleg derfür, i bi derbi gſy und has gſeh und ha im Peterli

nit abgwehrt und doch bini zweu Johr älter," seit jez 'sAmmes Bethli, das näbemer gstange isch; „es isch mer grüseli Leid derfür, i will es angers Mol gschyder sy, gät nume mir d'Ruethe und düet im Büebli nüt!" Us das isch 'sMüetti freyner worde und seit zum Bethli: „Nu, Gotteli, das isch rächt schön und brav voder, das du das seisch; jez will i keis vonech strofe; aber looset Chinge, syd es angers Mol gschyder, machet nüt me so dumms, es chönt ech für euer Läbdig ungselig mache, der chönted um 'sKöhr cho, wie 'sLahme Hans; dä kört nüt, wemme ne Kanone näbenem abloht; dänket wie grüseli das wäri, wenn der d'Vögel nümmä körtet pfyffe und d'Orgele i der Chilche, wo nech am Sunndig so guet gfalle het; oder wenn ech der Aetti oder 'sMüetti rüefti; und wie chönntet er uf der Stroß verscharet wärde, wenn der der Wage nit merktet cho zfahre. Und will du, Bethli, jez ä so witzig gsi bisch, so gibeni jez bedne zämä ne Hungschnitte und ne chly Anke derzue; syd gäng bravi Ching und machet nüt Chrums." — I ha währed der ganze Predig gschlotteret wie nes aspigs Laub und wo 'sMüetti fertig gsi isch mit syr Kapelänzis, het's mer gwohlet, as wie wenn's Doggeli ab mer abe wäri, und mer e mächtige Stei vom Härz droleti. I ha, will 's Müetti is Gaden ufe, isch go Hungg reiche, im Bethli uf d'Hang dätschlet und 's ane Arfel gno und gseit, das wärd ig em myr Läbdig nie vergässe; denn d'Chläpf hani gförchtet, wie d'Spinnele, si si justement i üsem Huus süsch rar gsi. — Und würklig isch 'sBethli vo dört a mis Härzchäferli gsi, mer hei gäng zsäme gsätterlet und i hanem küderlet, woni nummä chönne und möge ha. Hani ne Oepfelwegge oder nes Bitzli Wäie oder ne Ankeschnitte übercho, so hani's mit em Bethli theilt; hani dür Schnitz, Wätschge, Nuß oder dere Rustig gha, so hani im Bethli au ne Bieter voll brocht und es isch währli mängs liebs Mol froh gsi derüber, de sy Steifmutter het's mängisch brandschwarze Hunger lo lyde und der Vater — me weiß wohl, wie's Värsli heißt: Steifmutter — Steifätti — hets glych gmacht, wie sys bös Ripp. —

Aber mit däm Allem isch 'sWydebüseli no nit versurret gsi; vo däm Allem het dr Aetti nüt erfahre; 'sMüetti het ems verschwige; denn er isch au nit der süferisch gsi und hät unerchant müest tho, wenn ers grad verno hät und das Polete und Zangge hets Müetti suechc z'vermyde, wo's chönne und möge het.

Aber no zweu Johre hets anger Wätter gä; i ha nes Ohreweh übercho, so grüsli, as wemme mer es fürigs Isc dät der dür düre zieh. I ha nüt dörfe säge und ha ime Eggen inne gflännet. Dört het mi der Aetti erwütscht und frogt mi, was i heig. I chlag enem

mis Ohreweh; derno chunt 'sMüetti derzuo und brichtet em die Gſchicht vom Wydebüſeli, die verlicht no chönti öppis d'Schuld ſy dra und au der Vorfall mit em Bethli het ſie abrocht. Do hättet dir dä Aetti ſelle gſeh; 'sFüür iſch durne dure gfahre, er iſch ganz chöltſchblau worde vor Däubi und het ſy wyßi Züpfelchappe gſchüttlet, daß 'sZötteli dra danzet het, wie 'sStili vomene Waſſerſtelzli. „Das duuſigs Meitſchi, dä Blöſch, das hät ſölle gſchyder ſy und em Peterli abwehre, es ſoll mer nümme a d'Auge cho, ſüſch tſchuppenis, daß es Mordio rüeft!“ – O myn Gott, wie het mir jez 'sHärz chlopfet und wie gärn hätti mi ganz a d'Achs gä, um 'sBethli zſchone; aber ſo mängiſch i ha welle aſo rede, het der Aetti gſeit: „Schwyg Bueb, oder i ſchloh di nider. Gſchwing Chlaus, (ſeit duderno der Aetti zum Chnecht) gſchirr mer der Choli a; nimm 's Rytwägeli füre, mer mues mit däm Bueb zum Schärer.“ I ha mi gſperrt und gwehrt und gſeit i gſpür jetz nüt me; aber all mis Byſte und Bätte het nüt gnützt; der Aetti het mi nummä no meh abkapitlet. Mer fahrenalſo der Stadt zue zum alte Schärer Lenz dört bi der alte Aarebrügg het er gwohnt, grad näbem Storche; es iſch bſungerbar ne gſchickte Schärer gſi und derzue ſo ne gmeine, tröſt ne der lieb Gott! — aber bis mer dört gſi ſy, ha ni währli keis guets Wort vom Aetti übercho und i ha gäng gſchlotteret, weni a Schärer und as Bethli denkt ha. — Wo mer endlige zum Schärer chömme, het dä guet alt Gritti — i cha ne jetz no gſeh — ſy Spiegel ufgleit und mi viſidiert und ſeit derno ganz ärnſthaft: „Jä dä Jung het allwäg öppis i ſyne Ohre, ne Ohregrübel oder öppis Dütſchels eſo, das mueß uſe. Er leidt mi voruſe a die heißi Sunne ufene Bank und tröpflet mer Oel i d'Ohre, bis es mer drin ganz chrüſelet het; wo ni derno dört ne halb Stung lang brotet gha ha, ſo nimmt dä Schärer nes chlis gleſigs Sprützli füre und het mer einiſch über angeriſch Karmillethee inegſprützt und derno mit ere ſilberige Nodlä drinn ummä guslet. Do ungereiniſch hets Pf! gmacht und chunt bigoſt — nes Wydebüſeli uſe und das iſch no ſo früſch gſi, as wemmes erſt geſter vo der Stude guo hät. Do hets mer gwohlet, d'Schmärze ſi gſi, wie wegbloost, und es het mi dunkt, i kör d'Ambeiße wueſte und d'Mugge uf der Balmflue äne umme fäckle. Do hets au im Aetti gwohlet; er iſch freyner worde, het im Choli es Immeli Haber lo gä, mir no ne Schoppä zahlt und derno ſymer wieder zäme hei gfahre. — Ungereiniſch uf em Weg ſtygt er derno ab, i ha nit gwüßt worum und i ha müeſe der Choli ha und dä wär mer faſch ertrunne — und do bringt er es ſchöns grads ufgſchoßnis Wydli derhär und leit das näben annem is Wägeli, i ha nit

gwüßt, will er e Wid drus mache oder was; er het nüt gseit und i ha mi wohl ghüetet, für z'froge. — Wo mer aber hei cho sy, rüeft der Aetti im Müetti, das scho der warm Gaffe und ne Pfanndätsch für üs barat gha het, und erzellt em der Verlauf vo der Operation, nimmt derno das Wydli und rüeft üs Bedi vor's Huus, steckt das Wydli grad vor mim Stübli i Bode und seit: „Loos Peterli, daß de dyr Läbdig a di dumm Streich dänkisch, so pflanzen ig der do die Wyde und zer Strooi dreiisch mer all Morge, äb zum Diisch chunnst, nes Mälchterli früsches Wasser derzue, daß sie gschwing wachsi und hesch Sorg derzue, daß es ne schöne Stock git." „„Jo Aetti, i will ech folge,"" hani mit brieggeriger Miene gseit; hi druf no nes Chacheli Warms gno, ha mini Lüte guet Nacht gseit, ha vorgä i well is Bett und schliche mi i mi Chammere use, güggele no zum Pfäister us und gseh, daß der Aetti no ne währschafte Stecke zu dem Wydli steckt, köre, daß er öppis i sy Bart ine murmelet, das i nit verstange ha. Meinet der öppe, dir guete Tröpf, ig heig sälbi Nacht gschlofe? Bhüetis Gott! die ganzi Nacht bini imene Fieber inne gsi, daß Gott erbarm. — Bal isch's mer vorcho, als syg das Wydli zuenemme mächtige Wydebusch mit viele junge Wydli worde und die werde alli abghaue für Ruethe für mi und 's Bethli z'sauze; bal hets mi dunkt, es syg ne wüeste struppige Wydestock worde voll Löcher und us niederem Loch guggi ne's Unghür use. Bal wiederum isch's mer gsy, das Wydeschößli syg zuemene schöne schattige Wydstock mit viele Aeste worde, drunger heig i nes Bänkli gmacht und 's Bethli sygi näben ammer ghocket und do heig der Aetti üsi Häng in enangere gleit und heigi gseit: mer sölle enangere hürothe, er wünschis Gottes Säge derzu u. a. m. — So isch es die ganzi Nacht gange, bis am Morgä der Aetti mi weckt und rüeft: „Peterli, das erste Mälchterli zum Wydli." Wie ne Pfyl schießeni zum Bett us, legge mi flingg a, go zum Sood und reichene platschtigi Mälchtere voll Wasser und bschütte dermit die Wydstude. „Räcbt so, Chline," seit der Aetti, „schön ali Morgä so furtgfahre, de bisch ne große Chnächt." — Nu, i ha nüt bessers gwüßt, as all Morge vorem Kalatze mys Mälchterli Wasser z'trage und de d'rno i d'Schuel z'go. Im Bethli hani natürli scho der erst Morgä druf, usem Wäg i d'Schuel brichtet, was gange syg und daß es jetz nit guet Wätter für is syg is Buechhöfers Huus. Bethli het also briegge, daß me d'Häng hät chönne ungerem wäsche; doch i ha's gly tröstet gha und ha nem gseit, wenn d'r Aetti scho ne Bigge us is heig, so machi das nüt, das wärd scho wieder bessere, ämel i wärds nie vergässe, i mög so alt wärde, as i well. So isch eis Jöhrli um's angere vergange, ig

und 'sBethli ſy zäme i d'Schuel ghötſchlet und mir heis gäng glych guet zäme chönne; i üſers Huus hingäge iſch es de nume cho, wenn der Aetti furt gſi iſch, denn dä hets gäng no ſuur agluegt. — Und d'Steifmuetter, erſch die iſch uffem gſi, wie ne Drak; wenns ſcho nume 12 Johr alt gſi iſch, hets am Morge früech ui müeſſe go mälche und go choche und zwüſche der Schuel Als müeße mache, wie ne Magd, und derfür hets keis rächts Chleidli übercho, het müeße Hunger lyde und keis guets Wort het em die böſi Däſchä gä. — Unger der Zyt bin i natürlig au größer wordä und my Wydſtude iſch afä ne ordlige Baum gſi mit viele ſchöne Aeſte und Doldere; aber das Bſchütte, ſo grüsli as mer zwider gſi iſch, hani nie vergäſſä; dernäbe hani i der Schuel brav glehrt und ha au duſſä gwärchet trutz üſem alte Chlaus. Aendlige chumeni us der Schuel und ha mym Aetti Chnechtedienſt verſeh und er iſch grüſeli wohl mit mer z'friede gſy, ſo daß er mer derno ſeit het, ig heig guet zum Wydſtock gluegt, i ſöll jetz ebe ſo guet zur Waar und zum Fäld luege, daß i nä rächte Buur abgäbi, wie der Aetti und daß er ſym enzige Suhn dörf 'sHeimet anvertraue und nit Alls verhudelt wärdi; ſüich würd' er ſi im Grab no umchere, wenn 'sBuechhofpeters Hof verlotteret wurdi. Us bſungerbarer Gnad, ſeid er mir derno, bruuch i der Wydſtock nümmä alli Dag, ſondern nummä alli Samsdig z'bſchütte; er wachſi jo, daß es ne Freud ſyg, und es iſch würklig au wohr gſi und dä Stock mit ſyne ſchöne Aeſte iſch mer rächt lieb gſi, i hätt ne nit wohlfel gä, er het mer ſo ſchön Schatte gmacht vor mym Gade und alli Frühjohr, wenn er ſyni Büſeli übercho het, het üſen Aetti es paar Noochbure zämä iglade, de het me ne Diſch unger dä Wydſtock uſe gno und het dört zämä es luſtigs Möhli gha und allimol het er de ſyni Gäſte die Gſchicht vo dem Wydebüſeli erzellt, wie mer ſe Alli wüſſä. Do het der Pfarrherr nie dörfä fähle, wenn er ſcho ne ſteialte Ma gſy iſch, und i der letzte Zyt nümme ſo flyßig me zuenis cho iſch, will er vor Alter faſt nümmä het chönne lauſe. Dä het de allimol au ſyni Bemerkige zu der Gſchicht gmacht und de albä am End gſeit: „Chlyni Urſache, großi Würkungen.“ I ha das nit rächt verſtange, aber es iſch ne Zyt cho, wo mer Alls klar worden iſch. — 'sBethli, das iſch ungerdeſſe ufblüeit, wie ne Roſe, het Bäckli gha wie nes Chirſi, Aeugli wie Veieli, Zähn wie Helfebei und iſch groß gſi wie ne Federe; ganz 's liebähnlig Ebebild vo ſyr Muetter ſälig, der Rütibüre. Kei Wunger, wenn die junge Burſte all ſtill gſtange ſy ame Sundig, wenn's bihne verby z'Chilche gangen iſt; und doch het's es ganz einfachs Chleidle dreit, het nit es Meieli und Mäſchelizüüg uſem Chopf gha, wie 'sMüllers Meitſchene

und angeri mehr, ſogar ärmeri, die als nummä a d'Kleider hänke, die derhär chöme wie Finälle, mit Sunneparisöli, Gloggeärmel, und wie dä Firliſanz alle heißt und deheim keis Chüeli chönne mälche und keis Süpple chönne choche. — Jo, i ſäge no einiſch, kei Wunger, wenn mängä junge Burſt es Aug uf's Ammes Bethli gha het und em no träppelet iſch bis dörtuſe; und kei Wunger, wenn ſogar der jung Vehdokter vo Stolzwyl, me het em nummä der Fuuſti gſeit, abſelut gment het, er well däm Meitſchi gfalle. Aber 'shät no mänge Fuuſti chönne cho, das hät nüt gfruchtet und ſälber dä Bloofti vo Dragunerhans, wo mit em Fuuſti einiſch cho iſch und gment het, er ſig der ſchönſt und der richſt übere Buechiberg und übers Waſſer uſe, und alli Meidſchi heige der Narr anem gfreſſe, ('siſch d'r glych, der ſcho lang grüſeli gärn Kantonsroth worde wär, wenn er ſcho nit emol ne Zielete cha ortegrafiſch ſchrybe und der ne Cholderi iſch erſter Klaß, dänk me nummä a die Gſchicht mit däm guete Pfyfeler vo Alperjöggli, mer wei ſi de derno dene wo ſi nit wüße, einiſch erzelle,) wird's Niemerem rüehme, wie 'sem gangen iſch, wo ner einiſch zum Bethli z'Chilt welle het. Dä het im Haag no hek chönne mit ſym Fuuſti und die naſſe Buggle hei ſie deheim chönne dröchnä. Und doch het dä Fuuſti nit welle abgä, denn 'sBethlis Aeltere heine gar gärn g'ſeh; ſie hei gſeit, es ſig gar en ordlige und derzue no ne gſchickte, bſungerbar für Geiße und Süi z'doktere. 'sBethli het aber gwüßt, daß das Alls nit wohr iſch, daß der Fuuſti ne fule Kärli ſig, und vo eim Pintli is angere lauft, daß er gäng ſägi, er heig gar vieli Bikannti und Verwandti, nummä daß er all Dag uf Hüneberg i d'Engi und bis z'Altehus und derno über Gaißbach heigo chönni, um d'Zyt z'verplämperle und daß er grad drum, wil er z' viel mämmeli, ſo gäli Schlarge, me ſeit ne glaub' Läberefläcke, im Gſicht heig und das het em gruſet. Näbſtdem bruchen ech dänk nit z'ſäge, daß es mi lieber gſeh het, as e ſo Halbherre und Schminggle i änge Hösli und Fräcke und d'Hoor voll Pummade, ſo nütnutzig Müſterlirüter (und wärs ſälber no ne dickchöpfige Wyhändler mit eigenem Fuehrwärch gſi), mit eim Wort, 'sBethli iſch mer treu und ahänglig gſi und het kei angere zum Ma welle als mi. — Aber was geit jetz? — I bi juſt nünzehni gſi; der Hunstage mit alle ſyne Schönheite iſch wieder abroche; d'Vögel hei luſtig aſo pfyfe im Wald, d'Matte hei aſo gruene und üſe Wydſtock het früſch Blätter und Blueſt tribe. Und wieder het der Aetti ſys Wydebüſeliſäſtli veranſtaltet und alli ſyni Fründe derzue iglade und dasmol het er meh Uſwand gmacht, as angeri Mol; i ha gmerkt, daß do öppis Appartigs im Spiel iſch. Item, dä Fäſtdag iſch cho und Als het

ſy luſtig Verlauf gno wie ſüſch, und bſungerbar der Pfarrherr iſch gar luſtig und redſelig gſi Wo bal Als fertig gſi iſch und die Gäſt furt welle hei, ſteit der Aetti uf und ſeit dene Lüte: „Loſet Manne, ig ſtellen ech hüt do mi Suhn vor, er het bisdehi ſy Sach ordli gmacht; aber 'siſch nüt, wenn Eine nit fröndS Brod lehrt äſſe; drum mueß er mer jetz nes Johr zu mym Fründ, dem Rainbuur, i Läberberg uſe; das iſch der größt Buur wyt und breit; dört lehrt er de das Buure us em Fundament und de iſch no Oeppis: dä Jung het, wie ni wohl gmerkt ha, a däm Meitſchi do äne der Narr gfreſſe; drum Bürſtli mueſch furt, daß ſettig Dummheite vergiſſiſch; körſch, Peter, das Meitſchi gäb dir nit Füeteri; ſchloh das numä uſem Chopf; do mueß Eini zueche, die meh Chümi het, as das Bättelmeidſchi do äne; uf Gäld mueß me hütigsdags luege, das regiert d'Welt.“ — Wie vom Donner troffe bini do gſtangä, grad as wie ne Oelgötz und 'sbriegge wär mer z'vorderiſch gſi, wenni mi vor dene Manne nit gſchämt hät. Die Manne hei übrigens mym Aetti vollkomme Rächt gä und em der Chopf groß gmacht, wie der alt Buechhofpeter z'Stadt und Land bekannt ſig und ſy ſtolz Suhn au; dä chönn ſe uslääſe, wenner nummä d'Hang usſtrecki, ſo hang amene niedere Finger Eini und derzue no ne ſchwäri. — Settigi und angeri Sache hei mer die Gäſt vorgſchwätzt und i mueß bikönne, würkli het mi do au der Geldtüfel en Augeblick i d Chlaue erwütſcht und i ha bymer ſälber denkt, ſie heige eigetli rächt, i ſig e Lümmel, wenn i die erſti beſti näm, d'Wält ſig groß und Meitſchi gäbs gnue. Do het aber üſe Pfarrherr d'Sach wieder bym rächte Fleck agfaſſet und der Nagel uſe Chopf troffe. Er ſeit nämlig: „Daß d'r Peter i d'Fröndi ſöll, iſch rächt gſchyd; aber was das Hürothe anbetrifft, ſo löt dir ne numme mache; er wird no mängiſch aröune und wenns Gottswill iſch z'letſt ſcho die rächti Perſon finde; nebſtdem heißt's in der heilige Schrift: Was Gott zuſammengefügt, das ſoll der Menſch nicht trenne; mit em Gäld eleini, Papa, iſch es de übrigens au nonit g'macht; es chunt uſe Charakter a und äb die Lütli enander lieb hei oder nit und äb ſo nes jungs Fraueli au s'Hunswäſe verſtöi oder äb's nummä ne Finälle, nes Schlärpli ſyg, do ſyg de ſone Ma trutz allem Gäld ne arme Dropf, beſſer d'r Hagel ſchlöi uf d'Fälder as i d'Chuchi. — Drum bidänk das drümol, Peter; vertrau numä uf e lieb Gott und halti gäng brav, ſo wird ſich 'sAndere ſcho mache!“ — I ha im Pfarrherr d'Hang drückt und dänkt, ne gſtudierte Herr weiß doch viel meh as ſo ne graduſe Buuretſchalpi, und i ha nem alls Guets verſproche. Vo do a iſchs no zwee Tag gange; me het mer mis Drögli zämepackt und i ha mi müeſe zur Reis aſchicke; d'

Muetter het mer mini Chleider zämegläſe, het mer no es baar Gibätbüecher, der Goſſine und Thomas vo Kempis und no angeri mitgäh, und mer no verſtohlenerwis es paar funkelnagelneue Füüfränkler is Lieblitäſchli gſtoße, damit wenns öppis Ungſinnets ſet gä, das ig emel nes paar Batze heigi. — Das iſch am Samstigzobe gſi und am Sunntig druf hani furt ſölle; zum letzte Mol hani üſi Aecher und Felder oſuecht; zum letzte Mol der Waar inegä und üſi liebe Schwarzſchägge gſtreichlet. O myn Gott, wie iſch mer 'sHärz ſo ſchwär gſi; zum letzte Mol nimeni mis Mälchterli füre, um mi lieb Wydebaum no einiſch z'bſchütte und faſch hani nit vonem wäg chönne. -- Wenn gſehni di ächt wieder, hani für mi ſälber halbbrieggerig gſeit? — „Wills Gott öppä gly wieder," ſeit jetz nes fyns Stimmeli, und woni erſchrocke umeluogä, ſteit 'sBethli hinger ammer; das Herli het alls vom Chriſte vernoh gha und gſeh, daß d'r Aetti und 'sMüetti no zäme uſe Schachenacher uſe gſpaziert ſy und drum hets die Glägeheit welle profitire für mer gſchwing Adie z'ſäge. Was mir dört zäme gredt hei, dört unger üſem Wydeſtock, z'Obe ſpoot, das will ig ech nit wiederhole, nummä das will ech ſäge, das mer dört enangere ewige Liebi und Treui gſchwore hei gäh es was well, und üſers Verſpreche mit eme härzhafte Schmatz beſiglet hei; glückligerwys hets niemer gſeh, as es paar Stärnli am Himmel und üſe Fründ Wydſtock und die hei nis nit verrothe; dene iſch d' Sach beſſer azvertraue als ime Dampiwyb. Die heis de au niemerem gſeit, daß die beide Lütli jedes im angere nes ſilberigs Ringli, woruf äs Wydeſchößli mit eme Härzli und zwei Vergißmeinitli gmolet gſi iſch, zum Andänke gä hei, und daß der Wydſtock freudig ſyne Aeſtli gſchüttlet het, wo das verliebt Päärli drunger gſtangen iſch.

D'r Aetti und 'sMüetti hei mi bi ihrer Rückkehr im volle Ipacke atroffe, hei mer no gueti Räth ertheilt und Zyt zur Abreis uſe Morge früeh feſtgſtellt. — I go is Bett; aber die ganzi Nacht hani keis Aug zuetho und mi im Bett ummedröhlt wie ne Fieberchranke, ſo daſi froh gſi bi, wo's Morge gſi iſch. Am Sechſi bini ſcho im Sundigwir gſi und am Siebeni het der Choli ſcho ganz ungiduldig ſys Gſchäll vor em Huus gſchüttlet und ig bi mit myne Lüte, mym Plunder und emene zentnerſchwäre Härz ufgſtige und hüpp! iſchs vorwärts gange, ſo daſi 'sBethli faſch nit emol me gſeh hät, das dur ſis Gadefenſter dure mer no 'sNaſelümpli gſchwunge het. — D'Reis iſch guet abgloffe und z'Mittag chöme mer z'Gränche obe bi mym neue Meiſter — dem Rainbuur a. Potz Blitz, wie ſy mer dört epfange worde; die ganzi Huushaltig iſch barad gſi für üs z'grüeße, und nes Mittagäſſe hei ſi zwäg gha, ſoviel der Diſch het möge träge.

Vom Aeſſe het üs derno der Buur ſy Waar, ſys Heu und ſyni Matte zeigt. „Wohl händſche, do buurets angers as uſem Buechhof,“ ſeid do der Aetti; „gib nummä brav Acht, Peter, do lehrſch öppis.“ Das iſch denn au würklig ſo gſi; der Rainhof het über 100 Jucharte Land gha; und das iſch vo etliche 20 Dienſte und der Familie vom Eigethümer beſorgt worde. 'sBuure hei die Lüt uſem Fundement verſtange; aber lieber Gott, 'siſch allen Orten öppis und ſo au do, drum het's mer au nit rächt welle gfalle. D'Hausfrau het alle Lüte zuckerſüeßi Wort gä, und iſch dernäbe falſch gſi, wie Galgeholz; und gwungeria iſch ſi erſch rächt gſi; ſie hät gäng als wölle wüſſe, was im ganze Land ume vorgangi; drum het ſi d'Chießlerböti und angeri Tätſchwyber zuenere iglade und ſi usgfröglet; und de Soometräger mit ihre Speckſytechutte, im Hooch, im Hubeſack und im Dürr, het ſi mänas Gläsli igſchenkt, (wenn ſi ſcho der Gyt derwäge falſch verworgt het) numme für als zvernäh und zmache, daß die allen Orte ſägi, s'Rainbuure Meiji ſyg ne treuji Büri. Jo nit vergäbe iſch s'Meiji mager gſi, wie ne Muheime, d'r Gyt het uſem uſe gluegt, wenn es ſcho a ſym Muul nüt erſpaart het. De Dienſte het es Gaffe gmacht vo dürre Rüebli und derzue 'salt Gaffeepulver gno, wos ſcho für is es paar Mol abrüet gha het, ne chly Zikori und ne himmelblaui Abgnomi Milch derzue; 'sBrod iſch ſchwarz gſi, wie Rueß, ſteihert und ne fingerslänge Bart dra; ſo hei nie keini Dienſte lang chönne blybe. D'r Buur dä het alli Dag ſy Dips gha vom Schnaps und het de albe im Huus umme gwüethet, wie der leidig Türſt, nüt iſch em rächt gſi, bſungers vo döit eweg, wo ner alli ſyni früechere Aemtli verlore het und me gar do d'Rächtſamene uſgha het; jälbmol häts weni gſählt, er wär ſi ga hänke. — Syni zwe Söhn ſind ibildete Kärlis gſi, die gmeint hei, ſi ſyge obenuſe und niemen a, und doch iſch nüt anne gſy, as der Hochmueth und nes ſchlimme Muul. Bſungers der Jünger, där 'sletzſt Johr bim Militär Capral worde iſch, het vor Hochmueth gſtunke und doch iſch hinger und vorne nüt mit em gſy. Drum het au der ewig Uſride i dem Huus äriſtirt und a das bini nit gwohnet gſy. „Das ſyg hie nit gäng ſo gange,“ ſeit mer derno das alte Babi, d'Chöchi, wo der alt Rainbuur no gläbt heig, ſyg en angeri Ornig gſi, aber jetz halt's niemer me lang us und d'Sach göji ender bergab uf em Hof, als das er ſi üfni; äs wart numä no uf's Annemarei, das z' Neueſta t i der Pangſion ſyg und das jetz de hei chöm, das ſyg no 'soeſte von allne gſy, wo's no deheim gſy ſyg, und do wärds wol wieder beſſere, wenn das hei ſyg. Und d'Büüri die het mer all Tag vo ihrer einzige Tochter brichtet, das ſyg 'ſchönſt Meidſchi im ganze

Land und manierlig, das müeßi aber nit numme ſo ne Buureſchalp: ha, das ſyg für ne Herr us der Stadt bſtimmt, öppä für ne Rothsherr oder ne Dockter oder ſo öppis.“ Do hani chönne ſchmöcke, daß die Drübel für mich nit riif wäre, wenn's mi ſcho derno gluſteti; aber der Buechhofpeter het dänkt, das ſyg glych, är für ſy Deihl chöns mache ohne die, ſy wärd au nit öppis Appartigs ſy, will der Aepfel nit wyt vom Stamme falli. — D'Oſtere iſch ändlige cho und do het de Rainbuur am Morge früh ſys Rytwägeli füre gnoh, ſuber lo putze, s'ſchönſt Roß im Stahl, ne prächtige brune Araber, het er uſe gno und nem es ſilberbſchlagnigs Gſchirr agleit; är ſälber het ſy guettüecheni Bchleidig füre gno, (er het die gha lo mache, woner einiſch merkwürdigerwys zum Großroth gwellt worde iſch), und iſch uf Neueſtadt zuo, ſy Dochter abz'hole. D'Büüri iſch deheim bliebe und het chüechlet und bröterlet für's Meidſchi würdig z'epfo, und het no nes paar angeri Meidſchi zum Gaffetrinke yglade. Aendlige z'obe am füife chunnt es funkelneus Scheesli derhärcho z'fahre mit 'sRainbuure Brun und richtig dört drinn iſch der Buur und ſy Dochter gſy. Was iſch gangä? — Das Dämli het dem Alte rundement erklärt, es fahr nit imene offne Fuhrwerch meh, das ſyg nid gumi foo; es müeßt ſy jo ſyner Läbdi ſchämä, und dä guet Aetti het uf Biel zrugg chönne, und het dört die neue Schäſe kauft, wo mer gſeh hei acho. Wie der Rainbuur (er het do au uf Befehl ſyr Dochter ne Sigare müeſe rauche und ſy Ulmerchopf mit Silberbſchleg is Sitzkiſtli müeſe legge) g'chlöpft het, daß mes wyt ume z' Betlech und z'Reibe äne kört het, daß emel all Lüt gſeie, daß der Rainbuur ne neui Schäſe heig! —

Was das für ne Epfang gſy iſch, wo die Lüt usgſtiege ſy! „Aber nei, üſers Annemarei, wie das groß und hübſch worden iſch, was du au für nes ſchöns Hüetli uſheſch und erſch 'sFürtech, aber nei, nei!“ So iſch das gange zäme mit der Alte und der Junge, daß me mit keim Hämmerli zwiſcheni chönne hät. Und was iſch de das für ne ſchöni Dame gſy, 'sRainbuure Annemareili? Deppe ne währſchafti Buuretochter, wie mys Bethli? Bhüetis Gott! Nes magers, ſpinnlidürs, bleichſüchtigs Figürli, igſchnüert, daß es faſt nit het chönne ſchnuufe, es akkerats Wachsfigürli i Syde und Sammet ipuppet; natürlig mit Händſchli und Sunnepariföli und eme mächtige Reifrock, grad ſo wie die Luftballone, wo ſi einiſch z'Chriegſtette ufgloh hei. Und nes Schahle het es agha mit Zötteli und Sache, es heig 10 Dublone koſt und ſyg 'sSchönſt gſi i der Pangſion; dernäbe ne guldige Uhr mit vierfacher Chötti, ſilbrige Hafte a der Zippe und weiß der lieb Gott no, was für Luxus. — So iſch me zum

Gaffe gſäſſe und 'sAnnemarei het obä a Diſch müeſe ſitze. E, was ſägen i doch Annemarei? So hets bi Lyb und Läbe nümme welle heiße, i der Pangſion ſäg me Marie und ſo well äs jetz au gnamſet ſy; äs gäb nit Antwort, wemmenem nit ſo rüeft, 'sWirths Anneliſi heißi jetz au nümme ſo, mä ſäg em jetz au nummä Madmeſell Eliſe u. a. m. Das ſyg gumi ſoo. Nei Mähl, du giſch nit Brod, hani fürmi ſälber däukt, es nimmt mi nummä no wunger, daß das Meidſchi no no üſer Manier ißt und trinkt. Aber hola, nummä nit zlut gſchraue! — Wo d'Chüechli uſe Diſch chöme, nimmt 'sMarie d'Händſchli füre und het die Bitzli mit de Händſchli is Muul ine gſtoße. Das het mi doch währli aſe bunt dunkt und i bi froh gſy, hani vom Diſch eweg chönne. Do hani erſch rächt Heiweh übercho no mym Bethli, wo ni dä groß gwaltig Ungerſcheid zwüſche dene zweue gſeh ha.

Aperepo, dir wärdet welle wüſſe, was ſyder dört und ufem Buechhof gange ſyg? Währli allerlei. Bi üüs deheim iſch's guet gange, der Aetti het für mi no ei Chnächt agſtellt und ſo iſch als gange, wie früecher. All 3 Wuche het mer de der Chriſte müeſe cho brichte, was es neus gäb und i ha faſch nit möge gwarte, bis er albä cho iſch. — Hüt z'oba chunnt er do au, grad, wo mer no am Gaffe gſi ſy, i bi froh gſy, daß i vo der Finälle wäg chönne ha; i ha do ne gueti Usred gha. Aber was vernimmeni do? Geſter heig der Amme 'sBethli furtgjagt; ſie heiges abſelut welle zwänge der Fuuſti z'hürothe und das heigs perforſch nit welle due und drum heig's d'Stiefmuetter zum Huus usgjagt und der Alt heig es Teſtement lo mache und im Bethli ſys ganz Vermöge etzoge. Er heigs vonnem ſälber, ſie heige zäme de Nomittag bi de Fröhligermeidlene i der Stadt ne Schoppe trunke und dört heigs em alls chlagt, für mir's ſäge und mi z'grüeße. Aes ſyg jetz arm, heig nüt as ſyni Chleidli und wenn mer öppä s'Rainbuure Mareili beſſer gfalli, ſo ſöllis numme nä, das heig jo viel Geld. Aber mi wärds glych nit vergäſſe, ſo lang as es läbi. Es gang jetz is Luggli yne, dört heigs ne guete Platz. Das iſch mer natürlig wieder ne neue Donnerſchlag gſy, und i ha nit gärn gſeh, daß 'sBethli is Wältſchlang gangi, i ha däukt, es chönnt au ſo Maniere anä, wie 'sMarie, oder es chönnti dört öppä imene Uhremacher oder imene Gummi, die all gar zimpferlig duo chönne, guet gfalle und es chönnt mi de vergäſſe. Was doch d'Liebi ein ploge und Gſpenſter vormole cha! Nu, wohl iſch mer bi der Sach nit gſy, mi Aetti het, wie gſeit, vom Bethli nüt welle wüſſe, bſungerbar jetz, wo's ſy Aetti es enterbt gha het und do bi ni faſch verzwyflet. I 'sRainbuure Huus iſch's mer ver-

leidet., das is faſch nit ha mögen usghalte. Die Jungi, 'sMarie, iſch nes unusſtehligs Gſchöpf gſy, dämme nüt het chönne rächt mache, 'siſch no ärger gſy, as die Alti, bſungerbar gägä mi, wo's gſeh het, daß es nüt us dem Hüehnli gäb, hets mi uſe Strich gno und mi plogt, wos numä chönnä het, kei Fätze iſch amer rächt gſy und ſo iſch mer 'sLäbä verleidet, bſungerbar, will i vom Bethli weder Staub no Laub me verno ha und ha müeſe dänke, es heig mi vergäſſe, wies d'Meidſchi gärn mache, wenn ſy ne ſchönere und ne richere imene Egge ine aträffä, bſungers wenn eine no guet cha danzä und ſcharwänzle, was i nie glehrt gha ha. So iſch mer unger Chummer und Herzeleid der Summer verbygange; all 3 Wuche iſch der Chriſte cho, aber vom Bethli het er mer au nüt chönne ſäge und i ha d'Wuche zellt, bis mys Johr ume ſyg. Der Winter iſch ungerdeſſe agruckt und do iſch es no viel längwyliger worde, bi dem ebige Ufriede, wo is Rainbuure Huus gwaltet het. Do haltet a der Wienecht z'Mittag ne Schlitte vorem Huus und nes ganz ſchwarzagleits Wybervolch ſtygt us und frogt mir no. — I go go luege und wer angers iſch es gſy, as mys Bethli; das ſeit mer, ſy Stiefmuetterſyg am Nervefieber gſtorbä und der Aetti ſyg au chrank und heig em Beſcheid gmacht für hei z'cho für a Gräbt und ihm abzwartä! es ſchüchi d'Chranket Alls zäme und niemer well bynem ſy fürem abzwarte; drum wells präſſiere für hei z'cho, wenns denn im Aetti beſſer gang, ſo chömms de wieder dodure, es well mer de brichte, wie's em ſyder gange ſyg, äs heig mi ämel nit vergäßę und das frogliche Ringli het ſchön a ſyr Hang glitzeret. I bi gſy wie us de Wulche gfalle; mim Bethli het 's Welſchlang nüt gſchadet; äs het keini ſo dummi Maniere agno gha, wie's Marie. I drückenem härzlig d'Hang und ſäge: i ha dinetwäge ſcho ſchwers Zyte gha; wills Gott geits öppe bald einiſch beſſer; grüeß mer der Wydſtock, will du myni Aeltere nit grüeßę darfſch und chumm gli wieder zuemer. Und mit dene Worte und emene Glückwunſch für ſy Reis und gueti Beſſerig füre Vater hani Abſcheid gno vonem.

Vierzeh Dag gö übere und Chriſte chumt wieder zuemer, o wie gärn hanigne wieder gſeh cho. 'sErſte, was er mer ſeit iſch gſy, 's Bethlis Vater ſyg hüt am Morgen au am Nervefieber gſtorbe und es ſyg wäge dem gar grüüsli truurig; doch ſyg do, wie bi jedem Unglück au no nes Glück; der Amme heig ſy mit em Bethli ganz usgſühnt, will ſem ſo guet abgwartet heig, heig 'sTeſtement zrugg gno und ſys ganzi Vermöge wieder ſym rächtmäßige Erb, em Bethli lo zuecho. Nes heig ems ſälber gſeit, mit em Uſdrag für mir's z' ſäge und mi z'grüeßę. Natürlig het mi das unändlig gfreut; aber

i ſäge zum Chriſte: „Jetz wär ei Schwierigkeit nümmä im Wäg, aber üſe Aetti, dä het ne Stettchopf und dä iſch im Bethli no gäng nit grüen.“ Chriſte aber ſeit: Vertrau numä uſe lieb Gott, de chunnt Alls guet, er wird der ſcho der recht Wäg zeige.

Es geit wieder 3 Dag, do chunnt der Chriſte ſcho wieder mit em Schlitte und het der Choli agſpannt gha. — Was git's Chriſte, daß du ſcho hüt chunnſt und derzuo no mit em Schlitte? hets öppä öppis ungſchickts gä deheime, iſch öppen öpper chrank? frog eni gleitig mit der größte Urni. — „Biſch numä unbiſorgt, Peter, der lieb Gott füegt jo Alls guet, hani der am Sunntig gſeit,“ brichtet Chriſte, und ſo iſchs und los, wie merkwürdig ſyni Füegige mängiſch ſy. Hütemorge früeh het me der Amme biärdiget; dy Muetter iſch au mit em z'Grebt gange, i bi au furt gſi, niemer het ghüetet as der Aetti. — Ungereiniſch fahrt ne ſchwarzi Wulche us üſem Gade uſe, wo du albä früecher gſchloſe heſch und derno läſſet 'sFüür zu de Pfäiſtere us; däuk, grad i dem Stübli, wo der Aetti ſys Gäld und ſyni Güldbriefe gha het; d'Chilcherlüt heis vo wytem gſeh uf em Heiweg; aber myn Gott, die wäre lang z'ſpot gſy. Zum Glück gſeht das aber 'sBethli, das 'sGrebtmohl chochet het, ſpringt mit ere Mälchtere zum Brunne und guraſchirt wie es iſch, klätterets der Wydſtock uf und ſchießt die Mälchtere voll Waſſer is Füür; gſchwing no 3, 4, und 'sFüür iſch glöſche gſi. Ungerdeſſe chunnt 'sMüeti mit de Chilcherlüte derzue; ſi rißе d'Fäiſter uf und der Aetti lit dinne am Bode, vor ihm ſi Dubakpfüſe, (wahrſchynlig d'Urſach vom Brand) und ſeit halbſturm, was es gäbi, er wüß nit, es ſig em unger einiſch ſo wungerlig worde. — Me het em erzellt, was gange ſig und daß er ſys Läbe und ſys Vermöge 'sAmmes Bethli z'verdanke heigi. — „Großer Gott,“ ſeit der Aetti, „ſei gelobt in Ebigkeit; dyni Wäge ſi wunderbar, ſogar der Wydſtock het mer jetz no gueti Dienſte gleiſtet und du Bethli, du my Engel, mi Läbesretteri, wie ſoll i dir das vergälte? wünſch was de witt und wenns mi ganz Burehof iſch, ſolſch ne ha! — „Nüt, nüt wünſchen i,“ ſeit verſchämt 'sBethli, „i ha numä mi Pflicht do; 'sUebrige het der lieb Gott gmacht, danket ihm dofür.“ — So will ig für is wünſche, Meiſter, wenn der verlaubet, ſägeni derno; — gät dir em der Peter zuem Ma, die Lütli ſi ſtärbesverliebt zämä und die gä nes ſchöns Päärli. „So ſygs,“ rüeft der Aetti freudig, „gſchwing, Chriſte, reich mer der Peter, nimm der Schlitte, daß es gſchwinger got, nimm ſy Goffere und Alls; und 'sHochzyt ſoll ſy, wenn der weit; gſägnech der lieb allmächtig Gott!“ Bethli und 'sMüetti hei vor Freude briegget und ig chumme jetz im helle Galopp cho z'fahre für di z'reiche. — — I

ha nit gwüßt, wacheni oder draumeni; i ha nüd chönnä ſäge, as Gott Lob und Dank, und Dank dir, gnete Chriſte, du mueſch dir Läbdig bymer blybe und's nit bös ha. I ha mit mutze Worte vom Rainbuur Abſchied gno und 'sMarie het läng nochä gluegt. — Zobä aber zittlig ſy mer uf em Buechhof acho und do hei mer do ne chlys Verlobungsfäſtli gfyret. Und i nes paar Wuche druf iſch 'sHochzyt gſy, 'slüſtigſt i der ganze Waſſervogtei und dört unger dem Wydſtock hei mer ne große mächtige Tiſch ufgſtellt und die ganzi Nochbarſchaft derzue iglade; au der Pfarrherr, der is zämä gä het, der Wirz, het die Frend an no möge erläbe und het am Hochzytmol wiederholt: „Hani nit gſeit, chlini Urſache, große Wirkunge; was Gott zuſammefüegt, ſoll der Menſch nit drönnä." —

So erzählt der greiſe Buchhofpeter, wenn er gut gelaunt iſt, dem Fremden ſeine Lebensgeſchichte und ruft dann ſein Bethli und eine Schaar gutgewachſener Söhne, um das Erzählte zu beweiſen. — Der alte Weidenſtock ſteht noch vor dem brandgeſchwärzten Gadenfenſter und rings herum hat Jedes der Kinder ſich nach dem Beiſpiel des Vaters eine zierliche Weide gepflanzt, ſo daß der ehemalige Buchhof nun im Munde des Volkes der Weidenhof heißt, ein Hof, über den bis dahin ſichtbar der Segen von Oben ruhte.

Schlummerliedli für 'nes Chind.

Schlooſ mys Chindli, thue d'Auegli zue,
Du heſch jetz gwachet laug und gnue,
Am Himmel glänze d'Sterneli:
Sie rüefe dir zum Betteli:
Schlooſ, Chindli, ſchlooſ!

Schlooſ mys Chindli, ſäg: gueti Nacht,
Lue dys Engeli het ſchön Wacht:
Es flüügt jetz i dys Stübeli,
Es flüügt jetz zue dym Wiegeli,
Schlooſ, Chindli, ſchlooſ!

Erwach' de morn, wenn's heiter iſch
Recht gſund und friſch, as wie ne Fiſch!

De legg der a 's neu Röckeli,
Und ſträhl' der dyni Löckeli:
Schlooſ, Chindli, ſchlooſ!

Morgeliedli für 'nes Chind.

Guet Tag, mys Chind, i grüeße di!
Jetz darfſte wieder wachßer ſy,
Wie heſch de Bäckli rund und roth,
So chunnt es, wemme ſchloofe goht
Zur rechte Zyt
Und rüihig lyt!

Guet Tag, mys Chind, wie heiter biſch!
Wie heſch de Aengli gſund und friſch.
Chum jetze gleitig uf my Arm,
Do iſch dys Röckli neu und warm.
Chum uf my Schoos,
Mach' groß, groß, groß!

Guet Tag, mys Chind, Gott bhüete di
Geng Tag und Nacht vor Leideli.
O blyb mer gſund und wird mer groß,
Und gimmer nie kei Meiſterlos!
Mys Engeli,
Wie freuſch de mi!

J. J. Romang.

Joh. Jak. Romang wurde am 28. Sept. 1831 in Gſteig bei Saanen, Kt. Bern, geboren. Er beſuchte bis in ſein zwölftes Jahr die dortige Primarſchule und erhielt nebenbei von dem Ortsgeiſtlichen Privatunterricht im Deutſchen, Franzöſiſchen und Lateiniſchen.

Im Spätjahr 1844 trat er ins Progymnasium von Thun ein. Als 1846 sein Vater in's bernische Obergericht gewählt wurde, begab sich Romang zu seiner Familie nach Bern, wo er das Progymnasium und das höhere Gymnasium besuchte.

Im Frühjahr 1850 bezog Romang als Student der Theologie die Hochschule in Bern. Bald jedoch überzeugte er sich davon, daß diese von seinen Eltern gewünschte Berufswahl ihm nicht zusage und so ging er zur Jurisprudenz über. Infolge der politischen Bewegung des Jahres 1850 verlor Romang's Vater seine Stelle als Oberrichter, und da noch jüngere Söhne der väterlichen Hülfe bedurften, so war J. J. Romang von jetzt an auf seine eigene Kraft angewiesen; — er mußte gleichzeitig studiren und verdienen. Zuerst war er Hauslehrer bei einer Bernerfamilie, dann Concipient der Obergerichtskanzlei. Im März 1854 wählte ihn der Bundesrath zum zweiten Sekretär des eidg. Militärdepartements. Damit waren nun freilich die Nahrungssorgen beseitigt, allein mit der vielbeschäftigten Stelle auch die fernern Studien abgeschnitten. Als daher im Mai 1855 die englische Werbtrommel gerührt wurde, nahm Romang seine Entlassung und trat als Unterlieutenant in's erste Regiment der englischen Schweizerlegion; er wollte sich entweder eine Carrière als Militär schaffen, oder sich wenigstens das nöthige Geld zur Vollendung seiner Studien verdienen. Nachdem die Instruktionszeit des Regiments in Dover beendigt war, besuchte er die Schießschule von Hythe und wurde im September 1855 zum Oberlieutenant der von Adrian von Arx befehligten Jäger-Compagnie des 2. Bataillons befördert.

In der langweiligen Garnisonsstadt Canterbury, wohin das zweite Bataillon verlegt worden war, beschäftigten sich von Arx und Romang eifrig mit dem Studium der englischen Sprache und Literatur. Im November 1855 traf der Marschbefehl nach dem Orient ein. Am 17. November wurde das ganze erste Regiment auf dem prächtigen Transportdampfer „Great Britain" eingeschifft. Diese Fahrt durch's Meer von Biscaya, dann der spanischen und portugiesischen Küste entlang, durch's Mittelmeer und durch den griechischen Archipel nach Smyrna, sowie der dortige 8 Monate andauernde Aufenthalt haben unserm Dichter unauslöschliche Bilder und Erinnerungen zurückgelassen.

Im Sommer 1856 wurde das Regiment wieder nach England zurückbeordert. Nach einer sturmvollen Fahrt von 28 Tagen erreichte das Schiff den Hafen von Portsmouth und im Lager von Shorncliffe begann die Auflösung der Schweizertruppen. Romang kehrte im Spätjahr 1856 nach Bern zurück, gerade noch zur rechten Zeit

um mit dem Bataillon No. 59, bei welchem er schon früher eingetheilt war, nach Neuenburg zu marschiren. Hierauf nahm er seine Studien wieder auf, bestand im Mai 1858 sein Advokatenexamen und wurde später zum Obergerichtschreiber ernannt, von welcher Stelle er jedoch 1864 resignirte.

Von Romang sind außer seinen in der „Schweiz" und im Feuilleton des „Bund" zerstreuten Erzählungen und Gedichten folgende Druckschriften erschienen:

Gedichte (bei Jenni, Vater, in Bern) 1851.
Aus Ost und West, Novellen, Erzählungen und Gedichte. Bern, bei Rieder und Simmen. 1861

Nächstens gedenkt Romang mit einer dramatischen Dichtung: „Niklaus Baumer, der Kastellan von Saanen", vor die Oeffentlichkeit zu treten. —

Romang ist einer unserer besten Schweizerdichter. Ein vortrefflicher Styl zeichnet ihn in der Prosa aus; knapp, bündig, gehaltvoll und in keuschem malerischen Schmuck quellen seine Sätze aus der Tiefe herauf. Nicht minder bedeutend ist er in seinen Gedichten. Kraft und Wahrheit des Gedankens, schöner Rhythmus, Lebendigkeit und Pracht der Schilderung sind die Vorzüge seiner gemüthstiefen Lyrik. In der Dialektdichtung (Mundart des Saanenlandes) hat er in seinem „Friesenwäg" das Höchste geleistet. Wer die Schönheit dieses Gedichtes zu empfinden vermag, der wird dasselbe geradezu für ein klassisches Produkt halten. Und es ist dieses nicht bloß durch Ton und Stimmung, die dasselbe beherrschen, und durch seine künstlerisch vollendete Abrundung, sondern ebensosehr durch die Reinheit des Dialektes, worin dieses Gedicht in der neuern schweizerischen Poesie einzig dasteht. Es ist auch nicht bloß das Erzeugniß einer glücklichen Stunde; der Dichter schrieb es vielmehr zuerst im Schriftdeutschen und übersetzte es erst später mit aller Sorgfalt in die Mundart. Ein neuer Beweis dafür, daß auf dem Boden des Dialektes die herrlichsten Kunstschöpfungen zu wachsen vermögen, wenn nur die Dichter nicht fehlen, welche sich dazu befähigen, die Sprache zu bilden und die Kunst der reinsten und ächtesten Natur zu vermählen.

Die Erzählungen und Reiseschilderungen unsers Dichters tragen sämmtlich ein frisches, warmes Kolorit und verrathen eine gesunde Welt- und Lebensanschauung; aber einzelne der erstern, z. B. „die Schätze des Gebirges", sind theilweise in der Anlage ver-

fehlt und leiden in den Eingängen an ſubjektiven Einmiſchungen des Dichters und an zu breiter Schilderung von Dingen, welche mit der Fabel nicht in organiſcher Verbindung ſtehen.

D'r Frieſenwäg.

D'r Chüjer ſeit zum Meiſterchniächt:
„I d's Thal embry grad wollt' ich g'ſchwind,
Es blanget mich na Wyb u Chind,'
Jetzt acht mir zu mim Sachli recht.
Un Eis vor Allmu mußt mir loſen,
Süſt biſt du z'Hand in böſen Hoſen:
B'ſchlüß d'Stallthür nit, i wollt's nit han,
La's wyt u wagen offen ſtahn.
Es iſt nit Blug, es iſt mir Aeriſt,
Uens Stiefeli iſt hie etwäriſt
Grad buwes uf en Frieſenwäg,
D'rum b'ſchlüß nit, ol ſüſt biſt nit zwäg!

„Vor ſchüſter, gruſam alter Zyt
Iſt d's Frieſenvolch i d's Ländli chon,
Het B'huſig hie u Triftig g'non,
Wahar daß chon iſt weiß nu nit.
Hergägen g'hört van Zyt zu Zyten
Mu's dütlich in den Bergen lüten;
G'hört rüefen u d'Harſchhoren gan,
Elychauhi chunnt's mit Roß u Man; —
Sie müeßen us den Gräbern ſtygen,
Uf ſälbem Weg, wo chon ſie ſygen,
Heimgan i d's uralt Heimatland, —
D'rum loſ', b'ſchlüß d'Stallthür nit de z'Hand!"

Den Meiſterchniächt het's z'Lachen than:
Chum was d'r Meiſter furt van Hus,
So ſchnärzt u ſpitzlet er nen us,
U ſeit: „Das iſt en g'ſchlagna Man!
Was der mir wollt' van Frieſen runen,

Das chan bin and'ren Röß'ren zunen.
By Gott, ich heißen nit Hans Chlupf,
An Allmu iſt kei wahra Tupf;
Un, wies grad chiemi, das Giträbel,
Ich b'ſchlüſſen d'Stallthür mit nem Chnſäbel,
Wie eis ich uf d'r Gaſtren bin,
Gan ich denn chum gan Pförtner ſyn."

Die and'ren Chniächte ſyn bireit,
Chum het ſich d'Sunne z'ſchlafen than,
Syn glähig ſie un ärſtig d'ran
U hein d'r Frieſenwäg verleit.
Druf legen ſie ihn guten Trüwen
Sich uf en Gaſtrenſolder z'lüwen,
Hei ſich mit linder Liſchen deckt,
Süß hei ſie g'ſchlafen, bis ſie weckt
Urplötzlich uf es ſchüſters Chrachen, —
Du het ne g'ſchwynet d's G'ſpött u d's Lachen.
S'het toſet, wie nen Gletſcherſpalt,
Zur Föhnzyt albe chlöpft und chnallt.

S'het toſet wie d'r Würbelluft
Im Ustag ſust im Tannewald,
We d'Schlaglauinen abhifallt
Un All's vergrabt i Chrach u Chluft.
Glychanhi g'hört mu Gloggenlüten,
Harſchhore utön u Rüef van Lüten,
G'hörts näher chon zum Stafelſtall,
G'hört van der Fluh den Widerhall
Von Roſſen, Lüten, Wehr un Waffen; —
Jetz iſt verby für d'Chniächta d's Schlafen,
En iedra rüehrt den And'ren an:
„Wer ſteit jetz uf, wer iſt en Man?"

Es bülliget'nen an der Thür
Un rüeft mit luter Stimm drüi Mal:
„Thüet uf die Thür, thüet uf den Stall,
Wann d's Frieſenvolch wollt' grad der dür„:

Das thuet dür Margg u Bei'nen dringen:
„Wer woll' jetzt mit den Frieſen ſchwingen?"
Urplötzlich thuets en luta Chrach
Es lüft'nen ab d's gan; Stafeldach.
Sie gſien am Himmel d'Sternen ſchynen,
D'r Statterbueb faht lut an grynen.
D'r Meiſterchniächt der ſteit jetz uf:
„I d's Herre Name, i thuen uf."

Un wann er het ebb'ſchloſſe d'Thür,
Da chömmen Manna, toll u groß,
En gruſam länga Trupp u Troß
Zieht dür da Stafelſtälli dür.
Sie hei nu guten Aben boten, —
Den Meiſterchniächt het's anfahn ſchloten, —
Nit hören will der Geiſterzug,
Doch ruſcht's vorby wie Vogelflug;
Jetz chömmen Wyber uf den Wägen,
In ihrem Arm ſyn Chinder g'lägen.
D'r Chniächt het gſinnet: hätt' ich g'lan
Doch d'Thür den Frieſen offen ſtahn!

Erſt wann d'r Tag an Himmel ſtoßt,
U d's Früiroth an den Glätſchern ſtrahlt
U dür den duchlen Tannenwald
D'r Morgeluft du ſust u tost —
Da ſyn verby am Chniächt die Läſten
Von den ſchüit'ren Frieſengäſten.
Er het ſich d'ruf uf Caſtren g'leit
U zu den and'ren Gſpanen g'ſeit:
„D'r Meiſter het mir doch nit g'logen,
Die Frieſen ſyn dür d's Stafel zogen,
Mit Wyb und Chind, es ganzes Rych."
Am Aben d'ruf was er en Lych.

Erläuterungen:

Meiſterchniächt: Meiſterknecht. — embry: hinab. — wollt: will — präs. ind. von wollen. — es blanget mich: ich habe Sehnſucht, die Zeit wird mir lang. — Sachli: Vermögen, Geſchäft. — z'Hand: dieſen

Abend, heute Nacht. — wyt u wagen offen: ganz weit offen. — Blug, der: die Täuſchung. — Aeriſt: Ernſt. — Stiefeli: dim. von Staffel, Sennhütte. — etwäriſt: quer. — buwes: gebaut. — ol: oder. — ſchüfter, eigentlich: ſchauderhaft, ſchauerlich, häufig zur Verſtärkung von Eigenſchaftswörtern gebräuchlich. — Bhuſig und Triftig nehmen: Haus und Hof aufſchlagen. — mu: hier „man“, oft heißt es auch „ihm“. — Harſchhoren: Harſchhörner. — ſälb: der nämliche. loſen: hören. — ſchnärzen: höhnen. — ſpitzlen: witzeln. runen: flüſtern, anvertrauen. — Ros: (plur Röſſer): der dumme Kerl. — zunen: verſchlagen, anſchlagen. — Shlupf: der Schreck. — Witräbel: Getrampel. — Shniäbel: Knebel, Stück Holz. — Gaſtren: die Schlafſtätte bei Sennhütten. — gläbig: gelenkig, ſchnell. — ärſtig: ernſthaft. — verleit: part. perf. von verlegen — zumachen ungangbar machen. — lüwen: ruhen. — Liſchen: Liſchgras, Heu von ſumpfigen Stellen, das als Streue gebraucht wird. — ſchwynen: kleiner werden, ſich vermindern. — Widerball: Wiederhall. — bülligen: poltern, Lärm machen. — lüften: lupfen, abheben. — grynen: weinen. — ſchloten: ſchlottern, ſchütteln. — hören: aufhören. — ſinnen: denken. — duchel: dunkel. — Gſpan, Gſpanen: Gefährte, Freund. — was: war.

Seebilder.

I.

Schön biſt du, Meer, in deiner Ruh;
Doch ſchöner, wenn der Wind mit Macht
Hereinwirft über's Deck die Fluth,
Wenn Raa' und Tauwerk ächzt und kracht,

Wenn Wog' an Woge, ſtolz und kühn,
Das ſchaumgekrönte Haupt erhebt,
Und wenn das Schiff, ein ſcheues Roß,
Auf Waſſerhügeln ſchwankt und ſchwebt.

Und wenn die Möve, ohne Raſt,
Den ſchwarzbeſäumten Flügel ſchwingt,
Ihr unheilvoller Warnungsruf
Durch Mark und Bein des Seemanns dringt.

Dann biſt du ſchön, du weites Meer!
Ein Bild der ungezähmten Kraft;
Dann preis ich dich und Gott den Herrn,
Der Streit und Krieg und Stürme ſchafft.

II.

Ich ſchlief als Kind im Mutterſchooß,
Im Mutterarm ſo manche Nacht;
Und bis ich keck und kühn und groß,
Hat meinen Schlummer ſie bewacht.

Es warf mein ungewiſſes Loos
Mich fernhin über Land und Meer;
Nun wiegte mich der Fluthenſchooß,
Der ſturmbewegte, hin und her.

Mein Herz blieb friſch und ohne Harm,
Und nimmer hat's die Furcht beſiegt;
Das Weltmeer, wie der Mutterarm,
Hat mich in ſüßen Traum gewiegt.

III.

In graue Nebeldecken
Hat ſich gehüllt das Meer,
Kein Stern erglänzt am Himmel,
Kein Lüftchen regt ſich mehr.

Die Segel hängen müde
An Raa' und Maſt herab,
Gleich Leichentüchern ſchweben
Sie über'm Fluthengrab.

Nur tief im untern Raume
Des Schiffes Herz noch pocht;
Dort hämmert's, rauſcht und raſſelt
Und flammt und ſprüht und kocht.

Ich auf dem naſſen Decke
Durchträum' die lange Nacht,
Mir zieht's zur fernen Heimat
Den Sinn mit Zaubermacht.

Schon ſeh' ich Thal und Hügel,
Die mir ſo wohl bekannt,
Und hör' im Vaterhauſe
Die Uhr an brauner Wand.

Ich tret' an's Bett der Mutter,
Küß' von der Wange ihr
Die Thrän', die beim Entſchlafen
Sie noch geweint nach mir.

Dann hin zum alten Vater
Führt mich mein Träumen dar,
Ich küß' die durchfurchte Stirne,
Umwallt von weißem Haar.

Und weiter mußt' ich wallen
Zu einem lieben Haus,
Wo ich in guten Zeiten
So oft ging ein und aus.

Mir tönt von ſüßen Lippen
Mein Name — da bin ich erwacht:
Ich ſtrecke umſonſt die Hände
Hinaus in die feuchte Nacht.

IV.

Ob wohl die Nacht nicht enden will?
Das Schiff zieht langſam, leis und ſtill
Hin über dunkle Fläche!
Wo bleibſt du, Wind? O komm' heran,
Zum Lande brich mir wieder Bahn,
Will ſeh'n Blüth', Baum und Bäche!

Du ſtreichſt ſo ſchläfrig durch die Fluth,
Weißt nicht, wie manch' ein feurig Blut
Jetzt wohnt in deinen Planken!
Ihr ahntet's, ihr zögt fort
Von Meer zu Meer, von Ort zu Ort
Mit Schnelle der Gedanken.

Da ſieh', im Oſten graut es ſchon,
Es klingt der Möve ſchriller Ton,
Der Weſtwind hebt die Flügel;
Es ſteigt der Sonne Feuerball
Aus blutigrothem Wogenſchwall;
Auf, Seeroß, in die Zügel!

Die Pfeife gellt! die Schiffer zieh'n
Die Taue ſtraff; nun fliegt es hin
Wohl über Well'n und Wogen!
So iſt's uns recht, nur friſch geſchafft,
Mit Dampfes und mit Windes Kraft
Das träge Meer durchzogen!

V.

Es krachen die Raaen,
Der Maſt ſich biegt
Hinab in die Fluthen;
Der Knabe liegt
Sanft träumend im Maſtkorb;
Wer zagt, wer klagt,
Wenn in die Gefahr
Ein Kind ſich wagt?

Laßt wallen die Wogen,
Laßt weh'n den Wind?
Seht droben im Maſtkorb
Das arme Kind;

Geboren auf Wellen,
Vom Sturm gewiegt!
Wer zagt auf der Planke,
Wenn ein Kind dort liegt?

VI.

(Im Archipel).

O gleite langsam, gleite still
Mein Schiff, durch dieses Feenrevier;
Du schnaubend Dampfroß, halte an,
Denn träumen und dichten will ich hier!

So still das Meer, so licht und hell,
So rein der Himmel, der drüber blaut,
Ein Liebespaar ist Himmel und Meer,
Das stumm sich in die Augen schaut.

Sie trauern und träumen zusammen wohl
Von alter, goldner vergangener Zeit,
Wo rings die Gestade, die Inseln all'
Den Göttern des Weins und der Liebe geweiht.

O Zeit der Jugend, der Liebe, der Lust,
Das Menschengeschlecht verträumte sie hier; —
Halt an, halt an, du fliegendes Schiff,
Denn träumen und trauern möcht' ich hier.

Der Schiedsrichter.

I.

Ich kenn' ein schmuckes Dorf im Oberland,
Gar heimelig versteckt im Grün der Bäume,
Es rauscht der helle See an seinem Strand,
Wiegt plätschernd Abends dich in holde Träume
Viel blumenreiche Wiesen es umzieh'n, —

Den dunkeln Tann gewahrſt du weiterhin;
Wie er umrahmt den Fels, den Bergeshang.
Wie ſtill er lauſcht dem Heerdenglockenklang.
Und weiter noch, im weiten, weißen Kranz
Strahlt, Perlen gleich, der Gletſcher Silberglanz.
Der Sonne letzter Schein weilt auf den Matten,
Als fühlte ſie beim Scheiden ſtilles Weh', —
Die Berge ſchütten in den dunkeln See
Zuſammen ihre geiſterhaften Schatten.

Bald ruht ihr Strahl nur noch auf hoher Firn',
Umkränzt mit Roſen der Gebirge Stirn';
Jetzt flieht ſie auch die hohen Gletſchermaſſen,
Die, wie es dunkelt, leichenhaft erblaſſen:
Still wird's; nur in der Ferne tönt das Lied
Des Schiffers, der den Kahn an's Ufer zieht.
Nun kommt der Mond, erhellt des Gletſchers Schnee,
Zieht ſeine Silberſtraße auf dem See,
Er flimmert auf den runden Fenſterſcheiben,
Den Leut'chen d'rin den Abendgruß zu ſchreiben.

O ſtille Nacht! Wie zauberreich biſt du,
In dieſem ſtillen, friedlichen Gelände,
Kein Echo tönt von Euch, ihr Felſenwände,
Und keine Welle ſtört die heil'ge Ruh'!
Die Vöglein alle, die im Wald, am Hügel,
Heut jubelten, durchglüht vom Sonnenkuß,
Sie ſchlafen mit den Köpfchen unter'm Flügel.
Die Gemſen, die geſchreckt von Jägers Schuß,
Geflohn von Grat' zu Grat', von Alm' zu Alm',
Sie ruh'n jetzt ſicher auf dem grünen Balm.
Und auch im Dorfe tönt kein Sang, kein Laut,
Ein Lichtlein nach dem andern iſt verſchwunden,
Die Thurmuhr einzig pocht und ſchlägt die Stunden,
Der Frieb' umſchwebt die ganze Erde traut. —

So meint Ihr und ſo hab' auch ich's gedacht;
Doch iſt's nicht ſo; Zwei ſind's, die flieht der Schlummer,
Zwar Sorge quält ſie nicht, nicht Lieb', nicht Kummer, —

An ihrem Lager hält die Rache Wacht.
Ob auch die Lichtlein alle ausgeglommen,
In ihrer Bruſt des Haſſes Funke glüht,
Ob auch verklang des Fiſchers Abendlied,
Sie können dennoch nicht zur Ruhe kommen.

Zwei Nachbarn ſind's, die ſind allein noch wach,
Es ſtehen ihre Häuſer Dach an Dach;
Der „reiche Hans" liegt ſchon ſeit vielen Jahren
Dem noch viel reichern Peter in den Haaren.
Prozeß' ohn' Ende zwiſchen ihnen walten,
In zwei Parteien iſt das Dorf gespalten,
Da hilft kein Rath zum Frieden, zum Vergleich:
Sie drückt das Geld, die Beiden ſind zu reich.

Vor Amtsgericht wird morgen ausgetragen
Ein Streitfall, der die Beiden wach erhält,
Der ſchon ſeit Jahren jedes Glück vergällt,
Ihr Leben ausgefüllt mit bittern Klagen.
Kein Franken Werthes hängt zwar an der Sache:
Der Peter ſoll mit ſeinem neuen Dache
Herausgerückt ſein über Hanſens Land;
D'rob iſt ein grimmer, ſchwerer Streit entbrannt.
„Wysthümer hab' ich, alte," ſchreit der Eine,
„„Und ich bring' Zeugen ſattſam auf die Beine,""
So ſagt der Hans. Sie ſuchen in den Käſten
Nach alter Briefe ſtaub'gen Ueberreſten.
Sie ſuchen Zeugen auf im ganzen Lande;
„Verlör' ich's," Jeder meint, „ſo wär's mir Schande!
Und morgen kömmt's vielleicht noch gar zum Eide:
Ich kann ihn ſchwören", ſagen alle Beide.

So liegen ſchlaflos ſie auf ihrem Lager
Vom Haß gequält, dem blut'gen Herzensnager.

II

Am Thurme ſchlägt es Mitternacht,
Der heiße Wind, der Föhn, erwacht;

Der Gletſcher Krachen dumpf erdröhnt,
Der Hans auf ſeinem Lager ſtöhnt:
„Will denn die Nacht nicht enden?“

Vom Thurm' herab es Ein's erklingt,
Der Peter ſtöhnt und ächzt und ringt
Die Hände: „Ach, der böſe Hans,
Er raubte mir den Schlaf ja ganz,
Wie wird die Sach' ſich wenden?“

„Was flimmert in den Scheiben hell?“
So frägt der Hans; „o Nachtgeſell,
Wie leuchteſt du ſo flammend roth,
'Siſt Mondſchein, 'siſt nicht Feuersnoth!“
Meint er und legt ſich nieder.

Es kniſtert ſeltſam in der Wand,
Hans horcht, „je nun 'siſt allbekannt,
Sie zimmern fleißig in der Nacht,
Die Würmer treiben ihren Schacht,“
So denkt der Hans hinwieder.

Da horch', ſie nah'n in ſchnellem Lauf,
Sie pochen und poltern, „Hans thu' auf!
He Hans! Dein Haus brennt! — Fürio!
Dein ganzes Haus brennt lichterloh!“

Er ſpringt aus dem Bette, rennt hin und her,
Die Truh' erfaßt er, vom Gelde ſchwer,
Er ſpringt aus dem Fenſter: — ſchon ſchlagen die Flammen
Aufwirbelnd über der Firſt zuſammen.

Die Flammen facht der heiße Wind,
Er führt die brennenden Schindeln fort,
Sie zünden hier, ſie zünden dort, —
Da tönt der Ruf: „Wo iſt mein Kind?“
Durch's Volksgelärm, durch's Flammenpraſſeln,
Durch's Sturmgeläut, durch's Räderraſſeln,
Hört man ſo ſchrill den Angſtſchrei ſchallen,

Hört ihn vom Bergwald wiederhallen;
Er übertönt den Sturm, den Wind,
Der Schmerzensschrei: „Wo ist mein Kind?“

„Dem, der sie rettet all' mein Geld!“
Ruft zitternd und bebend der arme Hans,
Wie im Sterben erlischt seines Auges Glanz,
Wie vom Schlag gerührt er zu Boden fällt.
Zu groß für's Vaterherz der Jammer!
„Wer bringt durch die Flammen in ihre Kammer,
Wer rettet die blonde, die schöne Marie?
So tönt es da, so tönt es hie. —
Bleich jedes Antlitz und leichenfahl,
Es zischt nicht mehr der Wasserstrahl,
Gebannt scheint Alles im weiten Plan,
Auch der Wind hält bang den Athem an.
„Seht her, wer ist's auf der Leiter droben,
Von züngelnden Flammen rings umwoben?
Wer bringt in des Lackens weißem Kleid,
Die blonde, die liebe, die wonnige Maid?
Wer steigt herab mit der Flammenbraut?“
So tönt's aus einem Munde laut.
„Des Peters Toni! des Gegners Sohn!
Er hat sie gerettet, der brave Junge!“
So tönt sein Lob von jeder Zunge,
„Er holte sich selbst den schönsten Lohn.“

Der Toni sagt: „Da habt Ihr sie,
Herr Nachbar! — Jetzt an's Schaffen!“
Dreht rasch sich um: „Ihr Leutchen, wie?
Was soll das müß'ge Gaffen?“ —
Trostloser Kampf, vergeblich Ringen!
Von Haus zu Haus die Flammen springen,
Der Föhn weht vom Gebirg mit Wuth,
Peitscht vor sich her die Feuersgluth;
Es wirft der Firn' den Flammenstrahl,
Wie Alpenglüh'n zurück in's Thal;
Der Himmel färbt sich roth wie Blut,

Ein Feuermeer ſcheint See's Fluth.
Des Dories alte, traute Linde,
Die Kühlung bot dem Greis, dem Kinde,
In deren Dunkel, deren Schatten
Viel Paar' ſich Treu verſprochen hatten,
Sie wandelte des Feuers Eile
Zur himmelhohen Flammenſäule;
Verſtummt iſt auch der Glocke Klagen,
Am Thurm empor die Gluthen nagen;
Wohin du blickeſt rings umher
Ein Trümmer- und ein Feuermeer!

III.

Am Himmel zieht der junge Tag empor,
Der Sonnenſtrahl umgoldet alle Höh'n,
Gelegt hat ſich der heiße Wind, der Föh'n,
Im Wald erwacht der Vöglein Sängerchor.
Die Lerche aus dem Felde ſich erhebt,
Ihr Schlag das ſorgenſchwere Herz belebt;
Die Amſel ſingt in ihrem Buſch am Bach,
Im Nußbaum iſt der munt're Buchfink wach.
Mitleidig blickt die Sonne in das Thal,
Auf's abgebrannte Dorf, das noch im Frieden
Geſtanden, als von ihm ſie froh geſchieden, —
Mitleidig ſchaut ſie auf der Menſchen Qual.

O Sonnenlicht! Erhebend dringt dein Schein
Und tröſtend in die Menſchenſeele ein!
Die Männer alle, die in ſtummer Wuth
Ohnmächtig ſtarrten in des Feuers Gluth,
Sie finden eine Thräne, wie du ſendeſt
Den gold'nen Strahl und ihnen Tröſtung ſpendeſt.
Der Frauen Klage und der Kinder Weinen,
Sie milderte dein gold'ner Strahl, dein Scheinen;
Du lehrſt ſie hoffend auf zum Himmel ſchauen,
Dem Lenker der Geſchicke zu vertrauen.

Seht dort die Gruppe bei dem Trümmerhaufen!
Der Peter iſt's, ſein Weib, ſein wack'rer Sohn.
Ihm naht der Hans mit dem verſproch'nen Lohn
Legt ihm zu Füßen ſeines Goldes Haufen.
„Hier iſt mein Geld, das ich dem Mann verſprach,
Der mir mein Kind vom Flammentod errette.
Du drang'ſt durch's Feuer bis zu ihrem Bette,
Nimm, Toni, deinen Lohn!“ „„O welche Schmach!““
Ruft bleich vor Zorn der Toni, — doch Marie
Legt um den Nacken ihm den runden Arm,
Küßt ihn auf Stirn und Mund ſo liebeswarm,
„Er hat's nicht bös gemeint,“ ſo flüſtert ſie.

„Ihr Väter,“ fährt ſie fort, „reicht Euch die Hand,
Ein hoher Richter hat ſich eingefunden; —
Euch trennt' der Haß, — uns hat die Lieb' verbunden,
Die Lieb' hat mich gerettet aus dem Brand.“
Noch zuckt im Aug' wie fernes Wetterſcheinen
Der alte Zwiſt, der langgenährte Haß,
Doch bald erliſcht er in der Thräne Naß:
„Nun, wohl ſo mög' das Unglück uns vereinen!“
So ſagt der Hans; ſie reichen ſich die Hand,
„Vereinigt werde, was die Liebe band!
Die Jungen waren klüger als wir Alten,
Und Friede ſoll fortan im Dorfe walten!“

Der Syrer.

I.

Ein ſcharfer Ritt ſei heut' gewagt,
Ein Ritt durch's zaubervolle Land,
Schon ruft vom ſtillen Meeresſtrand
Der Möve Schrei: „Es tagt, es tagt!“
Wohl auf, mein Roß! durch's Blüthenmeer,
Durch Haide, Buſch und Felsgeſtein,
Zu Trümmerſtädten, öd und leer,
Trag' mich in's Wunderland hinein!

Voran dem luſt'gen Reitertroß
Sprengt unſer Führer durch's Gefild,
Ein Syrer, dunkel wie ein Bild,
Das man aus Erz und Eiſen goß;
Sein weißer Mantel weht und winkt
Als Fahn' der wilden Jagd voran; —
Wenn Einer heut' vom Pferde ſinkt:
Fürwahr, dann iſt's um ihn gethan!

Bald über Haiden, öd und arm,
Bald durch Geſtrüpp und Felsgeſtein,
Cypreſſenwald und Palmenhain
Brauſt hin der kecke Reiterſchwarm,
Bis wir erreicht ein einſam Haus,
Auf grünem, waldumkränztem Plan:
„Hier," — ruft der Syrer „ruh'n wir aus,
Hier iſt ein Trunk für Roß und Mann!"

„Zum kühlenden Limonenſaft
Miſcht hier den dunkeln Cypernwein,
In vollen Zügen ſchlürft ihn ein,
Schafft Euch zur Reiſe neue Kraft!"
Im trauten Kreis der Chibuk glüht,
Der Becher kreist von Mund zu Mund.
Des Syrers Auge blitzt und ſprüht,
Wie Sternenglanz auf Meeresgrund.

„Trinkt, Brüder!" — ſpricht ein Kamerad,
„Ihr trinkt vielleicht zum letzten Mal,
Seht nimmermehr der Heimat Thal,
Rund iſt des Glückes tückiſch Rad.
Auf ſolcher Fahrt, wo keck voran
Ein Syrer ſprengt dem wilden Troß,
Verargt Ihr's da dem Senſenmann,
Wenn er ſich Einen mäht vom Roß?"

Des Syrers ſtolzes Auge ruht
Verächtlich auf dem Alpenſohn:

„Wie?“ — lächelt er mit bitterm Hohn,
„Ein ſcharfer Ritt lähmt dir den Muth?
Biſt du ein Kriegsmann, mußt, den Tod
Gewärtig ſein zu jeder Stund',
Und deine Wangen lebensroth
Gern legen in den dunkeln Grund.

„Ob auf der See in dunkler Nacht
Im Wogenſturm dein Schiff zerbricht,
Ob Feindesſtahl dein Lebenslicht
Auslöſche in der heißen Schlacht,
Ob des verborg'nen Feindes Groll
Sein Gift in deine Adern ſenkt, —
Dieß Alles nie dich kümmern ſoll,
Denn Allah hat es ſo gelenkt.“

Wie ſteigt das Blut dem Alpenſohn
In's jugendfriſche Angeſicht;
„Du meinſt ich ſei ein Kriegsmann nicht?
Kennſt nicht des Kriegers Loos und Lohn?
Wohl auf, zu Pferd! — ich halt dir Schritt.
Nie hat mein Herz noch Furcht gekannt,
Auf, dunkler Syrer, auf zum Ritt,
Durch's ſteinbeſä'te Wüſtenland.“

II.

Und wieder fliegt der Reitertroß
Durch's Steingeröll bergab, bergan,
Der wilden Jagd ſprengt kühn voran
Des Syrers flink Araberroß.
Und dicht an ſeiner Seite zieht
Der Alpenſohn; es drängt der Sporn
Sein ſchnaubend Roß, — die Stirne glüht
Dem Jüngling noch vor Scham und Zorn.

Die Sonne ſendet ihren Strahl
Auf's öde Land, kein Bächlein rinnt
Durch's Felsgeſtein; der glüh'nde Wind

Senkt in die Glieder müde Qual;
Kein Strauch auf weite Fern', kein Baum,
Der Schatten böte! Welch' ein Tag!
Kein Laut tönt durch den Wüſtenraum,
Als unſ'rer Pferde Hufenſchlag.

Da plötzlich tönt ein Fall, ein Schrei
Von unſ'res Zuges Spitze her.
„Was giebt's? — Wer ſeufzt ſo tief und ſchwer."
— Ach, mit dem Freunde iſt's vorbei!
Es liegt auf ſteinbeſä'tem Grund
Der Sohn der Berge hingeſtreckt.
Sein Auge bricht; von tiefer Wund'
Sein treues Roß das Blut ihm leckt.

Ein Freund faßt ſeine Hand: „Erreicht
Hat dich des Schickſals tückiſch Rad,
Schlaf wohl, mein guter Kamerad,
Und Aſiens Erde ſei dir leicht!"
Von Freundes Augen, hell und licht,
Wohl in den Bart die Thräne rollt;
Der dunkle Syrer ruhig ſpricht:
„Was weint Ihr? — Allah hat's gewollt!"

Dr. Joſeph Schild.

Zu deſſen letzter Todtenfeier in ſeiner Heimat Grenchen, den 15. Juni 1866.

Zum letzten Mal' heut klingen Dir die Glocken
Zur Todtenfeier, Freund, der frühe ſchied.
Den Klängen lauſcht der Bergeswald erſchrocken;
Er klagt um ihn, der einſt in braunen Locken,
In ſeinem Schatten ſang ſein erſtes Lied.

Von Deiner Heimat Kirchlein zittert nieder
In's grüne Land des Todtenglöckleins Ton;
Bei ſeinem Klagen bebt des Kirchhofs Flieder
Und durch die Lüfte rauſchen Trauerlieder,
Es klagt die Heimat um den treuſten Sohn.

Und um der Juraberge Gipfel ſchlagen
Die Nebel ihren dunkeln Trauerflor. —
Doch hell im Morgenrothe ſeh' ich ragen
Die Alpen dort, als möchten ſie Dir ſagen:
„Schlaf wohl, der oft gewallt zu uns empor!“

Das Frühroth ſchlingt mit ſeinen Roſenhänden
Den ſchönſten Kranz um ihr erhab'nes Bild:
Wie Purpur glüht es an den Gletſcherwänden,
Den letzten Abſchiedsgruß Dir noch zu ſenden,
Den Mann, den wir genannt: Der Alpen Schild.

Ja wohl, der Alpen Schild, der Hort der Berge: —
Gleich ihnen boteſt Du die freie Stirn'
Den Stürmen hin, in dieſer Zeit der Zwerge,
Entſchloſſen wie der Alpen kühner Ferge,
Und unerſchüttert, wie der ew'ge Firn.“

„Schlaf wohl“, ſo ruft des Glöckleins dumpfes Klagen,
„Schlaf wohl“, ſo hallt es nach im grünen Tann.
Die Alpen aber, die dort drüben ragen,
Sie werden zeugen noch in ſpäten Tagen
Von ihrem Schild — von ihrem ſchlichten Mann!

Ein Oberländer-Hoſenlupf in Smyrna.

Den Oſtermontag 1856 feierten auch die in Smyrna garniſonirenden Schweizertruppen durch Aufführung der im Heimatlande üblichen Kampfſpiele. Wohl noch nie wurde außerhalb des vaterländiſchen Bodens ein ſchweizeriſches Nationalfeſt abgehalten, das den Charakter unſerer Volksfeſte ſo unverfälſcht an ſich trug, wie dieſes. Das Berner Oberland, das Emmenthal und das Entlibuch hatten ihre Kontingente ſo reichlich zu unſern Regimentern geſtellt, daß ſich Schwinger und Steinſtoßer genugſam vorfanden, um den Smyrnioten ein lebendiges Bild von unſern Nationalübungen zu geben.

Für die aus ſo verſchiedenartigen Elementen zuſammengeſetzte Bevölkerung Smyrna's mußte dieſes Feſt um ſo mehr an Intereſſe

gewinnen, als im Orient allgemeine Volksfeste etwas Seltenes, ja Unmögliches sind. Die Europäer katholischen Glaubens und die Griechen und Armenier haben wohl ihre Karnevalsbälle, die Türken ihre religiösen Feste; allein alle diese Festlichkeiten tragen eben keinen nationalen Charakter und erfreuen sich keiner so allgemeinen Theilnahme, wie die Volksfeste in der Schweiz.

Dagegen bildete unser Schwing- und Turnfest einen Vereinigungspunkt für die ganze, auch nur einigermaßen civilisirte Bevölkerung Smyrna's. Die schweizerischen und überhaupt die europäischen Handelsleute, die fremden Konsuln, die mit uns bekannten Griechen und Armenier hatten sich mit ihren Familien über den Golf her in zahllosen Kaïks nach dem am westlichen Ende der Stadt gewählten Festplatz begeben. Ja sogar der Pascha mit seinen Söhnen und mit seinen höchsten Civil- und Militärbeamten beehrte uns mit seiner Gegenwart, und auf dem hinter dem Kampfplatz ansteigenden türkischen Kirchhofe zeigten sich zahlreiche Gruppen verschleierter Türkinnen, die aus der Ferne dem ungewohnten Schauspiele zusehen wollen.

Das Fest begann mit dem Absingen des Liedes: „Rufst du mein Vaterland", das bei unsern englischen Obern besonders gut akkreditirt war, weil seine Melodie die nämliche ist, wie diejenige der brittischen Nationalhymne: „God save the Queen." Dann folgten die Uebungen der Turner an Reck und Barren, der Wettlauf, Springen, ja sogar das komische Sacklaufen. Für den Schluß hatte man die spezifisch schweizerischen Uebungen, Steinheben, Steinstoßen und Schwingen aufgespart.

Diese fanden bei den Zuschauern auch die lebhafteste Theilnahme, den lautesten Beifall. Als die Smyrnioten die gewaltigen Steinblöcke von nervigen Armen zehn- bis zwölfmal in die Höhe gehoben und wieder auf die Schulter niedergelassen oder auf bedeutende Entfernungen hin geschleudert sahen, da wollte das Klatschen und Beifallrufen des leicht erregbaren Völkleins kein Ende nehmen. Den Türken hingegen, die auch in ihren Freuden ernst bleiben, konnten selbst die höchsten Kraftanstrengungen der Alpensöhne ein nur leise ausgesprochenes: „Inch' Allah!" („Sieh' bei Gott!") abzwingen. Als aber verschiedene Schweizerpaare auftraten, sich bald in raschem Tanze herumwirbelten, bald in unentschiedenem Entgegenstemmen ihre Kräfte gegenseitig erprobten, da stieg die Spannung der bunten Zuschauermenge auf's Höchste, herrschte lautlose Stille, nur hie und da durch das Keuchen der Kämpfenden unterbrochen, bis Einer den Andern mit einem gelungenen Meisterschwung aufhob und zu Boden

warf, worauf die Menge in tauſendſtimmigen Ruf ausbrach und ſogar die bedächtigen Osmanen ſich zu einem etwas lauter ausgeſprochenen „Inch' Allah“ zu begeiſtern vermochten.

Zum Schluſſe ſchwang ein beſetzter, breitſchulteriger Emmenthaler mit einem Berner Oberländer, der mit der Gelenkigkeit und Gewandtheit, welche dieſen letztern Volksſtamm charakteriſirt, einen wuchtigen Körperbau und eine ungewöhnliche Kraft verband. Dieſer hatte ſchon auf dem Depot in Schlettſtadt übel mit den franzöſiſchen Kavalleriſten abgerechnet, die ſich an ihm zu reiben verſuchten, und nicht beſſer war es ſpäterhin engliſchen Matroſen ergangen, die ihm in den Straßen von Dover eine Parthie Boxen antrugen. Oberſt Dickſon, der eine beſondere Vorliebe für Leute von großem und kräftigem Körperbau hatte, wurde durch das muthige Benehmen und durch die launigen Streiche unſers Oberländers bewogen, denſelben als Bedienten anzunehmen.

Wer den Charakter des Engländers kennt, wird wohl begreifen, daß der Oberſt an den Schwüngen ſeines Schützlings den lebhafteſten Antheil nahm und ſeine Freude unverhohlen ausſprach, als endlich der Emmenthaler unterlag und der Oberländer als Schwingerkönig des Tages proklamirt wurde.

Aber noch harrten ernſtere Kämpfe, als die beſtandenen, unſeres Alpenſohnes. Unter den türkiſchen Zuſchauern befand ſich nämlich auch der Stellvertreter des Paſcha's, ein reicher und angeſehener Mann. Dieſer theilte dem Oberſten Dickſon mit, daß ähnliche Uebungen auch unter den Gebirgsvölkern Kleinaſiens gebräuchlich ſeien, daß ſich namentlich unter den Hamals, den abgehärteten Laſtträgern Smyrna's, Leute vorfänden, die es denn doch an Kraft wie an Gewandtheit mit unſerm Schwingerkönig wohl aufnehmen möchten. Der engliſche Oberſt ſchlug hierauf dem türkiſchen Staatsbeamten ſofort eine bedeutende Wette vor, die bereitwillig angenommen wurde. Es wurde feſtgeſetzt, daß jeder der beiden Kämpfer die in ſeinem Lande gebräuchliche Kampfesweiſe anwenden könne.

Bald war der ſtärkſte und gewandteſte Hamal der Stadt herbeigerufen, ein wahres Modell von einem Manne, eine rieſenhafte, aber mit antikem Ebenmaß gebaute Athletengeſtalt. Er ließ ſich ſeinen Gegner zeigen, ſein dunkles, von dichten ſchwarzen Augenbrauen beſchattetes Auge maß mit ſtechendem Blick die allerdings weniger anſehnliche Geſtalt des Schweizers; dann glitt ein flüchtiges Lächeln über das bronzefarbene Geſicht des unheimlichen Morgenländers und er begann ſogleich ſeine Vorbereitungen zum Kampfe.

Der Türke legte ſeinen Turban ab, zog ſein Oberkleid aus und

behielt endlich nichts auf dem Leibe, als seine weiten, aus dünnem Baumwollenstoff verfertigten morgenländischen Hosen, die unserm Schwinger keinen Anhaltspunkt gewähren konnten, sondern wohl beim ersten Ruck in Fetzen zerflogen wären. Zudem ließ sich der Ringkämpfer durch seine Zunftgenossen den Oberkörper sorgfältig mit Olivenöl einreiben; zum Anziehen der Schwingerhosen war der Türke nicht zu bewegen. Unser Schwinger befand sich demnach offenbar im Nachtheil und wir waren in nicht geringer Besorgniß um den Ruf der schweizerischen Schwingkunst.

Der Oberländer hingegen schien unsere Befürchtungen nicht im Mindesten zu theilen; im Gegentheil stülpte er mit der größten Gemüthsruhe seine Hemdärmel zurück und rief, als er damit fertig war, ungeduldig zu dem Türken hinüber: „Hest glych anhi usgsalbet?“ [1]

Das Zeichen zum Angriff wurde gegeben, und sogleich stürzte sich der Hamal mit gewaltigem Anlaufe wie ein Tiger auf den ruhig dastehenden Schwingerkönig. Dieser ließ den Athleten bis auf einen Schritt vor sich herankommen, warf sich, im Augenblick, als dieser ihn mit seinen gewaltigen Armen umfangen wollte, blitzschnell auf das rechte Knie nieder, packte mit der rechten Hand die linke Kniekehle des Gegners und riß diese neben sich vorbei, versetzte ihm gleichzeitig mit der linken Hand einen Stoß auf die Brust und fuhr ihm mit dem Kopfe wie ein Widder in die Magengegend. Es ist dies ein Kunstgriff, der den Kiltbuben im Berner Oberland unter dem technischen Ausdruck „Stechen“ bestens bekannt ist und der auch hier seine Wirkung nicht verfehlte. Der Lastträger fuhr mit einem so wuchtigen Fall rückwärts, daß der Boden erdröhnte, und blieb so lange athemlos auf dem Boden liegen, daß man nicht zu untersuchen brauchte, ob beide Schulterblätter regelrecht die Erde berührt hätten.

Der so traktirte Osmanli war um keinen Preis zu einem zweiten Gange zu bewegen; eben so wenig einer seiner stämmigen Handwerksgenossen. Es blieb daher die Meisterschaft des Schweizer Schwingers auch asiatischerseits unbestritten, und er holte sich unter ungeheurem Jubel den wohlverdienten Lorbeerkranz aus der Hand einer reizenden Armenierin.

Aber die Freude unsers Alpensohns über seinen doppelten Sieg sollte nicht von langer Dauer sein. Durch eine unbehutsame Aeußerung des Obersten erfuhr er, daß es sich um eine Wette gehandelt, während er im Glauben gestanden hatte, er kämpfe einfach als Vertreter schweizerischer Kraft und Gewandtheit um den Ehrenpreis mit

[1]) Uebersetzt: „Hast du bald genug daran gesalbt?“

dem gewaltigen Asiaten. Es wollte nun dem schlichten Sinn des gutmüthigen Berners durchaus nicht behagen, sich von seinem Dienstherrn auf die gleiche Stufe mit einem Kampfhahn oder mit einem Vollblutrenner gesetzt zu sehen. Sein Unmuth wurde noch vermehrt, als ihm der Oberst im Weggehen vom Festplatze mittheilte, er werde heute erst spät aus einer Gesellschaft in der Stadt zurückkehren, und ihm die Weisung gab, ihn auf seinem Zimmer zu erwarten. Was Wunder also, wenn sich der erzürnte Sieger, sobald der Oberst den Rücken gekehrt, ebenfalls nach der Stadt begab und sich dort, halb aus Aerger, halb aus Freude über seine heutigen Errungenschaften, einen vaterländischen Rausch holte? Was Wunder, wenn unserm Helden nach seiner Rückkehr in das Zimmer seines Dienstherrn die Zeit des Harrens unter obwaltenden Umständen lang wurde? Was Wunder endlich, wenn er sich nach all' diesen Anstrengungen nach Schlaf und Ruhe sehnte?

Der Schwingerkönig legte sich aus sothanen Gründen ohne weitere Umstände auf das Bett des Obersten, und Ruski, der Neufoundländer Hund des Herrn Dickson, der sich aber mehr an den Bedienten hielt, als an seinen eigentlichen Herrn, nahm bequem neben ihm Platz.

So erwartete der Oberländer schlafend den letzten Gegner, der zu Ehren des Ostermontags schließlich noch einen im Festprogramm durchaus nicht vorgesehenen Hosenlupf mit ihm aufführen sollte. Es erging dem guten Schwingerkönig gerade so, wie dereinst seinem starken Landsmann, dem berühmten Ritter von Strättlingen, von dem die Sage erzählt, daß er ebenfalls schlafend auf den französischen Ritter gewartet habe, der mit ihm einen Streit zwischen Frankreich und England ausfechten sollte.

Leider aber befolgte Herr Oberst Dickson nicht die nämliche Handlungsweise, wie der französische Ritter, der sich entsetzt über die Kaltblütigkeit seines gegnerischen Kämpen zu den Seinen zurückzog und den Kampf unterließ. Der Oberst rüttelte im Gegentheil unsern Schwinger unsanft aus seinen Träumen, die sich unglücklicher Weise gerade in einer Fortsetzung des Kampfes mit dem türkischen Athleten bewegten. Noch schlaftrunken stand der Oberländer auf, faßte den Obersten, der sich umsonst bemühte, seinen Bedienten aus dem fatalen Irrthum zu rufen, nach allen Regeln der edlen Schwingkunst an und begann einen unsanften Tanz mit ihm, bei dem sämmtliche Stühle im Zimmer umgeworfen wurden und der Säbel des Obersten sammt der stählernen Scheide krumm gestoßen ward, wie

ein Faßreif. Der Hosenlupf endigte erst, als der vermeintliche Hamal, kunstgerecht geworfen, am Boden lag.

Den nächstfolgenden Tag hatte der Oberst zunächst mit der Behandlung der Beulen und Quetschungen zu thun, die ihm der unfreiwillige „Obenausschwinget" eingetragen hatte. In zweiter Linie aber debattirte er bei sich selbst die ernsthafte Frage, ob er unsern natürlich im Arrest sitzenden Schwingerkönig vor ein Kriegsgericht stellen solle oder nicht. Er wollte es sich nämlich, trotz der Versicherungen des Soldaten und der Offiziere, durchaus nicht ausreden lassen, der Bediente habe ihn wohl erkannt und nur seinen Zorn an ihm auslassen wollen. Allein in Berücksichtigung des sonst gutmüthigen und treuen Charakters des Mannes, und wohl auch im Bewußtsein, daß er durch eigene Schuld dem Alpensohn seine Milch der frommen Denkungsart in gährend Drachengift verwandelt habe, begnügte er sich damit, sich einen höflichern Bedienten auszulesen und den „usöden Oberländerbueb" zu seiner Kompagnie zurückzuschicken.

K. A. Bruhin.

Kaspar Aloys Bruhin wurde den 14. März 1824 in Schübelbach in der March, Kt. Schwyz, geboren. Er machte seine Studien wie manche unserer freisinnigsten Katholiken, bei den Jesuiten in Schwyz und Freiburg und war von ihnen zum Theil schon in die theologischen Wissenschaften eingeführt, als er sich für die Jurisprudenz entschied und hierauf vier Jahre in München der Rechtswissenschaft oblag. Im März 1849 übernahm er in Schwyz die Redaktion des „Alpenboten von Uri und Schwyz", folgte Ende Wintermonats einem Rufe nach Bern, wo er die „Schweizerische Bundeszeitung", das Blatt der weißen Demokratie, schrieb und durch sein nahes Verhältniß zu Bundesrath Ochsenbein in die Leiden und Freuden des schweizerischen Staatslebens eingeweiht wurde. Seit Mai 1852 arbeitet Bruhin auf dem juristischen Geschäftsbureau von Oberst Breny in Rapperswyl, läßt sich 1854 in der March nieder und schreibt die stark sozialistisch gefärbte Zeitung „Stauffacher", worin er sich in freiester Weise an staatliche und gesellschaftliche Fragen wagte.

Im Jahr 1856 siedelte er nach Zürich über und setzt dort das Treichler'sche Volksblatt fort. 1858 wird er unter die Prokuratoren dieses Kantons aufgenommen. Seit Anfang März 1864 sehen wir ihn als Staatsanwalt des Kts. Baselland im Vordergrund der dortigen unerquicklichen politischen Parteikämpfe.

Der Skalde, Nordlandssagen. Glarus, J. Vogel, 1855.
Parazelsus. Ein Kranz von Dichtungen. Ebendaselbst, 1856.
Antichristus. Dramatisches Gedicht. Ebendaselbst 1856.
Arnold, ein Schweizerroman. Bern, Weingart. 1863.
Leo der Arbeiter. Aarau F. G. Martin. 1863.
Die Begegnung; das Heldenmädchen von Wollrau; Gustav Nelf, der Heimatlose; Briefe von Altenryf; Nidone; Manfred's Vollendungsjahr (in verschiedenen Zeitschriften erschienen).
Dramatische Dichtungen: Landammann Suter. Henzi. J. A. Stocker in Frick.
Juristische und publizistische Arbeiten.

Unter den Dichtern dieses Zeitraums bestätigt Bruhin mehr als jeder Andere den schon früher aufgestellten Satz, daß die Theilnahme an einem politisch bewegten Leben und der einschlagenden Publizistik dem ruhigen künstlerischen Schaffen verderblich und der Entwicklung des guten Geschmackes hinderlich wird. Bruhin besitzt eine glühende Phantasie, die aber wie eine verzehrende Flamme in ewiger Unruhe vibrirt. Soweit nun das Leben aller Poesie in der Bewegung liegt, besitzt er an seinem Naturell einen großen Vorzug vor vielen andern schweizerischen Dichtern. Einen Beweis dafür liefern schon seine Nordlandssagen, die er unter dem Titel „Der Skalde" bearbeitet hat. Sie behandeln den schicksalsvollen Wechsel in der Thronfolge der nordischen (dänischen, schwedischen und norwegischen) Fürsten. Der Dichter zeigt uns eine sagenhafte Welt voller Königsmord, Wahnsinn und Gräuel aller Art, aber auch voll wildherzigen Muthes, Geistesgröße und ächten Heldensinnes in jener poetischen Vogelperspektive, wie sie sich einer in raschem Fluge darüber hinwegeilenden Phantasie eröffnet, deren Kraft verstattet ist, das Wesentliche und Bedeutsamste aus dieser Welt herauszugreifen und es in einer Form wiederzugeben, die knapp, rauh, keck, ungebunden und fremd ist, wie der Stoff selber. Allein, mag nun auch diese Sprache uns fremd anmuthen; mag sie bisweilen inkorrekt oder wegen allzugroßer Kürze unverständlich sein; mag sie oft unangemessene Bilder enthalten (z. B.: Er führte zum Heimatland den süßen Strahl, d. i. die Königstochter:) und nicht frei sein von gesuchten Wendungen und unschönen Wortbildungen (z. B. „Strohtod" d. i. Tod im Bett, „Ewigjugend", des Himmels „Wonnenvölle" u. dgl.), es ist Poesie in diesen Dichtungen trotz der Ab-

weſenheit aller Melodie und der oft ſchwerfälligen und unpoetiſchen Konſtruktion, und dieſe Poeſie beruht weſentlich in dem Schwung der dichteriſchen Phantaſie, in der Bewegung, welche den todten Stoff ergreift und ihn geſtaltet und durchdringt.

Wenn die nordiſche Stoffwelt die Phantaſie und den Geiſt unſers Dichters mehr oder weniger in den Banden der ächten Poeſie zurückhielt, ſo werden dieſelben dagegen in Bruhin's ſpätern Dichtungen häufig auf den Boden der Tendenz hinübergeriſſen, welche nirgends eine künſtleriſche Vollendung zuläßt.

Dieſe Tendenz iſt unſerm Dichter nicht ganz klar, weil ſie von unreifen Gedanken erzeugt und von der unbeſtimmten Sehnſucht nach einem erträumten ſozialiſtiſchen Schlaraffenthum großgezogen iſt. Im „Parazelſus" (einem erſten Kranz von Dichtungen „zu Ehren des großen Naturforſchers, Arztes und Lehrers", halb in dramatiſchem, halb in epiſchem Gewande) begegnen wir den Ideen von der „Emanzipation des Weibes" und von der Ausbreitung „des reinen Gotteswortes, das Ketten bricht" durch einen nächtlicher Weile in Paris ſich verſammelnden Geheimbund unter dem Vorſitze von Thomas Münzer. Parazelſus liebt Plazida, die „engelreine" Gattin des böſen Grafen Reinach. Es gelingt ihm, ihre Neigung zu gewinnen. Einſt während einem Ball, auf welchem Reinach die geheime Ermordung des Parazelſus für ſich beſchloſſen, ſtürzt dieſer, eiferſüchtig über die Huldigungen, die Plazida von manchem Gecken empfangen, aus dem Saale in den dunkeln Garten hinaus, um dort Kühlung zu ſuchen. Hier fliehen ihm Stunden hin; das lichte Geſunkel der Fenſter im Schloß erblaßt nach und nach; die Saiten verklingen. Da rauſcht es, — und an ſeinem Arm liegt die Angebetete. Sie entſchuldigt ſich wegen des „Buhlervolkes", das ſie umſchwebte; ſie mußte lächeln, durfte nicht weinen, denn, „wer ſteht wie Frau'n ſo ſtändig unter Hut?"

Was ferner Süßes quillt von ihrem Mund,
Es fällt als Perle wohl in ſeine Seele;
Von jedem Zweifel wird ſein Herz geſund.
Und mehr, als jede Nachtigallenkehle,
Berauſcht ihn ihrer Lippen traut Geflüſter,
Das liebe Wort voraus: „Der Frauen Loos,
Mein Freund iſt trotz dem Ritterthum noch düſter.
Wie manche ſehnt ſich nach des Grabes Moos,
Die, voll des hohen Bilds vor Manneswürde,

Der Männerrohheit dient mit blüh'ndem Leibe!"
Sie geh'n zur Schloßkapelle; jede Bürde
Geheimen Leidens legt das schöne Weib
Da gläubig zu der Gottesmutter Füßen.
Auch Parazelsus beugt sein stolzes Knie.
Und wie der Lampe Strahlen beide küssen,
Da kommt die Weihe Gottes über sie! — —

In dem apokalyptisch-dramatischen Gedicht „Antichristus" schildert Bruhin in drei Handlungen das antichristliche Wesen des Materialismus, und was damit zusammenhängt, gegenüber den Bestrebungen des religiös-sozialistischen Idealismus, welchen er Christenthum nennt. Die erste Handlung ist nicht ohne Geist und Wahrheit geschrieben; aber die Entwicklung des Stückes, das mit der Vernichtung Antichrists und seiner Vasallen endigt, gibt den Sieg in Hände, welche offenbar die Zügel des Weltreiches ebensowenig zu regieren wissen als die, denen sie entwunden wurden. Nachdem der besiegte Antichrist sich mit seinen Feldherren Nero, Alba und Hannibal auf Bomben gesetzt, dieselben mit eigenen Händen losgebrannt und sich so der Hölle wieder überantwortet haben, tritt Viktorin, der Hauptführer des Volkes, mit den siegenden „Blutzeugen der Freiheit" auf, um die Volksgemeinde zu präsidiren und die ersten nothwendigen Uebergangsmaßregeln für das neue Weltreich zu treffen oder vielmehr durch das siegende Volk sanktioniren zu lassen. Den Adel des Antichrists läßt er auf ein Eiland verbannen und so von der Menschheit ausschließen. Dasselbe geschieht durch das demokratische Handmehr mit den „Pfaffen" und den Anführern der Krieger des Antichrists. Von den Schranzen, Juden und Dirnen wird gehofft, daß sie ihre Kunst nach und nach verlernen. Im Uebrigen ertheilt das Volk auf Viktorin's Anmahnen eine Generalamnestie; es schwört, daß es von diesem Tage an den Geist vom Dienste des Stoffes frei haben wolle, daß diese Welt Allen eine Mutter sei, „daß alles Gut auch Allen diene nun im Christusreich". Hierauf beglückwünscht Viktorin dasselbe in entsprechender Weise und tritt sodann mit den Fürsten unter das Volk zurück, worauf eine allgemeine Umarmung folgt. Ein Chor von Frauen preist das Glück, daß endlich auch das Weib frei sei und daß die Liebe künftig allein die süßen Bande knüpfen werde, zu denen die Menschheit noch dränge! Das Stück schließt mit der Weissagung:

„Des Lebens Ernst nun wird zum Spiel;
Beim Löwen wird das Lämmchen weiden,

Die Taube nicht den Adler neiden:
Gemeinsam Glück ist Aller Ziel!" —

Wenn man auch dieses prophetische Bild bloß für das nimmt, was es ist, so sieht man doch, daß die Muse Bruhin's hier nicht im Dienste der ächten Poesie, sondern im Dienste politischer und sozialer Phantome steht, die nirgends in der dargestellten Weise verwirklicht werden können. Der Fehler, den der Dichter macht, liegt darin, daß er das gute, ideale Prinzip überall in seiner Schroffheit nimmt, es gegen die Wirklichkeit hält und dadurch gegen das Leben ungerecht wird. Der tiefere Sinn der Geschichte ist ihm noch nicht soweit aufgegangen, daß er erkennen würde, wie auch auf ihrem Boden die Idee an den Stoff, der klarste und feurigste Geist an die Trägheit der Materie gebunden ist und daß, wer dies in der Wirklichkeit oder im theoretischen Denken übersieht, sich bald schmerzlich von der Wahrheit dieses Verhältnisses überzeugen muß, denn „die Gottheit straft den Irrthum oft nicht minder stark als das Verbrechen".

Dieselbe prinzipielle Entschiedenheit nehmen wir auch in Bruhin's politischer Lyrik wahr, ohne dabei zu verkennen, daß manche dieser Gedichte hohen poetischen Schwung und eine kräftige männliche Gesinnung an den Tag legen. Seine novellistischen Arbeiten wie seine Dramen sind ebenfalls nicht frei von einer oft leidenschaftlichen Heftigkeit in der Charakteristik, die nach Seite des Gegners wie nach Seite des Freundes hin übertreibt und in's Unwahre zeichnet. So sind im „Landammann Suter" Landammann Geiger, Rhyner, Fäßler, Frau Geiger und vor Allen der rabulistische Kapuziner plumpe Kannibalen und Bluthunde, während der Charakter Suter's als ein widriges Gemisch von Kraft und Schwäche, Sentimentalität und Großherzigkeit, Naivetät und breiter Rhetorik erscheint.

Fassen wir unser Urtheil über Bruhin kurz zusammen, so geht es dahin, daß unser Dichter ein sehr bedeutendes poetisches Talent besitzt, welches ihn zu weit höhern Leistungen befähigen könnte, wenn ihm klar würde, „daß die Hand, die vom Fieber zittert, das Fieber nicht beschreiben kann", d. h. daß es der geistigen Klarheit und gesunden innern Ruhe bedarf, um dem objektiven Leben gerecht zu werden, und eines unablässig fortgesetzten Eindringens in die Geheimlehre der Kunst und des guten Geschmackes, um Kunstwerke hervor zu bringen, die würdig sind, daß auch die Nachwelt daran sich erquicke und erhebe.

Mannesstolz in Tagen der Selbsterniedrigung.[1]

O Freund, sei stolz in diesen Tagen,
Wo rechts und links sich Alles bückt;
Je tiefer sich die Menge drückt,
So höher soll Dein Haupt sich tragen.

Wenn dich der grimme Schmerz zur Erde,
Ein wildes Roß, zu werfen droht,
Empor ja reiß' es, trotz der Noth,
Mit eines Königs Machtgeberde!

Und wenn's, wie Brand in morschem Hause,
Empor aus Deinem Innern bricht;
Zum Niederreißen ruf' sie nicht!
Ergib dem Feuer dich zum Schmause!

Das Höchste geht entblößt im Leben,
Es soll hernieder auf die Knie'!
O Freund, um Güter bettle nie,
Worauf Dir Gott ein Recht gegeben!

Entsag'! Und hast du Weib und Kinder,
So zieh' aus deinem Vaterland
Mit Schmerzen fort zum fernen Strand,
Wo noch des Menschen Weh gelinder!

Und folgt dir noch in Feuerhülle
Das Schicksal auf der weiten Fluth
Und setzt dein Schiff in rothe Gluth,
Erheb' Dich bei dem Schreckgebrülle,

[1] Nach dem Beispiele jenes Ungarn, bei dem im Herbste 1858 stattgefundenen Brande der „Austria" in der Nähe von New-York.

Und zieh' nochmals die lieben Deinen
An's tapf're, nie gebroch'ne Herz;
Dann laß zuerſt — Dein letzter Schmerz —
Die Gattin ſpringen, d'rauf die Kleinen;

Du ſelbſt, in treuen Vaterarmen
Der Kinder Jüngſtes, ſchwing' Dich nach,
Indeß aus glüh'ndem Schiffsgemach
Das Volk Erbarmen ſchreit, Erbarmen!

Aus „Parazelſus".

Parazelſus auf dem Nil.

Die nackten Ruderknechte jagen
Das flache Schiff den Strom hinan,
Und mitten drin, mit Wohlbehagen,
Nach Art der Mauren angethan,
Nur ſchwarz vom Turban bis zum Fuße,
Beſchaut der Fremdling ſich das Land,
Wo ſich zuerſt mit zartem Gruße
Die Wiſſenſchaft zum Menſchen fand.

Noch lauſcht, wie ſonſt der Menſchenhaſſer
In Schlamm und Schilf, das Krokodil,
Noch ſtrömt mit ſeinem gold'nen Waſſer
Den alten Reichthum Vater Nil,
Und doch dem Volke bleibt nur immer
Ein Reſt von Lehm, ein Bischen Reis;
Ihr aber, Prieſter, ſteht ihr nimmer
Um's Iſisbild in ernſtem Kreis?

Iſt mit den hohen Tempelhallen
Durch Mönchsgeheul, durch Mahoms Stahl
Denn eure Göttin ſelbſt gefallen?
Hat Keiner in's verborgne Thal,
Wo noch dem Geiſt in keuſcher Hülle
Der Günſtling ſtill Verehrung zollt,
Sie mit der Vorzeit Wiſſensfülle
Auf frommen Schultern weggeholt?

Die wild entlang dem Ufer ſauſen,
Bis an die Zähne ſtahlumhängt
Wie Samum durch Egypten brauſen,
Wie Strauße, von dem Leu'n gedrängt,
Sie geben Antwort auf die Frage.
„Nur Gott iſt Gott", ſo rufts vom Thurm,
Sie ſtürzen hin im glüh'nden Tage,
Im Sand daneben ſpielt der Wurm. — —

Und ging, wie Pan, auch Iſis ſterben,
Und ſind die Prieſter längſt dahin,
So blieb doch bei des Landes Erben
In heil'ger Schrift ein Schatz von Sinn:
Wer will's verwehren, ihn zu heben?
Schon ſchwelgt der ſchwarze Scheik im Fund,
Schon ſchöpft er mit Entdeckers Beben
Geheimniß aus der Runen Mund.

Paracelſus und der Neger.

In Abdel-Kaders, des Freundes Garten,
Umhegt von hohem Mauerring,
An deſſen Fuß das Meer ſich brach,
Durchſchritt er täglich die Blumenarten:
Er ſah ſie kaum, ſein Denken ging
Den Blumen nicht, dem Geiſte nach.

Und eines Abends im Weh'n der Bäume
Durchmißt er wieder Gang um Gang.
Herauf die Woge ſummend ſpringt,
Im Weſten ſchwinden des Purpurs Säume,
Als leis ein dumpfer, düſtrer Sang
Aus fernem Buſch zum Ohre dringt.

Der ſchmeichelt nicht in gelernter Weiſe,
Er dehnt ſich einfach klagend hin,
Und redet, Weh! wie herbſter Schmerz
In heiſerm, zuckendem Schrei, nur leiſe:
Doch füllt er ganz des Hörers Sinn,
Doch ſenkt er ſich in's tiefſte Herz:

„Was ſingſt du, Neger, denn ſo düſter?
Iſt's denn im Garten hier nicht ſchön?
Die Blumen tränken, bringt es Weh?"
„Nein, Meiſter, aber das Baumgeflüſter
Iſt wie der Senegals Getön,
Der aus dem Schilfe ſchleicht zur See."

„Erzähl' mir, Freundchen, von deinem Fluße
Und von den Hütten am Geſtad,
Vom Kind, vom kleinen Weib darin,
Vom Löwen, tief an des Palmbaums Fuße,
Vom Bäumekönig, hoch und g'rad —
Wer weiß, mein Sohn, ich zieh' dahin!"

„Und Bulbu wird dich zum Strom begleiten,
Wo noch den Sand von meinem Tritt
An Bettes Fuß mein Weib bewahrt,
Auf Palmenkronen die Buben reiten —
O guter Maſſa, nimm mich mit,
Ich bin dein Hündchen, ſei nicht hart!

Wer weiß ſie beſſer, die Gummiwälder,
Wer weiß der Elephanten Grab,
So hoch gefüllt mit Elfenbein?

Ich will dir zeigen das Kraut der Felder,
Ich will" — — da plötzlich bricht er ab:
Denn ſieh' ſein Eigner tritt herein!

Und als die Segel im Winde ſchwellen,
Mit Südens Wundern voll das Haupt
Gen Norden Parazelſus ſchaut,
Da klagt's noch über die hohen Wellen,
Als ſäng' ein Menſch: „Ich bin geraubt
Und Niemand hört des Opfers Laut!"

Aus dem „Antichriſtus".

I.

(Im Vorhof. Auf einem Altar Antichriſts Bild.)

Prophet.

Die Weihrauchkörner auf die glüh'nden Kohlen!
Dann betet, vor dem Bild euch hingelegt!
Die Stirn' vor ſeinem Blick im Staub gefegt!
So hab' ich's Allen, Groß und Klein, befohlen.
Nur Er iſt euer Gott, ich ſein Verkünder!

Beamter.

Nur Er iſt unſer Gott, du ſein Verkünder!

Prophet.

Ich ließ euch rufen, daß ein neu Geſetz
Als Gottes Wort der Welt eröffnet werde.
Dem Blitze ſagt es, der mit ſeinem Netz
Gleich einer Frucht umſpannt den Ball der Erde,
Dem Donner, der im Rohr von Erze ruht,
Den Glocken allen, ſo die Thürme füllen:
Es ſolle, was entſtammt aus Adams Blut,
Sich ſchmücken, raſch in's Feierkleid ſich hüllen,
Um Dies zu hören aus der Prieſter Mund:

(Weist auf das Bild.)

Antichriſts Bild.

Wem nicht auf ſeiner Bruſt das Gotteszeichen
Als ſeines Glaubens Widerſchein erſtrahlt,

Der ſei wie todt auf unſerm Weltenrund!
Zum Grabe flieh' er, zu den ſtummen Leichen!
Was ihm die Bürger ſchulden, ſei bezahlt!
Nicht kaufen ſoll er fürder, noch verkaufen,
So wahr ein Wink des Gottes ihn vernichtet!
Mit Blut und Feuer, ſagt er, will ich taufen,
Man fürchtet ſeinen Gott nur, wenn er richtet.

(Beamten ab.)

Prophet.

Nun, ungeſtümes Herz, was willſt du mehr?
Ich bin nicht Gott, doch Gottes Großvezier!
Ich werde nicht im Bildniß angebetet,
Allein ich mach' es reden; groß und hehr,
Von keinem Haupt erreichbar, ſteh' ich hier,
Und weil ich Kunſt und Wiſſenſchaft gekettet,
Die kühnſte Forſchung zollbar mir gemacht,
So wirk' ich Wunder! Meine Hand gebeut,
Und dieſe Kräfte, die der Erde Leben,
Entſteigen, zahme Löwen, ihrer Nacht.
Sie dienen, thun, was meinen Blick erfreut,
Und dennoch, Herz, was ſoll dein leiſes Beben;
Ich ahn's; nur ſterblich biſt du, will es ſagen,
Und dieſe Löw'n von ächter Katzenart,
Sie werden dich zerfleiſchen voll Behagen,
Nachdem ſie Jahre lang den Schmaus geſpart!

Beamter

(tritt ein).

In Demuth, Heil'ger, flehn die Judenfürſten:
Die Wolke nimm von Gottes Angeſicht,
Nach deſſen Schöpferſtrahl ſie ſchmachtend dürſten!

Prophet.

An dieſem Tag verbiet' ich's ihnen nicht!

(Beamten ab; Judenfürſten treten ein.)

Judenfürſten.

Empfang', du hoher Mittler, unſern Dank!
Was wir erſehnt, erfüllt ſind nun die Zeiten!
Wie lang es ſeine Sehnſuchtszähren trank,
Nie ließ doch Israel die Hoffnung gleiten!

Bild.

Ich hör' dich, treues Volk! So geh' denn hin,
Verehr' den König, dessen Bild ich bin!
Das Reich, das langgehoffte, hat begonnen;
Bevor es endet, enden alle Sonnen!

(Das Heiligthum öffnet sich; Antichristus sitzt auf seinem Throne. — Sie schreiten gebückt hinein und werfen sich dann auf ihr Angesicht.)

Prophet.

O Gott, den Judenfürsten gönn' ein Wort,
Die hier, an diesem gnadenvollen Ort,
Den Teppich küssen, den dein Fuß betreten,
Und leis, in ihres Nichts Gefühle, beten!

(Antichristus winkt.)

Der Sprecher
(der Judenfürsten).

Woher, Messias, wird uns diese Gnade?
Die Rede, sieh', erstirbt in unserm Mund;
Der Laut, der einst umspielt' die Bundeslade,
Die Sprache Davids ist uns nicht gegeben!
Doch, Herr, du siehst des Herzens lautern Grund,
Du hörst es stammeln, siehst es aufwärts streben!
Vernimm denn gnädig, daß mit frohem Dank
Das ganze Volk zu deinen Füßen liegt!
Die Feinde deines Namens sind gefallen,
Elias stürzt' ins Blut und Henoch sank,
Der Wahrheit Kraft und Licht hat uns besiegt,
Man hört im Land nur Wonnelieder schallen,
Denn unser Herr Messias ist gekommen!
Gesammelt hat er uns im heil'gen Land;
Es sprudelt Milch, es fließt von Honig wieder;
Wie Bienen, arbeitselig, sind die Frommen,
Die Welt die Wiese, blumig bis zum Rand;
Nie geht ein Tag uns ohne Beute nieder!

Wie wundervoll, Messias, war die Bahn,
Herunter durch der Zeiten langes Dunkel!
Ein Volk von Duldern war das Volk der Juden,
„Es hofft vergebens" höhnt' der Christen Wahn!
Und sieh! des Christengoldes hell Gefunkel,

Womit ſie ſelbſt wie raſend uns beluden,
Es ward zum Unterpfand. Wie Jakobs Sohn,
Der weiſe Joſeph, ſtieg das Volk vom Knechte
Zum Schatzverwalter Pharaos empor,
Zum Vogt bei freien Völkern, wie beim Thron,
Und endlich, Herr, erhobſt du deine Rechte;
Es ſprang der ſel'gen Zukunft letztes Thor:
Zur Krone ward das Gold in unſern Händen
Für unſern König, für dein göttlich Haupt!
Vom Hekla bis zu Kaſchmirs Prachtgeländen,
So weit der Blitz uns dient, ein Dampfer ſchnaubt,
Vereint ſich Alles vor dem Königsvolke,
Das deinen Fuß umgibt als gold'ne Wolke!

Antichriſtus.

Daß ihr als euern Heiland mich erkennt,
Daß auch der letzte Nacken ſich gebogen,
Ich nehm' es hin als ernſte Schuldigkeit;
Wenn hoch im blauen Grund die Sonne brennt,
Iſt's ein Verdienſt vielleicht der Meereswogen,
Daß ſie nun Spiegel ſind der Herrlichkeit? — —
Indeß, ihr harten Häupter, zittert nicht,
Ich will vor meiner Welt ein Feſt euch geben!
Zuvor jedoch, ihr Großen, macht Bericht,
Wie weit des Reiches Blüthen ſich erheben!

Prophet.

Vor deinem Bild, das dein Geſetz verkündet,
Iſt jede Menſchenſtirn zur Bruſt geneigt!
Die freien Denker, wie die freien Dichter,
Die Chriſtusbrüder, alle treu verbündet,
Sind ſtumm und todt; die Menſchheit ruht und ſchweigt,
Um, fürder unbeirrt durch Sumpfeslichter,
Nur deinem Wort und deinem Bild zu lauſchen!
Des Truges Bücher warf ich in die Gluth — —
Das war ein Rauch, das war ein luſtig Rauſchen,
Als in das aufgethürmte Geiſtesgut
Die wilde Flamme lernbegierig ſchlug!
Nicht Hirngeſpinnſte ſind's, nur feſte Zahlen,
Was ſtets den Bau des Wiſſens trägt und trug;
Gewicht und Maß, nicht bleiche Mondesſtrahlen,

Sind unſrer Schule, was dem Fiſch die Welle!
Der Töne Kunſt drum gleicht die Wiſſenſchaft;
Gemeſſen in einander greift das Spiel,
Der Meiſter gibt den Takt, nun ſacht, nun ſchnelle,
Gebannt in ihren Kreis iſt jede Kraft
Und Alle ſtreben auf das Eine Ziel.

Asmodi.

Im ganzen Reich ein reg' und endlos Schaffen,
Ein Kampf ſo groß, daß ihn nur Große kämpfen!
Da ſteh'n viel tauſend Heere ſtets in Waffen,
Und jedes hat da ſeinen Wallenſtein!
Er kann die Kriegsgluth ſchüren, kann ſie dämpfen,
Er ſtampft ſich neue Truppen aus der Erde;
Ein Wink, und Hunderttauſend ſtürmen drein,
Ein Wink: ſie ſterben hin am kalten Herde!
„Arbeit iſt Leben, Mangel d'ran iſt Tod,"
Noch krümmt ſich gegen dieſe Satzung zwar
Die Brut, die wohlbekannte, voll Bethörung,
Verwünſcht in unſrer Hand ihr täglich Brod;
Doch fiel ihr manches Haupt auch dieſes Jahr
Und trank ihr eigen Blut des „Bunds" Empörung.

Faſner.

In Kaufmannshänden mehrt ſich jeglich Gut,
Der Handel ſchafft den Reichthum auf der Erde,
Belebt des Reiches Adern ſtets mit Blut;
Wo ſeine Macht nicht allbefruchtend waltet,
Da wimmelt träg nur eine Bettlerheerde,
Da kennt man nicht den Namen Million,
Aus der allein das Große ſich entfaltet!
Doch Heil! wohin dein Herrſcherſtab nur ſtrahlt,
Da ſpricht der Handelsmann aus dieſem Ton,
Da wird mit ſolcher Münze nur bezahlt!
Der Thor verlangt: dem Reichthum ſetze Schranken!
Du lächelſt: „Mög' er nur die Welt umranken,
Mit Rieſenfrucht, mit hochgeſchwoll'nen Trauben!
Ich will mein Reich der Blüthe nicht berauben!"

Antichriſtus.

Genug! mich langweilt euer Lobgeſang!
Das Feſt beginne! Süßer tönt ſein Klang!

(Sogleich erheben ſich durch künſtliche Vorrichtung gedeckte Tafeln; Muſik beginnt zu ſpielen; man ſetzt ſich; jeder Große hat eine Schönheit zur Seite.)

Antichriſtus.

Du biſt ſo ſchweigſam, Cora! trink vom Weine!
Die ſchönſte Perle ward darin gelöst,
Erkauft mit meines beſten Tauchers Leben!
Vernimm die Stimme hier, die ſüße, reine,
Die Lieb' und Luſt in unſre Herzen flößt,
Vernimm ihr reiz- und wolluſtvolles Beben!

Sängerin.

Die Schönheit blüht im Thalesgrunde,
Sie lächelt kindlich, kennt ſich nicht.
Da plötzlich ſtrahlt's in weiter Runde,
Sie ſteht umwogt vom Sonnenlicht.

Wie hold und lieblich ihr Erröthen,
Als einen Gott ſie vor ſich ſieht!
Sie hört nur Nachtigallen flöten,
Sie wankt, ſie bebt, ihr Sinn entflieht!

Und auf den Höh'n in Götterarmen
Erwacht des Thales zartes Kind.
„Ach", lispelt's, „Hoher, hab' Erbarmen:
So herrlich dieſe Höhen ſind'"

Er aber neigt ſein Haupt und flüſtert:
„Nie ſollſt du mehr in's Thal zurück,
Nie werde mehr dein Glanz umdüſtert:
Die Schönheit, Mädchen, iſt dein Glück."

Und unten ſteh'n des Volkes Söhne
Und blicken traurig himmelan!
Den Göttern droben blüht das Schöne,
Es iſt geſtreut auf ihre Bahn!

Antichriſtus
(zu Cora).

Mein Lieb', mein Stern, du breiteſt einen Schleier
Um deiner Schönheit Licht, um meine Freude;
Du wirfſt in meinen Kelch die Bitterkeit!

Was ſoll mir alle Pracht, was dieſe Feier,
Wenn ſchwarz Gewölk vor meiner Augenweide
Sich neidiſch dehnt zur ſchönen Wonnezeit?

Cora.

O König, laß mich Arme traurig ſein!
Es weint mein Herz: wie ſoll die Stirne lächeln?
Viel tauſend Blumen blüh'n im Sonnenſchein;
Was will dein brennendwarmer Gotteshauch
Mich kranke Grabesnelke nur umfächeln,
Mich aus dem Thal zur Höh' verſetzten Strauch?

Antichriſtus.

Aus deinen Launen wird ein Gott nicht klug!
Indeß ich jedes Weibes Seufzer bin,
Belohnſt du meine Gunſt mit eitler Klage!
Bei Selma war ein Sträuben ſchon genug:
Ich gab ſie meiner Diener Letztem hin.
Sie ſchwand wie Schnee! Vernimm denn, was ich ſage:
Ich will, du ſolleſt lächeln!

(Sie lächelt traurig.)

Wohl! zum Ball!
Du haſt gelächelt; Luſt und neues Leben
Durchdringt mein Herz, durchdringe meine Welt!

(Zum Kapellmeiſter.)

Den ſchönſten Klang, den vollſten, weichſten Schall,
Daß wir, uns ſelbſt vergeſſend, alle ſchweben,
Wie Nachts die Sterne hoch am Himmelszelt.

(Die Tafeln verſchwinden: Männer und Frauen ſcheiden ſich aus, jene nach links, dieſe nach rechts; es erſcheinen die eigentlichen Gemahlinnen der Fürſten und Großen, geführt von ſchönen Junkern. Der Ball wird von ihnen an der Hand ihrer Gemahle, eröffnet.)

Antichriſtus

(zu Thamar).

Ich bin erfreut, ſo fröhlich dich zu ſchauen.
Doch war's auch, traun! ein gar zu hübſcher Ritter,
Der dich hereingeführt in unſern Saal!
Ihr dürft euch glücklich preiſen, edle Frauen!
Die Vorzeit kannte vor den Harems Gitter,
Die Schönheit war ein nachtumhüllter Strahl!

Thamar.

Wir Götterkinder ſollten wohl noch danken,
Daß euer Gold die letzte Thür enthoben?
Doch, Herr, du kennſt der Thamar ſtolzen Sinn.
Wir wollen heut', auch nicht in Minne, zanken!
Die Töne haben ſchon ihr Netz gewoben,
Sie zieh'n uns zaubervoll dahin, dahin —

(Sie eröffnen den Tanz; nachher wählen ſich Alle ihre Tänzer und Tänzerinnen nach Belieben, Thamar Erwin.)

Thamar

(zu Erwin).

Einſt gab's, wie Dichter ſingen, Wald und Thal
Und, weit im Meer verborgen, Inſelfluren,
Wohin ein edles Herz ſich flüchten mochte.
O könnt' ich aus des Hofes Götterquai
In Thäler flieh'n, wo keine Menſchenſpuren!
Doch ach, wir Alle ſind nur Unterjochte!
Sogar der Schmerz hat keine Stätte mehr,
Um ungeſeh'n zur Erde ſich zu neigen!
Verſcheucht iſt aus den Wäldern, einſt ſo hehr,
Der ſtillen Nacht geheimnißvolles Schweigen.

Erwin.

Ein Kreuz, o Göttin, trägſt du hier im Himmel,
Du trägſt es ſtolz, in deiner Demantkrone.

(Ein Zug elender Geſtalten dringt herein.)

Antichriſtus.

Was ſeh' ich! Welch geſpenſterhaft Gewimmel!
Die Wachen!

Das elende Volk.

Gott! Meſſias, Herr verſchone!

Ihr Sprecher.

Wir ſind nicht Leichen; aber, ſieh! wir ſterben.
Uns ſchwankt der Zweig des Lebens unter'm Fuß,
Wir ſtürzen ab ihm lautlos ins Verderben;
Im Mutterarm verhaucht ihr welkes Kind;
Dem Weibe nickt der Mann den letzten Gruß;
Ein Blick noch, ſtill darauf verenden Beide!
Was thut's? Wir wiſſen, daß wir werthlos ſind.

Geſchaffen, wie das Unkraut, nur zum Leide!
Darum auch keine Klage, nur die Bitte:
Vernicht' uns raſch mit einem Göttertritte,
Daß kurz die Schmerzen, oder nimm zu Sclaven,
Zu treuen Hündlein uns in Gnaden an!
Wir Millionen wiſſen, geh'n wir ſchlafen,
Des Abends niemals, was wir morgen eſſen,
Und ob wir nicht den letzten Schluck gethan!
Wir bieten Tag um Tag die Glieder feil,
Wir laſſen uns, wie Thiere, ſchätzen, meſſen,
Wir geben unſers Weſens beſten Theil,
Des Weibes Keuſchheit um ein Stücklein Brod;
Wir betteln, auf dem Antlitz ſchon den Tod,
Als Tageslohn nur eine Handvoll Reis — —
Gerechter Gott! ſogar zu dieſem Preis
Erſcheint des — Menſchen Arbeit noch zu theuer!
Erbarmen, Herr, Erbarmen!

Antichriſtus.

Feig Geſindel!
Unwürdig ſeid ihr dieſer großen Zeit!
Ich aber ſchwör's euch bei der Hölle Feuer:
Nicht ſoll ſie mehr zurück in ihre Windel!
Ich will nicht Sclaven: rührt euch, bleibt gefreit!

(Winkt. Das Volk wird von den inzwiſchen erſchienenen Soldaten hinausbefördert. Weibern, die ihre Kinder zurücklaſſen, werden ſie nachgeſchleudert.)

Ein Weib.

Ich weiche nicht; mit glüh'ndem Blutergu
Beſpritz' ich dieſes Götzen gold'nen Fuß!

Antichriſtus.

Nur fortgefahren! laßt die Würmer ſterben!
Sie ſollen uns die Freude nicht verderben!

(Die Widerſtrebenden werden mit der Schärfe des Schwertes hinausgeſtoßen und der Ball wird fortgeſetzt.)

B. Hunold.

Balthasar Hunold wurde geboren am 24. April 1828 zu Oberurnen, Kt. Glarus, genoß in seiner Jugend den dürftigen Unterricht seiner heimatlichen Dorfschule, wurde bei der Armuth seiner Eltern früh sich selbst überlassen, kam 1843 zu einem Bauer im Kanton Thurgau als Viehhüter in Dienst, woraus er in Folge von Kränklichkeit wieder entlassen wurde. Später wurde er Hausirer und durchzog als solcher bis zu seinem 17. Jahre die meisten Kantone der Schweiz, bei welchen Wanderungen er häufig in Ställen und Schupfen übernachtete und, wie es der Zufall gab, nicht selten mit gewöhnlichen Vagabunden das Nachtlager theilte. Im Jahr 1846 lernte er das Leinweberhandwerk und fungirte nebenbei als Schulmeistergehülfe seines Heimatdorfes, in welcher Stelle er zwei Jahre verblieb. In dieser Zeit genoß er von einem Studenten (jetzigem Pfarrer Noser zu Mols am Wallensee) Unterricht in der französischen Sprache, kam im Herbst 1848 mit einem Empfehlungsbriefe desselben nach Innsbruck, besuchte daselbst fünf Jahre hindurch das Gymnasium, trat dann auf die Universität über, wo er mit besonderer Vorliebe ethischen Studien oblag. In diese Zeit fällt seine engere Bekanntschaft mit dem tyrolischen Dichter Adolf Pichler, der ihn mit der deutschen Literatur näher vertraut machte und ihn in die lichten Hallen der Poesie einführte.

Von Hunold's Gedichten erschien im Jahre 1864 die vierte vermehrte Auflage unter dem Titel „Wache Träume". Seine politischen Gedichte „Neu-Oesterreich 1861" veranlaßten den Staatsminister Schmerling an den Dichter zwei schmeichelhafte Schreiben zu richten, welche aber der hartgesottene Republikaner einfach ad acta legte.

Hunold lebt gegenwärtig in angenehmer Stellung in Innsbruck, der Hauptstadt Tyrols, wo er als Scriptor des National-Museums mitten unter den Schätzen der Kunst und Natur eine bürgerliche Existenz gefunden, ohne dabei in Gefahr zu kommen, seine schweizerische Abstammung zu verläugnen.

Wache Träume. Gedichte von Balthasar Hunold. Vierte vermehrte Auflage. Innsbruck, Rauch'sche Buchhandlung. 1864.

Hunold's Gedichte tragen durchweg den Stempel einer edlen, für das wahre Wohl der Menschheit begeisterten Seele. Natur, Liebe, Freundschaft, Freiheit und Vaterlandsliebe sind die Grundtöne

ſeiner Muſik; in vollendeter Form offenbart er eine Weichheit und Zartheit der Empfindung, eine Kraft des Gedankens und eine Reinheit der Geſinnung, welche wahrhaft erfreuen.

Die Biene.

Nicht ſtreb' ich in des Himmels Raum;
Der Adler folgt der Sonne Spuren,
Doch mir gehört der Blüthenbaum
Und alle Blumen auf den Fluren.

Die Waffe, die man mir verlieh,
Sie hilft mein zartes Leben ſchützen,
Durch meine Schuld verletzt ſie nie;
Mein Weſen iſt: der Menſchheit nützen!

Doch wenn daher ein Bube ſchweift,
Der, bloß um ſeinen Muth zu kühlen,
Mich aus dem Kelch der Blume ſtreift,
So mag er meinen Stachel fühlen.

An Adolf Pichler.

Viel Bitt'res hat das Schickſal mir beſchieden:
Die mich gepflegt in meiner Kindheit Jahren,
Sie ruhen Beide längſt in morſchen Bahren,
So ward unnachtet meiner Jugend Frieden.

Im Schmerz hab' ich mein Vaterland gemieden,
Zu ſchwach, in allen Stürmen mich zu wahren,
Und hülflos, preisgegeben den Gefahren,
So trafſt du mich, mein einz'ger Freund hienieden!

Ja, wie die Eiche hab' ich dich gefunden,
Die ihre Zweige ſenkend voll Erbarmen
Mich milde hegt in ihres Schattens Räumen;

Und flücht' ich mich dahin in trüben Stunden,
Da überkommt mich ſtets ein kindlich Träumen,
Als läg' ich wieder in der Mutter Armen.

Der Dorfſchmied.

(Frei nach Longfellow.)

Vom Lindenbaum ſtill überdacht
Steht halbverſteckt des Dorfes Schmiede,
Der Schmied iſt noch ein wack'rer Mann,
Ihm ſtrotzt die Kraft in jedem Gliede:
Die Muskeln, die die Arme weiſen,
Sind ſtark, als wären es Bänder von Eiſen.

Sein Haar iſt dunkel, weich und lang,
Faſt braun gefärbt die ernſten Züge,
Die Stirne deckt der Arbeit Schweiß;
Sein Aug' hat nie gekannt die Lüge.
So ſteht er da mit Selbſtvertrauen
Und darf der Welt in's Antlitz ſchauen.

Tag ein, Tag aus, von früh bis ſpät
Iſt die Geſchäftigkeit hier rege,
Und klangvoll mit gemeſſ'nem Takt
Hörſt du des Hammers volle Schläge,
Die hell und rein an's Ohr dir ſingen,
Als wie der Abendglocke Klingen.

Und iſt des Dorfes Schule aus,
Steh'n an der off'nen Thür die Knaben
Und ſchauen in der Eſſe Gluth —
Ein frohes Spiel gibt's hier zu haben:
Sieh! wie ſie neckt ein toll Verlangen,
Die fliegenden Funken aufzufangen!

Er geht zur Kirche Sonntags früh
Und ſitzt in ſeiner Buben Mitte,
Hört andachtsvoll die Predigt an

Und ſchickt zum Himmel ſeine Bitte:
Im Chor hört er die Tochter ſingen,
Da will ihm vor Freude das Herz zerſpringen.

Ihm iſt bei ihrer Stimme Klang,
Als hört' er ihre Mutter wieder,
Die, ach, das Leben früh verließ
Und dort im Himmel nun ſingt Lieder;
Da faßt ſein Herz ein heilig Sehnen,
Aus ſeinen Augen brechen Thränen.

Und ſo in Arbeit, Luſt und Leid,
Geht er mit Gott durch dieſes Leben;
Was noch der Morgen formlos ſah,
Der Tag hat ihm Geſtalt gegeben;
Getroſt kann er ſein Werk beſchließen,
Des Abends Ruhe zu genießen.

Hab' Dank! du edler, bied'rer Mann,
Die Lehre haſt du mir gegeben:
Ein Jeder ſoll als wack'rer Schmied
Geſtalten ſo in ſeinem Leben
Am Prüfungsofen ohne Schwanken
Die glühenden Thaten und Gedanken.

Zur Conſtitutions-Feier.

(An Schmerling.)

Was auch der Tag uns zugemeſſen,
Wo ſich das Volk dem Jubel weiht,
Nie wird das Herz die Schmach vergeſſen
Der traurigen Vergangenheit.

Es galt als Sünde freies Wiſſen,
Das man in Feſſeln eingezwängt;
Du haſt die Nebel kühn zerriſſen,
Die uns die Sonne ſchwarz verhängt.

Das war des Himmels gold'ne Sonne,
Hell leuchtend über Berg und Thal!
Ein jedes Weſen trinkt mit Wonne
Der jungen Freiheit Morgenſtrahl!

Ein Name klingt in allen Landen
Vor dem der finſt're Geiſt entwich,
Und wenn nicht Alle Dich verſtanden,
So lieben doch die Beſten Dich!

Wenn Kaſtengeiſt Dich will verhöhnen,
So jubelt Dir die Menſchheit zu:
Die Nachwelt wird ein Leben krönen,
Das fleckenlos erſcheint, wie Du'

Denn nicht nach Sprachen und nach Flüſſen
Wird wahre Freiheit abgegränzt,
Die ganze Erde will ſie küſſen,
Die Sonne, die am Himmel glänzt;

Sie ſenkt ihr Licht in's Sprachgewimmel,
Die hehre Tochter der Natur;
Es gibt nur Einen Gott im Himmel
Und Eine Freiheit gibt es nur! —

Es hat ein Mann Dein Lob geſungen,
Sein Wort iſt ohne Zier und Kunſt,
Dem Herzen iſt es tief entſprungen,
Er bittet Dich um keine Gunſt.

Du kannſt ihn nicht zum Feſte laden,
Denn nicht auf Dir ruht ſein Geſchick:
Beim Throne bettelt keine Gnaden
Ein freier Sohn der Republik.

Meinem Freunde.

So haben unſ're Seelen ſich gefunden?
Ich darf nach langer Sehnſucht mein dich nennen?
Ja, du biſt mein für alle Lebensſtunden
Und keine Macht der Erde ſoll uns trennen!

Doch komm! nicht hier bei nächtlichem Gelage
Soll unſ'rer Freundſchaft heil'ger Schwur erklingen!
O laß uns flieh'n, damit die Welt nicht ſage,
Es mußte ſie der Wein zuſammenbringen!

Laß uns der Heimat ſchönſten Berg beſteigen,
Wo Niemand ſtört der Liebe erſtes Wallen,
Wo nur der Mond es ſieht mit treuem Schweigen,
Wenn wir einander in die Arme fallen.

Reſignation.

Du haſt mich lang mit kaltem Blick gemeſſen,
Ich rang noch immer nach dem ſchönen Ziele:
Laß uns beenden jetzt die matten Spiele,
Das Glück der Liebe läßt ſich nicht erpreſſen.

Denk' ich der Tage, wo ich dich beſeſſen,
Und deiner Huld geopfert die Gefühle,
Wie oft entzog ich mich dem Weltgewühle,
Um deinetwillen Alles zu vergeſſen.

In finſtern Waldesgründen tief verſchloſſen
Wohl träumt' ich ſüß von unſerm fernen Glücke
Und manche Thräne iſt dabei gefloſſen.

Zwar haſt du nie von Liebe mir geſprochen,
Ich trank mein Unglück bloß aus deinem Blicke
D'rum ſag' ich nicht, daß Treue du gebrochen.

Abend.

Es ſind des Tages Freuden all' verklungen,
Ein müder Greis wankt er dem Grab entgegen;
Halt Freund! wir finden uns auf gleichen Wegen
Auch ich bin einer, der hier ausgerungen.

Die dich gezeuget unter Huldigungen
Des Weltenalls, gibt ſcheidend dir den Segen
In gold'ner Pracht bei deinem letzten Regen,
Noch einen Blick — und Nacht hält dich umſchlungen.

Wohl ſteh' ich noch ein zögernder Gefährte,
Als ob ich feige dich im Tod verlaſſen,
Und die verſproch'ne Freundſchaft nicht gewährte.

O laß den Vorwurf nicht mein Herz durchwühlen,
Es kann uns nicht derſelbe Schatten faſſen:
Denn leben muß der Menſch, den Tod zu fühlen.

Auf Pulciani's Heimgang.

Wenn in des Lebens früh'ſtem Morgenroth,
Noch eh' er mag der Erde Qualen kennen,
Der Säugling hinſtirbt in der Mutter Schooß,
So pflegen's eine Knospe wir zu nennen.

Entreißt der Tod der ſtillbeglückten Braut
Den Jüngling, dem ſie ſelig ſich ergeben,
Iſt's eine Roſe, die hier aufgeblüht,
Und dann verhaucht mit Wonneduft ihr Leben.

Doch der war mehr, den unſer Herz beweint,
Der nie ſich freute, wenn er nicht beglückte,
Da iſt der ganze Blüthenſtrauch verwelkt,
An dem die Menſchheit tauſend Blumen pflückte.

In der Glarner Mundart.

Däheimä u' uf dän Alpä,
Da iſch äs ſo ſchü,
Da bin i au albig
So gärä gſi!

Und mängmal traumt's mär
Jez nu därvu,
Wie n' i z' allerniſſerſt
Uf der Wand uſſä ſuh:

Dä jur i und luägä,
Wo d' ſigiſt im Thal
Und meinä dä ſöttiſt
An ſoſän ämal.

Aber du bliſt dundä
Im ſchünä Huus,
Und dra ärwach' i
Und d's Glück iſt us.

An Dich!

Willſt Nachricht du von einem Leben,
Das einſt vielleicht dir theuer war,
So mag ein Lied dir Kunde geben,
Das wie die Sterne rein und wahr.

Nie wird des Mannes Wille ſchwanken,
Im Kampfe gegen dieſe Welt,
Und ſeine innerſten Gedanken
Sind wie die Berge feſt geſtellt.

Ein Richter wohnt in ſeinem Herzen,
Den ſelten noch ein Weib verſtand,
Erhaben über Luſt und Schmerzen
Und über jedes Liebesband.

Da muß die Macht der Schönheit ſchwinden,
Die mit der Lüge ſich befleckt!
Ich möchte nicht den Reiz empfinden,
Den ſie in niedern Seelen weckt.

Und wär' die ganze Welt ihr eigen
Und jedes Herz ihr unterthan,
Ich würde nimmer mich verneigen
Und ſchritte ſtolz die eig'ne Bahn.

Nie wird mich bloße Schönheit blenden,
Die selbst Natur verschwend'risch gab;
Nur Wahrheit kann ihr Leben spenden,
Im Hauch der Lüge welkt sie ab.

Wenn du gespielt mit meinem Leben,
So sei Verzeihung dir geschenkt;
Doch nur der Himmel kann vergeben,
Wo du die Wahrheit selbst gekränkt.

O könntest du ihr Wesen ahnen,
Wie sie unendlich streng und mild,
Wie einzig sicher lenkt die Bahnen
Ihr ewig reines Himmelsbild!

O würde heut mein Herz mir sagen,
Daß du gesühnet ihr die Schuld,
Ich käme wie in schönern Tagen
Und flehte dich um deine Huld.

Dr. J. Mähly.

Jakob Mähly wurde zu Weihnachten des Jahres 1828 in Basel geboren. Er studirte daselbst und später in Göttingen Philologie und ist gegenwärtig als Professor derselben am Pädagogium und an der Universität in Basel angestellt. Unter seinen wissenschaftlichen Leistungen sind hervorzuheben: „Geschichte des Lustspiels", „Biographie Castellios", sowie die „Biographie Politians".

Rhigmurmel. Gedichte in Basler Mundart von Jakob Mähly. Zweite Ausgabe, Basel, Bahnmaier'sche Buchhandlung, 1862.

Mathilde. Episches Gedicht. Zweite Ausgabe. Ebendas. 1862.

Das Erdbeben zu Basel. Zweite Ausgabe. Ebendas. 1862.

Frieden. Idyll aus der Schweiz, in sechs Gesängen. Basel, H. Georg's Verlag, 1862.

Lied und Leid. Gedichte von Jakob Mähly. Bern, Haller, 1865.

Außerdem sind von Mähly erschienen:

„Sängerfahrt", eine Novelle, „Byrsopolis", ein satyrisches

Gedicht „die Centralhochschule", Lustspiel in Versen, „Trauerlieder" und „die Meeresbraut" eine Novelle in Versen —

Mähly gehört zu dem kleinen Häufchen schweizerischer Dichter, welche sich bemühen, in ihren Schöpfungen ächten und tiefen Lebensgehalt darzulegen und denselben in einer vollendeten Form auszuprägen. Zu diesem löblichen Streben fand er hinreichend Aufmunterung in dem tiefern Studium der Alten, sowie Göthe's, das man in seinen Werken überall durchfühlt; daneben finden wir einen Ernst der Gesinnung, der auf einen gesunden Kern des Wollens und Empfindens schließen läßt und des Beifalls nicht bedarf, auf dessen Schmeichellüftchen die kußgebornen, ephemeren Seelen seichter und frivoler Lyriker zum Olymp aufsteigen. In seinen mundartlichen Dichtungen („Rhigmurmel"), welche durchweg einen heimeligen, kindlichen und gemüthlichen Ton anschlagen, waltet das Didaktische und wohl auch die Beziehung auf das Schulleben, etwas zu stark vor, abgesehen davon, daß auch bei diesem Dichter die Reinheit des Dialektes unter schriftdeutschen Wendungen leidet. Die unter dem Titel „Lied und Leid" erschienenen lyrischen Dichtungen verrathen ein reiches inneres Leben, das sich durch den erlebten Schmerz zum Charakter zu läutern sucht, eine Weltanschauung, die den Grundanschauungen des Christenthums nicht fern steht, aber dieselben mit klassischem Geist durchdringt, eine Didaktik, welche der ächten Poesie um so näher liegt, als ihre Wahrheiten antik gedacht und von einem Rhythmus getragen sind, welcher zwar nicht immer melodisch, aber durchweg sauber und sorgfältig zu nennen ist. Trotz diesen großen Vorzügen, oder vielleicht gerade weil er sie besitzt, verfällt unser Dichter nicht selten in das Gemachte; seine Bilder bezeichnen nicht immer scharf genug und augenblicklich den ihnen entsprechenden Sinn, und es tritt bisweilen ein Haschen nach originellen Gedanken hervor, das wohl mehr dem ernsten Studium der Alten, als dem eigenen subjektiven Fühlen und Empfinden entsprungen ist. Mähly's Lyrik ist in tiefer Reflexion getränkt; sein Styl ist knapp und als solcher namentlich in der Ballade öfters von schlagender Wirkung; am glücklichsten ist der Dichter aber immer da, wo er sein Gefühl, und wäre es auch ein tief elegisches, durch ein treffendes Bild objektivirt, wie z. B. in dem Gedicht „Odysseus".

Unter den epischen und idyllischen Schöpfungen Mähly's ist wohl das Idyll „Frieden" die schönste. In diesem Werke hat er, was Gesinnung, Charakterdarstellung und Eleganz der Form anbetrifft, glücklich mit Göthe's „Hermann und Dorothea" gewetteifert und sich außerdem auch in seinen humoristischen und no-

vellistischen Stücken als ein liebenswürdiges Talent gezeigt, dessen Arbeiten zu dem Besten gehören, was auf dem Gebiete der Poesie in neuerer Zeit bei uns hervorgebracht wurde.

Hausspruch.

Laß dies Haus dir empfohlen sein,
Herr des Himmels und der Erde,
Deinen Segen laß d'rin gedeih'n,
Daß es Stätte des Friedens werde:
Goldene Frucht und goldener Wein,
Alles, d'ran Mund und Gemüth sich freu'n,
Sei allzeit ihm das Maaß, das bescheerte;
Blühende Wangen sollen vom Schein
Sel'gen Behagens umleuchtet sein,
Und wie das Getäfel so rein
Möge der Sinn der Bewohner sein,
Liebender Menschen am traulichen Herde.
Fest, wie der Mauer gediegener Stein,
Stütze Vertrauen ihren Verein,
Treue fügt als Gebälk sich hinein,
Daß er, der heilige, unversehrte,
Ohne Wanken, ohne Gefährde,
Allen zum Heil noch inniger werde.
Sterne der Schönheit laß leuchten hinein,
Bilder der Kunst in holden Reih'n
Farbige Lichter darüber streu'n,
Scheuchend, gleich Schatten, das was gemein.
Aber, o Herr, das Schönste der Erde,
Laß, wie der Himmel, der sonnverklärte,
Herrlich erst im leuchtenden Schein,
Laß, die allein
Wärme vermag und Glanz zu verleih'n,
Laß das Weib, das gnadengewährte,
Sonne des Lebens im Hause sein.

Geſundheit.

Wenige weihen
Dir in der Dichtung
Heiligem Tempel
Einen Altar,
Und es flammt
Spärliches Opfer nur
Auf zu dir
Von den Jüngern der Muſen.
Doch es entträufelt
Deiner Hand
Segen und Leben,
Luſt und Liebe
Ueber ſie Alle
Die Undankbaren!
In der Muſen
Holdem Verein
Möcht' ich vor allen
Dich küren zum Preiſe,
Der Schweſtern treuſte
Pflegerin Du!
Denn wo möchte
Ihr lieblicher Reigen,
Wonne den Sterblichen,
Heiter ſich ſchlingen
In ſonnigem Duft,
Wäreſt du fern?
Wo in der Formen
Wallender Fülle
Athmete zaub'riſcher Reiz der Anmuth,
Wo in der Ruhe
Pulste Bewegung,
Wo im Bewegten
Waltete weiſe beſchränkend das Maaß?
Selbſt der Schaumgebornen
Liebreizathmender Gürtel bedarf
Deiner Weihe,

Eh' ihn umfluthet
Fülle der Schönheit
Du ſchwebſt in der Hand,
Die ſichern Griffs
Der goldbeſaiteten Leier
Machtvoll rauſchenden Ton entlockt.
Du ſchwellſt die Stimme
Zu herrlichem Klang.
Und freudig wirbelt,
Begeiſtert erhebt ſich,
Von dir beflügelt,
Das göttliche Lied.
Du erfüllſt den Bildner
Mit zeugender Kraft.
Von dir geführt
Entringt ſein Meißel
Dem kalten Marmor
Lebendurchglühte
Gebilde des Schönen
Dir allein
Makellos
In ſonniger Reinheit
Entſchwebt der Pſyche
Jugendverklärte,
Stoffentkleidete
Aetherg'ſtalt.
Selbſt der Gedanken
Himmliſche Blüthe,
Soll ſie gedeihen
Die körperloſe,
Mußt du tränken mit deinem Thau
Und umquellen mit deinem Licht.
Sonſt verkümmert
Schattenbehaucht
Und verdorrt ſie
In raſchem Siechthum.
Aber wir ſind
Kinder, wir Sterbliche:

Wie wir gedenken
Nimmer der Luft,
Die uns umſpielt
Mit Lebensathem,
Nimmer des Lichts,
Das uns umfluthet
Aus göttlichem Quell
— Keine Lippe
Bewegt ſich zum Danke —
Alſo auch dein,
Während du treu
Mit uns wandelſt
Unſrer Schritte
Hüterin,
Vergeſſen wir gern
Doch ich will,
Sühnend die Schuld,
Aus tiefer Seele
Wallen laſſen des Dankes Opfer
Und flehn zu dir:
Sei du mit mir;
Auf Lippen und Wangen,
Im Glanze der Augen
Leuchte du,
Die Glieder mit Mark,
Die Adern mit Blut
Fülle du,
Lebenfluthend,
Schmerzenbannende
Geſundheit!

—

Odyſſeus.

Der erſte Kuß der Sonne traf
Sein ſorgend Haupt, ihn floh der Schlaf;
Es zog ihn hin zum Meeresſtrande,

Dort ſaß er bei der Brandung Spiel,
In weiter Ferne ſtand ſein Ziel,
Im längſt entbehrten Heimatlande.

Trüb war ſein Blick, die Wimper ſchwer,
Denn endlos rauſchte hin das Meer,
Und welches Steuer durch die Wellen,
Und welches Boot? Sein ſtarker Arm
Hing matt und ſchlaff, und all' ſein Harm
Er konnt' ihm keine Segel ſchwellen!

Nur einmal noch im grauen Duft
Aufwirbeln in der Heimatluft
Möcht' er des Rauches Wolke ſehen,
Dann — Fahre wohl, Penelope,
Dann, will's ſein Loos, im Haus der Fee
In ſtiller Grotte ſtill vergehen.

Und löſchte Helios die Gluth
Am Abend in der Meeresfluth,
Noch ſaß er da, gewiegt in Träume,
Und leiſe klingt's, wie Ahnungsgruß
Von fern, daß einſt den müden Fuß
Doch noch der Heimat Meer umſchäume.

Wie glücklich er! Trotz ſeiner Qual!
Ein grünes Eiland taucht einmal
Doch auf aus öder Sorgen Fluthen,
Taucht auf, mit ſeinem Ithaka,
Zwar wund iſt auf Ogygia
Sein Herz — doch wird es nicht verbluten.

Wie glücklich er! — Doch wer am Meer
Hinbrütet und von jenſeits her
Klingt ihm kein Gruß, kein Heim lacht drüben,
Kein treues Weib harrt ſein in Noth —
O Dulden, ſchwerer als der Tod!
Dir winkt kein Ziel, dich krönt kein Lieben!

Liederdichter.

Leichtbeſchwingte Schmetterlinge
Fliegen ſie zu allen Kelchen,
Nippen d'raus den Honigſeim,
Und ein Summen ein Geklinge
Schöner Wörtchen, zarter Dinge,
Seliges Gefühleſchwelgen
Wiegt und wogt im weichen Reim.

Kußgeborne Seelen ſchweben
Aus den Blumen, Liebesſehnen,
Liebeswonne wallt heran,
Aether iſt der Kelche Leben,
Und wie Thau des Himmels beben
Schmerzdurchhaucht darauf die Thränen
Ueber kurzen Liebeswahn.

Sind geſammelt all' die Düftchen,
Iſt geſchlürft der reine Aether,
Aufgereiht die Thränenſchnur
Mit der Worte Silberſtiftchen,
Weht des Beifalls Schmeichellüftchen
Um die kunſtgeübte Feder —
Ach! man will ja dieſes nur!

Wollet nicht mit Worten klingen,
Von Gedankenkelchen nippen,
Werft euch in des Lebens Fluth,
Laßt von Liebe euch durchdringen,
Mit dem Meere müßt ihr ringen,
Wirft's euch auch auf ſpitze Klippen,
Daß hochaufſpritzt euer Blut:

Wunden, die der Schmerz geriſſen,
Schreibt aus dieſem Blut die Lieder,
Denn die Farbe halten ſie;
Und das Koſen, Rauſchen, Küſſen

Wird dem Schreie weichen müſſen,
Der aus euren Herzen wieder-
Hallt, er erſt in Melodie!

Der alte Muſikant.

I.

Juchhe' ich hab einſt jung geliebt,
Und manches friſche Lied erklang'
Von Jugend und von Maien,
Denn meine Bruſt war kunſtgeübt
Und ſchwellend meines Herzens Drang,
In vollem Schwung
Die Blüthen auszuſtreuen.

Und ſonnengelb mein lockig Haar
Und meine Augen friſch und kühn
Und kräftig meine Glieder,
Der hold verſchämten Mädchen Schaar
Lockt' ich, ein Zaubrer, zu mir hin,
Gab' Herz und Sinn
Gefangen ihnen wieder.

In meinen Banden ſeufzten ſie,
Ich bin jetzt grau und lang iſt's her,
D'rum darf ich's wohl geſtehn.
Erſt rührte mich ihr Klagen nie,
Von Lieben war's im Herzen leer:
Da, voll und ſchwer,
Einzog's mit Sturmeswehen.

Die meinen ſtolzen Nacken bog
Zu Minnedienſt und Liebesſold,
Sie fuhr in meine Saiten.
Wie's wild und rauſchend ſie durchzog.

Bald ſüß und lieblich klang wie Gold,
Bald dröhnt' und grollt',
Als wär' es Sturmesläuten!

Und endlich zog bei Sang und Klang
Die ſchwer Errung'ne bei mir ein,
Des Hauſes gold'ner Segen.
Gebannt zu ſel'gen Bleibens Zwang
War nun mein Fuß: Ein Weib war mein,
Und mein Gedeih'n
Schien ſicher allerwegen.

II.

Lang fuhr ich auf dem Kahn
Durch's Meer des Lebens hin,
Und zweifelt ihr daran,
Daß ich noch glücklich bin?
Weil grau mein ſpärlich Haar
Und ſteif iſt mein Genick?
Ich dächte doch, fürwahr,
Da ſitze nicht das Glück.

Weil abgenutzt mein Kleid?
Vom vielen Tragen kommt's.
Weil's auf die Glatze ſchneit?
Wer's lang gewohnt, dem frommt's.
Weil lotterig mein Schuh?
Der Schuh macht nicht den Mann,
Hört meinem Spiel nur zu,
Ob's beſſer klingen kann.

Zwar zittert meine Hand,
Das Fiedeln wird ihr ſchwer,
Ein alter Muſikant
Iſt d'rum kein junger mehr.

Und traurig ſtöhnt der Strich,
Als drückt' ihn Schmerz und Leid,
Und paßt gar meiſterlich
Zu Mann und Schuh und Kleid.

„Was bliebſt du nicht zu Haus
Im heimiſch ſtillen Kreis?
Was treibt es dich hinaus?
Iſt denn dein Blut ſo heiß?
Warum beim Weibe nicht,
Das deines Alters pflegt?
Dein Glück ſcheint auf Verzicht
Von allem Glück gelegt!" —

Ihr ſagt's. — Wohlan es ſei,
Hört auch mein redlich Wort:
Was frommt die Heuchelei?
Mein Glück iſt längſt verdorrt,
Dahin mit meinem Weib,
Die, ſeine Krone, ſtarb,
Mit ihr mein' Seel und Leib
Im tiefſten Mark verdarb.

Ward euch ein Weib geſchenkt,
So danket Gott dem Herrn:
Sie iſt's, die ſicher lenkt
Durch's Leben euch, ein Stern.
Ward euch ein Weib geraubt,
So wird die Fluth ergehn
Hoch über euerm Haupt
Und wen'ge anferſtehn.

Seht dieſe Flaſche hier,
Mit Geiſt iſt ſie gefüllt,
Das Dunkel ſcheucht ſie mir,
Worin ich eingehüllt;
Sie iſt mein Glück, mein Weib.

Ha! dieſer Feuertrank,
Wie glüht er durch den Leib
Und heilt, was morſch und krank.

III.

D'rauf fiel er hin, und neben ihn, zerſplittert,
Sein Bogen, krampfig hielt die Fauſt
Die Geige noch — ein Ton hat ſie durchſauſt,
Daß alle ſtanden, bis in's Mark erſchüttert.

Wen klagt er an, der gräßlich ſchrille Ton?
Wem ſchrie er Schuld in ſein Gewiſſen?
Sie wußten's nicht! leicht war nur das zu wiſſen:
Der letzte Hauch des Lebens war entflohn.

Am trüben Regentag hinausgetragen
Ward, der ſo ſonnig helle Lieder ſang.
Klein war der Zug, kein Schmerz die Hände rang,
Am Grabe rauſchten Seufzer nicht, noch Klagen.

Kein Todtenſegen aus geweihtem Mund
Wer war der Alte und von wannen?
Die Stricke ſchnurrten — und er lag im Grund,
Kein Schaufelwurf — man zog von dannen.

Ständ' auf dem Grab ein Zeichen nur, ich ſchriebe
Die Worte drauf im Kranz von Immergrün:
„Der ruhet hier, verdarb und ſtarb an Liebe,
Wer wirft den erſten Stein auf ihn?“

Vergänglichkeit.

Wer jung in's Grab ſich bettet, den beweine nicht,
Und daß das Leben ein Gewinn, das meine nicht.
Dir ſaugt der Geier Schmerz an deinem friſchen Blut,
Doch quält er der Verſtorbenen Gebeine nicht!

Sie ruh'n, kein Angſtſchrei gellt ſie mehr aus ihrem Schlaf
Beneidenswerthes Loos, es iſt das deine nicht!
Du ſitzeſt fröhlich nimmer an des Lebens Mahl,
Freuſt dich an ſeinem golddurchglühten Weine nicht;
Denn bittre Tropfen ſchwimmen drin: wer wird's nun ſein?
Der Tod ſchreckt auch vor fröhlichem Vereine nicht.
Und ſchäumt des Lebens Fülle durch die Gäſte auch,
Dein ſchon geprüftes Herz es traut dem Scheine nicht,
Und ſchlürfeſt du des Augenblicks Vergeſſenheit,
Jach ſchreckſt du auf: die Freude war die reine nicht.
D'rum wein' ob deines Lebens wechſelvoller Noth,
Doch um die Todten unterm Leichenſteine nicht.

Ihre Briefe.

Das iſt ein Flüſtern und ein Klingen
Verwandter Stimmen auf einmal,
Ich ſeh' im Kreiſe mich umſchwingen
Der Frühlingstage ganze Zahl.
Da blüht empor aus jedem Worte
Ein ſchön Gebild im Lockenhaar,
Und bei dem himmliſchen Accorde
Schmilzt meine Seele wunderbar.

Aus blauem Himmel fließt hernieder
Ein Glanz auf's blühende Gefild,
Durch ihre jugendlichen Glieder
Ein Thau des reichſten Lebens quillt,
Und alle in dem ſchönen Reigen,
Der leichten Füßes mich umwallt,
Im Wechſelſpiel der Farben zeigen
Mir dich allein, du Lichtgeſtalt.

Du biſt's. Aus jedem Wort und Zeichen
Sproßt eine Seelenblüth' empor,
Und deinem Bilde muß ſie gleichen,
Reiht ſie, verkörpert, ſich dem Chor.

Ein Maientag und wieder einer,
Des Lebens ganzer reicher Kranz,
Sie nahen und zurück bleibt keiner,
Denn deine Kinder ſind ſie ganz.

Doch jetzt — was bleichen ihre Züge?
Was flieh'n ſie aus der Blumenau,
Als ob ein Wetter niederſchlüge?
So bleibt doch! — wehe! fahl und grau
Am Eingang ſteht der Schreckensbote
Und winkt mit dürrer Hand heran,
Sein Ruf verwandelt ſie in Todte,
Und öd' iſt's plötzlich auf dem Plan

Weiß wird er, wie getüncht zum Grabe,
Nur ſchwarze Worte ragen noch,
Leidtragend — meine ganze Habe!
Die ganze? Nein, mir blieben doch
Noch Thränen, die mit Thau ſie tränken,
Iſt's auch kein friſcher Lebensthau,
Und Augen, die ſich drüber ſenken,
Iſt's auch kein lachend Himmelsblau.

Rigi.

Jene himmelſtürmenden Rieſen,
Deren ewig weißen Scheitel
Die Sonne jetzt mit leuchtendem Golde krönt,
Was ſind ſie dir
In duftiger Ferne
Mit ihren kalten, zu Stein erſtarrten Herzen
Ohne des Lebens bewegten Reiz?
Und die See'n auch, die tieferblauten
Dir zu Füßen, vom ſchattigen Kranz
Der Wälder umſäumt,
Oder ein ſonnig Geſtad beſpülend —
Was ſagen ſie dir?

Ihr leicht gekräuſelt Wellenſpiel
D u magſt es ſehen, ſ i e fühlen's nicht,
Es ſtammt aus ihrer Tiefe nicht,
Und kalt iſt die, des Fühlens baar.
Was Leben ſcheint, iſt Laune der Winde,
Derſelben, deren ſäuſelnde Schwingen
Wohlthuend dein Haupt umwehn;
Aber auch ſie, nicht deinetwillen
Kühlen ſie dir der Stirne Brand;
Denn während der freier athmenden Bruſt
Ein Wort des Dankes entſtrömt,
Im gleichen Augenblick
Flucht ihnen der Pilger der Wüſte,
Dem ſie mit ſengenden Flügeln
Das Haupt umlohen,
Grauſam, und doch ohne Willen,
Die rauſchenden Diener der Natur.
Auch über dem Ernſt der Gräber
Schäckert ihr loſes, verwegenes Spiel.
Und die Sonne, an deren leuchtendem Schein
Farbenſprühend alles emporblüht
Und ſchönheitflammend,
Ueber Gerechten und Ungerechten geht ſie auf,
Dein lebenswarmes, lockiges Haupt umfließt ihr Glanz
Wie jenes kalte, öde der Berge.
Und dir zur Seite der wüſte Graus,
Oede Trümmer zerfallener Hütten,
Die Gräber jäh zerknickten Lebens,
Als der rieſige Bergkoloß
Zerſchmetternd über das Thal ſchritt —
Tauchte ſie nicht empor darüber
An jenem Tag in immer gleicher
Ruhiger Pracht?
Küßt nicht jetzt ihr flimmender Mund
Die Todtenſtätte?
Fort von dieſer geprieſenen Natur!
Ein Herz, das mir entgegenpulst
In Leben und Liebe,

Von eignem Willen geſchwellt,
Ein Auge, das mir entgegenlacht,
Ein Haupt das ſich mir entgegenbeugt
Eine reine Stirn
Ein Hauch aus weichem Munde —
Wie wiegt mich das im vollen Gefühl
Unausſprechlich ſeligen Glücks!
Und jene hohen glühenden Firnen,
Die See'n und ihre lockenden Ufer,
Der Sonne Purpur und der Lüfte Spiel
Verſinken in Nacht.
Todt iſt Alles,
Im Menſchen allein blüht Leben und Luſt!

Schlittefahrt.

Si händ 's ſchier nit erwarte könne,
Und endli het 's denn vieri gſchlage.
Lueg, wie die Buebe-n-uſe renne
Und heim ui alle Wege jage,
Und d' Schlitte-n-uf em Eſtrig hole
Und duſſe ſich mit Schnee verbole!
Kalt iſch 's, me möcht zue Is vergoh,
Doch d' Buebe froge nyt derno.

Lueg, wie ſi dört der Berg ab ſchnurre,
Los, wie ſi dur enander ſchreie,
Los, wie die Gleis am Schlitte ſurre
Lueg, wie die zwei an d' Mure keie!
Hesch gmeint, ſi ſchreie? O biwahri!
„Das dunkt mi luſtig, dorum fahri"
Sait ein dervo und wiſcht der Schnee
Us Gſicht und Hoor „'s thuet nimme weh."

Der ander hinkt, und möcht gern grine,
Doch ſchämt er ſi und bißt in d' Lippe,
Er wott nit gern e Maidli ſchine,
Und het jo zletſcht no gſundi Rippe,
Drum ſait er, um ſi Mueth z'biwiſe:
„Lo mi vora, i will jetz wiſe;
Du kaſch jo nyt, paß uf, du Narr,
Eb i au an e Mure fahr.“

Der ander lot em gern de Schlitte
Und ſitzt em uf — und beidi ſchnurre
Wie Pfil dervo. O weh! e Dritte
Wott no mit Schlittſchueh vorne dure.
„Zruck!“ ſchreie Beid mit Laieſtimme;
Doch dä, im volle Zug, kä nimme —
Der Schlitte kumt, und fahrt — o waih
Im Schlittſchuehläufer grad an d' Bei.

Das git e Rumplete=n=am Bode,
Denn alli fahre ſi dört uſe
In Schnee — ein mit verſtuchtem Knode
Im andere thut 's Schienbei ſuſe
Vor Schmerz, der dritt macht endli Miene
As fehl em au nit d' Luſt zum Grine,
Doch händ ſi no=nig gnueg am Schmerz,
Der Zorn au ſtigt ene=n=in 's Herz.

Zerſt blibt me zwor bi Uebernämme:
„Laterneſtock“, und „„Schlittediebe““ —
„I thät mi mit ſo Schlittſchueh ſchäme“
„„Und i deheim am Ofe blibe,
„„Ihr Pflute=n=Ihr!““ das iſch d' Trumpete
Zum Agriff uf der Schanz z' Elsbethe;
Si gehnd en ander ui der Lib,
Zwei gege=n=ein, im ärgſte Kib.

Und Alli bilde=n=um ſi umme
E Kreis, und luege zue und lache.
E Theil will wehre — „Lehnd ſi numme,

Si werde ſelber fertig mache“ —
„Nei, 's iſch e Schand: Zwee gege-n-eine“
„Worum? Dä mit de lange Beine
Het ſcho e Vortel über Bed“ —
So goht 's in Red und Gegered.

Doch lueg — der Strit ka nimme dure:
Si werde müeſſe Friede ſchließe —
Lueg dört di ſchwarzi G'ſtalt: um d' Muure
Grad umme lenkt ſi — Alli grüeße
Gar höfli und ziehnd d' Käppli abe —
„Wer ſind die ungezogene Knabe?“
So frogt ſi, und goht uf ſi zue,
Und augeblickli händ ſi Rueh.

Die drei ſtehnd do wie armi Sünder,
Roth, purpurroth bis über d' Ohre,
Vor ihrem Pfarrer: „Liebi Kinder!
Sind d' Menſche denn zum Strit gibore?“
Red't er ſi a „mueß d' Juged denne
Au ſcho in Zorn und Haß entbrenne?
Iſch das die Unſchuld, die ſich ziemt
Und die me-n-an de Kinder rüehmt?

Was iſch der Grund? I ka mer 's denke:
Er ſind gwies an enander gfahre.
Und dorum wend er nch ſo kränke!
Er werde-n-andri Stöß erfahre
Uf eyerer Wanderfahrt, jo, falle.
Und ſini Füſt darf doch keine balle
Und wüethe — denn 's iſt Gottes Plan,
Und was er thuet iſch wohlgethan.

Denn, wem-me 's recht bitrachtet, Knabe:
'S ganz Leben iſch e Bahn im Große;
Mer fahre-n-alli 's Bergli abe,
Und müend oft enander ſtoße;

Jo, menge ſchießt an Stei und Mure,
Daß alli Menſche=n=ihn bidure,
Denn d' Schmerze ſind no anderer Art
As die vo dem, wo Schlitte fahrt.

An 's Lebe=n=iſch e Bahn, ſo währli,
Und nit ſo glatt, wie die, und ebe
E Fall druf iſch oft lebesgfährli;
Nit jede ka ſich wieder hebe
Wie Ihr, und ſtoh uf gſunde Füeße,
Nei, liege blibt er und do ſchieße
No alli Schlitte=n=über en her,
'S wär beſſer, wenn er gſtorbe wär.

E menge mueß ſich glücklı ſchätze
Und Gott im Himmel obe danke,
Wenn d' Glieder numme ſich verletze,
Und er= ſi Reis darf witer wanke
As arme Tropf, doch mit em Lebe,
Und Alles ſchätzt er gring dernebe,
Will Alles gern verlore ha,
Wenn er nur lebe=n=und othme ka.

An dene Lyt 's Exempel z' nemme,
Das ſotte=n=er, das wurd ych nutze;
Er wurde=n=ych dernochet ſchäme
Bim allergringſte=n=Unfall z' trutze,
Und, ſtatt ych 's Lebe ſo z'verſure
Enander helfe=n=und bidure,
Denn unſer irdiſchi Lebesfahrt
Iſch ohnidieß ſcho runch und hart.

Und ſoll ſi denn dur unſer Strite
Und Zanke nur no runcher werde?
Nei; lehre drum Gidulb bi Zite,
Und trage kleineri Biſchwerde;
Denn 's Lebe ſpart ſi keim vo=n=Alle:
Er werde no ganz anderſt falle;
Drum frommt uns Menſche nyt ſo ſehr
As Friede. Bhüet ych Gott der Herr!" —

So het er gſait, druf iſch er gange.
Und d' Buebe? Händ ſich loſſe brichte.
'S het nur am rechte Wörtli ghange,
Um uf der Stell ihr Händel z' ſchlichte.
Wie allewil – ü ſind in Schaare
No friedli bi=n=enander gfahre
Und ſpot am Obe friedli heim:
E gueti Lehr ſchad't halt e keim.

Am eue Regetag.

I will ych eyer Freud ſo gelte
An Sunneſchin und ſchöne Täg,
Doch loß i dorum eineweg
E trüebe Regetag nit ſchelte,
Und g'ſtand ych 's frei: Scho mengmol ha
n=I 's Regewetter lieber gha.

„'S ſind Ferie morn. Gäb 's nur an Rege,"
Ha=n=i mer oftmols gwünſcht as Rind;
Wenn 's Waſſer duſſe zämme rinnt,
Und 's plätſcht uf Dächere=n=und Wege,
An d' Mure waiht, an d' Schibe ſchlot,
So iſch me dinne roſeroth.

Me ka=n=em jo ſo ordlig trotze,
Und luegt dur d' Schibe ganz in Rueh
De Tropfe=n=und de Lyte zue,
Die z' mizze dur e Sindfluet pflotze:
Und fühlt vor allem Ungemach
Sich ſicher unter Dach und Fach.

Und het me ſattſam gluegt dur d' Schibe,
So ſitzt me=n=uf der Ofebank,
Liest im=me Buech, verzellt e Schwank,
Macht Spieler, um ſich d' Zit z' vertribe,
Mäng Gänsliſpiel und Domino
Iſch dur der Rege z' Ehre ko.

Der Rege, darf me wohl behaupte,
Isch Frynd vo Wisseschaft und Kunst:
Der Sunneschin schenkt wenig Gunst
De Büecher, neye-n-und bestaubte:
Der Rege git ys Buech und Schrift
In d' Hand, und füehrt der Zeichnigsstift.

Worum mer d' Sunne nit will gfalle
Isch au: Si isch Cosmopolit,
Si goht mer z' wit, si schiint mer z' wit.
Der ganze Welt, die Länder alle,
Sie het an Hus und Herd e Grus,
Und lockt eim zue de Hysere-n-us.

Im Rege-n-isch 's eim wohler heime;
Er het si Land und regnet 's a,
Isch gmüethlig, isch e Gvattersma,
Und setzt sich zue eim hi deheime,
Und lehrt eim — das isch Goldes werth —
D' Familie liebe, Hus und Herd!

Aus dem Idyll „Frieden."

Zweiter Gesang.

Träge schlichen die Schatten der untergehenden Sonne
Ueber den Schnee, der dicht auf Straßen und Dächern gehäuft war,
Trübe Gedanken erweckend, des allausgleichenden Todes
Fröstelndes Bild für den, der an bunten Flitter des Lebens
Seine Wünsche gehängt, ein Trost für alle Gequälten,
Denen er Ruhe verheißt in der weißen Hülle des Grabtuchs.
Sinnend sitzt ein Mädchen am Fenster im Haus des Professors,
Starrt in die Straße hinaus und scheint in Gedanken verloren,
Denn von allen Gestalten, die in verschiedener Umhüllung
Ueber den Schnee weghuschen und dort an der Ecke verschwinden,
Auch von den Mägden keine, die drüben am sprudelnden Brunnquell
Ihre Gefäße sich füllen und vor dem eisigen Lufthauch

Unter der ſchützenden Hülle der Schürze die Hände verbergen
Nichts vermag die Blicke zu feſſeln der ſinnenden Jungfrau.
Unbemerkt zieht alles an ihnen vorüber, der Geiſt nur
Iſt lebendig in ihr und Schlaf thaut über den Sinnen.
Ihr in den Schooß fiel längſt die unvollendete Arbeit,
Und die Hand liegt ruhend darauf, die andere aber
Auf das Geſimſe gelehnt, hält ſtützend des lockigen Köpfchens
Leichtes Gewicht, auch legt ſie ſich ſchattend über die Wimpern
Wenn ein Bild, ein liebes, im Geiſt ſoll länger verweilen.
Lieb ſind zwar die Bilder und doch voll trauriger Wehmuth.
Traute Geſtalten erſcheinen darin verwoben — der Kindheit
Träume! Zu ihnen flüchtet ihr Herz auf Flügeln der Sehnſucht.
Aber vor allen hehr, und rings in den Zauber der Liebe
Eingetaucht, ſteht eine Geſtalt voll Treue und Milde
Vor ihr: Alles bewegt ſich um ſie und ſucht ihre Nähe,
Gleich als ſtreute ſie Leben und Huld in ihre Umgebung.
Und doch lauert ein düſterer Schatten hinter dem Leben,
Streift die geliebten Züge, wie mit der Farbe des Todes.
Ach! die Mutter iſt es, im vorigen Jahre verſchied ſie,
Heute kehret der Tag, der unvergeßliche, ſchwere!
Und wer mag es der Tochter, der trauernden, heute verargen,
Wenn ſie tief ergriffen von kindlich ſchöner Erinn'rung
Nadel und Faden vergißt und alle irdiſche Arbeit
Auf der Himmelsleiter der Liebe, des drängenden Sehnens
Aufzuſteigen zu ihr? Wer zürnt ihr, wenn ſie die alte
Emſig waltende Barbara nicht, die Schaffnerin höret,
Die in's Zimmer getreten und ſtaunend lange verweilt ſchon
Ob dem Ungewohnten des Anblicks, der ſich ihr erbeut?
Denn im Drang der Geſchäfte vergaß die Gute des Hauſes
Trauer — und Anna's Art war's ſonſt nicht, müſſig zu weilen
Und neugierig den Blick hinaus auf die Straße zu heften.
Klang das nicht wie ein Seufzer? Und jetzt erwacht in der Alten
Ihr Gedächtniß wieder und billigend nickt mit dem Kopf ſie,
Breitet das glänzende Linnen bedachtſam über den Tiſch hin,
Setzt die Teller — und jetzt, vom Klang derſelben, verweht auch
Anna's Traum; ſie wendet den Blick: Du, Barbara? ſpricht ſie
Sanft — ich bemerkt' es nicht, daß du zum Zimmer hineintratſt. —
Kümmre dich nicht um mich, ſagt jene, ich ehre die Thräne

Welche du weinſt — dann wiſcht ſie ſelber das Aug' mit der Schürze.
Aber geſchäftig bald, treu ihrer Natur und Beſtimmung,
Frägt ſie: Mein Kind, wo ſetzen wir wohl am beſten den Gaſt hin?
Ach! und Anna hatte ſchon längſt des Gaſtes vergeſſen!
Jetzt bemächtigt ſich ihrer ein drückend Gefühl: ſie hätte
Frei ſein mögen für heut von jedem fremden Beſchauer;
Ihre Thränen, entdeckt von andern Augen, erſchienen
Ihr wie entweiht, ſie wollte allein der Mutter gedenken
Ohne Zeugen, und fern war ihre Stimmung von Austauſch.
Barbara aber, nachdem ſie der Jungfrau Klage vernommen,
Tröſtete jetzt: Mein Kind, der Gaſt wird nimmer dich ſtören;
Zartes Gefühl ward ihm und rückſichtsvolles Empfinden.
Hätt' ich leicht doch es hindern mögen, daß er den Tiſch heut
Theilte mit uns, denn ſieh! Er merkte die Trauer im Hauſe
Und er erbot ſich für heut zu ſuchen ein anderes Obdach.
Ja, für heut nicht nur, wenn wir es wünſchten, für immer:
Fern ſei 's ihm, zu unſerm Schmerz, noch läſtig zu fallen.
Aber ich hielt ihn ſelber zurück: Sein Weſen gefiel mir,
Seine feine, beſcheidene Rede, und noch ein gewiſſer
Zug in ſeinem Geſicht — ich weiß nicht, nenn' ich es Schwermuth,
Aber ein Zug iſt's, ſonſt nicht häufig bei den Soldaten.
Nein, der iſt kein roher Geſell, kein tobender Wüthrich,
Oder ein Brummbär, wie's ſonſt Muſterchen gibt beim Handwerk,
Glaubt doch jetzt ein Mancher, der Kriegsrock mach' es allein ſchon,
Gebe, ſobald man ihn trage, ein Recht zu wüſtem Benehmen,
Rohem und trotzigem Weſen und ungebührlichem Ausdruck —
Der iſt fein und manierlich, von gutem Hauſe, das merkt man.
Gar zu hübſch ſteht ihm der Schnurrbart, ſelber die Schmarre
Unter dem Aug' gibt ihm ein männlich kräftiges Ausſehn.
Der war früher gewiß uns ſchwachem Geſchlechte gefährlich.
Früher? Was ſag ich! Noch jetzt, nachdem er ſchon lange ſtudirt hat,
Ein Herr Doktor iſt auch ein Titel, der zieht bei den Mädchen.
Ja, wir können dem Himmel nur danken, daß er in's Quartier kam.
Und ein anderer nicht, ſo ein ungeſchlachter Geſelle.
Sieh, und ich dacht' im Geiſt: Er wird ſie ein wenig zerſtreuen,
Ihr die trüben Gedanken verſcheuchen, denen ſie nachhängt.
Recht iſt's, wenn man der Todten gedenkt, doch auch die Lebend'gen
Haben ihr Recht — ſo ſagen die Pfarrer ja ſelber. — Ich ſeh' ſchon,

Wie er dich wird unterhalten; gewiß weiß der zu erzählen,
Denn ich wette, gereiſt iſt er, ich ſeh' es der Haut an,
Die iſt dunkel gefärbt — und nicht von unſerem Himmel!
Und wohl hätte noch lang mit beweglicher Zunge die Alte
Aus dem Herzen geſchüttet die ſprudelnde Fülle der Dinge,
Die ſich heute darin ſo vielfach drängten und wälzten,
Hätte geplaudert, bis leiſe die Schatten der Nacht ſich gelagert
Ueber dem Haus, und hätte darob der Veſper vergeſſen —
Aber die Tritte, die draußen im Hausflur plötzlich erſchallten,
Und der kräftige Druck, der auf die Klinke ſich legte,
Brachten ſie ſchnell zum Schweigen — ſie wartete ihres Berufes
Wieder mit emſiger Treu und zog und zupfte am Tiſchtuch,
Bis es, von Falten befreit, in glänzender Fläche ſich dehnte.
Aber der Fingeltreſſne, der Herr des Hauſes, erhob nun
Fragend die Stimme: Warum wird's heut ſo ſpät mit der Mahlzeit?
Und noch dunkel im Zimmer? — Mein liebes Kind, ich errathe.
Andre Gedanken bewegen dein Herz als die an die Wirthſchaft —
Aber Barbara kennt doch wohl die Pflichten des Hauſes,
Wenn es zumal den Gaſt in ſeinen Räumen beherbergt.
Lang ſchon harr' ich droben in ſeinem Zimmer des Rufes,
Wollte die Zeit ihm kürzen, da er zu Hauſe geblieben
Und nicht, ähnlich den andern, die heut vom Dienſte befreit ſind,
Gleich zu den Freuden des Bechers und wildem Lärm geeilt iſt.
Dieß gefiel mir, er ſelbſt auch, ſcheint mir, fühlt ſich zufrieden;
Denn in ähnlicher Luft wie ſie ihn täglich umgebe,
Sei ihm, ſprach er, zu athmen in dieſen Räumen vergönnet.
Wohnt er doch, wie du weißt, in des ſeligen Eduard Zimmer,
Das, ſeitdem der Theure geſtorben, noch immer daſſelbe
Unverändert geblieben, mit ſeinen Büchern und Bildern,
Seinen Pflanzen und ſeltenen Thieren in ſtattlichen Reihen,
Die er in löblichem Drang und Wiſſenseifer geſammelt.
Fachgenoſſe ja war er, und nimmer, hätte der Gaſt nicht
Dieſe Empfehlung, wär' er der Mann nicht wie ich ihn wünſche,
Hätt' ich jenes Gemach ihm angewieſen zur Wohnung.
Was ich geahnt beim erſten Willkomm, das hat ſich erwahret:
Zwanglos wußt' er ſogleich in's tiefſte Geſpräch mich zu führen,
Knüpfte mit ſich'rem Gefühl an Unſcheinbares und lenkte
Richtig entwickelnd mit klarem Verſtand vom erſten zum zweiten
So durch alle Stufen bis zum erſchöpfenden Ende,

Daß ich billig erſtaunt' ob ſolcher Fülle des Wiſſens.
Doch du ſollſt ihn ſehen: ich denke das Eſſen iſt fertig
Und ich hol' ihn ſelber, denn das auch ſchuld' ich dem Gaſte.
Alſo ſprach und wandte ſich gegen die Thür der Profeſſor,
Aber vorher noch warf er den Blick auf Tiſch und Gedecke,
Raſch durchmuſternd, ob alles nach ſeinem Wunſche geſchehen.
Und ſein ſpähendes Aug' entdeckt ihm keinerlei Mangel.
Barbara nickte zufrieden, daß ihr kein Tadel zu Theil ward.
Denn ſie kannte die Sitte des Hausherrn, auch um die Dinge
Die zum Leben gehören und ſeiner äußern Geſtaltung
Sich zu kümmern, und nicht nur um Bücher und ernſtere Weisheit
Lehrte die eigene Kunſt ihn doch, die Sterblichen Heil bringt,
Scharf auf Aeußeres achten, als Spiegel des inneren Weſens,
Und mit ſicherer Hand auch Werke des Geiſtes verrichten.
Aber dem mangelnden Tadel allein nicht zollte die Alte
Nickenden Beifall, nein, auch jenem Lobe des Gaſtes.
Und ſie hätte gewiß ihr Füllhorn wieder geöffnet,
Hätten die Beiden nicht ſoeben die Schwelle betreten.
Anna hob nur ſchüchtern den Blick empor zu dem Fremden,
Den ſie ſo hoch ſchon ehrte, bevor er ein Wort noch geſprochen
– Denn ſie vertraute des Vaters bedächtig prüfendem Urtheil –
Und ein flüchtiges Roth erglüht' auf Wangen und Stirne.
Doch ſein Gruß in herzlichem Ton gab ihrer Empfindung
Schnell den ſichern Halt und fand entſprechende Klänge,
Lieblich gemiſcht mit der Scheu der ächt jungfräulichen Seele.
Dieſem Grunde entſproßten die lieblichen Blumen der Rede,
Duftigen Hauchs, mit den Kelchen die eine zur andern ſich neigend,
Schmuck und Würze verleihend dem einfach gaſtlichen Mahle.
Kräftige Menſchen, gewillt ihr Recht der Natur zu verſtatten,
Nicht durch Kunſt und trügenden Schein ihr Bild zu verwiſchen
Und mit dürftigem Schleier zu decken, was mächtig darunter
Wallt und brauſt und mit glühendem Drang ſich ſehnt nach dem Lichte
Solche ſcheuen es nicht, die Saiten der Trauer in Andern
Wenn auch leiſe zu rühren, aus ihrem eigenen Herzen
Hallen die Töne zurück ein ſanft einſchmeichelndes Echo.
Alſo der Feldarzt auch: Ihm war vor wenigen Tagen
Eh' er die Heimat verließ, dem Rufe des Landes gehorſam,
Nahe getreten der Schmerz im Tode des trauteſten Freundes,

Jugendfreundes, verwandt durch Streben, ähnlich in Neigung,
Selbſt durch Looſe des Lebens und Schickſals an ihn gekettet.
Dieſen entriß in der Blüthe der Kraft ein tückiſches Fieber,
Als er kaum ſich daheim im Kreiſe der Seinigen glücklich
Wieder gefunden und froh die Luft des Landes geathmet,
Das als Knaben ihn ſpielen als Jüngling ſchwärmen geſehen,
Dem zur Seite des Freundes, er lang ſchon ferne geſtanden
Und in der Reife des Mannes nun dienen wollte — der Arme!
Ja, das war ein Schmerz, wie keiner mich je noch getroffen,
Sprach mit bewegter Stimme der Arzt; noch brennet die Wunde,
Und um ſo eher vermag ich das ſchmerzliche Fühlen zu faſſen,
Das da trauert um eine geſtorbene Mutter und Gattin.
Herzlich die Hand drückt ihm zum Zeichen des Danks der Profeſſor,
Auch in den Augen der Tochter erglänzen Perlen des Dankes.
Und jetzt fragte den Gaſt theilnehmenden Sinnes der Hausherr:
Alſo gereiſt ſeid ihr? Habt Länder und Meere befahren?
Vielerlei Sitten der Menſchen geſehen, mein werther Genoſſe?
Traun! antwortete dieſer, es trieb mich hinaus in die Weite;
Dort mein Glück zu verſuchen gedacht' ich im Feuer der Jugend;
Nur das Entfernte erſchien mir groß, das Nächſte zu klein mir.
Wie im unendlichen All, in unbegränzter Entfernung,
Leuchtender ſcheinen und vollern Lichtes und ſchöner die Sterne
Dem, der forſchend den Blick durch's Fernrohr ſendet — das Nahe
Zeigt ſich trüb und verworren, in nebelumhüllter Geſtaltung;
Alſo ſchien mir ſtrahlend das Heil in der Ferne zu winken.
Nicht verzagt' ich darum, gefüllt mit den Schätzen des Wiſſens,
Heimzukehren dereinſt zu Land und Leuten der Jugend
Und vom Erworb'nen zu zehren in trauter Freunde Gemeinſchaft.
Und ſo kam es. — Der Boden der Heimat nahm mich vor Kurzem
Wiederum auf und bot mir gaſtlich, als alter Bekannter,
Wieder die Scholle, die glühend erſehnte, zu bleibender Wohnung.
Viel zwar, was ich erträumt, verflog im Strudel des Lebens;
Nicht an Erfahr'nem allein, auch reich an mancher Enttäuſchung
Kam ich zurück — doch gerne verſchmerzt ich die blutenden Wunden,
Welche die Fremde mir ſchlug denn *eines* hab' ich erworben,
Eine lohnende Saat aus Blut und Thränen erwachſen,
Aber doch nicht theuer erkauft: Die Liebe zur Heimat.
Wie der Schiffer, wenn reichlicher Wind ihm ſchwellet die Segel,

Muth und Hoffen die Bruſt, ſich freuet der Wunder des Meeres
Und ſelbſt Sturmesgefahr ihm grauſige Wonne bereitet —
Wie er, nach wechſelnder Fahrt, am Anblick fernen Geſtades
Wiederum ſchwelgt, das lachend im grünen Gewande emporſteigt.
Alſo ward mir zu Muth in der wiedergewonnenen Heimat.
Indien war es, das Land der Sonne, der Wunder, der Fieber,
Das mit magiſcher Kraft mich zog zu ſeinen Gefilden.
Traun! Es war ein ſeltener Tauſch! Die würzige Bergluft
Die mich zu Hauſe umſpielt, die erfriſchende Kühle der Alpen,
Gletſcherfirnen von fern, in denen das Auge mit Wolluſt
Badete, wenn es ermüdet vom Staube der Straße des Waldbachs
Eiſig klarer Kryſtall — — und dort am glühenden Himmel
Tödtliche Strahlen ſendend und hemmend die Pulſe des Lebens,
Laſtend mit wuchtendem Druck auf Leib und Seele — die Sonne,
Und die tückiſch ruhige Luft, mit Giften geſättigt.
Warnend hatte der Vater die Stimme erhoben, bevor er
Mir den Segen ertheilte zu meinem verweg'nen Beginnen.
Doch das bedächtige Prüfen des reiferen Alters, es mußte
Weichen zuletzt dem Drang und Ungeſtüme der Jugend.
Hamburg ſah die Segel uns lichten — ein prächtiges Schiff war's,
Das hinaus uns führte, den Freund und mich, in die Salzfluth.
Aufgeſpeichert in ſtrotzender Fülle lagen die Schätze
Mannigfaltiger Kunſt, der Zierde unſeres Welttheils;
Werke der fleißigen Hand, des erfinderiſch denkenden Geiſtes,
Drüben ſich umzuwandeln beſtimmt in üppigen Reichthum
Einer Natur, die den Schooß der Erde verſchwenderiſch ſegnet.
Prüfend verſenkte der Freund den Blick in die Wunder des Meeres,
Seine Tiefen erforſchend und all das Leben da drinnen
Das in den Pflanzen ſich regt und den zahllos wimmelnden Thieren.
Vieles ſammelt' er ſich — für ein ſchnell hinſchwindendes Leben.
Meines Berufes war des menſchlichen Leibes zu warten
Nie hätt' ich es zu hoffen gewagt — ein glückliches Zeichen
Für die Zukunft war mir des Schickſals freundliche Fügung
Die dies Amt mir ertheilte, dem ſtets mein Leben geweiht war.
Mancher würde das Zeichen ein trüg'riſches nennen, nachdem er
Das in der Fremde erlebt, was mir zu erleben beſtimmt war.
Ich bin ferne von Klagen; ein Jeder ſchmiedet das Glück ſich
Selber, und klagt er, je nun, ſo gilts der eigenen Thorheit. —

Doch — was können Geſchicke des Unbekannten euch kümmern?
Auch die Nacht rückt vor, und gut iſt's, ihr zu gehorchen."
Alſo der Gaſt; und vom Stuhl ſich erhebend, grüßt' er mit feinem
Anſtand, doch ihn hielt am Arme zurück der Profeſſor:
„Unbekannt noch ſeid ihr in meinem Hauſe, doch ſollt ihr's
Ferner nicht ſein, und euer Geſchick ſoll offene Ohren
Finden bei uns und empfängliche Herzen, ſeid ihr ein Gaſt doch.
Heiliges Recht gibt euch dies Wort, uns heilige Pflichten.
Gaſt und Laſt ſind Worte von völlig verſchied'nem Gepräge,
Fern ſei es von uns, in ihm den Fremden zu ſehen,
Dem man flüchtigen Blick kaum gönnt und ſpärliche Worte,
Kaum ſich nach dem Woher? Wohin des Weges? erkundigt,
Und ſich freut, wenn wieder den Riemen er ſchnallt an die Schuhe.
Mitgegeſſen habt ihr von meinem Brot, und getrunken
Meinen Wein, ſo darf ich euch denn nach üblicher Sitte
Fragen, woher ihr ſeid, von welchen Eltern geboren,
Welchen Namens — denn all das frommt zu wiſſen dem Wirthe.
Aber vorher noch laßt dem „guten Glücke" uns ſpenden,
Das die Freundſchaft ſchließt und erhält, nach griechiſchem Brauche.
Anna! reich' einen Trunk, der feuriger rinnt in den Adern,
Edeln Malvaſier bring'; drin laßt uns herzlich Beſcheid thun.
Nicht wahr, Kind, du erfülleſt den Wunſch mir? Aber die Luft weht
Kalt in Flur und Keller, drum ſchling' ein ſchützendes Tuch um.
Alſo ſprach der ſorgliche Vater, die Tochter enteilte
Raſchen Fußes; und bald ergoß ſich der ſtaubigen Hülle
Dunkel glühender Strahl in die kryſtallenen Gläſer.
Plötzlich jedoch, das ſeidene Tuch an der Tochter gewahrend,
Das um den Hals ſich wand in loſer Schleife, mit blauen
Blumen, geſtickt auf ſeidenem Grund, und dunkelen Streifen —
Plötzlich erblaßte der Gaſt von jähem Erinnern ergriffen,
Und ein Gefühl des Erſtaunens durchrieſelt ihn kalt bei dem Anblick.
Vater und Tochter bemerkten in ſeinen Zügen den Wechſel.
Seltſam! begann er jetzt mit leiſem Schütteln des Hauptes,
Wie ein Zufall, ein müßiges Spiel — denn ſolches nur iſt es —
Unſere Gedanken vermag in magiſche Kreiſe zu bannen.
Lächeln möcht' ich darob — doch knüpft ſich ernſte Erinn'rung
An ein Tuch wie das eure — ihr mögt das Gefühl mir verzeihen.
Ich auch habe ein Tuch, an Stoff und Farbe dem euren

Zwillingsähnlich — auf ſeltenem Wege ward mir es zu eigen:
Als es zu meinen Lieben mich wieder zog in die Heimat,
Meldet' an Bord ſich ein Mädchen zur Fahrt nach dem kälteren Himmel.
Indiſchen Urſprung zeigte die bräunlich glänzende Farbe,
Dunkle Fülle des Haars und glühendes Feuer der Augen,
Aber gepaart mit der Gluth umdüſterte Schatten der Schwermuth
Dämpfend den Blick; unſägliches Weh erſchlaffte die Züge.
Kaum ein Wort entrang ſich den Lippen; ſie blieb auf dem Schiffe,
Ging nicht mehr nach dem Lande zurück, und doch, bis zur Abfahrt
Tauchte der Sonnenball noch oft in die Fluthen des Meeres.
Abhold jedem Verkehr ſtand ſie, ein ſteinernes Bildniß
Auf dem Verdeck; die Stunden entfloh'n, noch ſtarrte am Riele
Sie in die Weite des Meers, bis wo es verſchwimmt mit dem Himmel,
Gleich als ſuchte ſie dort das Glück, das hier ſie verlaſſen.
Mir bewegte das Herz ein Gefühl tiefſinnigen Mitleids,
Und mein Auge — zu ihr nur bannt' es die ſelt'ne Erſcheinung.
Da — ich ſtand im Geſpräch mit dem Freund; ſie glaubte, die Arme,
Geiſt und Sinne ſchwebten mir wohl in anderen Räumen;
Aber mein Blick, als wär' er gelenkt von dämmernder Ahnung,
Schweifte hinüber zu ihr — da, plötzlich, fand er am Decke
Leer die Stelle, ein rauſchend Gewand nur ragt' über Bord noch,
Blitzſchnell — und in die Tiefe verſinkt's. — Das Rauſchen des Meeres,
Als es die Beute empfing, kaum folgt' es ſchneller dem Sturze,
Als ich ſelbſt ſchon rang mit den dumpfaufſchlagenden Wellen.
Sollte den Tod ich ſcheu'n? Oft ſtarrt' er in andern Geſtalten
Und viel grauſiger'n mir, in Peſt und Fieber entgegen.
Bald zwei Lebende barg im rettenden Schooße der Nachen.
Aber ihr Leben, noch kaum dem naſſen Grabe entriſſen,
Suchte der neidiſche Tod mit and'rer Gewalt zu umgarnen:
Fieber raſt' ihr im Mark und ſchlürft' es mit brennender Zunge.
Schon verzweifelt' an unſerer Kunſt ich, grollend dem Schickſal.
Nie noch hatt' ich den Kampf der finſtern Macht mit dem Leben,
Nie mit ſo bebendem Herzen verfolgt und bangen Gefühlen.
Endlich gelang, was kaum ich gehofft — die fliehenden Geiſter
Wurden zum Bleiben gebannt in der ſchwanken, gebrechlichen Hülle.
Nächte hindurch hab' ich am Lager der Armen geſeſſen.
Dankendes Lächeln belohnte mich jetzt wie Strahlen der Sonne
Rang es hindurch ſich zu mir durch düſtere Schatten der Schwermuth.
Zweimal habt ihr ein Leben gerettet, ſprach ſie geneſend,

Euch gebührt es zu wissen, warum ich's einmal dahinwarf
Und sie gestand mir den Gram, des Schicksals rasche Entscheidung,
Ihren Verzweiflungkampf: Verrath an heiliger Liebe
Hatte ihr Leben geknickt. Vom Lande der sinkenden Sonne
Kam er, der sie bethört mit Schmeichelworten und Schwüren.
Doch auch Edlere gibt's jenseit's des Meeres, so sprach sie
Und ein seidenes Tuch mir reichend: Wie lohn' ich die Müh' euch?
Nehmt, als Belohnung nicht, als Zeichen des dankenden Herzens,
Dieses bescheid'ne Geschenk, mir weckt's nur Todesgedanken;
Und die blauen Blumen, sie duften Verrath mir entgegen;
Denn schon da er mir's gab, da lauerten Schlangen darunter.
Eure Erinnerung mag ein freundlicher Bild drin erblicken
Von dem Hindumädchen — ich kehre zu Vater und Mutter;
Ich soll leben für sie, das deuten mir göttliche Zeichen.
Möge der Himmel euch sanft zu den Eurigen drüben geleiten.
Also sprach sie, und leicht mit der Hand mir winkend den Abschied
War sie enteilt. — Nie hab' ich fortan sie wieder gesehn:
Purpurröthe begoß, eh' noch der Erzähler geendet,
Anna's Züge. Was war die verhängnißvolle Verkettung
Eines Tuches mit Beider Geschick? Nicht konnte der Gast es
Deuten, und Staunen, gemischt mit Reue, bewegte das Herz ihm.
Aber der Vater ermaß mit kundigem Blicke der Tochter
Plötzlich erwachend Gefühl, doch wegzuscheuchen die Stimmung
Schien ihm Pflicht, und sicheren Tons anknüpfend, begann er:
Wahrlich, ein eigener Zufall ist's, denn indischer Abkunft
Rühmt sich auch Anna's Gewerb': Im gewerbereichen Calcutta
Wohnt ein Freund und Verwandter, ihm dankt meine Tochter die Gabe,
Doch — was frommt es, den Sinn in diesem Gewerb' zu verstricken?
Anderes liegt uns ob, was mehr noch fesselt die Neugier.
Zwar auch Zufall ist es, wie einer vom Pfarrer getauft ward,
Wo die Wieg' ihm steht — nicht eig'ner Wille entscheidet,
Aber der Zufall sät oft Keime zu größ'rer Entwicklung,
Als die menschliche That; drum lohnt es, ihn zu erkunden.
Zwar schon Ton und Sprache verräth uns euere Herkunft,
Und wohl kenn' ich die Stadt, der ihr als Bürger gehöret,
Mächtig an Ansehn ragt sie und birgt die Häupter des Staates.
Euren Beruf auch kenn' ich, und ihr den meinen — es bleibt uns
Wenig mehr; als Wirth will ich mit dem Reste vorangehen:

Firner heiß ich. — Und jetzt, das Glas erhebend: Zum Voraus
Trink aufs Wohl ich euerer Stadt und eures Hauſes.
Euer Name? — Den Gaſt umwölkt erſt brütendes Sinnen,
Aber die Stirn drauf klar und frei zu dem Wirthe erhoben:
Wahrlich ein Spiel, ein ſeltſam ernſtes, beſtimmt das Geſchick mir.
Zwar wohl könnt ich die Rolle, die mir beſchieden, zu anderm
Ausgang führen durch Liſt und Kunſt der klugen Verſtellung.
Doch nicht ziemt es dem Mann durch ſcheue Flucht ſich der Wahrheit
Feig zu entziehn und die Würfel zu fälſchen, die ihm gefallen.
Off'nen, gaſtlichen Sinn's kamt ihr entgegen dem Fremdling;
Und die Schwelle, die ſolches mir bot, durch Trug zu entweihen,
Traun! es wäre Verbrechen. Mit Staunen vernahm ich ſo eben
Euern Namen — erſtaunt nun ſelbſt ob dem Klange des meinen:
Stürmer heiß ich; und längſt kennt ihr den Vater, den Anwalt.
Ihm antwortete drauf bewegten Gefühls der Profeſſor:
Lieb einſt klang mir der Name, da wir uns Freunde noch nannten.
Ehe die alternde Zeit ihn ſtimmte zu gellendem Mißklang.
Aber was Väter entzweit, nicht ſollen die Söhne es büßen.
Gleich drum ſeid ihr willkommen und werth der gaſtlichen Freundſchaft.
Dieſer gelte mein Gruß. — Da ſtießen die Gläſer zuſammen;
Anna füllte das ihre, doch zittert' es leiſ' in der Hand ihr,
Als es die Lippen berührte. Und jetzt feinfühlenden Sinnes
— Denn ein laſtender Bann hielt Herzen und Zungen gefeſſelt
Allen; es welkten darunter die lichten geſelligen Blüthen —
Wieder erhob ſich der Gaſt — nicht hielt ihn mehr der Profeſſor
Jetzt; in's obere Zimmer hinauf geleitete jenen
Barbara; ſorglich hielt ſie die ſchützende Hand vor die Lampe,
Daß kein Luftzug nahe der ſpärlichen Flamme und Beide
Plötzlich im Dunkel laſſe. — Bewegt von mancher Empfindung
Maß er noch lange den Raum mit langſam ſinnendem Schritte,
Ehe das Bett er ſuchte und Schlaf in der weichen Umhüllung.
Und noch tönt' in ſein Ohr vom hohen Thurme des Wächters
Horn und die Schläge der Glocke, die Mitternachtsſtunde verkündend.

Nachträge.

Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt;
Ausgestreuet ist der Samen
Ueber alles deutsche Land.

Ludw. Uhland.

Die letzten zwanzig Jahre haben in der deutschen Schweiz einen so starken Flug lyrischer Poeten erzeugt, daß das Wort Uhlands ganz besonders auch von unserm Vaterlande deutscher Zunge gilt. Mit der Zahl freilich dieser Dichter steht ihre Bedeutung nicht im gleichen Verhältnisse; allein durchschnittlich haben wir doch eine reichere lyrische Blüthe in diesem Zeitraum zu begrüßen, als in der vorhergehenden Periode. Das Gedicht als solches wird im Ganzen mehr Kunstprodukt, obgleich die Form noch nicht besonders häufig zur Vollendung gedeiht; ihrem Inhalt nach hat sich die Poesie von der religiösen und didaktischen Tendenz freier gemacht; das allgemein Menschliche, zurückgespiegelt aus unserer nationalen Anschauung, hat sich eine breitere Basis errungen. Die Grundtöne sind Natur, Vaterland, Freiheit, Liebe, Stillleben und nicht selten auch eine Art poetischer Geschichtsbetrachtung, welche zu stark in Reflexion aufgeht. Der Raum, der uns zur Abschließung dieses dritten Bandes noch zu Gebote steht, gestattet uns nicht mehr, jeden einzelnen dieser jüngern und ältern Dichter kritisch zu beleuchten. Wir müssen uns damit begnügen, bloß Namen aufzuführen und nur von einzelnen derselben Proben aufzunehmen.

Gedichtsammlungen sind erschienen von Leonhard Meißer (Geistliche Harfenklänge, Chur und Leipzig, 1847), Christian Wälti von Rüderswyl, Kt. Bern („Sturmvogel und Nachtigall", „Alpenklänge und Lawinendonner"), Alphons v. Flugi aus Graubünden, Heinrich Näf („Gedichte und Biogra-

phie", herausgegeben von Rob. Weber, 1854), Julius Caduff, Konrad Ferdinand Meyer (dem trefflichen Dichter der „Zwanzig Balladen von einem Schweizer"), Fr. Bergmann (pf. für Pfr. C. L. Zwicky), Plazid Plattner (Aus den rhätischen Alpen, Dichtungen. Einsiedeln und Newyork, 1860), Samuel Plattner, Oswald Schön (Bilder aus allerlei Tagen, Aarau, 1865), Jos. Walther (Morgenklänge, Solothurn, 1855), Leo Lucian von Roten (Wiederklänge aus dem Rhonethal, Augsburg, 1862), Dr. J. Egli („Wilde u. zahme Rosen"), B. Freuler (Glarus, 1851), Peter Joseph Kämpfen (Blüthen und Blätter vom Rhonestrand, Schwyz, 1863), Nationalrath Joh. Theiler, Dr. Alb. Hafner („Zornesfunken", „Des Flüchtlings letzte Fahrt") u. A.

Einzelne Gedichte haben in Zeitschriften und Almanachen u. A. veröffentlicht: Adrian v. Arx, J. J. Rietmann V. D. M., Emil Zschokke, Dr. J. K. Wilhelm, Heinr. Boßhard, Edmund Dorer, J. Siebenrock, W. Ottiker, Dr. Ludw. Tobler, Samuel Liechti, H. Leuthold, Hs. Trüeb, Martin Klotz, Carl Schneider, Nationalrath F. Bernet, Jos. Hofstetter, F. Zehender, Eugen Peschier, Jak. Schoch, Paul Volmar, Dr. J. Bucher, Dr. Otto Henne, Hs. Sulzberger, Fr. August Stocker, Franz Furger, Dr. August Bandlin, Marie Thommen, Anton Odermatt und Joh. v. Matt. Die bedeutendsten unter den genannten Dichtern sind Plazid Plattner, Konrad Ferdinand Meyer, Franz Furger, H. Leuthold und E. Peschier.

Die **Erzählung und Novelle** ist im Weitern angebaut durch Dr. Joh. Gihr aus Solothurn (in Stuttgart), Pfr. J. J. Müller, Louise Meyer von Schauensee, F. Zehender, Dr. J. Egli, P. Volmar, J. Staub, Bernhard Wyß (im Solothurnerdialekt), Hs. v. Hallwyl, Pfr. Dr. B. Becker, J. Raaflaub, J. P. Kämpfen, Fr. Aug. Stocker.

Im **Drama** haben sich versucht: Adr. v. Arx („Der Tag bei Laupen", „Der Korporal" u. s. w.), Franz Faßbind („Dichtungen aus den Alpen", darunter das Drama: „Die Braut des Hugenotten"), B. Freuler („Die beiden Helminen", „Die Pilger in Rom"), Joh. Widmer („Die Schlacht am Morgarten"), Wilpert Ottiker („Antonius und Kleopatra"), Joseph Victor Widmann („Der geraubte Schleier", „Iphigenia in Delphi" „Arnold von Brescia"), Plazid Plattner („Joh. Caldar", „Ulrich Wickart"), Samuel Plattner („Der Werdenberger"), Fr. Aug. Stocker („Major Davel", nach dem Französischen, u. s. w.") und

Dr. Otto Henne („Philipp Berthelier"). Einzelne der von diesen Dichtern (namentlich von Adr. v. Arx, Plazid Plattner, W. Ottiker, Joseph Viktor Widmann) gelieferten Stücke sind nicht ohne poetische Schönheiten und dramatisches Leben; im Ganzen aber ist auszusprechen, daß das Drama bei uns bis zur Stunde noch keine künstlerische Gestaltung gewonnen hat.

Als didaktische Dichter sind zu erwähnen: J. J. Rietmann V. D. M. (sämmtliche Arbeiten dieses Schriftstellers zeugen von Geist und hoher literarischer Bildung), Sam. Liechti („Zwölf Schweizermärchen"), J. Krauer (Epigramme, Luzern, 1858) und Otto Sutermeister („Pädagogische Distichen"). Als geschmackvolle Uebersetzer aus dem Französischen haben sich H. Leuthold und E. Peschier einen Namen erworben. —

C. Wälti.

(Gestorben in Pittsburg 1862.)

Trübe Heimkehr.

Einst pflückt ich auf der Heimat Hügel
Von lieben Gräbern einen Strauß,
Und stürmte auf der Sehnsucht Flügel
Begeistert in die Welt hinaus.

Ich wob die Zeit in Harfenklänge
Und die Unendlichkeit in Reim',
Und schleppe nun durch Felsenhänge
Ein Bündel wilder Dornen heim.

Ich hab' die Freiheit nicht entkettet
Ob meiner Sehnsucht Sternenziel,
Und aus dem Schiffbruch nichts gerettet,
Als ein verstimmtes Saitenspiel.

Und die ich einst bei Spiel und Scherzen
Im Maienglanz des Lebens sah,
Nun liegen mit gebroch'nem Herzen
Sie, Sarg an Sarg gebettet, da!

Und wie ich ſtill die Gräber zähle,
Ruht dort, was ich unſterblich pries,
Wie in dem Friedhof meiner Seele
Der Hoffnung welkes Paradies.

Doch wie im Lenz hier Roſenbäume
Noch ſäuſeln von entſchwundnem Glück,
Ruf' ich die himmliſch ſchönen Träume
In mein umflortes Herz zurück.

Der freie Rhein.

Was ſingen ſie vom Rheine
Dem freien Alpenſohn?
Schäumt er vom Felsgeſteine
Doch ihrem Liede Hohn!

Der Rhein gehört dem Lande,
Das freie Männer hegt,
Nicht dem, wo man in Bande
Den deutſchen Barden legt.

Drum, wenn ſie künftig fragen,
Gehört der Rhein uns an?
So wird man ihnen ſagen:
Er iſt ein Schweizermann.

So lang er niederfallend
Die Felſenſprache weckt,
So lang ein Stutzer knallend
Das Wild am Ufer ſchreckt.

Der Rhein gehört dem Lande,
Das Freiheit noch beglückt,
So lang am Felſenrande
Man Alpenroſen pflückt;

So lang ein Lamm noch gehet,
Auf hoher Alp zumal;
So lang ein Hüttchen ſtehet
Im grünen Alpenthal.

Der Rhein gehört dem Lande,
Dem donnernd er entſpringt,
So lang an ſeinem Rande
Ein freier Schweizer ſingt:

So lang die Firnen krachen
Vom Abendroth begränzt,
So lang die Seeen lachen
Von Dörflein rings umkränzt.

Man wird den Rhein nicht geben
In eine fremde Hand,
So lang wir Schweizer leben
Im freien Alpenland.

Alphons v. Flugi.

Das Prättigau.

Es brauſt die wilde Landquart durch's Thal in ſtürmendem Lauf,
Da ſteigen von beiden Seiten die grünen Berge auf,
Mit Dörfern, Gärten, Höfen und Alpen mannigfalt,
Dazwiſchen Aecker und Wieſen, und Bäume und Fels und Wald.

Das iſt ein kräftig Leben, das iſt ein friſches Blüh'n,
Die Wieſen und die Weiden ſo kräuterreich, ſo grün,
Und all der kühlenden Bäche weißes blaues Band:
Wie wär' es nicht mit Rechten das Wieſenthal genannt?

Der Ritterburgen Trümmer im dunkeln Epheukranz,
Im roſigen Morgenlichte der weißen Firnen Glanz,

Der Berge ſchroffe Spitzen, ſo kahl, ſo altersgrau,
Wohl ſehnend hinab ſie ſchauen zur heitern grünen Au.

Und ringsum weit erſchallet ein friedereicher Klang,
Der Heerdenglocken Läuten, der Hirten froher Sang;
Und ringsum weit erſchallet, wenn kaum die Nacht entflieht,
Der Senſen luſtig Klingen, der Mähderinnen Lied.

Du Land der ſonnigen Wieſen, der kühlen Waldesluft
Wie ziehſt du ſtarke Kinder auf an der freien Bruſt;
Die Männer feſt wie Felſen, mit löwenkühnem Muth,
Die Frauen friſch und blühend, wie Alpenroſengluth.

Das iſt ein Land der Dichter: da geht wie Mondenſtrahl
Ein leiſes Geiſterwehen zaubervoll durch's Thal,
Da webt um Wirklichkeiten ſo blühend und ſo hold
Die lichten, leichten Schleier der Sage Abendgold.

Dort ſpringt vom Fels ein Ritter auf feuerſchnaubendem Roß,
Dort wallt ein holdes Fräulein nächtlich durch's graue Schloß.
Dort ſieht man auf den Alpen im Nebel Sennen gehn,
Und unten im grünen Thale die Jungfrau von Schanën.

Und in den Höhlen wohnen der wilden Männlein viel,
Schwarzlockig, bräunlich, blitzſchnell treiben ſie dort ihr Spiel,
Und unten ſchaurig wandelt des Todtenvolks Gebraus,
Sie gehn zu Nacht, wie Schatten, die Dörfer ein und aus.

Es ſpringen Quellen perlend aus tiefem Wieſengrund,
Da kommt aus fernen Thälern, wer werden will geſund:
Ich meine nicht beſſer treff' es, wer lüften will die Bruſt,
Als auf den ſonnigen Wieſen, in kühler Waldesluſt.

Das iſt ein Thal der Wunder, der hehren Alpenpracht,
In das die liebe Sonne am liebevollſten lacht:
Doch fehlt die beſte Perle in ihrem lichten Kranz,
Die glänzt wie eine Thräne ſchimmernd in Himmelsglanz.

Es drang durch heitre Lüfte ein reiner Harfenton,
Der Klang von Lenz, von Freiheit, von ſüßem Minnelohn;
Es glänzte am klaren Himmel ein wehmuthſanfter Stern,
Der tauchte in den Aether ſo ſtill, ſo erdefern.

Der Ton der iſt verklungen, der Stern der fiel herab,
Auf Seewis in dem Kirchhof da ſteht ein grünes Grab;
Dort ſchwieg des Tones Klingen, dort loſch des Sternes Gluth;
O laßt den Dichter ruhen; dort ruht es ſich ſo gut!

Heinrich Näf.

Winternacht im Dorfe.

Dürres Schilfgras rauſcht am Mühleweiher,
Wo der Jugend friſchgeſchliffne Gleiſe
Sich durchkreuzen auf beſchneitem Eiſe;
Vollrund ſteht der Mond im Nebelſchleier
Auf dem fernen Schneegebirge auf,
Blaß, als ſchreckte ihn der weite Lauf.

An des Vordachs Silberzinken ſtrahlen
Tropfen, die zu neuem Eis erſtarren;
Eisbelaſtet dreht mit ſchwerem Knarren
Sich das Mühlrad; Vollmondſtrahlen malen
Sich im feinzerſtäubten Waſſerduft;
Silberduftig ſpielt die feuchte Luft.

Raſch flieht dort der Wächter auch vorüber,
Wandelt einſam auf des Kirchwegs Stufen,
Und beginnt die Stunden zu verrufen.
Durch die Kirchenfenſter flimmert trüber
Fern in's Dorf das heil'ge Altarlicht,
Das ſo mild an gute Herzen ſpricht.

Nur die Brunnenfahne girrt im Winde;
Ringsum rollt das Waſſer von den Röhren,
Fernhin durch das Dorf die Nacht zu ſtören.
Auch der Wetterhaſpel auf der Linde,
Den der alte Küſter aufgepflanzt,
Klirrend um die roſt'ge Spindel tanzt.

Still iſt's auf der Straße; Fenſterladen
Fallen hin und wieder ſpät noch nieder,
Webermädchen ſingen traute Lieder,
Und das Mütterlein dreht emſig Faden,
Spinnt und ſinnt, das runde Rädchen knurrt,
Und die fadenvolle Spule ſurrt.

Staunend horcht das liebe Kinderpäärchen,
Furchtſam ſie ſich an den Vater ſchmiegen:
Denn die junge Einfalt zu betriegen,
Dichtet er ein ſchlichtes Geiſtermärchen:
Doch das ält're Mädchen lächelt klug,
Denn ſchon ahnt es zweifelnd den Betrug.

Volk, wie glücklich! Volk, wie friedlich hüten
Die Penaten deinen ſel'gen Frieden!
Ja, es wohnt der Himmel ſchon hienieden!
Von den Fenſtern duften Roſenblüthen,
So wie ſie des ſchlichten Römers Hand
Um's Impluvium der Wohnung wand.

An den dunkeln Räthſeln löst der Weiſe;
Keinem wird die Löſung je beſchieden!
Auch der Weltmann findet nie den Frieden.
Aber hier im häuslich frommen Kreiſe
Wirkt der Gute harmlos fort und fort,
Ruhig, ſelig hofft er auf das Dort.

Licht an Licht erliſcht in kalter Späte;
Froſtig malt der Wind im Fenſtereiſe
Blumen, und die Kinder ſprechen leiſe
Mit der Mutter fromme Nachtgebete.
Alles ſchlummert. In der kalten Nacht
Einſam nur der Wächter Ruf und wacht.

Wanderers Abſchied von der Heimat.

Nochmals durch die gold'ne Wolke
Bricht der Sonne Scheideblick,
Und ſie winkt dem müden Volke
Traulich Lebewohl zurück.

„Wie ſo lieblich deine Strahlen
Um die Elternhütte glüh'n,
Wie ſich mild die Fluren malen,
Wie des Kirchleins Fenſter ſprüh'n!"

„Mutterhaus! im Abendſcheine
Seh' ich dich zum letzten Mal;
Meine letzten Thränen weine
Scheidend ich dem Heimatthal."

Tiefer ſinkt die Abendſonne,
Golden glüht des Weſtens Zelt,
Und in immer ſanft'rer Wonne
Lacht ſie Lebewohl der Welt.

Tiefer in die Roſenfluthen
Neigt ſie ſchon das Haupt hinab,
Und ſie theilt die gold'nen Gluthen
Und verſinkt in's Wolkengrab.

Und der Wand'rer ſteht alleine
Fern am Berg; mit ſchwerem Sinn
Blickt er noch im Dämmerſcheine
Nach dem Mutterdörflein hin;

Sieht das Licht der Elternhütte,
Blicket betend himmelswärts,
Wendet traurig ſeine Schritte,
Ahnungsvoll das ſchwere Herz.

Das Bethäuschen.

Am Wege ſo klein und verborgen
Das niedere Hüttlein ſteht,
Wo Mancher in Freuden und Sorgen
Stillbetend vorübergeht.

Der Landmann im friedlichen Glücke
Vergißt nie die fromme Pflicht,
Und kehrt er vom Felde zurücke,
Er dort ſeinen Chriſtgruß ſpricht.

Die Blinde am leitenden Stabe
Getroſt bei dem Hüttlein ſteht,
— Das Mitleid ſchenkt lieber die Gabe —
Sie murmelt ein Dankgebet.

Die Pilgerin ziehet vorüber;
Wie freundliches Heimatlicht
Erglänzt es vom Hüttlein herüber.
Wenn ſtill ſie ein Ave ſpricht.

Die Thränen in's Auge mir kamen,
Ich las ein bekanntes Wort,
Zog ſelber in Gottes Namen
Getröſtet von dannen fort.

Gebet für's Schweizerland.

Herr der Macht! Dein Arm ſchuf uns're Firnen,
Uns're Thäler rings im Rieſenkranz!
Herr der Pracht! Auf ihre kühnen Stirnen
Blickſt du in des Morgens Purpurglanz.
Golden glüh'n ſie in des Abends Gluthen,
Mit der Nacht verglüh'n ſie wunderbar,
Wie wenn hinterm Purpurvorhang ruhten
Beter an der Freiheit Glanzaltar.

Herr der Macht! Blick' ſegnend auf die Auen!
Schütze unſer theures Vaterland
Bis zum Rheinſtrom, jenem lieblich blauen,
Der von Anfang uns als Marke ſtand!
Herr der Macht! Beſchütze du uns Alle
In dem freien, weiten Vaterland,
Jeder Sohn dir an den Buſen falle,
Bete, daß er hier die Heimat fand!

Wenn die Wolken deine Firnen düſtern,
Wenn durch's Hochgebirg Gewitter kracht,
Wenn Lawinen donnernd ſtürzen, flüſtern
Betend wir zu des Allvaters Macht;
Und es ſtrömt allſegnend ſeine Sonne
Lichtglanz, den die grüne Schöpfung trinkt,
Bis der Saathalm zu des Schnitters Wonne
Segenſchwer in's Meer der Aehren ſinkt.

Sollte je im Kampf mit deinen Söhnen,
Wenn der Krieg aus ehr'nem Munde ſpricht,
Schlachtgeſchrei in's Herz der Alpen dröhnen,
Schweizer, dann vergeßt der Ahnen nicht!
Herr der Macht! Erhöre unſer Beten,
Schwingt der Ahnen Banner unſ're Hand,
Herr der Macht! Wir beten: „Hilf erretten
Uns das theure, freie Schweizerland!"

Julius Caduff.

Der Hochwald.

Droben an den kahlen Felſen,
Wo kein Blumenaug' mehr lacht,
Steht der bärt'gen Wettertannen
Alte Garde auf der Wacht, —

Haltet Wacht ob unſ'rem Thale,
Schützt es wie der ſtärkſte Wall
Vor den droh'nden Felſenſtürzen
Und vor der Lawine Fall.

Wenn der Sturm die Tannen ſchüttelt,
Daß es kracht bis tief in's Mark,
Rauſcht es mächtig durch die Wipfel:
„Eintracht, Eintracht nur macht ſtark!“

Und dann ſtehn ſie treu zuſammen,
Schließen feſt ſich Hand in Hand,
Und bewahren vor Verderben
So das liebe Heimatland. —

Die Gemſe.

Gejagt von der Menſchen Habſucht und Gier,
Lebt die Gemſe im wildeſten Bergrevier,
Wo kaum noch ein Kraut oder Grashalm gedeiht,
In den rauheſten Klüften, verſprengt und zerſtreut.

Doch wie ſehr auch gehetzt und müde gejagt,
Von Angſt gequält und von Noth geplagt
Lebt die Gemſe lieber auf Bergen frei,
Als ſorglos im Thal in der Sklaverei!

Wie ſchaut ſie ſo kühn hinaus in die Welt,
Für die junge Heerde als Hochwacht beſtellt,
Wie rennt und ſpringt ſie auf ſteilem Grat,
Wohin ihr kein Jäger, kein Feind mehr naht.

Und wie der Gemſe auf ihrer Flucht
Schutz bietet der Berg, die wilde Schlucht,
So, Schweiz, ſei Du noch Schirm und Schild
Für der Freiheit gehetztes Edelwild!

Auf der Wacht.

(Im Preußenhandel Dez. 1856.)

Ich ſchreite, das Gewehr im Arm,
Wohl auf und ab und halt' mich warm;
So ſtille iſt es auf der Wacht;
Da hab' ich denn an dich gedacht,
Womit ich ja ſo eng verwandt,
An dich, mein theures Vaterland!

Mein Vaterland, mein Heimatland,
Wie biſt du ſchön im Schneegewand,
Wie herrſcht hier Frieden, heil'ge Ruh',
Der Sternenhimmel deckt dich zu; —
Doch liegſt du bleich, als wie im Tod',
Iſt's, weil Gefahr und Krieg dir droht?!

Kein Lüftlein weht, es iſt ſo ſtill,
Als wie wenn Jemand ſterben will!
Wohl greift mit frecher Frevlerhand
Der Feind nach dir, mein Vaterland;
Doch wie der Schnee ſo blank und rein
Sollſt du und deine Ehre ſein!

Wie Ströme in Gewitternacht,
Wie die Lawin' vom Berge kracht,
So dringen auf den Feind wir ein,
Mit ſtarker Wucht, wie Blitzesſchein,
So ſtellen kühn wir uns zur Wehr,
Wir ſchützen dich und deine Ehr'!

Und färbt den Schnee auch unſer Blut,
An deinem Herzen ſchläft ſich's gut,
Wohl freudig wir dem Tod uns weih'n,
Um dich, mein Liebſtes, zu befrei'n;
Wie deine Berge ſtolz und frei,
So du, mein Vaterland, auch ſei!

*

Und eine Hoffnung macht uns kühn:
Ein neuer Frühling wird erblühn;
Da ſproſſet friſch aus unſerm Blut
Der Freiheit Blum', dein höchſtes Gut;
Drum ſchlumm're ſanft im Schneegewand,
Wir ſchützen dich, mein Vaterland!

Sonntagslieder.

1.

„Gloria in excelsis Deo!"

„Gloria" tönt von der Orgel
In des Domes weite Hallen,
Und ein Wohllaut dringet unten
An das Herz den Betern allen.

„Gloria in excelsis Deo!"
Tönet mir im Herzen wieder,
Und es ſteht der Himmel offen,
Engel ſteigen draus hernieder.

Auf den Schwingen des Geſanges,
Auf der Töne reinſten Wogen
Kam mir, wie ein guter Engel,
Andacht in das Herz gezogen.

2.

„Miserere nobis."

„Miserere," rief's im Innern,
„Miserere nobis" — laut;
Ach, was iſt der Sohn der Erde,
Wenn er nicht auf Gott vertraut? —

Was ſoll all das wilde Jagen
Nach der Menſchen Ehr' und Ruhm,
Wenn im Herzen nicht der Frieden,
Nicht der Liebe Heiligthum?"

„Miserere, Miserere!“ —
Flehet meine Seele auch,
Flehet mit den holden Tönen
Um des ew'gen Friedens Hauch! —

An eine Stumme.

Wer je Dein Antlitz hat geſchaut,
Dein Auge, ſtrahlend wie Azur,
Dem ſagt die inn're Stimme laut,
Du biſt nicht ſtumm, Du ſchweigeſt nur! —

So ſchweiget auch die heil'ge Nacht,
Wenn erſt des Tages Lärm verhallt,
Und nur des Mondes Licht noch wacht,
Das Frieden auf die Erde ſtrahlt.

So ſchweigt das weite, tiefe Meer,
Das Perlen birgt in ſeinem Schooß,
Worin des Himmels Sternenheer
Sich ſpiegelt rein und einfach groß.

Du biſt nicht ſtumm, Du ſchweigeſt nur
Zu all' dem irdiſchen Gered';
Das Gotteswort in der Natur
Doch Deine Seele ganz verſteht!

Und reden Gottes Engel einſt
Mit Dir in ihrem Himmel dort,
Vor inn'ger Liebesluſt Du weinſt
Und ſprichſt erſt dann Dein erſtes Wort! —

Konrad Ferdinand Meyer.

Siegesfeier am Leman.

(Nach einem Bilde von Gleyre.)

Die Hochgebirge glänzen
Im blendenden Gewande,
Die unberührten Grenzen
Der heimatlichen Lande,
Das Felsenhorn, der weiße Grat,
Die nie ein Menschenfuß betrat;
Der tiefe See mit grünem Kranz
Er spiegelt ihren stillen Glanz.

Und an dem Seegestade
Da schimmern nackte Leiber,
Geführt, doch nicht zum Bade,
Von manchem wilden Treiber,
Besiegte Römer Paar um Paar
Und rings Helvetiens Kriegerschaar,
Ein Jüngling sitzt zu Roß und schwingt
Das helle Schwert, sein Ruf erklingt:

„Die Lanze Kampfgeselle!
„Und Gaugenosse deine!
„Erbaut mir auf der Stelle
„Ein Pförtchen ohne Steine!
„Pflanzt hier den Speer und da den Speer,
„Den dritten bindet in die Quer!“ —
Die gelb gelockten Kinder sehn
Verwundert — was da soll geschehn.

Die Römer stehn gebunden,
Sie haben sich ergeben,
Es strömt aus tiefen Wunden
Die Ehre, nicht das Leben;
Entartet ist, verschwunden nicht
Der Ahnen großes Angesicht, —

Der Jüngling herrſchet: „Kommt heran
„Und zieht vorüber Mann für Mann!“

Da ſchreiten ſie und zürnen
Dem eiſernen Geſchicke,
Gefurcht die trotz'gen Stirnen,
Geſenkt die glüh'nden Blicke.
Der Römeradler liegt im Staub,
In Baumgeſtrüpp und dürrem Laub,
Und Spott und Hohn und Schande trieft
Herab vom Joch auf ſeine Schrift.

Die blonden Kinder tanzen
Mit neckiſcher Geberde —
Es naht ſich zwiſchen Lanzen
Der Römer nackte Heerde,
Der erſte mit den Händen dicht
Bedecket ſich das Angeſicht,
Dann huſcht er durch das Joch geſchwind
Und laut lacht auf das Geltenkind.

Ein Fels, gerollt zu Thale
Mit längſt verhalltem Toſen,
Erhebt das Haupt, das fahle,
Gefleckt mit braunen Mooſen,
Und hoch, das Haar vom Wind verweht,
Die drohende Druide ſteht;
Sie ſtreckt den Arm, ſie hebt die Fauſt
Und ſingt, daß es dem Römer grauſt:

„Zurück in deine Lande,
„Von Mißgeſchick begleitet,
„Du räuberiſche Bande,
„Entwaffnet und entkleidet!
„Verflucht der Weg, auf dem du kamſt,
„Und wenn du dir zum Führer nahmſt!
„Wer dich gebracht durch Thal und Schlucht,
„Er ſei am ganzen Leib verflucht!

„Ihr kamet uns zu knechten
„Und Arges anzuſinnen;
„Den Stab nun in der Rechten
„Zieht baaren Haupts von hinnen!
„Durchirrt die Wildniß ohne Beil,
„Die Sonne ſchieße Pfeil um Pfeil
„Euch auf das Haupt, es krümme ſich
„Die Natter gegen euch zum Stich!“

Und nun den Blick erhebend
Zur lichten Himmelsrunde,
Spricht die Druide bebend
Mit prieſterlichem Munde:
„O Geiſt, der in der Wolke hauſt
„Und in dem Waſſerſturze brauſt,
„Verjage dieſe fremde Brut
„Und unſre Grenze hüte gut!“

Jetzt murmelt ſcheu und leiſe
Sie alte Zauberlieder
Da fährt in mächt'gem Kreiſe
Ein Alpenadler nieder,
Er breitet ſeine Schwingen aus
Und ſchlägt die Lüfte mit Gebraus,
Und immer tiefer kreiſt er noch,
Bis Alle ſind gejagt durch's Joch. —

Friedrich Bergmann.

Sprüche.

I.

Das Beſte, das dir wohnet im Gemüthe,
Du kannſt in dir es nicht verborgen hegen;
Dem Tage drängt's, dem Lichte ſich entgegen,
Wie ſich dem Sonnenſtrahl erſchließt die Blüthe.

Licht in dir ſelbſt ſind ächte Lieb' und Güte
Und dein zuerſt iſt deines Lichtes Segen,
Doch fühlſt du's wohl, nicht ſcheint's nur deinetwegen,
Daß es dein ſtilles Heiligthum dir hüte.

Der dir es gab, er will vor allen Dingen,
Du ſollſt zurück es in ſein Licht vermählen
Und ſeinem Urſprung dankend wiederbringen.

Dann heißt die Welt er, deine Welt, dich wählen,
Mit ſeinem Strahl ſie kräftig zu durchdringen,
Daß nicht fortan des Wegs die Brüder fehlen.

II.

Willſt eines Guten wahren Werth du wiſſen,
So leg' es ein Mal nicht nur auf die Wage,
Du möchteſt leicht mit Leid am andern Tage
An deiner Schätzung ſchon die Wahrheit miſſen.

Sei abzuwägen drei Mal du befliſſen,
Und ob am Tag des Glückes, ob der Klage
Gleich ſeine Schaale ſteigt und fällt, dich frage,
Ob anders, wenn du froh, wenn ſchmerzzerriſſen.

Aecht iſt allein, was Dauer dir gewähren
Und wohlthun kann auch mit dem kleinſten Theile,
Daß heiter du das Viele magſt entbehren;

Was Ruh' dir ſpendet in des Lebens Eile
Und tüchtig iſt, dein Weſen zu verklären
Zum Bilde Gottes und der Welt zum Heile.

Plazid Plattner.

Aus dem Balladencyclus „Rudolf v. Werdenberg.“

I.

Auf dem Werdenberger Schloſſe
Bläst der Thürmer, und es ſprengen
Raſch vom Rhein zwei Boten her;
Von des Herzogs Söldnertroſſe
Sind zum Grafen ſie geſendet:
Seine Burg ſei ihm verpfändet,
Montfort-Tettnang ſei ihr Herr;

Wolle Rudolf ſie nicht räumen,
Werde mit des Herzogs Schaaren
Graf Wilhelm ihm feindlich nah'n:
An dem Rheinfahr unter Bäumen
Stünden ſchon die Lanzenknechte
Voll Begierde zum Gefechte;
Aller Widerſtand ſei Wahn.

„Will der Herzog mich verjagen
Aus dem Wohnſitz meiner Väter
Mit tyranniſcher Gewalt,
Nun, ſo mag er's ſchamlos wagen!
Meldet ihm auch von dem Grafen
Rudolf, daß er einſt den Sklaven
Blutig ſeine Schuld bezahlt!“

Rudolf ſprach's; die Boten eilten
Mit der Antwort raſch von dannen
Zu des Herzogs wildem Troß.
„Wo einſt meine Väter weilten,
Lebet wohl, ihr trauten Räume,
Eden meiner Jugendträume,
Lebe wohl, mein Ahnenſchloß!“

Eine Thräne rollt hernieder
Heimlich von des Grafen Wangen
In den dunkeln vollen Bart.
Ach, er zieht wohl nimmer wieder
Ein in ſeiner Väter Eigen,
Ihn erfüllt ein bittres Schweigen,
Solch' ein Lebewohl iſt hart.

Dann bedeutet er die Leute
In dem Schloß, der Ahnen Bilder
Und manch' alte gute Wehr
Schnell zu ſammeln; nicht zur Beute
Will er ſie den Söldnern laſſen;
Damit höhnend auf den Gaſſen
Nicht die Rotte ſie entehr'.

Frau Beatrix ſammelt leiſe
Ihren Schmuck und die Kleinode,
Die ſie trug als frohe Braut.
Aus dem altgewohnten Kreiſe
Muß ſie fort in fremde Ferne;
Ihrer Augen holde Sterne
Sind umdüſtert und bethaut.

Wie mit Sammeln ſie zu Ende,
Wandelt ſie zur Schloßkapelle,
Will dort beten noch ein Mal:
„Heil'ge Gottesmutter, wende
Auf uns gnädig deine Blicke,
Steh' uns bei im Mißgeſchicke
Und beſchirme dieſes Thal!

„Holder Sproß aus Davids Stamme,
Königstochter, die geboren
Unſer Heil in einem Stall,
Fleh' für uns beim reinen Lamme,
Laß auch uns bei armen Hirten
Obdach finden, wenn wir irrten;
O behüt' uns vor dem Fall!"

Ruhig zieht ſie wieder weiter;
Rudolf trifft ſie auf dem Gange
Hold blickt ſie zu ihm hinan.
Still ergeben, mild und heiter
Glüh'n zwei herrliche Juwele
In die Sturmnacht ſeiner Seele,
Leuchten ihm auf dunkler Bahn.

„Nein, du wirſt mich nicht entfernen
Mein Gemahl von deiner Seite!
Traun, mein Herz iſt nicht ſo zag,
Daß es mit den flücht'gen Sternen
Deines Glückes könnte ſcheiden;
Glaub' mir, erſt am Tag der Leiden
Zeigt ſich, was das Weib vermag

„Treulich will ich dich begleiten,
Will mein Schickſal mit dir theilen.
So verlangt's der Pflicht Gebot.
Wirſt du zu dem Kampfe ſchreiten,
Will nicht weinen ich, noch klagen;
Muth in deine Schaaren tragen
Werd' ich an dem Tag der Noth.

„Bei den Hirtinnen der Berge
Werd' ich wohl ein Obdach finden
Und bewegen manch ein Herz.
Müßt' ich ſpinnend auch vom Wege
Einer Kunkel mich ernähren;
Kann ich nur dir Troſt gewähren,
Gern erduld' ich jeden Schmerz."

„„Gott ſei Dank! Mir iſt geblieben
Mein Glückes reinſte Perle!""
Ruft Rudolf voll Freudigkeit.
„„Einer Seele treues Lieben
Nenn' ich mein nach all' dem Raube;
Auf denn! Folge, milde Taube,
Deinem Adler in den Streit!""

II.

Rotach und des Grafen Knechte
Steh'n mit Pferden vor dem Thore,
Und es harret Zof' und Magd.
Wie gerüſtet zum Gefechte
Treten aus dem Schloß die Edeln;
Rudolfs raſche Rüden wedeln
In dem Hof, als ging's zur Jagd.

Frau Beatrix ſteigt zu Pferde,
Hurtig ſtampft ihr edler Zelter,
Stolz ob ſeiner ſchmucken Laſt.
Mit anmuthiger Geberde
Greift ſie in die ſchlaffen Zügel,
Winkt dann und hinab den Hügel
Sprengt ſie in verwegner Haſt.

Rudolf folgt mit ſeinen Gäſten.
Reding und die beiden Grafen
Reiten thalwärts mit dem Troß;
Wie aus dunkeln Tannenäſten
Laut des Spielhahns Rufe ſchallen,
Alſo hört man widerhallen
Uli's Jauchzen vor dem Schloß.

Langſam ſteigt dann aus dem Thale
Bergwärts ſtets durch hohle Pfade
Nach der Toggenburg der Zug.
Rechts am Wege ſtarrt die kahle
Säntiswand; zur Linken dehnen
Des Alviers gewalt'ge Lehnen
Sich herab in ſtolzem Bug.

Von den Bergen fielen nieder
Schon die Schatten in die Tiefen,
Golden glänzte noch der Rhein;
Da ertönten wilde Lieder,

Und des Herzogs Söldner kamen
Zur verlaſſnen Burg und nahmen
Tapfern Muths die Feſtung ein.

„Schweigen herrſcht in dieſen Mauern“,
Sprach der Graf von Montfort-Bregenz;
„Hei, wo iſt der Uebermuth?
Flieht er zu den rohen Bauern
Des Gebirgs? Verſchont uns Ritter
Rudolf mit der Lanze Splitter
Mehr als mit der Worte Wuth?“

„Hält vielleicht er ſich verborgen
Tief im Keller bei den Fäſſern,
Oder macht ſein Gold ihm bang?
Quält er etwa ſich mit Sorgen,
Wie er ſeine letzten Heller,
Sammt dem Tröpflein Muskateller
Rette vor dem Untergang?“

„Auf, ihr Kämpen, forſcht und ſpähet
In den Truhen und den Kellern,
Euer ſei des Hauſes Gold?
Wer den Mammon fromm verſchmähet,
Wer kein Freund iſt von Gewäſſern,
Eil' und klopfe bei den Fäſſern
An um dieſes Tages Sold!“

Helles Jauchzen, tolles Lärmen
Füllt die Treppen und die Gänge
Und durchwogt das ganze Haus
Hörner ſchmettern, Tänzer ſchwärmen
Wild mit blondgelockten Dirnen;
In den Augen, auf den Stirnen
Flammt des Feſtes toller Braus.

In dem Schloßhof bei der Linde
Raſt von Knechten eine Rotte,
Wild durchglüht von dunkelm Wein;

Friſch entfacht vom Abendwinde,
Brennt ein luſtig lodernd Feuer;
Flackernd ſpiegelt am Gemäuer
Sich der Flammen greller Schein.

Um das Feuer tanzen, ſpringen
Toll die Burſche mit den Dirnen,
Die gefolgt dem kecken Zug
Dieſe ſtampfen, jauchzen, ſingen,
Andre bringen Wein und ſchöpfen
Lachend ihn mit großen Töpfen;
Raſtlos kreiſet Napf und Krug.

In dem Hofe wie im Schloſſe
Ward gezecht und wild gejubelt,
Bis die Morgenſonne ſchien.
Unten in dem Erdgeſchoſſe
Lag mit halbgelähmten Zungen
Tolles Volk, vom Wein bezwungen,
Ueber Tiſchen und Bänken hin.

Als die Sonne über'm Thale
Glühend ſtand, zur zehnten Stunde,
Rief der Graf die Knechte auf
Und verſammelt in dem Saale
Bannerherrn und Rottenmeiſter,
Die des Weines Feuergeiſter
Nicht gebändigt wie den Hauf'.

Die Bewährteſten der Knechte
Sollten in dem Schloſſe bleiben
Als Beſatzung für den Krieg;
Und den Reſt der trunknen Hechte
Sollte Thumb von Neuburg führen
Ueber den Rhein, vor Feldkirchs Thüren,
Nach ſo großem Kampf und Sieg.

III.

Bange harrend ſaß am Rocken
Uli Rotachs blüh'nde Tochter
Ganz allein im Vaterhaus;
Sprang wohl manchmal ſüß erſchrocken
Auf und eilte weg vom Rade;
Suchend flog dann auf die Pfade
Des Gebirgs ihr Blick hinaus.

Traurig aber ſchritt ſie wieder
Von dem Fenſter an die Kunkel
Und ergriff das alte Tram;
Und der Silberſchmuck am Mieder,
Der den Buſen hielt umfangen,
Hob ſich, daß die Kettchen klangen;
Ob es wohl vom Spinnen kam?

Oder war's des Herzens Pochen,
Das in banger Sehnſucht harrte?
„Horch, es klopft!“ Sie ſpringt empor,
Eilt zur Thür, und angebrochen
Iſt ein Morgen goldner Wonne,
Und der Liebe Frühlingsſonne
Trat aus dem Gewölk hervor.

„Bertha!“ — „Arnold!“ — Keine Laute
Mehr, nur Küſſe, trunkne Blicke
Und der Herzen lauter Schlag! —
Hei, wie Aug' in Auge ſchaute,
Seel' in Seele niedertauchte,
Gluth in Gluth hinüberhauchte,
Wang' an Wange blühend lag! —

Wie der ſüße Rauſch verflogen,
Pocht es und herein zur Thüre
Tritt ein fremder Edelmann;
Und er führt gar wohlgezogen
An der Rechten eine Dame;
Arnold grüßt die Wunderſame,
Es beginnt der Herr ſodann:

„Seid gegrüßt, ihr jungen Leute,
Freundlich nah'n wir euerm Herde,
Flehend um ein gaſtlich Dach;
Unſer Eignes iſt zur Beute
Fremdem Uebermuth geworden,
Unſrer Feinde freche Horden
Stürzten uns in's Ungemach.

„Und im Elend gleich Verbannten
Irren wir vor fremden Thüren
Hier herum im Bergrevier,
Unbekannt bei Unbekannten.
Darf ich, Jüngling, denn erfahren,
Wer die Maid mit blonden Haaren,
Wer du ſelbſt? O künd' es mir!"

„Edler Herr, nimmt das Euch Wunder,
So vernehmt", erwidert Arnold:
„Bertha Rotach heißt der Schatz,
Arnolds ab dem Berg; jetzunder
Aber müßt Ihr's nicht mißdeuten,
Wenn ich, wie bei andern Leuten,
Gleiche Frage find' am Platz."

„Aber Aerni! Aerni, denke!" —
Sprach erröthend raſch das Mädchen
Halb mit vorwurfsvollem Blick, —
„Wißt es", ſprach der Gaſt, „ich ſchenke
Mein Vertrau'n euch gern; ihr Braven,
Hört von Werdenberg den Grafen
Rudolf und ſein hart Geſchick!

„Drunten an dem jungen Rheine
Steht auf ſonn'gen Rebenhügeln
Meiner Ahnen ſtolzes Haus.
Drunten blüht das Thal, wo meine
Väter einſt aus Rhätiens Marken
Rings am deutſchen Meer mit ſtarken
Armen fochten manchen Strauß.

„Nichts vom Erb' iſt mir geblieben
In dem ganzen ſchönen Thale:
Alles ward der Habſucht Raub,
Von dem eignen Herd vertrieben
Hat mich Herzog Friedrichs Rotte;
Doch ſie ſinkt, beim ew'gen Gotte,
Einſt vor mir noch in den Staub!

„Blonde Maid, dein wackrer Vater
Gab hieher mir das Geleite;
Bald iſt er in unſerm Kreis.
Sei, o Jüngling mein Berather,
Und — die Ritterhand zum Pfande,
Rudolf pflanzt in deinem Lande
Stolzer Freiheit Edelreis!

„Meine Feinde ſind die deinen,
Sind der Appenzeller Feinde:
Herzog Friedrich naht mit Macht.
Laß zum Kampf uns treu vereinen:
Denn gemeinſam iſt die Sache
Eurer Freiheit, meiner Rache,
Und es kommt der Tag der Schlacht!“—

„Freiheit, lautrer Firnenbronnen“,
— Ruft der Jüngling — „ſtürze jubelnd
Nieder in das grüne Land;
Denn dein Schirmherr iſt gewonnen!
Edler Graf, dem Edelknechte
Arnold reichet Ihr die Rechte,
Und ich weih' Euch Herz und Hand!“—

Die Alpennacht.

Tiefes Schweigen rings und Schlummerſtille!
Keine Stimme klingt, kein Laut ertönt;
Nacht hat um des Lebens bunte Fülle
Leiſeathmend ihren Flor gedehnt.

Ihr nur raget, ew'ge Felſenrieſen,
Klar und herrlich in des Aethers Zelt,
Eu'rer Bruſt entſteigt geheimes Grüßen
Bei dem Aufblick in die Sternenwelt

Ihr erzählt euch von des Ew'gen Ehre,
Rühmt des Weltenherrn Erhabenheit,
Frei aufblickend in die Gluthenmeere,
In die Wogen der Unendlichkeit.

Herrlich rollen ihre Harmonieen
Ueber euern Silberhäuptern fort,
Ewig will der Geiſt zu ihnen fliehen
Licht will Licht! Das iſt ſein Zauberwort.

Freiheit iſt ſein Mark, ſein Saft und Leben,
Freiheit iſt die Luft, in der er wohnt;
Ewig ziehet ein flammendes Streben
Ihn zum Licht, worin ſein Urbild thront.

Freiheit von der Erde Schuld und Qualen!
Freiheit von des Staubes niederm Zwang!
Freiheit von der Täuſchung bittern Schalen!
Freiheit, o erſehnter Himmelsklang!

Tönt ihn fort, ihr ew'gen Sternenchöre,
Tönt den ew'gen Hymnus in mein Herz;
Daß mich niedres Brüten nie entehre,
Daß der Geiſt fortſtrebe himmelwärts.

Berge, ſteht in euerm Firnenſchmucke
Aufwärts weiſend immerdar vor mir;
Löst den Geiſt von des Gemeinen Drucke,
Zeigt ihm ſtets ſein heimiſches Revier.

Die Chriſtuslehre.

Wohl fragt' ich mich in mancher ernſten Stunde,
Wenn ich des Weltgangs ehr'ne Schritte maß,
Und tief bewegt verſchloſſ'ner Zeiten Kunde
Aus Trümmern ſtolzer Menſchengröße las:

Ob du, o reine, göttlich ſchöne Lehre,
Die einſtens eine morſche Welt erneut,
Verſinken werdeſt in dem Zeitenmeere,
Zu ſchön, zu menſchlich für die Ewigkeit?

Verſinken, gleich dem ſchönen Götterwahne,
Der zaubriſch der Hellenen Herz umfing:
Verſinken, wie die Weltbeherrſchungsplane,
An denen einſt der ſtolze Römer hing:

Ob künftige Geſchlechter ſagen werden,
Wenn einſt ſie deine Monumente ſehn:
„Kein ſchön'rer Traum ward je geträumt auf Erden,
„Doch mußt' auch er im Weltdrang untergeh'n."

Mich faßt' ein banges, ſchwermuthvolles Grauen,
Wenn mir die Frage vor der Seele ſtand:
O könnt' die Löſung ich des Räthſels ſchauen,
O könnt' ich blicken in der Zukunft Land.

Ich ſchlug das Buch auf von den alten Weiſen,
Und frug, warum die alte Welt zerfiel;
Warum nicht hart genug war Romas Eiſen,
Zu bändigen der Zeiten Wogenſpiel.

Nicht hart genug die Kunſtwelt der Hellenen,
Zu füllen ganz das kleine Menſchenherz,
Zu ſtillen ſeinen Kummer, ſeine Thränen
Und zu verklären jeden Erdenſchmerz.

Und wie ich ſann, da ward mir ernſte Kunde,
Wie Geiſterwort aus alter dunkler Zeit.
Doch klangs erquickend, wie aus Platons Munde,
Die Rede klang voll ernſter Lieblichkeit.

„Du fragſt, warum die alte Welt verſunken?
Vernimm, o Jüngling, und erfaß' das Wort:
Sie kannte nicht der ew'gen Liebe Funken,
Die Lieb' allein iſt ew'gen Lebens Hort.

Und was getrennt von dieſer Liebe lebet,
Iſt Trug und Wahn und wär's auch noch ſo ſchön;
Und alle Weltmacht, die ihr widerſtrebet;
Sie muß wie Rom und Hellas untergeh'n.

Und ohne ſie gibts keinen Herzensfrieden,
Und fern von ihr gedeiht nur Geiſtesqual:
Und ew'ge Dauer iſt nur ihr beſchieden,
Weil ſie den Tod beſiegt am Opferpfahl.

Die Lieb' iſt Opfer; Opfer iſt das Leben:
Es muß ſich Eins dem Andern liebend weih'n:
Es muß ſich alles ineinander weben
Zu regem, thatenfreudigem Gedeih'n:

Denn wo die Selbſtſucht ſtarrt mit ihrem Eiſe,
Da ſpringen alle Bande raſch entzwei:
Die Welt der Alten glitt in dieſe Gleiſe,
Drum war's mit ihrem Glanz ſo bald vorbei. –

Doch ſtrahlend gingen über ihren Trümmern
Drei ewig wundervolle Sterne auf:
Die werden fort durch alle Zeiten ſchimmern;
Die Welt erleuchten wird ihr Siegeslauf.

Verſengen werden ihre Himmelsgluthen
Wahn, Haß und Knechtſchaft und der Völker Schmerz;
Verſengen der Tyrannen blut'ge Ruthen
Und Heilung träufeln in der Menſchheit Herz.

Bald zwei Jahrtauſende ſiehſt du ſie kreiſen;
Ihr Schimmer küßt der fernſten Meere Strand;
Und du weißt nicht wie die Geſtirne heißen,
Die euch des Ew'gen ew'ger Sohn geſandt?

Sieh': Wahrheit, Freiheit, Liebe ſind die Sterne.
Die brennen jedes Böſe von der Welt,
Die Schlacken ſondernd von dem ächten Kerne,
Nicht raſtend, bis die letzte Schale fällt.

Vertrau' dem Dreigeſtirne, laſſ' das Zagen:
Denn immer weiter dringt ſein Strahlenglanz,
Stets voll're Klarheit ſpendend künft'gen Tagen
Webt's fort an der Vollendung Siegeskranz.

Spätherbſt.

Braun ſind die Berge und falb der Wald,
Ein rauher Nord weht naß und kalt;
Ich zieh' mit geladenem Feuerrohr
Wohl über die Haide und durch das Moor;
Es pfeift der Wind durch Forſt und Ried;
Ich lauſche dem ſchrillen, düſtern Lied.

„Der Sommer entwich, der Herbſt entfloh:
Einſt koſt' ich mit blühenden Wangen;
Ich war ſo frei und ich war ſo froh
Und jetzt iſt Alles vergangen."

Mir flüſtert nicht mehr der Aehren Gold,
Mir lächelt nicht mehr die Traube hold;
Verſtummt ſind alle Waldvögelein,
Nur Dohlen ſchreien noch querfeldein.
Und ich durchſchweife Berg und Thal
Und ſinge viel düſtre Weiſen;
Mir lauſchen die Bäume ſtumm und kahl,
Als würd' ich den Lenz verheißen;
Und aber der Lenz, er kehrt noch nicht,
Matt ſcheint und trübe der Sonne Licht:
Sie glühte ſo lang, ſie ſchien ſo heiß;
Ich aber bringe nur Schnee und Eis.
Der Sommer entwich, der Herbſt entfloh,
Einſt koſt' ich mit blühenden Wangen;
Ich war ſo frei und ich war ſo froh;
Und jetzt iſt Alles vergangen.

Winter.

Die Wolken wirbeln und wallen,
Getrieben vom Winterſturm;
Viel Flocken fliegen und fallen
Herab auf den grauen Thurm.

Da draußen die öden Räume
Und hier das warme Gemach,
Die rufen viel alte Träume
In meinem Herzen wach.

Du ſtille Welt im Gemüthe,
Wie biſt du ſo überreich,
Voll holder Minneblüthe,
So duftig und ſo weich!

Du Welt da draußen, wie ſchnöde,
Wie düſter und wie blaß,
Wie kalt und falſch und öde,
Voll Dummheit und voll Haß! –

Frühlingsnacht.

Im jungen Laub der Bäume
Spielt flimmernder Mondenſchein
Und webt die duftigſten Träume
In alle Blüthen hinein.

Und gießt viel Zauberkräfte
Aus ſilbernem Pokal
Auf ſchwankende Blumenſchäfte
Und wandelt ſtill durch's Thal.

Und rings ein Koſen und Grüßen,
Ein Lispeln auf ſtiller Flur,
Als gält' es den erſten ſüßen
Berauſchenden Liebesſchwur!

Ich lauſche ſtill und ich ſinne
Und träume wunderbar
Von alter, treuer Minne,
Die ewig jung und wahr.

Samuel Plattner.

Auf den Tod des Biſchofs Johann Peter Mirer.

(Geb. in Graubünden, geſtorben in St. Gallen den 30 Aug. 1862.)

Die Trauerglocken haben laut verkündet,
Daß Biſchof Peter Mirer abgeſchieden,
Daß er das ew'ge Licht ſich angezündet.

Das Alter zog den lang ſchon Lebensmüden
Von ſeiner Heerde, die auf Thal und Hügeln
Nun traurig einſam ſteht — zum ew'gen Frieden.

Die Seele, frei von allen ird'ſchen Zügeln,
Indeß der Leib gebunden liegt im Schatten —
Flog in die Heimat hin auf Morgenflügeln.

Schon Hirt als Knab' auf Rhätiens Alpenmatten,
Wardſt du ein Seelenhirt in Gallus Land
Und Prieſterkönig, würdig, ohn' Ermatten.

Ein freundnachbarlich Volk gab deiner Hand
Den krummen Stab, und du gabſt ihm den Segen,
Gebet und Müh'n als dauernd Unterpfand.

Wem Gott und Menſchheit ſo am Herz gelegen,
Wer ſo wie du beſtand in allen Stürmen,
Dem fällt der Preis auf's Haupt wie Perlenregen —
Und Niemand muß ihm Monumente thürmen!

Mein Herz.

Ein kleines Kirchlein iſt mein Herz
Und drinnen thut es läuten,
Ein Klang wie Luſt, ein Ton wie Schmerz,
Ein Schall von Erz —
Und öfter kann ich's gar nicht deuten.

Auch glüht ein ewig Lampenlicht
In meinem Kirchlein drinnen,
Es flimmt und flammt und löſchet nicht,
So ſtill und ſchlicht,
Gleichwie ein ewig treues Minnen.

Und hoch im Chore ſteht ein Bild
Von himmliſcher Geſtalt —
Das zieht mich an ſo ſüß, ſo wild —
Ach wie ſo mild
Iſt dieſes Bild's Gewalt!

Alexander.

Du weinteſt, junger Heldenfürſt, am Grabe
Achill's, und Thränen, heiße Thränen floſſen
Aus deinem Aug' als feur'ge Liebesgabe.

Dein Vorbild ſtand gleich wie aus Erz gegoſſen
Vor deinem Geiſt, der unerbittlich ſtrebte,
Bis grüner Lorbeer ihm die Stirn umſchloſſen.

O daß ein Meiſter aller Dichter lebte,
Den heißen Thränenwunſch dir zu erfüllen,
Und daß an ſeinem Lied kein Makel klebte:

Wer weiß, wie Homer, Heldendurſt zu ſtillen?
Wem waren, ach! die Muſen ſo gewogen,
Wie ihm, der deinen Freund beſang, Achillen?

O weine, junger Heldenfürſt, betrogen
Um deinen ſchönſten Ruhm, den Liederlohn —
Und dennoch wird kein Held dir vorgezogen!

Als Hellas' Strahlen fort von ihrem Thron
In alle Länder aus einander fuhren —
Die flücht'gen bannte Mazedoniens Sohn!

Er folgte feurig allen-Ruhmesſpuren
Und flocht die hellſten Strahlen ſich zum Kranz
Auf Aſiens reichen, ſtädtevollen Fluren.

Mit einem Welttheil in den Waffentanz
Zu geh'n, trieb unerſättlich ihn die Luſt,
Um zu verbreiten der Hellenen Glanz.

Es ſchlug ein Griechenherz ihm in der Bruſt,
Urmächtig, edel, wie ein Spiegel klar,
Und ſelber war er ſeines Werths bewußt.

Sein Alles bracht' er ſeinem-Volke dar,
Um deſſen Macht dem Erdkreis kund zu thun,
Um es zu heben auf der Welt Altar.

Bis wo die Marken dieſer Erde ruh'n,
So weit auch ſollten ſeine Schwerter dringen —
Und ach! wo ſteht der kühne Kämpe nun?

Nicht weiter! bis hieher! ſo mocht' es klingen,
Ein Welttheil liegt bezwungen dir zu Füßen,
Nun aber ſoll dich ſelbſt der Tod bezwingen.

Ein Götterjüngling! und ſo jung begrüßen
Mußt' ihn der Tod trotz blonder Locken Pracht,
Mußt' ihm das Leben von den Lippen küſſen!

Und auf das Reich ſank nieder dunkle Nacht,
Es fiel in Trümmer wie von Windes Stoß:
Aus allen Fugen ging die Rieſenmacht —
Der Menſch iſt klein und nur ein Gott iſt groß!

B. Freuler.

Der Schmied.

Ich bin der Schmied bei heißer Esse,
Das Eisen glüht in meiner Hand,
Wenn ich den Tag mit Schlägen meſſe,
So brech' ich eine dicke Wand.
Krümme dich, Eisen, und folge dem Streich,
Mich klemmt die Wand meiner Sorgen so bleich!

Man trägt mir ungeheure Sachen
In meine Schmiede barsch herein,
Ich soll im Schlag das Schwerste machen,
Des Abends muß es fertig sein.
Schwelle dich, Blasbalg, und lasse nicht ab,
Kinder und mich bringt der Hunger in's Grab!

An diesen Gluthen muß ich stehen
Vom frühen Tag bis in die Nacht,
Und hinter mich darf ich nicht sehen,
Ein Blick hat mich um Brod gebracht.
Brennet, ihr Kohlen, und löschet nicht aus,
Mit euch verginge mein klägliches Haus!

Man hört da draußen lustig singen,
Die Kirchweih, sagt man, kommt in Sprung,
Im Dorf soll alle Noth zerspringen
Und ledig lassen Alt und Jung.
Packe nur, Zange, du packst mich dabei,
Daß ich nicht unter den Ledigen sei.

Hier liegt ein Reif für Wagenräder,
Vielleicht läuft eine Kutsche drauf,
Trägt große Herren in prächt'ge Bäder,
Ungleich ist unser Räder Lauf.
Klopfe mir, Hammer und ruhe nie mehr,
Klopfst mir Gedanken und Arme so schwer!

Dies hier deckt Hufen einem Pferde,
Das Pferd gehört dem König an,
Der König hat das Gold der Erde,
Ein andrer legt das Eisen dran.
Zügle, du König, den stampfenden Hengst,
Zügelst doch nimmer der Freiheit Gespenst!

Ich schmiede groß und kleine Stücke,
Der Ambos hält bei allen Stand,
Was ich da zwischen Fingern drücke,
Geht durch die dickste Bretterwand.
Dehne dich, Nagel, und spitze dich zu,
Dienst ja dem Sarge und dienest dem Schuh!

Der eine führt mich in das Leben,
Der andre trägt mich sachte draus,
Ich muß geschraubt an beiden kleben,
Und alle drei sind Würmerschmaus.
Hämmernd und polternd erwischt uns der Tod,
Steigt durch der Schmiede schwarzrauchenden Schlot.

Er macht uns alle zu Gesellen
Und ist allein der Meister noch,
Läßt Ketten und läßt Knochen schnellen,
Und feilt ins Haus das tiefste Loch.
Schlaget, ihr Knechte, doch müde den Tag,
Noth und der Tod thun den äußersten Schlag!

Joseph Krauer.

Atheismus.

Als der Verstand, der Gottheit Burg zu erschließen, verzagte,
Sprach er, schlau wie der Fuchs: Freunde, da drinnen ist nichts.

Das epigrammatiſche Diſtichon.

Biene, geiſtige, bin ich. Im Herameter ſchwärmend,
Setz' ich mit Honig und Stich mich im Pentameter feſt.

Inneres und Aeußeres.

Wer das Innere bildet, er iſt im Aeußeren halb nur,
Außer in dem Moment, wo ſich das Innere zeigt.

Schiller.

Herrlich biſt du vor Allen, den Göttlichen muß man dich nennen!
Aber kein Glücklicher fühlte noch ganz dein Gedicht.

Herz und Verſtand.

Wenn auf dem Herd es brennt: Rauchwolken umſchweben den Giebel;
Glüht es im Herzen, dann wölkt es ſich um den Verſtand.

Die Geſellſchaft.

Ja, die Fläche vergnügt, die helle, bewegungbeſeelte;
Aber ihr Abgrund birgt grauſer Gethüm, als das Meer.

Das Epigramm als Xenie.

Xenie nennſt du mich? Nun ja, das bin ich dem Weiſen,
Aber der Thor bedankt, aber der Schuft ſich davor.

Die Tragöden.

Glückliche Ihr! Ihr ſterbt den Tod der Edelſten, Größten,
Fühlt die unſägliche Luſt, aber den Schmerz nicht davon.

Das Glück.

Seitdem Circe nicht mehr die Menſchen in Thiere verwandelt,
Treibt das Glück nun dies Metamorphoſengeſchäft.

Die Nichtgriechen.

Nur Planeten ſind ſie der eigenlichtigen Griechen;
Zu geringem Erſatz ſchweift oft ein wilder Komet.

Politiſche Größe.

Wenn ſich die Wog' erhebt, verſinken ringsum die Waſſer;
Und die gefeierte hob doch nur der herrſchende Wind.

Die Ideale.

Nach den Sternen ſchifften die Alten und holten das Goldvließ;
Leuchtet ihr nicht, ſo ſind unſere Fahrten umſonſt.

Milton.

Als die Sonn' ihr Licht ihm entzog, da ſchmollte und warf er
Eine Schöpfung, die ſelbſt leuchtet und lebt, in die Welt.

Jegliches nach ſeiner Art.

Glaubt ihr, daß ich zürnen könnte
Auf den ſchlimmſten Böſewicht?
Wär' ich toll nicht, wenn ich zürnte
Dieſem Schierling, weil er giftig,
Dieſer Diſtel, weil ſie ſticht?

Die Welt.

Was gleicht ſo gut dem Weib?
Trotz allem dem Verdruß
Zwingt ſie durch ihren Leib,
Daß man ſie lieben muß.

Machiavelli.

Wollt' er einen Garten
Nicht der Freiheit bauen,
Ließ' er in die Karten
Der Tyrannen ſchauen.

Quelle der Dichtung.

Wer mit Hunger und mit Durſt
Muß zu Bette ſinken,
Träumt die ganze lange Nacht
Nur von Eſſen, Trinken.
Was am meiſten uns gebricht,
Wandelt ſich in das Gedicht.

Der Kopf

Laßt' Sorg' und Kummer ihn beſetzen
Er hofft Entſatz und wird auch frei;
Nur durch der Liebe Barbarei
Geht er in Trümmer und in Fetzen.

Der Moraliſt.

Man kann nicht einen Beſſern finden,
Das muß ich eingeſtehen;
Wie es ihm eckelt vor den Sünden,
Die Andere begehen!

Verwandtſchaft.

Er hatte ſeine Menſchlichkeit –
Das gibt uns Theil an ſeiner Größe.
Drum ſpähen wir auch allezeit
So nach der Beſten Blöße.

Dr. Albert Hafner.

Durch Nacht zum Licht.

Verhalt'nen Schimmers ſchwebet lauſchend, ſacht,
Um Grütli's Bucht, auf ſtille Alpenwieſe,
Der Freiheit bundverwandt, die Mondennacht.
O kennt ihr ſeligere Nacht, denn dieſe?
Wie küßt der Winterflur der Freiheitsmai
Auf bleiche Wangen Schein vom Paradieſe!
Warm ſchlagen Hand in Hand die tapfern Drei,
Zu Hirten ihres Hirtenſtamm's geboren,
Der Wölfe Zahn zu brechen keck entzwei.
Dem Himmel haben laut ſie zugeſchworen:
Gleich unerreichbar der Tyrannenfauſt
Zu wahren ihren Himmel, ſelbſterkoren!
Sie haben es gehalten. Nicht verbraust
In leere Luft iſt windiges Gerede.
Die Flammenzunge, die den Zwing durchſaust,
War Waffenherold nur der Rächerfehde.
Die Ritterlanzen wie die Fürſtenkrone –
Der Sternenkrone jener Nacht wich jede,
Da auf den Fels, hoch über Erdenthrone,
Die Freiheit ihren Richterſtuhl erhob,
Das angeſtammte Recht dem Alpenſohne
Zu ſprechen und dem höchſten Gott ſein Lob!

Der ſchönſte Sieg.

(Im Kaiſerſtreit 1318.)

Der biedern Väter Wagniß,
Mein Schlachtenhahn, erweck;
Auf! ſchmettre uns, Drommete,
Ein Stückchen friſch und keck:
Ein Lied wie Stahl und Eiſen,
Wie Schweizer Schwerterſchlag,
Auf daß wir es ſingen und preiſen
Bis auf den jüngſten Tag.

Was blaſet dort der Herold
Faſt Lung' und Kehle wund?
O Solothurn, ergib Dich
Dem Herzog mein zur Stund'!"
Der mag wohl muſiziren,
Bis er des Tutens ſatt;
Nie neigt ſich vor Fürſtenpanieren
Eine freie Schweizerſtadt!

Wild lockert ſeinen Degen
Der Herzog Leopold:
„Will euch Gebiß umwerfen,
Den Sporn ihr fühlen ſollt."
Nun ſprengt er an die Mauern
Mit ſeinen Lanzen hart.
Umſonſt! dieſe plumpen Bauern
Verſtehen nicht Ritters Art.

Sie ſchleudern Steine, Pfeile
Und ſcheuchen ihn vom Thor.
Da ſteht wohl Langeweile
Den edeln Herrn bevor!
Sie denken, ſpähen, ſinnen,
Sie haben Zeit und Ruh,
Sie bau'n eine Stadt von Linnen
Und einen Steg dazu.

Die Aare ſchaut gar unwirſch
Dies leere, eitle Spiel,
Sie ſchwillt von ſchwarzem Aerger
Und wälzt der Wellen viel.
Da wird um ſeine Brücke
Dem Herzog endlich bang;
Schnell heißet er Felſenſtücke
Aufhäufen den Steg entlang.

Deß wachst noch mehr die Galle
Dem freien Alpenfluß;
Weg ſpült er Stein und Krieger
Und Steg in Einem Guß,
Und reißt die Todesbangen
Sie ſträuben ſich nur matt
Hinein in ſtarkem Umfangen
In die belagerte Stadt.

Da legen aus den Händen
Die Bürger Speer und Schwert:
Des Todfeinds ſich erbarmen
Iſt höh'rer Palme werth!
Dem Strudel hoher Wogen
Trotzt ihre kühne Bruſt,
Die Beute wird ihm entzogen
In heiliger Siegesluſt.

Sie ſetzen raſch ihr Leben
Zum Pfand für Gegners Heil,
Von den erſparten Biſſen
Wird auch dem Feind ſein Theil.
„Zieht heim nun ohne Zagen,
Das ſei von Tapfern fern,
In Feſſeln die Arme zu ſchlagen,
Die band die Rechte des Herrn.“

„Steht ihr gewappnet wieder
Einſt da und fordert Streit,
Dann ſind wir feſt und männlich

Zur Gegenwehr bereit!“
Doch ſucht der Herzog nimmer
Die alte Fehde itzt:
Einer freundlichen Zähre Schimmer
Aus ſeinem Auge blitzt.

Horch die Poſaunen laden
Zum ſchönſten Feſtesmahl:
Der Herzog mit den Rittern
Sitzt froh im Rathhausſaal
„Weit habt ihr überwunden,
Und nicht mit Schild und Speer —
Ihr ſtreitet mit Gott verbunden;
Seine Milde iſt euere Wehr.“

„Daß ſie die Enkel lehre,
Wie Liebe Panzer bricht,
Verſchmäht die Feindesfahne
Aus Freundeshänden nicht!“
Tönt brauſende Fanfaren,
Das war ein hohes Feſt:
O bleibt wie die Väter waren,
Ihr Schweizer, bleibt mild und feſt!

Adrian v. Arx.

Die Aechter.

Für das Vaterland zu ſterben, wahrlich, das iſt göttlich groß,
Und es nennen alle Freien es ein wünſchenswerthes Loos.
Aber für ein Land zu ſterben, das verachtend uns verſtieß,
O unendlich rühmenswerther, edler, größer noch iſt dies.

Brecht denn aus der Zeiten Dunkel ihr Hochherzigen hervor,
Tretet aus der grauen Vorwelt an der Enkel Blick empor,
Die, gehöhnt ihr und vertrieben, und von Allen ſchwer verkannt,
Heldenkräftig habt geſtritten für's geliebte Vaterland.

Digitized by Google

Zahllos wie die gold'nen Sterne ſchimmern in der Frühlingsnacht,
Wogte auf Morgartens Fluren Oeſtreichs ſieggewohnte Macht:
Zählet wer die Helmesbüſche, die ſo hoch im Winde weh'n?
Zählet wer die kühnen Recken, die ſo dicht gereihet ſteh'n?

Und die wen'gen Eidgenoſſen ſchauen bang und ahnungsvoll,
Wie dem See entlang der Feinde Heerſchaar unabſehbar ſchwoll.
Betend ſinken ſie darnieder vor Allvater in den Staub:
„Gib die erſt ſo ſchwer errung'ne Freiheit nicht dem Feind zum Raub!"

Sieh da nahen fünfzig Aechter, fünfzig Männer ſtark und kühn,
Denen Allen kampfesmuthig ihre Heldenherzen glüh'n.
Alle ſind ſie wohl bewehret und mit Waffen angethan,
Und der älteſte von ihnen mannlich dieſes Wort begann:

„Brüder! Eine That zu büßen, die des Landes Recht verhöhnt,
Iſt uns – o der ſchweren Sühnung! – Heimat, Herd und Haus verpönt!
In dem Vaterland zu leben hindert uns Ew'r Machtgebot,
O ſo gönnt uns, Eidgenoſſen, für das Vaterland den Tod!"

Da erhebt ſich Walter Fürſto: „Schande ihr für Ew'r Geſchlecht
Wendet den verhaßten Rücken! Unſre Sache iſt gerecht,
Und ihr ſollt ſie nicht beflecken, kämpfend unſern guten Spahn!
Unſre Hoffnung iſt, der droben lenkt der Sterne ſtille Bahn."

Und der Aechter Schaar bezwinget, was im treuen Herzen ſchlägt,
Zwingt den Schmerz, den ungeheuren, der in Aller Bruſt ſich regt,
Fluchet nicht den harten Brüdern, trägt ſtillduldend ſein Geſchick,
Wendet ſchweigend ſeine Schritte, eine Thräne nur im Blick!

Herzog Leupolds ſtolze Schaaren nahen dem Geſtad entlang,
Nahen ſich voll Siegeshoffnung ſchon des Berges jähem Hang;
Todtenſtille herrſcht im Häuflein, das für ſeine Freiheit ficht,
Banger ſchlug da mancher Buſen, bläßer ward da manch Geſicht!

Mit Geſchrei, das herzdurchſchauernd aller Hörer Mark durchdringt,
Das die tiefſte Schlucht durchdröhnet, und von Berg zu Berg ſich ſchwingt,
Bricht das Heer der Oeſterreicher auf die kühne Schaar hervor,
Die zu ſeinem wackern Kämpen ſich der Freiheit Gott erkor.

Feſt, wie ihre Bruſt die Klippe der empörten Brandung beut,
Steht der Eidgenoſſen Häuflein im ungleichen heißen Streit.
Manches ſtolzen Ritters Auge brach im wilden Todesſchmerz,
Doch auch manches Eidgenoſſen Seele ſchwang ſich himmelwärts!

Ob das Schwert des kühnen Hirten manche dichte Reih' auch brach,
Immer drängen racheſchnaubend neue Feindesſchaaren nach,
Auf dem Rumpfe des Gefall'nen ſtets ein neuer Kämpe ficht,
Und des kühnen Hirtenhäufleins Kraft und Muth und Hoffnung bricht.

Siehe! von den Bergen nieder rollen Stämme groß und ſchwer,
Rollen in d.r Oeſterreicher ſchon des Siegs gewiſſes Heer!
Siehe, von den Bergen nieder kommen Steine hergebraust,
Ha, wie ſchwinget ſie ſo kräftig der verhöhnten Aechter Fauſt!

Schrecken reißt des edeln Herzogs oft erprobte, tapfre Reih'n,
Aengſtlich ſuchet Jeder Rettung vor dem malmenden Geſtein,
Unbeachtet ſchallt der Führer Ruf — die Ordnung wird Gewühl,
Viele finden in des Seees Waſſern ihres Daſeins Ziel!

Scheue Ritterroſſe ſprengen rückwärts in des Fußvolks Reih'n,
Und wie Wetterſtrahl zermalmend dringt der Schweizer Schwert hinein,
Ringsum Tod, Geſchrei und Röcheln! Ringsum würgt der Schweizer Schwert,
Bis das Heer des ſtolzen Leupolds hoffnungslos zur Flucht ſich kehrt.

Alſo ward die Schlacht geſchlagen! Und als frei die Wahlſtatt war —
„Wo ſind die verhöhnten Aechter?“ — klang es durch die Siegerſchaar!
„Unſre Arme ſind euch offen, Groll und Feindſchaft ſind geſühnt!
Kommt! empfangt den Dank, den eu're Heldengröße hat verdient!“

Und ſie nahen ernſten Schrittes! Bruder ſinkt in Bruders Arm!
Weſſen Buſen hätte damals nicht geſchlagen hoch und warm!
Freudig ſcholl des Dankes Jubel auf zu Gott, der Rettung gab,
Und auf die verſöhnten Helden lächelt ſegnend er herab!

Tells Tod.

Vor ſeinem Haus zu Bürgeln ſaß ſinnend Vater Tell;
Sein Arm war nimmer kräftig, ſein Fuß war nimmer ſchnell,
Es hatten achtzig Winter die Kräfte ihm geraubt,
Sie hatten ihm gebeuget das ſonſt ſo ſtolze Haupt.

Er trug die Armbruſt nimmer, er ſchwang das Schwert nicht mehr,
Es hingen graue Haare um ſeine Schläfe her.
Er ſehnte ſich von hinnen hinab ins kühle Grab,
Er ſtreifte längſt wohl gerne die morſche Hülle ab.

Er ſaß in Baumes Schatten, den er an jenem Tag
Gepflanzt, als ſeinem Pfeile des Geßlers Stolz erlag,
Er brachtihn jenes Tages, ein zarter, dünner Schoß
Jetzt war's ein Baum geworden, der dichte Schatten goß.

Er ſaß ſo gern darunter, der graue alte Held,
Es mahnte ihn ſein Rauſchen an alte Zeit und Welt,
Da ſah im Geiſt er wieder, die einſt auf Rütli's Flur
Mit ihm, das Land zu retten, gethan den heil'gen Schwur.

Da winkte ihm vom Himmel der edle Stauffach zu,
Da rief ihm Walter Fürſto: „Wie lang, Tell, weileſt du?
O komm' zu uns in Himmel! Wir ſehnen uns nach dir!
Sieh', Attinghauſen, Arnold, und alle ſind ſchon hier!"

Da mocht' er gerne ſitzen, die Enkel um ihn her,
Die horchten ſo bedächtig des grauen Vaters Mähr',
Sie horchten ernſt und ſchweigend wohl manche Stunde lang,
Sprach er von alten Zeiten, von Kampf und Schwerterklang.

Einſt wälzte wild der Schächen der Wogen Schwall daher,
Vergebens baute ängſtlich der Landmann Wehr auf Wehr:
Nichts mochte Schranken ſetzen des Stromes Rieſenſchritt;
Er wälzte Bäum' und Felſen, und manche Hütte mit!

Tell ſchaut beſorgten Sinnes den wilden Wogen zu,
Sie hatten ihn geſchrecket aus ſeiner ſüßen Ruh.

Da ſcholl durch's Thal hernieder ein greller Hilferuf,
Der wohl das Herz des Stärkſten vor Schreck zu Eiſe ſchuf.

Und wie noch Jeder fragend den Andern treibt und ſtößt,
Da zeigt ſich eine Mutter, die Haare aufgelöst,
Den Blick voll Angſt erhoben zu des Erbarmers Thron,
Sie zeigt den wilden Schächen und drinnen ihren Sohn!

Da knieeten wohl Manche hin an des Ufers Rand,
Sie hoben auf zum Himmel die Herzen und die Hand;
Da rief wohl Mancher bebend: „Hat Keiner ſo viel Muth,
Den Knaben zu erretten aus dieſes Waſſers Wuth?

Doch furchtſam bebte Jeder vor ſolcher That zurück,
Die Mutter hebt verzweifelnd zum Himmel ihren Blick;
Es tönt des Knaben Stimme nur ſchwach vom Waſſer her,
Sie tönet ſchwach und ſchwächer, ſie tönet gar nicht mehr!

Der Tell hat ſich erhoben, der achtzigjähr'ge Held:
Wie könnte Tell noch feiern, wo ſolcher Nothruf gellt?
Er wirft ſich in den Schächen, mit jugendlichem Muth.
Er theilt mit kühnem Arme die ungeſtüme Fluth.

Doch ſollt' ihm nicht gelingen ſein großes Wageſtück:
Es ſollte hier ſich ſchließen im Tod des Helden Blick.
Es öffnet ſich der Himmel, es ruft der Engel Schaar:
„Willkommen, Tell, du Starker, der Aller Engel war!“

Wohl faßt er ſchon den Knaben, doch wie er ringt und ſchafft,
Er fühlt, es iſt gebrochen des Armes letzte Kraft.
Noch Einen Blick voll Lächeln auf ſeinen Heimatort, —
Dann wälzten ſtill die Waſſer des Tellen Leiche fort!

So iſt der Tell geſtorben! Das war ein Eidgenoß!
Dem ſchlug ein Herz im Buſen, das ſchlug unendlich groß!
Das ſchlug für alles Schöne, war ohne Falſch und Trug,
Das ſchlug für alles Große, für das ein Herz je ſchlug!

J. J. Rietmann.[1]

Threnodie.

Kanon: Weinen, Weinen, Weinen.
Bitt'res Erdenloos! —
Weinen, Weinen, Weinen
Macht dich ſtark und groß!

Und als ich hier zum erſtenmal die Erde und den Tag geſchaut,
Das that mir in der Bruſt ſo weh, ich weinte laut und überlaut;
Die Wehemutter aber ſprach: Gewiß, das Kindlein iſt geſcheidt,
Denn Weinen, Weinen iſt geſund und macht ihm Bruſt und Lunge weit.

Weinen, Weinen, Weinen ꝛc.

Und als dann ſpäter — o der Qual! — zur dumpfen Schule ich gemüßt,
Hat Mütterlein, mitweinend ſelbſt, die Thräne mir vom Aug' geküßt,
Und hat, den tiefen Kindesſchmerz beſchwicht'gend, mich an's Herz gedrückt,
Und mir geſagt. Wer weint, der lernt, und wird in Zukunft recht geſchickt.

Weinen, Weinen, Weinen ꝛc.

Und als der ſchönſte Jugendtraum, die erſte Liebe mir verſank,
Wie weint ich da ſo bitterlich, wie ward ich da ſo ſterbenskrank;
Die Freunde aber ſprachen ſchön und prieſen mir wie Hiob an:
Ja weine nur, ja weine nur; denn Weinen macht dich erſt zum Mann.

Weinen, Weinen, Weinen ꝛc.

Und als mir meines Hauſes Hort, mein Lebensglück verſchlang der Grund,
Da ward mein Herz von Seufzen matt, das Auge mir von Weinen wund;
Da kam der Paſtor ſalbungsvoll und gab mir dieſen Troſtbeſcheid:
Nur Weinen macht das Herze frei und hebt es zu der Ewigkeit.

[1]) Von Rietmann ſind folgende treffliche Schriften erſchienen: „Hiob, oder das alte Leid im neuen Liede," St. Gallen und Bern 1843, „Predigten in Liedern", „Ueber Shakeſpeare's religiöſe und ethiſche Bedeutung", St. Gallen 1853, „Sozialiſtiſche Träume, Ebendaſelbſt 1858, „Feſtrede zur Enthüllung des Denkmals auf P. Scheitlin", 1861, und „Shakesſpeare und ſeine Bedeutung" (Feſtrede) 1864.

Weinen, Weinen, Weinen ꝛc.
Nun fließt die Thräne immer noch und iſt mir Herz und Auge ſchwer:
Was ſoll denn nur noch werden hier, was lerne ich auf Erden mehr?
Die Bruſt die iſt geſund und weit, der Kopf iſt leidentlich geſchickt,
Und lange ſchon bin ich ein Mann, der aus der Zeit in's Ew'ge blickt.

Weinen, Weinen, Weinen ꝛc.
Doch ich verſteh' dich, bitt'res Naß, du nimmermüder Thränenquell,
Du wäſcheſt ſtets auf's Neue mir das müde, trübe Auge hell;
Doch hab' ich ja ſo viel, ſo viel, das liebend mir am Herzen liegt,
Drum ſind mir auch die Thränen noch nicht ausgegangen und verſiegt.

Weinen, Weinen, Weinen ꝛc.
Und wenn einſt einſam und verwaist ich hier nichts mehr verlieren kann,
Und wenn vom ſtarren Auge mir die letzte bittre Thräne rann,
Dann iſt der Kurſus durchgemacht, dann falt' ich ſterbend meine Händ'
Und ſegne dich du Erdenloos mit Thränen Anfangs und am End.'

Weinen, Weinen, Weinen,
Bitt'res Erdenloos!
Weinen, Weinen, Weinen
Macht dich ſtark und groß.

Dr. J. K. Wilhelm.

Freundſchaft.

Ach wie viele Lieben ſind dahingegangen;
Wie vereinſamt ſtehſt du da im weiten Erdenrund:
Blaſſer immer blaſſer werden deine Wangen;
Wie des Herbſtes grünes Laub, verwelket Herz und Mund!

Doch es ſchien nur ſo: du fühlſt dich angezogen
Vom Verwandten: in den Menſchen leben Menſchen fort.
Brauſen noch ſo hoch des Schickſals Meereswogen,
So geleitet eine Seele dich zum ſichern Port.

In der Ruhe Stunden zieht ein ſüßes Sehnen
Durch das ſtille Herz, und heiter wird der düſt're Blick;
Ja, wie voll auch ſei das Aug' von bittern Thränen,
Eine Hand verwiſcht ſie und erleichtert dein Geſchick.

Dieſer Hand, ſo mild, ſo zart, vertrau' dich ohne Zagen;
Ihr geweihter Zauberſtab erhebt zu Himmelshöh'n.
Mag an deinem Ruf ein gift'ger Zahn auch nagen,
Sie erſchließet eine neue Welt dir, groß und ſchön!

Dieſes zarte Sehnen, dieſes ſel'ge Finden,
Das die Herzen bindet in der Liebe heil'gem Raum,
Bleibe; ihm laßt uns die ſchönſten Kränze winden:
Himmelstochter Freundſchaft, nein du biſt kein leerer Traum!

Heinrich Boßhard.

Sempacherlied.

Laßt hören aus alter Zeit
Von kühner Ahnen Heldenſtreit,
Von Speerwucht und wildem Schwertkampf,
Von Schlachtſtaub und heißem Blutdampf.
Wir ſingen heut' ein heilig Lied:
Es gilt dem Helden Winkelried.

Bei Sempach der kleinen Stadt,
Manch Ritter wohl Geſpottet hat.
Der Heertroß zerſtört das Kornfeld,
Doch warnend ruft dort ein Kriegsheld:
„In Kurzem bringt euch blutig roth
Ein Eidgenoß' das Morgenbrot!“

Man ziehet in's Schlachtgewühl,
Zum heißen Kampf, der Tag war ſchwül.
Im Stahlkleid gar grauſig furchtbar,

Stand Oeſtreichs geübte Kriegsſchaar;
Doch kühlt der Tod bald ihren Muth;
In unſerm Land wallt Schweizerblut.

Sie ſtürzen mit freier Bruſt,
Im Herzen Muth und Siegesluſt,
Zum Kampfplatz, wo man in Schlachtwuth,
Dumpf brüllend ſich wälzt im Herzblut.
Es trotzt das Heer, die Noth wird groß,
Und mancher ſtirbt vom Speeresſtoß.

„Erhaltet mir Weib und Kind,
Die Eu'rer Hut empfohlen ſind!"
Ruft Struthan, umfaßt mit Mannskraft,
Drückt nieder der langen Speer' Schaft,
Gräbt's in die weite Heldenbruſt,
Mit Gott der Freiheit ſich bewußt.

Und über die Leiche tritt
Das Heldenvolk im Sturmesſchritt.
Der Schwertſchlag erblitzet furchtbar,
Im Helmglanz erbleicht die Mordſchaar,
Und es erdröhnt von Berg zu Thal
Der freien Nachwelt Siegeshall.

Edmund Dorer.

Wahres Eigen.

Die Liebe däucht uns arm nach äußerm Schein,
Doch liegt in ihr des Reichthums Schatz verborgen;
So taucht aus bleicher Luft der gold'ne Morgen,
So ruht in dürft'gem Grund der Edelſtein.

Nur was du liebeſt, nennſt mit Recht du dein!
Was Denken dir errang, was dir in Sorgen
Der Arm erſchafft, hat dir Natur geborgen
Das wird Beſitz nicht Eigenthum dir ſein.

Was du gedacht das magſt du ſchätzbar finden:
Was du erwarbſt, das, magſt du froh empfinden:
Doch was du liebſt, das kannſt du überwinden.

Und was du liebſt, muß ganz ſich dir ergeben,
Und waltet fort und fort in deinem Leben,
Wie Sonnengluth und Feuerſaft der Reben.

Wellen und Gedanken.

Beglückte Nacht! Ich wandle jetzt allein
Am Strand des See's; es flüſtern nur die Wellen,
Kein Lärm kann ſich dem ſanften Ton geſellen,
Und in der holden Stille denk' ich dein.

Klar ſtrahlt des Mondes lichter Widerſchein
Im Spiel der Fluth; die leiſen Wogen ſchwellen;
Sie drängen ſehnend ſich zum Licht, dem hellen,
Um Spiegel ſeiner milden Gluth zu ſein.

Und wie die Wellen ohne Ruhe beben,
Um in des Mondes Abglanz hold zu prangen,
Und in dem Schimmer ſeines Lichts zu weben,

So wogen die Gedanken mir und ſtreben,
Um deiner Schönheit Strahlen zu empfangen,
Da ſie von dir verklärt zu ſein verlangen.

Des Traumes Glück.

Zum Traume verwandelt Phantaſie das Leben,
Doch dieſes Traumes Traum beglückt die Minne;
Und ob der Traum im Neid des Lichts zerrinne,
Wer ſehnt ſich nicht nach ſeiner Huld zu ſtreben?

Des Traumes Schwingen mögen mich umſchweben,
Daß ich durch ſeine Gunſt mir Glück gewinne;
Der ſüße Mohn umfange meine Sinne,
Und luſt'gen Bildern ſei mein Geiſt ergeben.

Ein wahrer Schlummer iſt des Menſchen Loos,
Und Keiner wand, wie Mancher ſie auch möchte,
Von der Gewalt der Dämmerung ſich los.

Doch reift zur Wahrheitsfrucht des Traumes Blüthe
Und dauert fort, wenn in der Urne Schooß
Der Aſchenſtaub des kurzen Traums verglühte

Dr. Ludwig Tobler.

Lauterbrunnenthal.

„Lauter Brunnen", laut're Quellen
Sind dein Name, ſchönſtes Thal;
Rings von ſteilen Felſenwänden
Gleitet ſanft ihr Fall zuthal.

Nicht in wilden Wirbelwogen
Sturz auf Sturz das Waſſer wallt:
Von der höchſten Höh' gezogen,
Wie durch zaub'riſche Gewalt.

Spinnt es ſich in Silberfaden
Sachte von der Felſenwand,
Löst auf ſeinen leiſen Pfaden
Selbſt ſich auf in Staubgewand.

Güt'ger Himmel der uns Alle
„Wie die Waſſerbäche lenkt"
Und mit Segens Ueberſchwalle
Alle Erdenthale tränkt:

Läut're meine tiefſte Seele,
Laß ſie ſich dem Höchſten weih'n,
Und das Loos, das ich erwähle,
Laß dem Staubbach gleich es ſein.

Samuel Liechti.

Di dry Rieſen von Iſeltwald.

(Brienzerdialekt.)

S'iſcht na=m=en heißen Tag g'ſyn, wan is Liftli
So chiel wie ſießi Ankemilch iſcht chon,
Un mengs gar fyns u lieblichs Diftli
Mu hed vermerkt vo Wytem ſchon.
Uf Bergen hed mu no ſy chäch ghert johlen,
Un uf der andren Syten d'Bäch no runſchen,
U gly hed d'Sunne wellen ahi trolen,
D'r Tag u d'Nacht hein umhi wellen tuuſchen;
Un üf em See iſcht no is Schiffli g'fahren,
Mu hed's am grybeleten Waſſer g'ſehn,
U d'Vegel ſyn da g'flohn in großen Schaaren,
Un zringetum da g'herd mu d'ſunderbari Teen.

'S hed ſchon is Wyli ſiebni g'lytet g'häben,
Wan's Gritli uf nen Stein iſcht üſen g'ſeſſen;
S 'mueß emmel geng an eppis annen chläben,
Wenn's fürhen chund mid ſynen luſchtigen Späßen.
Da rieft du d's Gritli: „Hanſelli und Frizli,
So chemed g'ſchwind, jehr mießt Yſopen han,
U näht mer d's Zyſelli mit, das chätzers Gitzli;
Dem Mietti ſägets o, is hed ja n'alls ab'than.
Läht d's Chind nid fallen, thun uch z'ernſchtem mahnen,
Syſcht chumen uch den gwiß chon zwanen."

I wollt' uch jitz grad wieder niewies b'richten,
S'iſcht aber nid von denen Zwergeng'ſchichten,
Nid von d'r Rochelmoren u dem Foferenwald"
Wie d's Gritli das hed g'ſeid ſu chemes bald,
Un d's Mietti hed no d's Elſelli mitg'non
U ſetzt ſi mit mu üſen ſelben Stein.
Wan aber d'Gritli anfäht gieh's den Getti chon
Un d'Gotte, beidi hein faſt miedi Bein,

Doch wollt ſie's nid lan merken u drum ſchtahn,
Un d'Gotte frägt: „Willt jetzen nid afahn?“
Un Alli loſen druf, was d's Gritli zellt,
D's Geißmietti ſelber heb ſi nebe d'Gotten gichtellt,
Die andri aber wollt no d'Uſſicht han;
So fäht denn d's Gritli endli z'zellen an:

„Vor tuuſig Jahren ſyn dert d's Iſeltwald
Dry Burſche gſyn, ſtarchlocht wie höji Tannen,
Nu heb ne Rieſen g'ſeid, den großen Mannen,
Nu loſit, wie's den' gangen iſcht gar bald.
Selb Zyt iſt no nen Chaiſer g'ſyn im Land,
Dem heb nu g'holfe wenn es Chrieg iſcht gſyn.
Du ſchrybt d'r Cheiſer eis id's Oberland,
As ſöll all's chon ihm helfen, Groß u Chlyn.
Du heb nu g'ſinnet, 's wän am beſchten z'richten,
Nu ſchickti nu nid e ſo nen Huſen Lyt,
Nu chennti Geld erſparen u viel Zyt,
Nu well mit denen Mannen b'richten.
Di ſin denn g'rad eis gräch g'ſyn u zum Cheiſer chon.
„Potz Donder,“ ſeid er, ſyn das all' vom Oberland,
Gähn ſi mier jetzen das zum Lohn,
Daß d'Fryheit i ha glahn dem Land?“

Duo ſeid der Greſcht: I chan dier Cheiſer ſägen,
I wollt d'r zehentuuſig zämenſchlahn,
Un die zween da nähn g'rad ſo viel bin Chrägen,
Mier hein ſcho mengs ſo Stryßli ghan.“
Duo ſeid der Cheiſer: „Nu mïer wein de guggen!“
Un heb duo ganz lan fahren ſyner Muggen.
Die dry ſin druf in Buchenwald da g'gangen,
Un jedra heb en dicken Böum usg'ſchriſſen,
D'ruf ſi ſyn uf en Find mid denen Schtangen
Un hein en b'jäten, daß er iſcht usg'riſſen.

Da iſcht d'r Cheiſer gryslich löuben g'ſyn.
U ſeid: Jetz chenn d'r g'rad usleſen,
Was jehr weit han.“ Du chund's den Dryen d'Sinn,

En Vogel in ihr'm Fähnli wän es Weſen.
Duo ſeid der Cheiſer : „Nu d'r ſöllt nen han.“
Duo hein ſi g'ſchwind d'r Adler in ihr's Fähnli than.
Druf hed d'r no den Dry'n Erlöubniß gähn,
Derd us ſym Boden d's Benigen dry Rieben z'nähn,
Un eini in d'r Hand u zwon im Gyrtel zt'rägen. –
Das iſch jetz All's, was i=n=uch hit chan ſägen.“

Wa d's Gritli ſo hed zellt, ſu hein ſyni Aengli gfunklet,
Un was hed ufg'herd ghan, ſu ſeid da d'Gotten:
„I achten, 's wän jetz Zyt, 's hed ſcho ſy dunklet,
Chumm Hans, mier wein jetz gegen heimen zotten.“

Heinrich Leuthold.

Ave Maria!

Mit ihren Wonneſchauern naht ſie ſacht,
Auf leichten Sohlen ſchleicht ſie mild einher,
Die ſanfte Zauberkönigin, die Nacht,
Und ihres Sternenmantels ſtille Pracht
Ausſpannt ſie langſam über's Mittelmeer.
Vom Kirchlein einſam auf dem Fels am Strand
Weht leiſes Läuten über Meer und Land;
Sonſt Alles ſtill; nur durch das Schilf ſpielt lind
Der Abendwind
Ave Maria!

Nun lehnt der braune Schiffer ſtumm am Maſt,
Und ſinnend ſtarrt er in die off'ne See;
Er denkt der Seinen bei der Abendraſt,
Und ihn, des Meeres ſtäten, rauhen Gaſt,
Erfaßt ein banges, ungewohntes Weh,
Ob er ſie wiederſehen wird, ob nicht;
Die ferne Heimat, ach! er weiß es nicht;
Er betet leis, — und Thränen rieſeln, lind,
Für Weib und Kind
Ave Maria!

Der finſtere Bandit im Apennin
Läßt ruh'n die Beute, die er heut' geraubt;
Das Abendläuten, fremd ergreift es ihn,
Er ſchlägt das Kreuz, liegt reuig auf den Knien,
Geneigt ſein trotziges, verfehmtes Haupt.
Des Tages Sorgen warf er über Bord;
Die Hände, die noch blutig ſind vom Mord,
Er ſtreckt ſie himmelwärts; durch ſeine Seele geht
Ein ſtumm Gebet
Ave Maria!

Ich aber ſteure läſſig meinen Kahn;
Des Weltengeiſtes Odem lauſch' ich ſtumm,
Und meine Seele taucht, ein weißer Schwan,
Sich in der Sehnſucht ſtillen Ozean;
Die Liebe ſei mein Eigenthum.
Im Norden fern im engen Kämmerlein
Weint jetzt ein blondes Kind und denket mein;
Die jedes Glück, die mir den Frieden lieh
Und Poeſie:
Sei gegrüßt, Marie!

Fragment aus Sizilien.

Wo der azurnen Woge Spiel
Sich bricht am Apenningeklipp,
Begrüßt' ich jüngſt auf leichtem Kiel
Dein Grab, Virgil,
Am grottenkühlen Poſilipp.

Und Platens Gruft beſucht' ich heut
Hier, wo Siziliens fremder Strand
Ihm ſeinen ſchönſten Lorbeer beut,
Und Blüthen ſtreut,
Die ihm verſagt das Vaterland.

So ging zur Ruh' im Aſchenkrug
Nun jenes Herzens mächt'ger Puls,

Der, als er noch begeiſtert ſchlug,
Mit Pindar's Flug
Vereint den weichen Ton Tibulls!

Ruh' ſanft, o Platen! Wer verbannt
Vom Volk, das er zumeiſt geliebt;
Wer von der Heimat ſchwer verkannt
Sich abgewandt,
Iſt müd', auch wenn er ihr vergibt.

Und doch beneid' ich dich. Denn dort,
Wo ſie dich kühl verläugnet, rauſcht
Dein Name ſchon beflügelt fort;
Es zählt dein Wort
Zu jenen, d'rauf die Zukunft lauſcht.

Ueberſetzungen.[1]

Auf das Grab des franzöſiſchen Beranger.

(Von A. Beranger, Profeſſor in Lauſanne.)

So iſt es wahr! Des Todes Senſe ſchonte
Auch dieſes Lorbeers nicht, und tief in Weh,
Daß ſtumm die Harfe, d'rin der Wohllaut wohnte,
Klagt das verwaiste Lied um Beranger.
Es hebt umſonſt ſein rauſchendes Gefieder;
Die Gluth erloſch, die einſt ein Volk entfacht —
Ihr Schwalben, laßt auf dieſem Grab euch nieder!
Hier wird der Lenz erſtehen über Nacht.

Zu euch, ihr Schwalben, die April uns ſendet,
Sprach er, der euer Zwitſchern wohl verſtand:
„Zur fernen Küſte zieht hinaus und ſpendet
Troſt dem Gefang'nen dort im fremden Land!

[1]) Fünf Bücher franzöſiſcher Lyrik in Ueberſetzungen von Emanuel Geibel und Heinr. Leuthold. Stuttgart, Cotta'ſcher Verlag, 1862.

Heimſtrebt ſein Herz, gefeſſelt ſind die Glieder —
Fliegt hin und ſtillt ſein brennend Leid ihm ſacht!“ —
Ihr Schwalben, laßt auf dieſem Grab euch nieder!
Hier wird der Lenz erſtehen über Nacht.

Fürſt ohne Schätze, König ohne Krone,
Nichts als die Waldnacht ſucht' er zu St. Cloud;
Die Moosbank zog er vor dem goldnen Throne,
Und dem Palaſt der Epheulaube Ruh';
An ſeinem Kleide prangte nur der Flieder,
Das Heideröslein, das der Mai gebracht —
Ihr Schwalben, laßt auf dieſem Grab euch nieder!
Hier wird der Lenz erſtehen über Nacht.

Ein Seufzer? Ha! Gedacht' er an Liſette
Und wie's „am Dach“ mit zwanzig Jahren ſei?
Wohl iſt die Armuth eine ſchwere Kette,
Doch auch in Ketten bleibt der Starke frei.
Reich war ſein Herz; er hatte Lieb' und Lieder,
Die Hoffnung hielt an ſeinem Herde Wacht; —
Ihr Schwalben, laßt auf dieſem Grab euch nieder!
Hier wird der Lenz erſtehen über Nacht.

„Erloſch ſchon jetzt,“ ſprach Frankreich, „jeder Funken
Vom Glanz der welterobernden Armee?
Iſt in Vergeſſenheit ſie ſchon verſunken,
Wie ſie verſunken in des Nordens Schnee?“
Da zürnte ſein Geſang, bis ſtrahlend wieder
Der Ruhm aus jener Inſelgruft erwacht —
Ihr Schwalben, laßt auf dieſem Grab euch nieder!
Hier wird der Lenz erſtehen über Nacht.

Wenn Zeter über ihn die Heuchler ſchrieen,
Wenn ihn der Vatikan entbot zum Streit:
„Geht hin,“ ſprach er, „ich hab' euch längſt verziehen,
Sowie der „„guten Leute Gott““ verzeiht!“
Im Sturm ſein „Schiffchen“ trieb er feſt und bieder,
Ein Land uns ſuchend, d'rauf der Himmel lacht —
Ihr Schwalben, laßt auf dieſem Grab euch nieder!
Hier wird der Lenz erſtehen über Nacht.

Doch ſchaut, der Sänger mit der Silberlocke
Naht einem beſſern Stern; den ſchlichten Greis
Empfängt der Feldherr dort im grauen Rocke,
Entblößten Haupts; die Garde ſteht im Kreis.
Und horch! Jetzt ſingt ſie – das ſind ſeine Lieder!
Ob ſeinem Haupte rauſchen Fahnen ſacht. —
Ihr Schwalben, laßt auf dieſem Grab euch nieder!
Hier wird der Lenz erſtehen über Nacht.

Stimme der Fluth.

(Von Charles Didier aus Genf.)

Es liegt die Nacht mit zagem Schaudern
O Leman dir am Buſen nun;
Bei deiner Wellen ſüßem Plaudern
Verſtummt der Wind und ſinkt mit Zaudern
Auf's blaue Bett, um auszuruh'n.

Den Nachtgruß mit dem Strand zu tauſchen,
Nur leiſen Odems, heißeſt du
Den Schlummernden die Segel bauſchen;
Die Schiffe mit verhalt'nem Rauſchen
Zieh'n den gewohnten Häfen zu.

Der Himmel, Stern an Stern unzählig
Ruht dir im Schooße klar und ſtill;
Ein heil'ger Schauer faßt allmählig
Mein ganzes Weſen, das ſich ſelig
In reinen Wohllaut löſen will.

Und doch, wie tobſt du oft in freier
Begier und rührſt mit keckem Kuß
An des Geſtades Blumenſchleier,
Das wie die Jungfrau ihren Freier,
Dich ſchmachtend von ſich ſtoßen muß.

Oft ſtöhnſt du auf in bangen Klagen,
Oft zaubermächtig weht aus dir

Ein Hauch wie von verſcholl'nen Sagen,
Als ſpräch' aus deinem Wogenſchlagen
Ein unſichtbarer Geiſt zu mir.

Dein ſüßgeheimnißvolles Koſen,
Dein Schmeicheln malt kein irdiſch Lied,
Wenn mich gleich einem feſſelloſen
Gefang'nen dein beſeelt Liebkoſen
Verlockend in die Fluthen zieht.

Urplötzlich iſt es dann, als riefen
Sehnſüchtig mir aus deinem Schoos
Zahlloſe Stimmen, die ſonſt ſchliefen,
Als blühte mir in deinen Tiefen
Ein Menſchen unerreichbar Loos.

Und zog nicht ſolche Zauberweiſe,
Da er an Aegens Strande ſaß,
Einſt Glaukos in die Wellen leiſe,
Wo er im Nereidenkreiſe,
Ein trunkner Gott, der Welt vergaß?

Hans Trüeb.

Quelle des Geſanges.

(11. März 1858.)

Sag' an, du Schweizer-Männerchor,
Wo iſt dein Liederquell'?
Er ſpringt ſo reich und voll empor,
So labend und ſo hell;
Es brauſt die friſche Liederfluth
So unerſchöpflich fort,
Sag' an, wo iſt die Quelle gut,
Wo iſt dein Liederhort?

Auf waldbekränzter ſtiller Flur,
In frommer Einſamkeit;
Im Grütli, wo der Bundesſchwur
Das Schweizerland befreit:
Da ſprudelt unſer Liederquell
So reich und friſch empor,
Es ſchöpft an dieſer alten Stell'
Der Schweizer-Männerchor.

Bei Sempach, wenn man's recht bedenkt,
Bei Näfels — überall,
Wo Schweizerblut die Erde tränkt,
Iſt unſer Quellenthal.
Da rauſchen Lieder voll heran,
Voll Ehrfurcht, Kraft und Schwung,
Da ſchöpft der Jüngling und der Mann
Zur That Begeiſterung.

Bei Heerdenglock' und Alpenhorn,
Im friſchen Morgenglanz,
Da ſpringt ein neuer Liederborn,
Im Alpenroſenkranz.
Dort eilt er jodelnd in das Thal
Ein fröhlicher Geſell,
Bringt muntre Lieder ohne Zahl,
Der Hirt von Appenzell.

Noch rinnt ein Quell an fernem Strand
Aus weichem, zartem Grund,
Gibt ſich in Lieb' zum Vaterland,
Im Heimwehliede kund;
Du liebes, treues Schweizerherz,
Du Liederquelle du,
Im Liede eilſt du allerwärts
Der lieben Heimat zu!

Die Freiheit, die ſeit alter Zeit
Das Schweizervolk beglückt;

Natur, in ihrer Herrlichkeit,
Die unſer Aug' entzückt,
Vereint zu einem hehren Klang,
Zum Namen Vaterland,
Da iſt's, wo Schweizermännerſang
Den heil'gen Urquell fand.

Karl Schneider.

Der arme Soldat.

Der arme Soldat er zieht zum Streit,
Die Habe ſo klein und das Herz ſo weit!
Du junger Streiter der Republik
Was funkelt und glühet aus deinem Blick?

„Wohl keinerlei Ahnentabellen, traun
Gefunden, ſo heißt's, ward ich hinter dem Zaun,
Erzogen dann chriſtlich, ſchlicht und recht
Zu einem beſcheidenen Bauernknecht.

Da hört' ich nun ſagen im Dorfe zu Haus:
Nur Kleider machen die Leute aus;
Es komme juſt eine eigene Zeit,
Die Manchen wirke das Ehrenkleid.

Da war's mir, als hört' ich ein großes Wort!
Es riß mich mit mächtigem Zauber fort;
Drum nehme ich freudig die Wehr zur Hand
Und ziehe hinaus für's Vaterland!"

Und wo er nun wandert durch Dorf oder Stadt
Wird freundlich gegrüßet der arme Soldat,
Als wäre er vornehmer Leute Kind,
Und nimmer gefunden in Schnee und Wind.

Der arme Soldat — ſchon ſchaut er den Kranz,
Den Ehre ihm reichet im Heldenglanz,
Und mancher liebſonnige Lebensblick
Begeiſtert den Krieger der Republik.

Drum reißt es ihn fort — drum läßt er nicht ab,
Und müßt' er auch ſinken blutjung in das Grab!
Drum zieht er ſo freudig hinaus zum Streit,
Die Habe ſo klein — und das Herz ſo weit!

In weiter Ferne.

In weiter Fern' zieh' ich allein
Ein Fremdling durch's Revier;
Wehmüthig taucht im Dämm'rungsſchein
Empor dein Bildniß mir.

Ich mein' ich ſeh' den Tannenwald
Ruinen auf der Höh',
Den Rheinſtrom, wie er wogt und wallt
Hinab zum blauen See.

Die Nebel ſteigen aus dem Moor,
Die Wachtel ſchlägt ihr Lied;
Aus dunkelm Schilfverſteck hervor
Die wilde Ente zieht.

Wie göttlich prangte die Natur
Bei ſolchem Abendgang,
Wo unſer Herz ein Himmel nur
Mit Seligkeit durchdrang.

Wohl werd' ich wieder ſteh'n am Rhein,
Beſchau'n die Abendruh',
Doch ach, mir werden ferne ſein
Mein altes Herz und Du!

Der Cymbalmann von Debreczin.

(Mai 1849.)

Ich hieng die Lyra an die Wand,
Wohl nimmer ſie zu ſchlagen:
Ich glaubt' mein Herz ſchon ausgebrannt,
Trotz meinen jungen Tagen;
Doch bei dem Lied aus Debreczin,
Wer müßte da nicht neu erglüh'n?

Von der Donau, aus dem Ungarland,
Wie rauſcht es allgewaltig
Das Lied Koſſuth's, ſo er erfand,
An Weiſen mannigfaltig.
Es zieht die Herzen alle hin
Zum Cymbalmann von Debreczin.

Die Honveds und Huſaren hoch!
Die wackern Cymbalſchläger.
Wie klingt es durch die Haiden doch
Das Lied der wilden Jäger,
Die aus dem alten Debreczin
So todeskühn zu Felde zieh'n.

Das iſt dein Lied, — der Säbelklang!
Wie's nur der Magyare
Vereinigt ſingt im Todesgang
Mit Polens Silberaare.
D'rum dreimal Heil den Melodie'n
Des Cymbalmanns in Debreczin!

Selbſt wenn die Sänger nicht mehr ſind —
Der Uebermacht erlegen,
Es ſpielt ihr Lied im Abendwind
Von ſelber allerwegen
Dann aus dem Schutt von Debreczin
Als Oſterlied zur Zukunft hin!

Joſeph Hofſtetter.

's Röſelis Güetli.

I weiß e Güetli, ſäg nit wo,
Doch daß i's weiß, deß bin i froh,
Im Güetli ſtoht e Burehuus,
Das gſeht gar nett und ſuber us:
Drin wohnt ſo gattlig, fin und glatt
Es Meiteli wie=n=us d'r Stadt.

Dur d' Mitti vo dem Güetli tſcholt
E Bach, do han i gjuchzt und gjolt
Als chline Strupi, wenn i mi gſpüelt
Vom Summerſchweiß; dernebe chüelt
Dem Erlebuſch ſis laubig Dach.
Ein bi=me Rückli a dem Bach.

Da denk i oft a d' Juged z'rück,
A's unſchuldvolli Chinderglück,
Und wie das Meiteli und i
Sind zemme da deheime gſi
Und 's Bord vom Bach hend unterhöhlt
Und üs am Bode=n=umme dröhlt.

Kes Blümli währli und ke Stei,
Kes Brettli, Steckli wäger nei,
Iſch ſicher gſi vor üſem Spiel,
So chline Mützger bruche viel;
Was mir no neiñe hend erwütſcht,
Das iſch dur üſi Finger grütſcht.

Zwar het me=n=üs au mengiſt gſchweigt,
D'r bitter Ernſt mit Ruethe zeigt,
Das het denn frili anders tönt.
Wir hend üs aber au dra gwöhnt.
Für jungi Lüüt iſch numme gſund,
Wenn d' Ruethe bine z'Ehre chunt.

Jetz gseht es frili anders us
Mit mir und mit dem Burehuus,
Und 's „Rösli" das isch jetz e Ros,
's goht Mänge=n=uf si z'wybe los —
's git jede Fall e chächi Frau
Für Huus und Feld, —si gfallt mer au.

Wenn d' Sunn no nien' am Himmel stoht,
Kes Bei no fast durs Dörfli goht,
Und 's Finkli sich no duckt im Traum
Im warme Nestli ufem Baum,
Het es für sich scho Alles thue
Und düßelet's d'r Chuchi zue.

Und riibt si's Müeti d'Auge=n=us,
Und schimpft der Aetti brav sich us,
Wenn d'Sunn ihm afe schint i's Bett'
Daß er sich so verschlofe hett, —
So lacht er doch, wenn 's Chännli grad
Zum Morgeschlückli isch parat.

Und sei's im Feld und sei's im Wald,
Es kennt ke Rueh und kennt ke Halt'
Wenn d'Arbet z'schochewys si hüüft,
So lacht es erst und Alles schlüüft
Ihm gleitig wie=n=e Blitz dur d'Hand,
Es het halt Schick für jede Stand.

Wenn aber 's Abesternli blinkt,
D'r Mond am Himmel fründli winkt,
D'r Senn sim Vehli innejolt
Dur's Güetli dur es Bächli drolt,
So glitzerig wie Silberstaub
Und 's Abelüftli runscht im Laub:

Da isch es oft no Stunde wach
Verborge=n=unterm Erledach;

Und was ihm da das Bächli ruuſcht,
Und was es us de Sterne luuſcht
Nach heißem Tag, weiß i allei,
Und wyter brucht es ja ke Gſchrei.

Mein Kirchgang.

Wenn leichter Hauch der Abendlüfte
Den dunkelgrünen Wald durchbebt,
Und Leben flüſtert allen Zweigen,
Dem Traume gleich das tiefe Schweigen
Der Nacht die Erde überſchwebt:

Dann zieht's mich in das nahe Wäldchen,
Dem zarten Wieſengrün entlang,
Da ſchau ich auf zum blauen Himmel,
Der Sterne flammendem Gewimmel
Im lichten, ewig gleichen Gang.

Und was ſo oft in ſchweren Stunden
Mir dunkel Sinn und Geiſt durchzieht,
Wenn jede Hoffnung will erkranken
Im Wirrwarr forſchender Gedanken, —
Was nie ein menſchlich Auge ſieht:

Das flimmert durch die Nacht ſo ſtille
Der Sterne Silberlicht mir zu,
Das kündet mir der Mond ſo leiſe,
Das murmelt mir des Bächleins Weiſe,
Und jeder Zweifel geht zur Ruh'.

Da faßt des Weltalls ſtumme Größe
Mich mit geheimnißvoller Macht,
Zu dir, Natur, ſtets kehr' ich wieder!
Der Weſtwind wird ein Quell der Lieder,
Mein Kirchendom die Sternennacht!

Eugène Peſchier.[1]

Das weiße Kreuz im rothen Feld.

(Preisgedicht.)

Das weiße Kreuz im rothen Feld,
O Schweiz, dir ruft der Himmelsheld,
Der Freiheit Heiland ruft dir zu:
„In dieſem Zeichen ſiegeſt du.“
Drum wahr es treu, geliebte Schweiz,
Im rothen Feld das weiße Kreuz,
Der Freiheit Licht und Morgenroth,
Dies Zeichen lieb' ich bis in Tod.

Du Alpenjungfrau ſtill und groß,
Vom Himmel blau und wolkenlos,
Wenn dir das erſte Sonnenlicht
Die Roſen um die Schläfe flicht,
Dich ſchmückt wie keine Königin
Dein Purpur und dein Hermelin,
Der Unſchuld Weiß, der Liebe Roth,
Die Farben lieb' ich bis in Tod.

Dort droben, wo der Adler wiegt,
Um's Felſenneſt der Geier fliegt,
Hoch ob des Aelplers grüner Alm
Die Gemſe nagt den letzten Halm,
Dort blühen unter Schnee und Eis
Die Alpenroſ', das Edelweiß:
Der Freiheit Blumen, weiß und roth,
Die Blumen lieb' ich bis in Tod.

---

[1]) Von Peſchier erſchien das ſehr gelungene Werk: „Dichterbuch der franzöſiſchen Schweiz.“ Baſel und Genf, 1865.

Dort wo der Heerde Glocke tönt,
Von Alm zu Alm der Reigen dröhnt,
Der Jauchzer klinget fern und nah,
Des Sennen froh Hallelujah,
Da lebt ein Völkchen frisch und stark,
Im Leib gesundes Lebensmark
Wie Milch so weiß, wie Blut so roth;
Die Sennen lieb' ich bis in Tod.

Doch dröhnet durch die Berge still
Die Sturmglock' und das Horn so schrill,
Der Jäger jagt nicht Gemsen mehr,
Es heischt der Krieg sein Jagdgewehr.
Er will nicht Kampf zum Zeitvertreib,
Er schützt sein Haus, sein Kind, sein Weib,
Da färbt den Schnee sein Blut so roth;
Die Heimat liebt er bis in Tod.

Und fest wie seine Felsen steht
Der Schweizer, wenn sein Banner weht:
Das weiße Kreuz im rothen Feld,
Da siegt, da stirbt er wie ein Held.
Der Gott im Himmel segnet dich,
Du Land der Freiheit ewiglich;
Dein Kreuz erlöst aus Angst und Noth,
Dies Zeichen lieb' ich bis in Tod.

In Glarus und in Appenzell,
Und dort, wo schlummert Willhelm Tell,
Und in Graubündtens tiefem Schnee,
Am Rhonestrom, am Wallensee,
Und von der Jungfrau Riesendom
Am Aarfluß und am Limmatstrom,
Weht unsre Fahne weiß und roth,
Der Schweizer liebt sie bis in Tod.

Am Golfstrom, in der Wüste Sand
Und an des Weltmeers fernem Strand,
Dort, wo der Niagara rauscht,
Wenn er in Japan Schätze tauscht,

Wenn ihn der Weltſtadt Woge trägt,
Sein Herz in wilder Sehnſucht ſchlägt:
Die Thräne fällt auf's fremde Brod,
Die Heimat liebt' er bis in Tod.

Und wenn des Alphorns Ruf erſchallt,
Am fremden Feſt die Büchſe knallt,
Wenn ihm vor Weh das Herz ſchier bricht,
Sein Kreuz, ſein Kreuz verläßt ihn nicht;
Am Grabe ruft es: Auferſtehn!
Beim Scheiden heißt's: auf Wiederſehn;
Das Siegeskreuz im Morgenroth,
Dies Zeichen lieb' ich bis in Tod.

Tarantella.

(Aus dem Franzöſiſchen des Marc Monnier.)

„Ich bin ein luſtiger Matroſe,
„Kein König hat ſo reiches Gut,
„Denn mir gehört die grenzenloſe,
„Die himmelblaue Meeresfluth.
„Und wie der Vogel ſeine Schwinge,
„Breit' ich die Segel aus im Wind,
„Den Himmel voll Dukaten bringe,
„Die Stern' ich dir zum Angebind'."
So ſang der lieblichen Ninette
Der ſchönſte Burſch von Mergellin,
Nun ſchwinget froh die Caſtagnette,
Und ſchlagt das helle Tambourin.

„Nicht Segel hab' ich, nicht Tartane,
„Mein Haar iſt ſchwarz wie Ebenholz,
„So lang und ſchwarz wie die Soutane,
„Das iſt mein Reichthum und mein Stolz;
„Sieh' meine ſchwarzen Augen brennen
„So feurig, wie der Sonne Glanz,

„Und Königin Neapels nennen
„Sie mich am Strand bei Spiel und Tanz.“
Und lächelnd blicket jetzt Ninette
Zu dem geliebten Schiffer hin:
Nun ſchwinget froh die Caſtagnette
Und ſchlagt das helle Tambourin.

Die ſchönen Kinder der Marine,
Sie wurden bald ein Liebespaar.
Kein Signor, keine Signorine
Stand prächtiger am Traualtar.
Das ſchöne Kind und ihren Freier
Beſang der leiſe Wind der Nacht,
Und Gott im Himmel ließ zur Feier
Erglänzen ſeiner Sterne Pracht.
Dem ſchönen Schiffer blieb Ninette
Wohl eine treue Schifferin —
Drum ſchwinget froh die Caſtagnette,
Und ſchlagt das helle Tambourin.

Jakob Schoch.

Das Lied.

Der Drang, der uns mit Allgewalt
Die Bruſt durchzieht,
Er tritt in herrlicher Geſtalt
Hervor im Lied!

Heil, wenn das ewige Gebot,
Das uns durchdringt, –
Der lebensvolle Drang zu Gott,
Im Lied erklingt!

Dann gibt die Völkerſchaar, umſchwebt
Von Harmonien,
Dem Geiſte der im Liede lebt
Die Seele hin.

Und Jeder hört, bewegt, gerührt,
Den Weihgeſang,
Denn tief in's eigne Innre führt
Ihn jeder Klang.

Und iſt in Aller Seelen Grund
Das Licht entfacht,
Dann wird in großen Thaten kund
Des Liedes Macht!

Ruhe.

Wenn ich von dem wechſelvollen
Streit des Leben müde bin,
Sink' ich, daß ich friſch erwarme,
In die treuen Mutterarme
Meiner Heimat liebend hin.

Alles kann ich dann vergeſſen,
Jede Täuſchung, jede Schuld,
Aus der ſchönen Kindheit ſteigen
Engel wieder auf und neigen
Sich zu mir voll alter Huld.

Und ein ſeliges Empfinden
Frommen Dankes mich durchweht,
Daß zur Reinheit meiner Jugend,
Zur Natur, dem Quell der Tugend,
Mir der Weg noch offen ſteht!

O, daß ſolche Augenblicke
Stets ſo ſchnell entſchwunden ſind!
Ewig möcht' ich ſo verſchwiegen
Der Natur am Buſen liegen,
Fühlend wie ein frommes Kind.

Dr. J. Bucher.

(Preisgedicht.)

Am fünfzigſten Jahrestage des Eintritts von Genf in die ſchweiz. Eidgenoſſenſchaft.

Juble Genf! Das Feſt der Feſte
Flicht dir ſeine Kränze heut;
Sieh', in Hütten, in Paläſte,
Wie ſich jedes Herz erfreut!
Ja, ſo weit die Blicke reichen,
Schau im Kreiſe rings herum,
Da verkünden tauſend Zeichen
Deine Größe, deinen Ruhm.

Wo neu geſtärkt die Woge dem Lemanſee entflieht
Im Doppellauf die Rhone die blauen Waſſer zieht,
Da ſtrahlet hell entgegen aus ferner Urzeit Nacht
Schon eine hehre Stadt uns in ihrer ſtolzen Pracht.

Wer hat ſie wohl gegründet? Wer iſt's, der Rede ſteht?
Es iſt, als ob ein Gott ſie auf einmal hingeſä't;
Ihr Ruhm drang in die Weite, geehrt war fern und nah,
Von Keinem unbeneidet, die alte Geneva

Und während öde Wildniß noch ſtarrte rings umher,
Da noch auf Wölf' und Bären ausholte des Jägers Speer,
Da noch in gift'gen Sümpfen der Würmer Brut ſich wand,
Und todesſchwang're Lüfte durchzogen das arme Land;

Da noch des Tags der Fiſcher, mit Häuten kaum bedeckt,
An ſtürmereichen Seen der Fiſche Schwarm erſchreckt',
Und dann in dumpfen Höhlen in ſchrecklich langer Nacht,
Gequält von bitterm Hunger, halb ſchlummert' und halb wacht':

Da blüht' in der Oaſe am klaren Rhodanus
Schon „Cäſars Stadt" und freute ſich an dem Ueberfluß,
Den hold des Glückes Füllhorn ihr ungemeſſen bot,
Daß unbekannt der Mangel und fern war jede Noth.

Um die gezierten Häuſer, gebaut in ſchmucke Reih'n,
Da glänzte in den Gärten der Blumen Zauberſchein,
Und draußen grüne Wieſen, daneben der Saatenſchmuck,
Und auf den Hügeln Reben, gebeugt von der Trauben Druck.

Jahrhunderte verfloſſen, Geſchlecht verdrängte Geſchlecht,
Doch Genf blieb groß und mächtig, ſein Anſeh'n ungeſchwächt;
Wohl manche Stadt erhob ſich und blühte mehr und mehr,
Doch ſtrahlte Genf vor allen, ein Mond im Sternenheer.

Denn edle Bürger ehrten in ihm ihr Vaterland
Und weihten ſeinem Wohle mit Eintracht Herz und Hand;
Wie glühte um die Wette der nimmer müde Fleiß,
Wie wuchs der Glanz und Reichthum aus leicht vergoßnem Schweiß!

Wie dröhnten da die Gaſſen von feſtem Hammerſchlag!
Wie wirkt' in emſiger Werkſtatt die Arbeit Nacht und Tag;
Der Meißel fand nicht Ruhe, der Ambos keine Raſt;
Denn Arbeit war Erholung und Feiern galt als Laſt.

Und auf dem Markte wimmeln die Schaaren ab und auf,
In hundert Sprachen bietet die Waaren man zum Kauf;
Da liegen aufgeſpeichert Geſchenke der Meeresfluth,
Was Afrika erzeugte und Aſiens Sonnengluth.

Doch ſtille war manch' Stübchen, ein Weiſer ſaß darin;
Ihm unbewußt umſtrahlte ein heller Lichtſchein ihn:
Die Muſen ſandten gnädig ihm Tempe's Sonnenſchein,
Dem Geiſte goſſen ſie Klarheit, dem Herzen Wärme ein.

Ja, Genf verdankt die Größe auch dieſer Zauberkraft,
Die, wo ſie hingelanget, ſtets friſches Leben ſchafft;
Nur wo die Muſen lächeln, da blühet jedes Glück,
Und wo ſie zornig fliehen, weicht jedes Heil zurück.

Juble, Genf! Das Feſt der Feſte
Flicht dir ſeine Kränze heut:
Sieh' in Hütten, in Paläſte,
Wie ſich jedes Herz erfreut!
Sieh', die längſt vergang'nen Zeiten,
Das entſchwund'ne Alterthum,
Halfen freundlich dir bereiten
Stolz're Größe, ſchönern Ruhm.

Doch oft auch ſchwere Wolken dir ſchwebten ob dem Haupt;
Oft hat ein grauſer Sturm dir die Blüthen wild geraubt;
Und oft der Lenz, der frohe, der neue Blumen reicht,
Er ging an dir vorüber, von keinem Fleh'n erweicht.

Und ach, die harten Wunden, die fremder Fürſten Trug
Und deiner eignen Bürger entflammte Zwietracht ſchlug,
Sie wurden nicht raſch geheilet von treu beſorgter Hand,
Zu lange blieben ſie offen, lang' ſchmerzte des Fiebers Brand.

Denn dir gebrach die Mutter, die das erzürnte Geſchick
Dir liebevoll verſöhnte, die mit geſchärftem Blick
Den echten Balſam fände, zu lindern deinen Schmerz,
Die neuen Muth dir böte, ausdauernd wie Stein und Erz.

Da nahm Helvetia's, der Heldenmutter, Arm
Dich auf mit ſtolzer Wonne, umſchloß dich liebewarm,

Empfing dich ſelig lächelnd in ihres Schildes Hut
Und ſchwur, in Noth zu ſchützen dich mit des Herzens Blut.

O, das war eine Stunde, als jubelnd jeder Mund
Erhob den Ruf: „Hoch lebe der edle Schweizer Bund!“
Als da zum erſten Male das Auge ward entzückt
Von tauſend rothen Fahnen, mit weißem Kreuz geſchmückt.

Was man viel hundert Jahre gehofft, erſehnt, geahnt,
Dem wurde nun auf einmal ein leichter Weg gebahnt.
Genf durfte Brüder nennen die hehren Söhne Tell's:
Nun war es feſt gebauet auf einen ſichern Fels.

Die Kämpfer am Morgarten, Sankt Jakobs Todesſchaar,
Und die bei Sempach ſtritten, und wer bei Murten war:
Die Helden alle ſchauten herab vom Sternenmeer
Zum erſten Freundesgruße, mit Mienen licht und hehr.

Sie ſtreckten aus die Hände zum ſtarken Segenswort:
Willkommen, Genf! willkommen! Du wirſt nun immerfort
Genießen aller Güter, die unſer Arm gewann;
Der Schweizer große Thaten ſind auch für dich gethan.

So wachſe und gedeihe und werde mächtig, groß,
Manch' edler Eidgenoſſe entſteige deinem Schooß,
Bewahre und verehre der Freiheit Heiligthum,
Hilf mehren und erhalten des Vaterlandes Ruhm!

Was ſegnend die Helden wünſchten, wie herrlich iſt's geſcheh'n!
Die Stadt ſah ſtolz und freudvoll der Freiheit Baum erſteh'n;
In ſeinem Schatten ſproßten ihr Glanz und ihre Pracht,
Paläſte an Paläſte bezeugen ihre Macht.

In ſeinem Schatten däuchte dem Bürger ſüß der Fleiß;
Wer kann den Reichthum ſchätzen, der folgte ſeinem Schweiß?
In ſeinem Schatten ruhte mit Luſt der Muſen Chor,
Aus ihren Händen ſtrömten die ſchönſten Gaben hervor.

Wie sehr auch immer wuchsen die Städte rings empor,
So geht doch Genf noch allen mit seinem Glanze vor;
Mit Ehrfurcht schaut der Schweizer auf diese Perle hin,
Im Stillen ihm die Laute wie ein Gebet entflieh'n:

„Bleib' treu, o Genf, der Freiheit, wie du bis jetzt gethan,
Hang' stets dem weißen Panner im rothen Felde an!
Dann fließt dir jene Quelle, an der das Glück sich nährt,
Dann wirst du ewig glänzen, verherrlicht und geehrt."

Juble, Genf! Das Fest der Feste
Flicht dir seine Kränze heut;
Sieh', in Hütten, in Paläste,
Wie sich jedes Herz erfreut!
Deinem Jubelrufe tönet
Tausendfacher Widerhall;
Horch, wie mächtig er erdröhnet
Durch die Schweiz allüberall!

Friedrich August Stocker.[1]

Der Handwerksbursche.

„Herr Meister, gebt mir meinen Lohn,
Ich will nun auf, ich will davon!
Es thut nicht gut in euerm Haus,
Will wieder in die Welt hinaus.

D'rum lieber Meister, laßt' mich geh'n,
Will wieder and're Städte seh'n;
Wohl ist das Haus mir lieb und werth,
Ich hab's geachtet und geehrt.

[1]) Stocker übersetzte die „Blüthen und Knospen" von Petit-Senn sowie mehrere Dramen aus dem Französischen; er selbst schrieb ein Bändchen Erzählungen, mehrere kleine Volksschauspiele und hat sich als Verleger einiger Schriftsteller der jungschweizerischen Schule sowie durch Herausgabe der „Bibliothek vaterländischer Schauspiele" ein Verdienst erworben.

Ihr aber Meiſter, ihr ſeid reich,
Das wußt' ich längſt, ich wußt' es gleich —
Ich hab' nur meinen frohen Muth
Und Euer Lieschen iſt mir gut.

Von draußen bin ich und bin arm,
Ich habe nichts als meinen Arm
Und was ich weiß und was ich kann,
Steht jeglichem Geſellen an.

Mein Liebchen weint ſich faſt zu Tod,
Nun tröſte ſie der liebe Gott!
Ob um ſie freit ein junger Herr,
Fällt ihr das Scheiden doch ſo ſchwer!"

Und d'rauf der brave Meiſter ſpricht:
„Hoho Geſelle, poche nicht!
Und iſt mein Kind dir herzlich gut
Und liebt ſie dich, du junges Blut:

So nimm' ſie hin und ſei ihr Mann
Und ſei ihr ehrlich zugethan.
Mein Weibchen war auch hübſch und reich,
Ich war zwar arm, doch brav zugleich.

Sie nahm mich doch, fuhr gut dabei,
D'rum es auch heute wieder ſei;
Nur wenn ſich Herz mit Reichthum paart,
Dann gibt es eine gute Art."

Für treue Dienſte dann zum Lohn
Der Burſche ward des Meiſters Sohn;
Und that wohl gut im Meiſterhaus,
Wollt' nimmer in die Welt hinaus.

Wie bald!

Wie bald, wie bald iſt ſo ein Herz
Dem Staub der Erde leis entrückt;
Gar bald, gar bald geht's himmelwärts,
Wo ſelig es auf Menſchen blickt.

Wie muß es droben ſein ſo ſchön,
Wo hingewandt der Augen Licht!
Laß' mich, o Herr! einſt jene Höh'n
Erſchauen, wenn mein Auge bricht!

Der Schmetterling.

Mit dem Frühling geboren,
Im Mailuft gewiegt,
In's Blaue verloren
Der Schmetterling fliegt.

Auf Blumen geſchaukelt,
Berauſchet vom Duft,
Von Sonnen umgaukelt,
In bläulicher Luft.

Und unter die Roſen
Sein Häuschen geſtellt.
Das iſt ja des loſen
Maivögeleins Welt.

Mit dem Frühling geboren,
Mit den Roſen dahin,
O daß ich, ihr Horen!
Kein Schmetterling bin!

Die Mädchen von Rochelle.

(Nach einem waadtländiſchen Ringeltanz.)

Von Rochelle ſind wir Mädchen,
Die Liſe, Greth' und Käthchen,
Wir kämmen uns und putzen uns ſchön
Und wollen heut' zum Tanze geh'n.
Friſch auf und laßt uns tanzen!
Ja tanzen.

Da kommt die Mutter zu ſchmälen.
Was ſollen wir's verhehlen?
Was ſind wir ſchön wie Milch und Blut?
Drei holde Knaben ſind uns gut,
Wir wollen nicht ledig bleiben,
Nicht bleiben.

Auf's Jahr mögt Ihr heirathen,
Thät' uns die Mutter rathen.
Auf's Jahr ſind wir vielleicht ſchon todt,
Da ſcheinet uns das Morgenroth
Wohl in die weißen Schreine,
Ja Schreine.

Was ſollen wir Mädchen ſterben
Und für die Welt verderben?
Man legt uns in drei Gräblein fein.
Die Kinder gehen zur Schule ein
Und brechen vom Grab eine Roſe,
Ja Roſe.

Franz Furger.[1]

Die Ruine.

In des Euphrats ſtillem Thal
Liegt ein Haufen grauer Steine;
Ihn durchſchleichet der Schakal
Heulend in dem Mondenſcheine;
Tages ſingt um kleinen Lohn
Trauervoll ein Beduine
Dort im Thurm von Babylon,
Singt ein Lied von der Ruine:

Einſt iſt dieſer Rieſenbau
Zu dem Firmament geklommen,
Tauchte in des Aethers Blau;
Und die Wolken ſind geſchwommen —
All' die Wolken groß und hehr —
Seiner Marmelwand zu Seiten,
Wie die Fiſchlein in dem Meer
Rings das ſtolze Schiff begleiten.

Aber daß der Gipfel nicht
Seines Himmels Thor erbreche,
Hielt der Herr ein ſtreng Gericht;
Auf der weiten Erdenfläche,
Hat die Menſchen er zerſtreut,
Daß ſie nie den Bau vollenden;
Grimmig nagt nun die Zeit
An den längſt gebrochnen Wänden.

Stein an Stein liegt da entzwei,
Und die Pfeiler ſind geſpalten;
Und der Strom rauſcht wild vorbei,
Wirft die Wellen, all' die kalten,

[1]) Starb, nach einem kurzen Aufenthalt in Cincinnati, im September 1866 zu Schwyz.

An die Trümmer hin zum Hohn
Doch! was ſoll die Trauermiene?
Das iſt nicht von Babylon
Jenes ſtolzen Thurms Ruine.

Zeichen iſt des Steines Bruch
An des Euphrat's grünen Seiten:
Aber ganz den Gottesfluch
Findeſt erſt du in der weiten
Grambedeckten Erdenwelt;
Denn ſo weit die Luft ſich bläuet,
Und die Sonne ſie erhellt,
Sind die Trümmer ausgeſtreuet.

Trümmer ſind es ſonderbar;
Alle tragen noch die Spuren
Alter Zeiten licht und klar,
Wo ſie von den Erdenfluren
Ragten zu dem Himmelszelt,
Und das Bruchſtück alter Würde
Iſt noch ſtets für dieſe Welt
Schmuck und allerſchönſte Zierde.

Aber Trümmer immerhin
Sind es, wenn auch noch ſo ſchöne:
Siehſt du ſie vor Schmerz erglühn?
Hörſt du ihre Jammertöne?
Nach der Einheit fragen ſie,
Nach der Einheit die ſie miſſen;
Aber ach! es ſammelt nie
Schickſalsmacht, was ſie zerriſſen.

Jahre kommen, gehn zur Ruh',
Ewig liegt der Thurm in Trümmern
Und der Thurm biſt, Menſchheit! du;
Denn du mußt zerſtreut verkümmern,
Ewig nie vereinſt du dich,
Rageſt nie zur Himmelszinne — —
Wehe! — du biſt ewiglich,
Menſch, die ſchrecklichſte Ruine!

Der Tempelſchatz.

Schon verſank des Tages Leuchte;
Tief in Schweigen ruht die feuchte
Ewigmilde Meeresfluth,
Die vom Genueſenſtrande,
Von der Alpen Gletſcherhut
Bis zum fernen Wüſtenſande,
Bis wo die Charybdis gähnt,
Ihren grünen Spiegel dehnt.

Und die Nacht in ſtiller Feier
Wirft den ſchönſten Sternenſchleier
Um den weiten Horizont;
Sieh! — aus dunklen Meerestiefen,
Die kein Sternbild je beſonnt,
Aus den Wellen all, die ſchliefen,
Dringt empor mit einem Mal
Sonnenhell ein Flammenſtrahl.

Jede Welle wird zum Sterne,
Daß darob in blauer Ferne
Selbſt der goldne Mond erbleicht;
Schiffer auf den Meereswogen,
Von dem Zauberlicht erreicht,
Von geheimer Gluth umzogen,
Wachen auf um Mitternacht,
Und erbeben ob der Pracht.

Um das Wunder ſie ſich fragen,
Und ſie lehnen ſich mit Zagen
Ueber ihres Schiffes Rand,
Starren in die Gluth, die rothe,
Ringen jammernd Hand an Hand:
Auch ein Prieſter iſt im Boote,
Der das heil'ge Teſtament
Und die Pſalmen Davids kennt.

Seine Hand zu Gott gefaltet,
Der im Reich der Fluthen waltet,
Sucht im Waſſer er die Spur,
Daß das Wunder er ergründe;
Und er fragt die Wogenflur,
Was ihr Glanz der Welt verkünde;
Er beſchwört, er fleht, er lauſcht:
Feierlich die Meerfluth rauſcht.

Und die Waſſer ſieht er fliehen;
Seine Blicke niederziehen
Zu dem tiefſten Meeresgrund;
Sieh! – und Schätze, glanzesreiche,
Wie im weiten Erdenrund
Nicht ein Fürſt beſitzet gleiche,
Liegen auf dem öden Sand,
Sicher vor des Menſchen Hand.

Jener Schatz, den auserleſen
Sich der Vater aller Weſen
Einſt in Sion's Tempelſchrein, —
Den der Römer ihm entwendet
Als in Jammer, Noth und Pein
Iſrael ſein Reich geendet, —
Tief verborgen liegt er dort,
Er, des alten Bundes Hort.

Tief im Meere liegt die Lade,
Wo der Herr der hohen Gnade
Sein Geſetzesbuch verſchloß;
Um die Bundesarche liegen
Jene Schätze reich und groß,
Die nach Arbeit, Kampf und Siegen
Iſrael in alter Zeit
Seinem Gott und Herrn geweiht:

Jener Leuchter, feingetrieben,
Siebenarmig, goldbeſchrieben;
Jenes Erz, wo Salomon
Seine Weisheit eingegraben;

Und des Hohenprieſters Thron,
Und Gefäſſe, die die Knaben
Weihrauchſpendend einſt im Kreis
Schwangen zu des Höchſten Preis;

Und die alten Cederſchreine,
Deren Schlöſſer Edelſteine,
Deren Inhalt reines Gold: —
Was die gläubige Gemeine
Spendete als Opferſold,
Drunten im Korallenhaine
Liegt es da in ſtiller Pracht
Und erglänzet durch die Nacht.

Cedern von dem Libanone,
Säulen aus der fernſten Zone,
Purpurtücher roth wie Gluth,
Goldverzieret an den Säumen,
Waren einſt des Schatzes Hut,
Als er lag in Tempelräumen;
Doch die Welt hat ſich empört,
Und der Tempel iſt zerſtört.

Seinen Schatz hat Gott gerettet,
In die Fluthen hingebettet;
Statt dem Dom die Meereswelt,
Statt dem hochgewölbten Bogen
Dort das blaue Luftgezelt,
Statt den Cedern Meereswogen
Sind das neue Heiligthum,
Keine Zeit bricht's wiederum.

Aber ach! wo ſind die Frommen,
Die zu dieſem Tempel kommen?
Wo iſt Davids Harfenklang? —
All die Fluthen wallen ſchweigend,
In den Waſſern tönt kein Sang;
Nur der Prieſter, ſich verneigend,
Wachet oben in dem Kahn,
Schauet fromm das Wunder an.

Er allein kann es erfaſſen;
Während Andre ſtumm erblaſſen,
Fliegt ſein Geiſt den höchſten Schwung,
Und es künden ſeine Thränen
Heilige Begeiſterung;
Endlich bricht ſein gläubig Sehnen
In dem frommen Liede aus,
Und es klingt durch's Wellenhaus:

„Preiſe, Schöpfung, deinen Meiſter!
Preiſet ihn, ihr ſel'gen Geiſter,
Preiſet ihn in Ewigkeit!
Bringe Lob dem Herrn, o Himmel,
Lob' ihn laut zu jeder Zeit,
Der das irdiſche Gewimmel
Treibt im wohlgemeßnen Kreis,
Lob' ihn Kälte, Froſt und Eis!

„Preiſet ihn, ihr Feuergluthen!
Preiſet ihn, ihr Regenfluthen!
Preiſet ihn, o Tag und Nacht!
Lobe ihn, o Strahl der Blitze!
Wolken, lobet ſeine Macht,
Die euch bannt an eure Sitze!
Lobe ihn, der Berge Heer!
Lob' auch du ihn, weites Meer!

„Lobet ihn, ihr friſchen Quellen,
Lobet ihn, ihr raſchen Wellen!“
Horch! - da bebt's im Fluthenreich;
Schneller ziehen all die Wogen,
Und ein Brauſen orgelgleich
Tönt empor zum Himmelsbogen;
Mächtig bald, bald zart und leis
Rauſcht es in dem Aetherkreis.

Droben in den ſtillen Sphären,
In der Finſterniß, der ſchweren,
Wachen nun die Winde auf;
Und, die Feier zu verſchönen,

Nimmt der Zephyr ſeinen Lauf,
Rauſcht der Oſt in wilden Tönen,
Zieht einher der Wolken Macht
Und der Wind aus Mitternacht.

Und der Sturm, der alte König
Greift zur Harfe ſilbertönig.
Und im Hochlied braust ſein Mund;
Seine Harfe mag wohl ſchallen,
Denn ſie iſt der Meeresgrund,
Und die Stränge ſind Korallen.
Wie der König ſie ergreift,
Donnerklang die Luft durchſchweift.

Und es hallet in den Klüften,
Hallet wider in den Lüften;
Von dem Schatze blitzt der Strahl
Zu dem Donner in die Weite
Ueber Meere, Berg und Thal;
Alle Schöpfung greift zur Saite,
Und es ſingt den Liebesſchwur
Ihrem Vater die Natur.

Jene Sehnſucht, die die Erde
Trägt im tiefſten Flammenherde,
Bricht in wildem Liede aus,
Sprüht im hohen Sangesreigen,
Zuckt in Wetter, Sturm und Graus,
Will nicht ruhen, kann nicht ſchweigen
Bis die Sonne goldig roth
Sich erhebt als Friedensbot';

Bis mit jenem ſüßen Frieden,
Den er jeder Zeit beſchieden,
Gott herab zur Erde ſchaut;
Bis mit ſeinem milden Segen
Er den Weltkreis ſanft bethaut,
Und den wilden Herzensſchlägen
In der Hoffnung Morgengluth
Stillung bringt und neuen Muth.

Aus „Die Roſe von Schiras.“

(Weſtöſtliches Jugendevangelium.)

I.

Es klang ein Lied alltäglich,
Allnächtlich an mein Ohr:
Daß ich in böſer Stunde
Zu Leid und Klag' geboren ſei.

Mir kam es vor allſtündlich:
Als ob der Sonnenſchimmer,
Der Lüfte Hauch mich plage
Und wider mich verſchworen ſei.

Ich grollte allen Göttern,
Dem Schickſal und der Zeit
Und fragte: ob ich ewig
In ihrem Zorn verloren ſei?

Da kam im Traumgeſichte
Ein Greis aus fernem Land
Und fragte: ob der Größte
Ich unter allen Thoren ſei?

Ob, wenn die Welt ſich labe,
Ich einzig dürſten woll',
Ob ich nicht fühl' wie Andre,
Ein Weißer unter Mohren ſei?

Ob all die Luſt der Völker,
Die einſt der Liebe Glück
In tauſend Liedern ſangen,
Verklungen meinen Ohren ſei?

Ich zürnte ob der Rede
Und fuhr den Alten an:
Wie er zu meinem Tadler,
Zum Rügemund erkoren ſei?

Da übergoß den Alten
Ein überirdiſch Licht,
Als ob ein Stern geheftet
In Jede ſeiner Poren ſei.

Er lächelte — und ſagte:
Im Rechte ſei er ſtets
Weil er ein Sohn der Muſen
Der Grazien und Horen ſei.

Zum Dorne ſeiner Rede
Schenk' er dieß Röslein mir,
Das eine Sängergabe
Aus Schiras' Roſenflören ſei.

II.

Roſenorakel.

Als dieſer Traum die Seele mir bewegt,
Wie Maienmorgenhauch ſich in der Blume,
Wie junges Licht im Morgenroth ſich regt:
Lag draußen ich im Waldesheiligthume,

Im Eichenhaine, den ich oft geſucht,
Weil ja dem Leid die dunklen Schatten gleichen, —
An eines Waldſees ſtrauchumrankter Bucht,
Wo weiße Roſen trauernd, farblos bleichen.

Und als ich zögernd wieder aufgewacht.
War eine Roſe vom Gebüſch gefallen
Auf meine Bruſt, wo ſtatt dem Hauch der Nacht
Hellleuchtend jetzt die Liebersterne wallen.

Ich nahm die Blume, und ſobald die Hand
Ein Blatt berührt, war Frieden auch gekommen,
Die kalte Uebermacht des Grams verſchwand,
Ich hab' ein jugendliches Lied vernommen:

Wozu ſoll ſchleichen träg dein junges Blut?
Was ſoll dein Herz um fremdes Thun ſich härmen?
Halt Kinderſinn, halt reinen Jugendmuth,
Und ſtets wird Frühlingsluſt dein Herz erwärmen!

Halt Kinderſinn! — ſonſt ſchaute ich in's Buch,
Das graue, wollt' mein Schickſal ich ergründen,
Und fand dann nichts, als ſchwarz ein Leichentuch: —
Jetzt ſollt' die Roſe mein Geſchick verkünden.

Ob Unglück oder Glück? — für dieß ein Blatt,
Für jenes eins; ſo gehts im Kinderſpiele,
Und welches Wort das letzte Blättchen hat,
Verkündet dann des Menſchen Lebensziele.

Ich frag' nach Unglück erſt, — ein Blättchen fällt;
Da kömmt der Wind, der frohe Lenzesdufthauch,
Und weht das Unglücksblatt in alle Welt,
Daß flüchtig es verſchwindet wie ein Lufthauch.

Ich frag' nach Glück, — ein weißes Blättchen ſinkt
Vor meinen Fuß hinab zur blauen Welle;
Der Waldſee raſch die Roſengabe trinkt,
Die dunkle Fluth wird blank und ſonnenhelle.

Sonſt rauſchte klagend hier der Abendwind,
Ein Nebelſtreif mit düſtern Phantaſien,
Jetzt weht es her ſo warm und ſo gelind, —
Jetzt tönt es her in Jugendmelodien.

Es ſchwillt und braust die Fluth, es rauſcht im Hain,
Es ſäuſelt im Gebüſch, es klingen Lieder
Der Nachtigall, mein Herzſchlag miſcht ſich drein,
Von Ruderſchlägen klingt der Waldſee wieder.

An's Ufer ſchwimmt ein Kahn, — wer ſitzt darin?
Es ſind die alten, luſtigen Genoſſen.
Sie ſuchen wohl den Freund mit düſterm Sinn,
Längſt aber iſt die Düſterniß zerfloſſen.

*

III.

Aus Perlen iſt der See zuſammengeronnen,
Aus Sonnenſtrahl iſt der Lichtſchein geſponnen,
Ein fröhlich Herz, wo Roſen duften und glüh'n,
Beſteht aus viel tauſend jugendlichen Wonnen.
Wie viel der Freude hell da zuſammenſtrömt,
Hat nie ein kühler grübelnder Geiſt erſonnen;
Auch keine Seele kann fühlen all dieß Glück,
Die niemals ſchwere Leidensarbeit begonnen:
Wer aber fühlt und Schmerzensanfang einſt verſpürt
Und wiederum dann die Friedensroſe gewonnen,
Dem glühen Lenz und Sommer, dem ſtrahlt der Herbſt
Im Glanze von ungeahnten Morgenſonnen.

J. Siebenrock.

Geheilt.

Manches ſtill geheime Weh,
Eingeimpft aus frühen Tagen,
Tiefe Leiden, nie gemeſſen,
Fühlt' ich mir im Buſen nagen.

Ach, wie war mein Herz bedrückt!
Und ich floh des Zimmers Mauern,
Eilt' hinaus in Feld und Garten,
Auszuhauchen dort mein Trauern.

Klage du dem Roſenſtrauch —
Rief's in mir — all deine Wehen,
Denn auch er hat ſeine Dornen,
Wird gewiß dein Leid verſtehen.

Roſe wiegte ſtumm ihr Haupt:
Spar' mir deine Kümmerniſſe!
Schnell wie Duft verfliegt das Leben,
Darum liebe du und küſſe!

D'rauf ging ich zum Strom hinab,
Klagte dort den Wellen wieder;
Doch es ſchallte ein Gelächter
Auf den Waſſern auf und nieder:

Laß den finſtern Gram und Schmerz!
Wirf dein Leid in Fluth und Welle.
Wandle friſch und frei durch's Leben,
Frohen Muth's, das Auge helle.

Leichter war mir's ſchon um's Herz,
Allgemach die Klagen ſchwiegen,
Als ich in den Abendlüften
Sah ein Vöglein froh ſich wiegen.

Und es las des Grames Spur
Noch auf meinem Angeſichte:
Singe, wenn das Herz dich drücket,
Singe, ſinge, liebe, dichte!

Als ich endlich heimwärts zog,
Fühlt' das Herz ich leichter pochen,
Und es hatt' der Wind ein ſcharfes
Wörtchen noch mir zugeſprochen:

Pfeife luſtig durch die Welt!
Toſe mit, wenn Andre toſen,
Aber dann um ſchöne Lippen
Sollſt du flüſtern, küſſen, koſen!

Wie ich dann in's Städtchen kam,
Da gewahrt' ich Gläſerklingen
Und in einer nahen Schenke
Hört' ich frohe Burſche ſingen.

Hatte lang dem Sang gelauſcht,
Endlich griff ich nach der Klinke;
Drinnen reichten luſt'ge Freunde
Froh das Glas mir; trinke, trinke!

Weg den Griesgram und den Schmerz!
Fort das düſtre Brüten, Träumen!
Sieh, wie hell und friſch und golden
Hier des Weines Perlen ſchäumen!

Und ich habe bis zum Grund
Dort den Becher raſch geleeret,
Fühlte mich von Leid geneſen,
Das ſo lang die Bruſt beſchweret.

Blumen, Wellen, Vöglein, Wind,
Becherſchaum und Sangesweiſen -
Alle lehrten mich, wie leicht ſich
Läßt die weite Welt durchreiſen! –

Dr. Aug. Bandlin, jun.

Herbſt.

Ueber mir der blaue Himmel,
Unter mir das grüne Thal,
Und die klare Waſſerfläche
Schimmernd in der Sonne Strahl;
Rings umher ein Kranz von Bergen,
Herbſtlicht nebelüberweht,
Leiſes Läuten einer Heerde,
Die im Grunde weiden geht.

Und ich folge mit den Blicken
Jedem Wolkenpilgerflug,
Jedem Vogel in den Lüften,
Jedes Nachens Furchenzug,
Jedem Blatt das fällt zur Erde
Als ein Opfer, herbſtgeknickt,
Jeder Blume, die den Lüften
Ihre Seele aufwärts ſchickt.

In Gedanken ſüß verloren,
Fern der Städte gift'gem Hauch,
Sitz' ich gern und blicke träumend
In des Haidefeuers Rauch.
Schöne Erde, meinem Auge
Doch ſo lieblich wärſt du kaum,
Dürft ich nicht mit Vogel, Wolken,
Zu i h r eilen durch den Raum.

An einem Sterbebette.

Es pocht des Mannes Herz in letzten bangen Schlägen
Dem kalten dunkeln Haus, der ew'gen Nacht entgegen;
Es ſchließt das Auge ſich, von tiefer Nacht umdunkelt,
Das einſt in Freud' und Schmerz ſo feurig hat gefunkelt;
Doch unten leiert fort im Abenddunkel leiſe
„Des Lebens freuet Euch" ein Spielmann auf der Reiſe.
Wie fühllos Jener dort ſein Zeug herunter leiert;
Indeſſen hier der Tod ein ſchrecklich Feſt gefeiert.
Ich ſchaue an das Bild des abgeſchied'nen Lebens
Und ſuch' in mir nach Troſt und Hoffnungsmuth vergebens.
O bittre Ironie, die hier mir klar geworden
In heitern, lebensfroh bewegenden Akkorden:
Es geht auf dieſer Welt die ewig gleiche Weiſe
„Wo Einer fröhlich iſt, der Andre weint" im Kreiſe.

Anton Obermatt.

Konradins Traum im Kerker.

An Neapels ſchönem Strande,
In der tiefen Kerkerhalle,
Die, im Uferfels gegraben,
Bebet von der Wogen Schalle,

Sitzt der letzte Held der Staufen,
Sitzt der Erbe ihrer Krone,
Und es liegt sein Schwert zerschellet
An des Franken blut'gen Throne.

Meerumrandet blitzt die Sonne,
Blickt mit sanftem, gold'nem Strahle
In des Helden dunkle Kammer,
Grüßet ihn zum letzten Male.

Und dem Herzen, trostverlassen,
Und dem Aug', dem gramesmüden,
Bringt sie süßen, tiefen Schlummer
Und des Traumes holden Frieden.

Und ihm weitet sich die Seele
Wie von alter, süßer Kunde,
Und des Kerkers dunkle Wände
Dehnen sich zum Waldesgrunde:

Froh, ein goldgelockter Knabe
Durch die lichtdurchstrahlten Tannen
Und die leuchtend grünen Büsche
Jagt er wild sein Roß von dannen

An des Sees hohem Strande
Sitzet er im Abendglanze,
Singend seiner Heimat Lieder
Zu der Wellen leichtem Tanze;

Leise Glockenklänge ziehen
Liederduftend durch die Lüfte,
Fernhin decken gold'ne Wolken
Des Gebirges finst're Klüfte.

Sangestrunken rauscht die Eiche
Zu dem Lied der Nachtigallen,
Hoch vom Felsenhange glänzen
Mondbestrahlt des Schlosses Hallen.

Hörner ſchallen von der Zinne. —
Und der Knabe ſteigt zu Roſſe
Und mit luſtgeſchwelltem Herzen
Reitet er zum ſtillen Schloſſe;

Sieht die hohen Fenſter glühen
In der Lichter hellem Brande
Und der Mutter ſüßes Antlitz
Beugen ſich vom Balkonrande;

Grüßet ſie mit ſüßem Worte,
Jaget in des Thores Bogen, - - -
- — Und es kracht die dunkle Pforte
Und der Traum iſt fortgezogen

— Von dem Lager ſpringt der Herrſcher,
Sieht des Tages roſ'ge Helle,
Und des Todes finſt'rer Bote
Harret an des Thores Schwelle:

Draußen rufen wilde Rotten
Mit der Schwerter grauſem Schalle,
— Noch das Bild der Mutter ſchauend,
Geht der Jüngling aus der Halle.

Am Vorabend des Feſtes Maria Einſiedeln.

Schon zur heil'gen Abendfeier
Rauſcht der dunkle Wald herein,
Durch den grauen Wolkenſchleier
Glänzt der Sonne rother Schein;

Und des Domes Fenſter glühen
In dem gold'nen Abendſtrahl
Und die Glockenklänge ziehen
Fernehin mit heil'gem Schall.

Von des Berges grünem Hange
Zieht die bunte Schaar herab,
Von der Sonne glüht die Wange
Und die Hand am Pilgerſtab.

Seht ſie betend weiter wallen
In den ſtillen Dom hinein!
Hört ihr die Geſänge ſchallen?
Leiſes Beten miſcht ſich d'rein!

Seht die müden Häupter ſinken
An den kühlen Marmorſtein,
Und die heißen Thränen blinken
In den Augen, licht und rein.

O ihr armen ſtillen Leute
Weinet, betet, ſingt nur zu,
Troſt und Labung ſind't ihr heute
Und des Herzens ſüße Ruh'!

Denn die Mutter, Euch zu laben,
Rief Euch in Ihr feſtlich Haus,
Und die ſchönſten aller Gaben
Theilet ſie den Armen aus.

Naturbilder.

I.

Herbſtmorgen im Walde.

Schon iſt des Sommers Luſt und Glanz
Aus Berg und Thal geſchwunden,
Und rings der gold'ne Wolkenkranz
Zum Trauerflor gewunden.

Wie iſt der Wald ſo ſtill und bang
Und liegt in dumpfen Träumen, —
Es tönt wie ferner Waffenklang
Hervor aus dunkeln Räumen.

Und horch! ein Schlag! vom Felſenbach
Die Tanne kracht hernieder,
Die Vöglein fliegen zitternd nach
Und ſchauen hin und wieder.

Und rings in ſchwarzer Bergesnacht
Hebt an ein klagend Dröhnen,
Wie wenn zu trüber Grabeswacht
Die Trauerglocken tönen.

Und hoch im Wipfel und tief im Grund
Die Vöglein ſingend klagen:
„Ade, Ade! man hat zur Stund'
Den Herbſt zu Grab' getragen!"

II.

Herbſtmittag.

Die Sonne ſteht hoch über'm Wald,
Vom blauen Aether ſanft umfloſſen,
Und leis die Mittagsglocke ſchallt
Durch die entlaubten jungen Sproſſen.

Siehſt du das ſanfte, gold'ne Licht
Ueber die bleichen Fluren quellen?
Wie in des Kranken Angeſicht
Die Todesſchatten ſich erhellen!

III.

Herbſtabend.

Schon zieht herein die ſtille Nacht,
Es leuchtet rings im Thale,
Des Seees Wogen rauſchen ſacht
Und glüh'n im Mondesſtrahle.

Schon deckt der weiche Nebelflor
Des Berges froſtige Glieder,
Es tönt fern über'm ſtillen Moor
Wie dumpfe, ſüße Lieder.

Und rings im Thal zu dieſer Stund'
Die Abendglocken läuten:
Mir auch klingt's ſüß im Herzensgrund,
Ich weiß es nicht zu deuten.

IV.

Beginn der Nacht.

Sanft in den weichen Schooß der Wellen
Gebettet ruht die ſchwarze Nacht,
Die frieden erfüllten Himmel ſtellen
Die Sterne auf die ſtille Wacht.

Schon kommt der Nachtwind hergezogen
Und treibt die Wolken vor ſich hin,
Weit durch des Sees finſt're Wogen
Die weißen Segel ſchwellend zieh'n.

Siehſt du die Hütten einſam ſtehen
Dort an des Ufers ſteilem Hang?
Hörſt du der Stimmen leiſes Flehen
Und des Gebetes milden Klang?

Das iſt die friedensvolle Stunde,
Wo Alles ruhet, Alles ſchweigt,
Und wo der Sterne heil'ge Kunde
In jedes Herz herniederſteigt.

Marie Thommen.

Ruhelos.

Ob ſchon lang ich zärtlich wiege
Dieſes ungeſtüme Herz,
Daß es endlich ſchlafend liege,
Nicht zu fühlen mehr den Schmerz,
Ob ich hundert Wiegenlieder
Sing' dem wilden Dinge zu,
Immer reget es ſich wieder,
Immer findet es nicht Ruh'.

Wenn die hellen Silberglocken
Winken von des Waldes Saum,
Und die Vöglein luſtig locken
Rings auf jedem grünen Baum,
Wenn des Winters Eis zerronnen
Rauſchend von den Bergen quillt,
Ach, in ſüßen Weh und Wonnen,
Wie das kleine Herz dann ſchwillt!

Wenn die Blumen d'rauf erblaſſen,
Sinken in der Erde Schrein,
Kommt der kühle Herbſt gelaſſen,
Sargt auch meine Träume ein,
Und des Winters weiche Hülle
Ebnet Alles freundlich zu: —
Dennoch wird das Herz nicht ſtille,
Dennoch findet es nicht Ruh'.

Immer muß es ſich bewegen
Wechſelvoll in Leid und Luſt,
Immer muß ſich wieder regen
Leis die Hoffnung in der Bruſt;
Emſig ſchaff's in allen Räumen
Und wer weiß denn wie's geſchah;
Prächtig ſteh'n in neuen Träumen
Schon die alten wieder da.

Joh. v. Matt.

Aus der Wüſte.

Durch die Wüſte zieht die Karawane
Nach der heil'gen Stadt, wo der Prophete
In der Kaaba ruht den Schlaf der Todten,
Und die Pilger ſprechen ihr Gebete.

Glühend brennt der Sonne ſtrahlend Feuer
Auf die Häupter und mit müdem Tritte
Wankt der Zug zur grünenden Oaſe,
Welche Ruhe beut vom langen Ritte.

An der Palme, wo die Quelle rieſelt,
Legt zum Schlafe ſich der Pilger Gruppe;
Und wohl Mancher träumt, daß er am Ziele
Und er leuchten ſehe Mekka's Kuppe.

Doch dem Sterblichen iſt keine Ruhe!
Hinter'm nackten Wüſtenfels verborgen,
Harrt auf Raub der wilde Beduine
Weh' den Pilgern, ſchlafend ohne Sorgen!

Gift'ger Pfeile Schwirren weckt die Träumer
Und in wildem, übermüth'gem Troſſe,
Hoch den Säbel in der Luft geſchwungen,
Stürmt heran die Räuberſchaar zu Roſſe.

Angſtdurchzittert ſchreien bang die Weiber,
Doch die Männer heben ihre Schilde,
Und die Säbel von Damaskus klirren,
Und der Kampf ertobt in grauſer Wilde.

Aber klein iſt nur die Schaar der Pilger;
Allah hilf! ſonſt gehen all' zu Grunde; —
Sieh'! da ſteigen ganz in Erz gewappnet
Stolze Reiter aus der Erde Schlunde!

Auf den Schilden und am Schwertknauf flammen
Gold'ne Kreuze. — Wie der Blitz in Wettern,
So die Schläge dieſer eiſernen Geſtalten
Auf die Beduinenhorden ſchmettern!

„Groß iſt Allah!“ ſchallt der Ruf der Pilger
Und die Räuber flieh'n, bedeckt mit Wunden;
Wie ein Hauch ſind in der Wüſte plötzlich
Auch die edeln Retter all' verſchwunden.

Heil'ge Scheu durchzittert alle Glieder,
Zum Gebet auf's Angeſicht ſie liegen.
„Groß iſt Allah“! ſpricht der greiſe Emir,
„Ewig läßt er ſeine Freunde ſiegen!“

„Aber groß iſt auch der Gott der Chriſten!
„Kreuzesfahrer waren's, einſt zum Streite
„Gegen uns gezogen und gefallen,
„Die zum Schutz heut' ſtritten uns zur Seite.“

„Groß iſt Allah! Groß der Gott der Chriſten!
„Selbſt die Todten ruft er aus der Erde,
„Um die Hunde, welche Pilger ſtören,
„Zu vernichten! Seine Macht geprieſen werde!“

„Groß iſt Allah! Groß der Gott der Chriſten!
„Der ſelbſt Feinde ſchützt und ſie errettet!“
Und der Emir neigt das Haupt und weinend
Zu dem Gott der Chriſten ſtill er betet!

Ein Liedlein zu trauriger Stunde.

Ein Liedlein zu trauriger Stunde,
Das iſt wie die Schwalbe am Dach,
Sie bringt uns die jubelnde Kunde:
„Der Frühling, der Frühling kommt nach;“

Da grüßen ſo freudig die Glocken
Der Blumen in vollem Choral.
Und Meere von blühenden Flocken
Umwogen den Wald und das Thal.

Die Wellen im Fluſſe, ſie tragen
Es durch die Lande ſo weit:
„Noch geſtern vom Winter begraben,
Und heute iſt's Maienzeit!“

„„Und Klage und Elend am Morgen,
Am Abend beim fröhlichen Wein!““
Das ſolle trotz Nöthen und Sorgen
Dein luſtiges Liedlein ſein.

Dein Liedlein zu trauriger Stunde,
Das wie die Schwalbe am Dach
Fröhlich vertraut auf die Kunde:
„Der Frühling, der Frühling kommt nach!“

Wanderluſt und Heimweh.

(Am ſchweizeriſchen Rhein).

Nun muß ich fort in weite Ferne,
Mich faßt des Wanderns frohe Luſt!
Es glänzen ja ſo hell die Sterne,
Und ſchlägt ſo frei und voll die Bruſt.
Die Welt iſt ſchön! Hinaus, hinaus!
Ade! Du liebes Vaterhaus!

Und froh zieh' ich durch Berg' und Thale,
Mit hellem Aug' und rüſt'gem Fuß,
Der Sonne erſtem goldnem Strahle
Und ihrem letzten gilt mein Gruß.
Seh' ich die Welt im Sonnenſchein,
Wie ſoll ſie da nicht herrlich ſein?

Am Rhein da ſtehen hoch in Lüften
Auf ſtolzem Fels der Burgen viel,
Dahin gezaubert über Klüften,
So kühn, als wär's des Traumes Spiel,
Vor meinem Aug' die alte Zeit
Erſteht in alter Herrlichkeit.

Rings an den Hügeln all' die Reben
Im Morgenſonnengolde glüh'n,
Fürwahr! Ein reiches friſches Leben,
Wenn ihres Saftes Perlen ſprüh'n!
Vielholdes Kind! Schenk' ein, ſchenk' ein!
Ein Hoch dir ſelbſt, ein Hoch dem Wein!

Und nun zum Freund aus jungen Tagen,
Von dem ſo lang getrennt ich war:
„An's Herz mir! Bruder! Laſſ' es ſchlagen,
So warm wie einſt vor manchem Jahr!"
Im Wiederſeh'n blüht friſch und neu
Uns jung empor die alte Treu'!

O Wanderluſt! Du Blüthenregen,
Der's Leben maienfriſch verklärt,
Du bringſt dem Herzen voll entgegen,
Was ſeine Sehnſucht oft begehrt'!
Und dennoch zieht ein mächtig Band
Mich ſtets zurück zum Heimatland!

Wohl leuchtet ſtolz der Burgen Zinne,
Wohl glüht im Becher hell der Wein,
Manch' feurig Auge lockt zur Minne,
Die Freundſchaft gibt ſo goldnen Schein;
Doch heller noch erglüht ein Stern
Zu mir aus meiner Heimat fern! —

O Mutteraug'! Du ew'ge Quelle
Voll hoher Luſt, voll ſüßem Glück!
An deines Bornes heil'ger Schwelle

Ließ ich das Schönſte doch zurück!
O Mutteraug'! Du Himmelsſtrahl!
Dich grüß' ich, küſſ' ich tauſendmal!

J. W. Ottiker.

Aus „Antonius und Cleopatra."

Zweiter Akt.

Erſte Scene.

(Eine reizende Landſchaft an der Küſte Phöniziens. — Wilde Reben mit reifen Trauben behangen, ranken ſich an Sträuchern und Bäumen empor, die nur ein kleines Stück des anliegenden Meeres ſehen laſſen.)

(Phöniziſche Jungfrauen ſind damit beſchäftigt, die Bühne feſtlich zu ſchmücken, und eben im Begriff, ihre Arbeit zu vollenden.)

Chor der Jungfrauen.

Sie kehren zurück, die tapfern Krieger,
Die unüberwindlichen Partherbeſieger —
Seht dort, ſie kommen, ſchon ſind ſie nah':
Laßt ihnen zu Ehren uns Kränze winden;
Sie ſollen Phönizien im Feſtſchmucke finden,
Wie vor Marc Anton kein Feldherr es ſah!

(Römiſche Krieger treten von Links durch eine Triumphpforte auf.)

Chor der Krieger.

Seid uns gegrüßt, Phönizierinnen!
Gegrüßt, o ſchönes Land, darinnen
Die Dattel wächst und reift die Traube!
In Parthien iſt's rauh und kahl,
Dort haust der Tod — doch hier zumal,
Gedeiht und reiht ſich Laub' an Laube!

Chor der Jungfrauen.

Wir haben vernommen die ſchreckliche Kunde
Von den Gefahren, die ihr beſtandet;

Doch wünſchten wir auch aus Euerem Munde
Zu hören, wie ihr den Feind überwandet:
Folget uns denn — Liebe ſoll Euch und Wein
Am gaſtlichen Herd unſerer Väter erfreu'n!

(Ab mit den Kriegern.)

Publicola, Domitius und Canidius (treten auf).

Publicola.

So hätte denn für Einmal unſer Feldzug
Sein End' erreicht — arm an Erfolgen zwar,
Doch reich an Thaten, die des Ruhmes werth!
Nicht weniger als achtzehn Treffen ſind es,
Darin die Parther wir zurückgeſchlagen —
Noch eine ſolche Fahrt und Marc Anton
Beherrſcht den Orient bis an den Indus.

Domitius.

Kein Berg war uns zu hoch, kein Fluß zu tief,
Daß er uns vor dem Uebergang erſchreckte —
Doch zahllos ſind auch unſere Verluſte!
Denn wen der Feinde Lanzenwurf verſchonte,
Den tödtete der Hunger oder Wahnſinn,
Umhüllte ſeinen Geiſt mit ew'ger Nacht!

Publicola.

Wohl uns, daß wir Phönizien erreichten:
Hier kann das Heer zu neuem Kampf ſich ſtärken,
Hier Marc Anton ſich neue Streiter ſammeln,
Um, wenn der Frühling kommt, mit friſcher Macht
Die Unterwerfung Parthien's zu vollenden!

Canidius.

Die Unterwerfung Parthien's? — Ich fürchte,
Wir kehren nicht ſobald dahin zurück:
Es ſcheint ein and'rer Gegenſtand zu ſein,
Der unſern Feldherrn jetzt in Anſpruch nimmt;
Oft lagert Trübſinn ſich um ſeine Stirn,
Die ſonſt in ſteter Heiterkeit erglänzte;
Er ſchließt ſich ab, flieht unſere Geſellſchaft,
Und nur Alexas, der Aegypter, hat
Bei ihm noch freien Zutritt: das mißfällt mir!

Domitius.

Seltſam, höchſt ſeltſam in der That! — Auch mir,
Wenn ich die Wahrheit frei bekennen ſoll,
Mißfallen jene heimlichen Convente,
Die Marc Anton mit dem Aegypter pflegt.
Es iſt wohl nicht der Fortgang dieſes Kriegs,
Den ſie berathen, denn Ateras hat,
Seit er das Heer hier der Aegypter
Befehligt, keinerlei Beweiſe weder
Von Kriegserfahrung noch von Muth gegeben.

Publicola.

Dafür kennt er die Sitten und Gebräuche
Der morgenländ'ſchen Völker wie kein And'rer;
Er iſt geſchickt als Dollmetſch und war Marc
Anton in dieſer Eigenſchaft oft nützlich.
Daß er, da nun die Waffenruh beginnt,
Ihn oft vielleicht auch damit unterhält,
Daß er von ſeiner Königin erzählt —
Nichts iſt natürlicher, Nichts aber hat
In meinen Augen mindere Bedeutung!
Was iſt den Männern Liebe? — Was den Frauen
Ein ſchönes Kleid iſt: ſie ergötzt, zerſtreut,
So lange ſie uns neu erſcheint — nichts weiter!

Canidius.

Doch geht die Sage, daß Cleopatra
Auf Marc Anton's Geheiß ſchon unterwegs
Sich nach Phönizien befind', um hier
Den Winter mit ihm zuzubringen . . .

Publicola.

— Glaub's,
Wer mag, ich nicht!

Domitius.

— Oft geht ein falſch Gerücht
Den wirklichen Ereigniſſen voran.

(Alle ab.)

Antonius und Aleras
(treten auf).

Antonius
(beim Anblick des Meeres:)

Das Meer! — Ha, wie der Anblick wieder mich
Erquickt! — So mochte dereinſt jenen Griechen,
Die unter Xenophon bei König Cyrus
In Aſien gedient, zu Muth ſein,
Als ſie der langen Tagreiſen müde,
Gleichmuts, die heimatliche Fluth erblickten
Und Thalatta! entzückten Herzens riefen!

Aleras.

Wenn Euch der Anblick ſchon des Meer's erquickt,
Das Euere Empfindung nicht erwiedert —
Wie ſehr müßt' Euch der Anblick erſt entzücken,
Den ihr viel länger als das Meer entbehrtet:
Der Anblick meiner Herrin, die Ihr ſchön einſt fandet
Und die nach Euch ſich, wie im Wüſtenſand
Nach einer Quelle die Gazelle, ſehnt!

Antonius.

Nichts mehr von ihr — denn die Erinnerungen,
Die du in mir zu wecken unabläſſig
Bemüht zu ſein ſcheinſt — werden mir zur Qual!

Aleras.

Die Qual wird anderen Gefühle nweichen,
Wenn Ihr erlaubt, daß ſie Euch wiederſeh':
Hier, ſollt' ich meinen, ſchickt ſich Ort und Zeit,
Hier, wo das Heer ſich ſeiner Muße freut,
Hier ſollet ihr die Königin empfangen,
Tragt anders Ihr nach ihr noch ein Verlangen!
Erlaubt, daß ich nach Alexandrien eile
Und ihr verkünde, daß ſie ſonder Weile
Euch in Phönizien begrüße, wie
Es einer Königin gezieme, die
Die Bundsgenoſſin meines Feldherrn iſt!

Antonius.

Aleras, wenn mein Freund du wirklich biſt,

Wie du zu ſein es vorgibſt — bleibe! — Doch,
Wenn dieſer Krieg zu End' iſt und zurück
Du einſt zu deiner Herrin kehrſt — ſag' ihr:
Ich habe ſie geliebt — und daß ich noch
Sie liebe, wie kaum je zuvor; das Glück,
Das ich in Alexandrien gefunden,
Es ſei für immer mir, wie ihr, entſchwunden:
Sag' ihr, daß ſie unendlich theuer mir!

Aleras.

Und doch wollt ihr mir nicht geſtatten,
Ihr dieſe Botſchaft jetzt zu überbringen?

Antonius.

Dein Wunſch verletzt die Pflichten eines Gatten;
Nicht mögeſt drum du weiter in mich dringen!

Aleras.

Und wenn Cleopatra nun dennoch hier
Erſcheinen würde, um Euch zu begrüßen?

Antonius.

Sie wird's nicht wagen — kalt müßt' ich vor ihr
Mein Herz, das ich nur dir enthüllt, verſchließen!

Aleras.

Und wenn ich ſelbſt ſie herbeſcheiden ließ,
Indem ich Eure Rückkehr ihr verkündet?

Antonius.

Du hielteſt meines Beifalls dich gewiß?
Dann haſt du deinen Feldherrn ſchlecht ergründet!

Aleras.

Wohlan — ſie wird erſcheinen! — Herr, verzeiht,
Wenn ich in Euerm Dienſt mich ihr geweiht!

(Er neigt ſich und geht raſch ab.)

Antonius
(allein:)

Sie wird erſcheinen? — Ja, nun ſeh' ich klar,
Daß er mit ihr im Einverſtändniß war!
Zu ſpät erkenn' ich, daß ein Gift er mir
Ins Ohr geträufelt, deſſen Wirkung hier

Ich immer ſtärker, immer mehr empfinde!
Ob ich die Kraft zum Widerſtand noch finde?
Hier, wo mir die Natur entgegenlacht
In ihrer üpp'gen Fülle reichen Pracht,
Wo alle Weſen ſich zu lieben ſcheinen
Und ſelbſt Gebilde, die nicht fühlen, einen?
— Schon kreiſt geſchwinder meiner Adern Blut,
Die Pulſe fliegen, mich verzehrt die Gluth,
Die der Aegypter wieder angefacht,
Nachdem ich ſelber ſie erloſchen glaubte!
O, der den Frieden meiner Seele raubte,
Er ſei verflucht! Nie mög' er mehr fortan
Sich mir, der blindlings ihm vertraute, nah'n!
— Wohl gleicht die Liebe jenem wilden Pferd,
Das über Feld und Fluren dahinfährt,
Nicht achtend all der Blumen und der Saat,
Die deſſen Fuß erbarmungslos zertrat
Das keine Warnung und kein Zuruf zügelt,
Bis es, vom Drang der Leidenſchaft beflügelt,
Sich ſeines Lebens raſchen Lauf verkürzt,
Indem es ſelbſt ſich in den Abgrund ſtürzt!

(Er macht einige Schritte dem Meere zu, als er eine liebliche Muſik vernimmt, die von dorther zu kommen ſcheint, und innehält.)

Antonius.

Was hör' ich? Sind dies nicht dieſelben Töne,
Die in Cilicien ich einſt vernommen,
Als ſie mir dort zum erſten Mal erſchien?
Wenn ſie es wieder wäre! — Ha, ſo ſprach
Aleras wahr! — Sie iſt's! . .

(Cleopatra erſcheint, wieder als Venus geſchmückt, ein goldenes Diadem mit einem ſtark funkelnden Diamanten über der Stirn tragend, auf demſelben Fahrzeuge und in der nämlichen Umgebung, wie ſolche im erſten Akt von Mäcenas geſchildert wurde, ihre Haltung iſt die einer ſtrenge zürnenden Gottheit — Antonius bleibt bei ihrem Anblick betroffen ſtehen; — gleichzeitig kehren Phöniziſche Jungfrauen und Römiſche Krieger auf die Bühne zurück).

Chor der Jungfrauen und Krieger.

— Sie iſt's! Sie iſt's,
Die Meerentſtiegene! — 's iſt Aphrodite!

Cleopatra

(hält, ohne ihr Fahrzeug zu verlaſſen, ihren Blick unverwandt auf Antonius gerichtet, der den ſeinigen ſenkt).

Ich bin es, ja — bin Venus Aphrodite!
Doch komm' ich nicht, damit um Gnad' ich bitte.
Wie einſt, da ich Cleopatra vertheidigt:
Nein, Feldherr Rechenſchaft ſollſt du jetzt geben,
Für den Verrath, womit du ſie beleidigt,
Die mehr dich liebt als ſelbſt ihr eig'nes Leben! —
Sprich, Sterblicher, glaubteſt Du ungeſtraft
Meiner Macht zu ſpotten? Glaubteſt frevelhaft
Verleugnen ſie zu dürfen — jene Macht der Liebe,
Die über Alles, ſo da lebt, ich übe?
Vor der ſich Könige wie Bettler beugen
Und alle Völker Ehrfurcht nur bezeugen?
— Cleopatra hat weinend dich verklagt,
Beſchuldigt dich des Treubruch's — nun, was ſagt
Antonius dazu? — Du ſchweigſt? — Bereueſt
Wohl gar nicht einmal deine That? — — So ſei'ſt
Du denn fortan von Jedermann verlaſſen!
Wer dich geliebt mag dich von nun an haſſen!
Schmach ſei dein Loos! Octavia dein Verderben,
Daß unbetrauert du von ihr wirſt ſterben!

(Antonius bleibt unbeweglich. Cleopatra verläßt nun ihr Schiff, eilt auf Antonius zu und kniet vor ihm nieder.)

Cleopatra.

Antonius — ſieh mich zu deinen Füßen!
Sieh hier Cleopatra! — Und wenn ich dich
Jemals beleidigte — ſo laſſe mich
Die Kränkung länger nicht ſo bitter büßen!

(Sie ſpricht die letzten Worte mit von Thränen erſtickter Stimme.)

Antonius
(ſcheint tief ergriffen:)

Erhebe dich! — Nicht ziemt es, daß im Staube
Vor mir die Gottheit liege, deren Glaube
Mir nie ſo gegenwärtig war!

Cleopatra
(erhebt ſich und lächelt holdſelig:)

— So haſt
Du mir verzieh'n? — So darf ich denn als Gaſt
Dich bald in Alexandrien begrüßen?

Antonius.

Ich wünſcht' es, Königin; doch meine Pflichten
Als Feldherr halten mich dahier zurück!

Cleopatra.

Läßt ſich der Partherkrieg nicht friedlich ſchlichten?
Bin ich — wie Du mir — nicht dein ganzes Glück?

Antonius.

Folge mir nach! — In Sidon will ich dich
Wie's einer Königin geziemt empfangen!
(Er reicht Cleopatra die Hand zum Kuſſe dar und geht ab.)

Cleopatra
(für ſich:)

Der Himmel ſei gelobt! — So hat er mich
Denn nicht vergeſſen! — Herz, hör' auf zu bangen!

(Sie beſteigt ihr Schiff wieder und verſchwindet.)

Chor der Jungfrauen.

Schön iſt Cythere, wenn ſie daher ſchwimmt
In goldener Muſchel, auf goldenem Nachen!
Weſſen Gefühle da nicht erwachen,
Dem wohl kein Herz im Buſen mehr glimmt!

Chor der Krieger.

Wer kennt die Liebe — und trotzt ihrer Macht?
Wer die Göttliche Einmal empfunden,
Fühlt jeder andern Pflicht ſich entbunden
Und lebt nur ihr, die die Gluth angefacht!

(Alle ab.)

Joſeph Viktor Widmann.

Aus „Iphigenie in Delphi“.

Dritter Akt.

Zweiter Auftritt.

Elektra. Iphigenie.

Iphigenie.

Verzeihung, edle Fremde, wenn ein Weib,
Das eben ſelbſt aus großer Trübſal iſt
Hervorgegangen, theilnahmsvoll Dir naht.
Ich ſah, wie Du ſchon eine Weile hier
In mächtiger Erregtheit ſtandeſt, bebend
Vor namenloſem Leid: denn Leiden nur
Verändern ſo Dir Haltung und Gebärde.
Nicht unterliegen edle Seelen je
Dem Jubel und der lauten Freude ſo,
Aus Mitgefühl d'rum nah' ich Dir

Elektra.

Scheint denn
In etwas endlich mir Erleichterung
Das Schickſal zu gewähren, da es mir
Für eine traute Leidensſchweſter ſorgt,
Die gleich das Herz mir eingenommen hat
Mit ihrem ſanften Blick. Sei denn willkommen.

Iphigenie.

Dein freundlicher Empfang macht mich ſehr kühn,
Schon bitt' ich Dich: O! nenne Deinen Kummer.

Elektra.

Wie? Kummer? Welch' ein Wort! o! welch' ein Wort!
Zählſt Du denn auch zu denen, die nichts kennen
Als jene Sorgen, jene lieben Mängel,
Die erſt dem Leben rechte Würze leih'n?
Geh! gieße Kummer in die duft'ge Schaale

Auf eines Mädchens Schmucktiſch, daß die Stirn
Die allzuheit're ſie damit beſtreiche,
Nun wird ſie ſchön, nun erſt begehrenswerth.
Verwandle Kummer doch in einen Ton,
Wonach der Jüngling ſeine Leier ſtimme;
Sie klang ſo ſchaal vorhin, nun klingt ſie beſſer
Und taucht die Hörer rings in ſüßen Harm.
Doch was ich leide, das ſingt nicht zur Leier
Ein Sänger Dir, noch ſchmückt mich die Entſtellung,
Die in mein Antlitz hat der Schmerz gemeißelt.
Was mir die Seel' umflort, iſt nicht der Schatten,
Der über jedem Menſchenleben liegt,
S'iſt nicht die ſüße Leidesdämmerung:
Es iſt die dunkle Nacht des Erebos,
Die ew'ge, ſturmdurchraste Finſterniß.

Iphigenie.

Mit ungeheurem Schickſal wächst die Seele,
Doch kleiner Schmerz er beugt am tiefſten uns.

Elektra.

Der Schmerz, der beugt, iſt noch der wahre nicht!

Iphigenie.

Recht ſagſt Du, ächter Schmerz ſoll uns erheben.

Elektra.

Erheben! Ja, und weißt Du wohl auch wie?

Iphigenie.

So daß aus Trübſinns düſtrer Fluth empor
Wir ſteigen. –

Elektra.

Gegen die verhaßten Götter!

Iphigenie.

Die Götter klaget kein Verſtänd'ger an.

Elektra.

Doch wenn ſie des Verſtandes ihn berauben?

Iphigenie.

Sie laſſen ſtets nur zu, was unſer Werk.

Elektra.

Weßhalb dann danken wir für's Glück noch ihnen?

Iphigenie.

Weil dieſes wohl aus ihrem ſtammt.

Elektra.

Und nicht das Unglück? — O' der ſchönen Lehre,
Die Alles, was die Götter thun, entſchuldigt!
Wenn Leid uns trifft, ſo iſt es wohl gethan,
Denn wir ſind Schuld, daß Leid uns hat betroffen.
Wenn aber Glück wir uns errungen, dann
Natürlich iſt's geſchenkt und will verdankt ſein.

Iphigenie.

Wohl iſt es wahr, daß aus des Himmels Höhen
Der Sonnen- und der Wetterſtrahl uns trifft.
Doch wir ſind's, die des Blitzes Flammenzungen
Auf uns herunterziehn. Wer heißt uns denn
Statt fromm die offne Hand des Flehenden
Und den vertrauensvollen Rindesblick,
Worin ſo gerne der Olymp ſich ſpiegelt,
Emporzuheben — wer heißt uns die Fauſt,
Die drohend frevelhafte des Titanen
Zu ſchütteln gegen den umwölkten Himmel?
Muß nicht den wilden Wuthblitz trotz'gen Auges
Der Blitz der Götter blendend uns erwidern.
Und wenn unheil'ges Toben endlich grollend
Ihr Donner übertäubet, wunderts Dich?

Elektra.

Du zielſt auf mich und auf die wilde Rede,
Die mir entſtrömt, als Du vorhin Dich nahteſt.
Allein ſo wahr bereit's — o' Fremde, mir
Dein edles Antlitz hat das Herz gewonnen,
Und ich Dir Unwahrheit nicht bieten kann —
Nicht immer war ich ſo, wie Du mich jetzt ſiehſt.

Das Feuer mancher heißen Stunde hat
Die eh'mals ſanften Züge mir zerſtört,
Und dann, — die lange Leidensnacht hindurch
Sind ſie erſtarrt in eherner Verhärtung
Zu dieſem trotz'gen Bilde, das Du ſiehſt.
Ach! ſolche Leiden haſt Du nie erlebt.
Der Himmel ehrt ſich ſelbſt in Deinem Antlitz
Zu ſehr, als daß er Sturm erregen wollte,
Dich und ſein eigen Bild in Dir zerſtörend.

Iphigenie.

Ich habe Leid, und ſchweres Leid erfahren.
Doch auch wie's plötzlich ſich verkehren kann
Zu Freude. — Wenn mein Auge heiter ſtrahlt,
So iſt's weil ſtets vor ihm das Bild des Bruders,
Des lang entbehrten, jetzt Gefund'nen ſchwebt.

Elektra.

Weh mir! Du reißeſt neue Wunden auf!
Ein Bruder eben iſt's, den ich verlor.
Siehſt Du, die Götter ſind nicht reich genug
Uns Alle zu beglücken; ach! ſie nehmen
Dem Einen, was dem Andern ſie verleih'n.

Iphigenie.

Ein Kreislauf herrſcht, ein Wechſel aller Dinge.
Wie Tag und Nacht und Sonn' und Mondenſchein
So tauchen auf in ew'gem Wiederſpiel
Unglück und Glück, und Freud' und Leid. Hier Lieder
Des Jubels an den neugeſchenkten Sprößling,
Der des berühmten Hauſes Namen wird
Mit friſchem Glanz bereichern; Klagen dort
Und Trauer um des Fürſten Scheiterhaufen,
Ehrwürd'gem Schatten feierlich Geleit.
Zerriß'ne Bande hier der zarten Liebe,
Mit Hymenäen dort ein glücklich Paar,
Und über alle dem nur eine Sonne!
Doch dieſer Wechſel tröſte den Betrübten,
Ihm tagt wohl auch ein Morgen nach der Nacht.

Elektra.

Warum jedoch gibt's keinen ew'gen Tag,
Der ſich vom Aufgang bis zum Niedergang
Ausbreitete, mit ſeinem gold'nen Lichte
Die ganze Menſchheit labend?

Iphigenie.

Weil ſelbſt Götter
Solch' ew'ges Licht immer gleich ertragen.
Gern ſteigen ſie zu uns herab und dulden
Wie wir, um glücklich auch wie wir zu ſein.
In jedem Schmerz liegt neue Seligkeit.
Die Liebe ſelbſt, wie wächst ſie durch die Trennung!
Und wenn uns Kronos mahnt, daß ewig nicht
Des Schönſten wir genießen dürfen, lehrt er
Uns nicht, ſein um ſo treuer zu genießen?

Elektra.

Zum Guten deuteſt Du Dir jeglich Ding',
Doch lenken's nicht die Götter ſtets zum Guten.
Wenn uns ein widrig Schickſal niemals hat
Unſchuld'gen Glücks Beſitzthum gönnen wollen,
Ja, wenn uns endlich die Erfüllung winkt
Und dann noch einmal jene finſtre Macht
Sich aufrafft und mit einem Schreckensſchlag
Für immer Alles in Vernichtung wandelt,
Bleibt uns dann mehr als läſternde Verzweiflung?

Iphigenie.

Dir iſt vor allen Sterblichen, ſo ſcheints,
Ein traurig Loos gefallen

Elektra

Wahrlich! Wahrlich!
Ein traurig Loos, ein Loos, das mir das Herz
Zuſammenpreßt, und ſtets muß ich d'ran denken.
Früh ward durch Gräuelthaten meine Seele
Gewöhnt an Ungeheures; da, wo ſonſt
Der Friede wohnt, am heil'gen Herd des Hauſes,

Erhob ihr Schlangenhaupt verruchte Zwietracht,
Und ſchwoll und wuchs im Blute der Verwandten,
Die ſich in unbarmherz'gem Wechſelmord
Hinwürgten. In der dunkeln Fluth erloſchen
Die Kohlen ziſchend auf dem Herde da.
Du ſeufzeſt: haſt Du Aehnliches erlebt?

Iphigenie.

Ich kenne gleiches aus dem eig'nen Hauſe.

Elektra.

Doch nicht wie ich! O! höre weiter nur:
Verhaßte, fremde Willkür machte ſich
Nunmehr an der entweihten Stätte breit,
Das Laſter ſetzte trotzig, wie der Vogel,
Der auf geborſt'nen Tempels letzter Säule
Sein häßliches Geſchrei ertönen läßt,
Als Sieger in die Hall: ſich, und mir,
Die man mißhandelte, verachtete,
Mir, des geſchändeten Geſchlechtes Tochter
War's aufbehalten, aus der rohen Hand
Des Ueberwinders unter ſtetem Zittern
Mein Brot zu nehmen. — Laß zum Schluß mich eilen,
Denn Scham und Jammer wollen mir das Herz
Zerreißen, wenn der Gräuel ich gedenke.
Die meines Hauſes Glück und Ruhm zerſtört
Der Unterdrücker fiel, und wer im Hauſe
Ihm ſich ergeben, hatte gleiches Schickſal;
Vom neuvergoſſ'nen dunkelſchäum'gen Strom
Ward ſo die alte Mordſpur weggeſchwemmt
Doch ach! Dieß viele Blut hat den Befreier
Verfolgt und gräßlich ihn zuletzt erſtickt.
So ſteh' ich denn allein! Das letzte Herz,
Dem ich zu Liebe leben wollt' iſt kalt.
Im Hades bin ich ſchon vertrauter drum
Als auf der Oberwelt; dort harren mein
Nunmehr die Glieder alle des Geſchlechtes,
Deß ich, die zu Dir ſpricht, die Letzte bin. —

Iphigenie.

Du ſollſt fortan nicht ſo allein mehr ſtehn.
Dein Schickſal hat gewaltig mich ergriffen,
Auch iſt mir bis in's Innerſte des Herzens
Gedrungen Deiner Stimme Klang; mich hat
Der Ausdruck Deines Wortes und die ernſt
Entſchiedene Gebärde, die nur Dir —
Und einem mir ſehr lieben Todten — eignet,
An Dich gefeſſelt. — Laß uns einen Bund
Vertrauter Freundſchaft ſchließen. Dieſen Abend,
Wenn über jenen Wipfeln das Geſtirn
Selenes funkelt, findeſt Du mich hier.
Da komm' und laß' uns unſ're Herzen öffnen,
Einander dreinzuſchließen.

Elektra.

Sei's. Ich komme
Und weinen will ich dann, will allen Groll
Vor Deinem ſanften Blick ſich löſen laſſen.
In Deiner Arme freundlicher Umſchlingung
Wird Linderung mir werden: — ſchmelzen ſoll
Die froſtige Verhärtung. — Sieh, ſchon dank' ich
Den Göttern wieder, die nun nicht umſonſt
An dieſen Boden mich gefeſſelt hatten.
Denn eine liebe Seele fand ich.

Iphigenie.

Wie blüht in dieſem freundlichen Gedanken
Dein Antlitz auf; — unwiderſtehlich treibt's mich
Auf Deine Lippen einen Kuß zu drücken,
Den erſten unſ'res Bundes. — Lebe wohl.
(Sie geht ab.)

Otto Suttermeiſter.

Sittlicher Stil.

Traun! mir leiſten noch nicht für den Menſchen völlige Bürgſchaft
Seine Ideen, die er blos tummelt in Wort und in Schrift.
Nein, ich verlange zu wiſſen: Wie war ſeiner Jugend Erziehung?
Welches iſt ſein Gemüth? welches ſein ſittlicher Stil?

Zwiſchen zwei Klippen.

„Als ich mich geiſtreich wähnte, da nannten ſie's eckle Geziertheit;
Als ich natürlich mir ſchien, ſchalten ſie's trocken und platt."
Billig geſchah's! Nicht Natur, nicht Geiſt, jedwedes für ſich nur
Nein, das Gediegene ſchafft geiſtig vertiefte Natur.

Wahrhaftigkeit.

Bildet den Willen der Jugend, und bildet ihn ſtark, denn allein ſo
Steht in dem Drange der Zeit einſtens ſie männlich und wahr.
Wahr ſein kann nur der Starke; es paart, und wenn er ſie haßte,
Doch mit der Lüge zuletzt ſtets ſich der ſchwächliche Sinn.

Freiſtunden.

Laßt mir den Knaben ſich tummeln in Feld und Wald und Gebirge,
Ihm gebühret ſein Theil draußen am ſonnigen Tag.
Seht wie mit ſeliger Luſt er lauſchet dem Picken des Spechtes,
Wie er des Eichhorns Sprung leuchtenden Blickes verfolgt:
Wie er das pochende Herz der klug gefangenen Droſſel,
Die er ſich lange gewünſcht, fühlt in der bebenden Hand:
Wie er zur Angel ſich ſucht die ſchwanke taugliche Gerte,
Oder mit kundiger Hand Pfeife ſich ſchneidet und Horn;
Wie er ſich dort ausſpäht Wildkirſchen ſäuerlich ſüße,

Dort im verborgenen Wuhr badend ſich köſtlich erquickt —
O was er ſo durchlebt in heiß lebendigem Anſchaun,
Was ihm die Sinne ſo traut feſſelt und Herz und Gemüth:
Auch ein Studium iſt's und keins der geringſten, das glaubt mir:
Die es ihm weigern und ſchmäh'n, ſtrafen ſich ſelber dazu:
Ja das lebendigſte Wort des Lehrers, es bleibt ihm ein todtes,
Schenkt ihm nicht Mutter Natur auch den lebendigen Sinn.

Großmutter.

(Nach dem Plattdeutſchen des Claus Grot.)

Großmutter nickt im Lehnſtuhl
Ueber der Hauspoſtill!
Ich weiß nicht, was die Alte
Nur immer leſen will!

Sie guckt ſich durch ihre Brille
Die Augen gar noch blind;
Wohl iſt ſie immer noch rüſtig,
Doch lange nicht mehr ein Kind.

Heut Morgen iſt ſie wirre
Und irre ganz und gar;
Sie ſieht nicht, daß das Möpschen
Ihr hinterm Rocken war.

Sie merkt nicht, daß der Kater
Ihr in die Mütze ſchlüpft
Und daß der Kanarienvogel
Ihr über die Finger hüpft.

Die Sonne ſcheint doch ſo freundlich
Und färbt ihr die Backen roth . . .
Du lieber Gott im Himmel,
Ich glaube, die Alte iſt todt!

Inhaltsverzeichniss.

	Seite.
Vorwort	V
Gottfried Keller	1
Romeo und Julia auf dem Dorfe	17
Abendlied	78
Abend	79
Nacht 1—2	81
Frühling	83
Sommer 1—2	84
Im Wald	85
Herbst	86
In der Stadt 1—2	87
Die zwei Tellenschüsse	88
Atheismus	88
Liebeslied	89
Feuer-Idylle 1—10	91
An mein Vaterland	100
Auf der Landstraße	101
Am Vorderrhein	102
Am Sarg eines neunzigjährigen Landmanns vom Zürichsee	103
Sommernacht	106
Von den Kindern	107
Das Leben ist doch schön	107
Erkenntniß	108
Ghasel	108
Herbstlied	109
Heimweh	110
Waldliebe	111
Aus dem Leben	114
Lied zum eidgen. Sängerfest 1858 in Zürich	115
Eidgen. Becherlied	116

Seite.

Wellengerede 117
Hutten's Grab auf der Ufenau 119
Der Schild der Waadtländer 120

Friedrich von Tſchudi 121

Soldanella alpina 123
Frei 125
Allein 125
Du biſt mein Stab 126
Altes Glück 126
Eine Leiche in Berlin 127
Das Mutterglück 128
Naturleben 129

E. Dößekel 131

Die Steineiche 133
Herbſtbilder 135
Vorübergang 136
Das Maierisli 137
Meinem Thale 137
Der Unzufriedene 138
Treue 140
Meinem Wanderſtab 141
Die Himmelsbraut 143
Der Orangenbaum 144
Fra Diavolo 146
Der Handwerksburſche 148
Mein Strich 150
Die Begegnung 152
Vorfrühling 155
Sonette 1—4 156
Herbſtſtimmen 158
Nachtrag 159
Das Dorfkirchlein 161
Stilles Weſen 163
Dreimaliges Wiederſehen 164

A. Hartmann 165

Der Heimatloſe 168

	Seite.
Arthur Bitter	191
Aus „Egg-Niggeli, der alte Jäger“	194
Die Bacchantinnen	200
Einſt	201
An meine Emma	203
H. C. Ott	204
D's Grynezim Engſtlegrund	205
Anathema gegen den neuen Grauen	219
Murawieff's Empfang in der Hölle	220
K. G. J. Sailer	222
Bruder Berchthold in Wyl	224
P. C. Planta	237
Aus „Hans Waldmann“	240
A. Roth	253
Aus der „Finſteraarhornfahrt“	254
Heinrich Weber	262
Der Dom der Freiheit	263
Aus den „Liedern eines Suchenden“:	
Widmung	266
Im Herbſte	267
Der Zug nach Oben	268
Oſtergruß	270
Warte nur!	271
Das Gebet	272
Fr. H. Oſer	274
Frühlingsahnung	275
Thauwind, luſtiger Geſelle	276
Nun fangen die Weiden zu blühen an	277
Rauſche, rauſche, froher Bach!	278
Frühlingsanfang	278
Sonntagsfrühe	279
Waldlied	280
Waldfrieden	281
Abendlied	282

	Seite.
Sommermondnacht	282
Herbſtfäden	283
Das letzte Blatt	284
Ständchen	285
Silbernes Bächlein im tiefen Thal	285
Wie die wilde Roſ' im Wald	286
Die Traube	287
Frau Käthe's Liſt	288
Aus den „Kreuz und Troſtliedern" 1—2	289
Dr. Jakob Frei	291
Kinderſegen	293
Die Freiämter Deputirten und General Maſſena	306
Konrad Meyer	320
Aus den „Geiſtlichen Liedern":	
Allgütiger! du biſt mir lieb!	322
Erhebung	323
Wir ſind in Gottes Garten	324
Der Herr iſt meine Freude	324
Aus den „Jubelliedern":	
Abend	325
Nachtlied	326
Mädchens Abſchied	327
An Gott	327
Ausflug	328
Klopſtocks Denkmal in Quedlinburg	330
Wonne des Landlebens	332
Aus den „Liedern der Armuth":	
Er hilft auch dir	333
Landmann's Abendlied	334
Das Goldland	335
Troſt der Armuth	336
Aus der „Jungfrau von Orleans"	337
Aus den „mundartlichen Gedichten":	
De Heuet	345
Geſpräch über den beſten Stand	349

	Seite.
Robert Weber	354
Winter	356
Im Frühling	357
Neuer Lenz	357
Mein Herz iſt im Blühen	358
Sonnenuntergang	359
Herbſtabend	359
Herbſt	360
An die Natur	361
Das Vaterland	362
Empor	363
An die Freunde	364
Gib mir ein Zeichen deiner Huld	365
Liebesfeier	366
Herbſtlied	367
Prieſterinnen der Veſta	367
Auf der Haide	368
Nachtruhe im Wald	369
Welt und Herz	371
Sylveſterglocken	372
Die Nacht	372
Weltkugeln	374
Die neue Atlantis	374
Fieberphantaſien	376
Hagar	379
König Saul	383
Galileo Galilei	986
Der Alpenſohn	387
Hertha	389
Markos Bozzaris	392
Der Mond I—VI	397
Aus der Novelle „Dämoniſche Liebe“	405
Joh. Georg Müller	408
Die ewige Burg	410
Das Brautbett	411
Der Banquier Thomas	412
An den Mond	413
Der Demuth Lehre	414

	Seite.
Schönheit	415
Glauben und Wiſſen	415
Nina Cameniſch	416
Die Garnſtrangen	417
Der Hirtenknabe	434
Sanct Bernhard	435
Die Arme	441
Das Bergmädchen	441
Dr. J. J. Honegger	442
Alphornklang	444
Die Armuth	445
Auf 1848	446
Klage der Palme am Wüſtenſaum	446
Meiner Mutter Tod	447
Schilflaute I—V	448
Die Brücke	450
Ruinen	451
Le cardinal de Pétralie	452
Größe	453
Herbſtnacht	454
Auguſt Corrodi	455
Maifeier	460
Heimelig leben 1—2	461
Frühling und Weltſchmerz	462
Mittags	463
Mir iſt ſo bang	464
Es ſchmiegte ſich an die Büſche	464
Ich ſtand bei ihr einſt am Herde	465
Ich bin die Waſſerroſe	465
Irrlicht	466
Aus dem „Waldmärchen“	466
Aus den „Reiſebriefen“	481
Aus dem „Herr Profeſſer“	488
Aus „Ernſte Abſichten“	492
Carl Morel	507
Weinlied	511
Was dem Herzen wohl thut	512
Dämmerung	513

	Seite.
Sommermittag	513
Erinnerung	514
Nacht	514
In die Berge	514
Verrathenes Geheimniß	515
Der Sennerin Klage	516
Schickſal	517
Neuer Frühling	518
Reſignation	519
Melancholie	520
Montreux	521
Aus Struenſee"	522
Jakob Kübler	527
Der Tell	528
Der Wächter	529
Das Herz des Volkes	532
Der Säntis	533
Der Leuchtthurm	534
Der Schauer	535
Schweizernationalität	536
Glockentöne	536
Zuletzt verſtanden	537
Die Schlacht bei Murten	538
Fr. J. Schild	542
Der Bäs'riis-Dönel	545
Der Lächema	547
E Tag vor 'em Herbſtmäret	548
J. Ernſt	552
Aus „Cäcilie"	553
Jakob Hofſtätter	565
's Wydebüſeli	566
Schlummerliedli für 'nes Chind	580
Morgeliedli für 'nes Chind	581
J. J. Romang	581
D'r Frieſenwäg	584
Seebilder I—VI	587
Der Schiedsrichter I—III	591
Der Syrer I—II	597

Seite.

Dr. Joſeph Schild 600
Ein Oberländer-Hoſenlupf in Smyrna . . 601
C. A. Bruhin 606
Mannesſtolz in Tagen der Selbſterniedrigung . . 611
Aus „Paracelſus“:
Parazelſus auf dem Nil 612
Parazelſus und der Neger 613
Aus dem „Antichriſtus“ 615
B. Hunold 624
Die Biene 625
An Adolf Pichler 625
Der Dorfſchmied 626
Zur Conſtitutionsfeier 627
Meinem Freunde 628
Reſignation 629
Abend 629
Auf Pulcianis Heimgang 630
In der Glarner Mundart 630
An dich! 631
Dr. J. Mähli 632
Hausſpruch 634
Geſundheit 635
Odyſſeus 636
Liederdichter 639
Der alte Muſikant I—III 640
Vergänglichkeit 643
Ihre Briefe 644
Rigi 645
Schlittefahrt 647
Am ene Regetag 651
Aus dem Idyll „Frieden“ 652
Nachträge 663
C. Wälty.
Trübe Heimkehr 665
Der freie Rhein 666
Alphons v. Flugi.
Das Prättigau 667

Seite.

Heinrich Näf.

Winternacht im Dorfe 669
Wanderers Abſchied von der Heimat 671
Das Bethäuschen 672
Gebet für's Schweizerland 672

Julius Caduff

Der Hochwald 673
Die Gemſe 674
Auf der Wacht 675
Sonntagslieder 1—2 676
An eine Stumme 677

Konrad Ferdinand Meyer.

Siegesfeier an Leman 678

Friedrich Bergmann.

Sprüche I—II 680

Plazid Plattner.

Aus dem Balladencyclus „Rudolf von Werdenberg" (I—III) 682
Die Alpennacht 690
Die Chriſtuslehre 691
Spätherbſt 694
Winter 695
Frühlingsnacht 695

Samuel Plattner.

Auf den Tod des Biſchofs Johann Peter Mirer . 696
Mein Herz 697
Alexander 697

B. Freuler

Der Schmied 699

Joſeph Krauer.

Atheismus 700
Das epigrammatiſche Diſtichon 701
Inneres und Aeußeres 701
Schiller 701
Herz und Verſtand 701
Die Geſellſchaft 701
Das Epigramm als Xenie 701
Die Tragöden 701
Das Glück 702

Seite.

Die Nichtgriechen 702
Politiſche Größe 702
Die Ideale 702
Milton 702
Jegliches nach ſeiner Art 702
Die Welt 703
Machiavelli 703
Quelle der Dichtung 703
Der Kopf 703
Der Moraliſt 703
Verwandtſchaft 704

Dr. Albert Hafner.

Durch Nacht zum Licht 704
Der ſchönſte Sieg 705

Adrian v. Arx.

Die Aechter 707
Tells Tod 710

J. J. Rietmann

Threnodie 712

Dr. J. K. Wilhelm.

Freundſchaft 713

Heinrich Boßhard.

Sempacherlied 714

Edmund Dorer.

Wahres Eigen 715
Wellen und Gedanken 716
Des Traumes Glück 716

Dr. Ludwig Tobler.

Lauterbrunnenthal 717

Samuel Liechti.

Di dry Rieſen von Iſeltwald 718

Heinrich Leuthold.

Ave Maria 720
Fragment aus Sizilien 721

Ueberſetzungen:

Auf das Grab des franzöſiſchen Beranger . . 122
Stimme der Fluth 724

Hans Trueb.

Quelle des Geſanges 725

Seite.

Karl Schneider.

Der arme Soldat 727
In weiter Ferne 728
Der Cymbalmann von Debreczin 729

Joseph Hofstätter.

's Röselis Güetli 730
Mein Kirchgang 732

Eugène Peschier.

Das weiße Kreuz im rothen Feld 733
Tarantella 735

Jakob Schoch.

Das Lied 736
Ruhe 737

Dr. J. Bucher

Am fünfzigsten Jahrestage ꝛc. 738

Friedrich August Stocker.

Der Handwerksbursche 742
Wie bald! 744
Der Schmetterling 744
Die Mädchen von Rochelle 745

Franz Furger.

Die Ruine 746
Der Tempelschatz 748
Aus „die Rose von Schiras" I III 753

J. Siebenrock.

Geheilt 756

Dr. Aug. Bandlin, jun.

Herbst 758
An einem Sterbebette 759

Anton Odermatt.

Konradins Traum im Kerker 759
Am Vorabend des Festes Maria Einsiedeln . . 761
Herbstbilder I—IV 762

Marie Thommen

Ruhelos 765

Joh. v. Matt

Aus der Wüste 766

Seite.

Ein Liedlein zu trauriger Stunde . . . 767
Wanderluſt und Heimweh 768

J. W. Ottiker.

Aus „Antonius und Cleopatra“ . . . 770

Joſ. Victor Widmann.

Aus „Iphigenie in Delphi“ . . . 778

Otto Sutermeiſter.

Sittlicher Styl 785
Zwiſchen zwei Klippen 785
Wahrhaftigkeit 785
Freiſtunden 785
Die Großmutter 786

Erwähnt ſind (Seite 663—665):

Leonhard Meißer, Oswald Schön, Joſ. Walter, Leo Lucian von Roten, Dr. J. Egli, Pfr. Joſ. Kämpfen, Nationalrath Joh. Theiler, Emil Zſchokke, Martin Klotz, Nationalrath F. Bernet, F. C. Hinder, Paul Volmar, Dr. Otto Henne, Hs. Sulzberger, Dr. Joh. Gyr, Pfr. J. J. Müller, Louiſe Meyer von Schauenſee, J. Staub, Bernhard Wyß, Hs. von Hallwyl, Pf. Dr. B. Becker, J. J. Raaflaub, Frz. Faßbind und Joh. Widmer.

Berichtigungen.

In der „poetiſchen Nationalliteratur der deutſchen Schweiz“ haben ſich durch Schuld des Setzers (in Folge unbeachteter Reviſion) nachfolgende, zum Theil ſinnentſtellende Fehler eingeſchlichen:

Im erſten Band:

Seite.
XII der Vorrede, Zeile 2 von oben lies: realen Grundes, ſtatt Bundes.
5, Zeile 1 von unten lies: von der Karlsſchule, ſtatt von Karlsruhe.
30, „ 2 „ „ „ wider, ſtatt wie der.
41, „ 12 „ oben „ Ich eile ewig dein zu ſein.

Im zweiten Band:

129, Zeile 18 von unten lies: Ruf als Stiftsarchivar in St. Gallen.
134, „ 14 „ „ „ ſterben, Götterſchmerz, ſtatt o Götterſchmerz.
136, „ 11 „ „ „ Div'kos Barden, ſtatt Divikos Barden.
139, „ 16 „ oben „ Siegsgeſang, ſtatt Siegesgeſang.
146, „ 5 „ „ „ Als ich zurücke kam, ſtatt zurück kam.
147, „ 18 „ unten „ Aber, ſtatt Oder: und dienen und hälfe.
147, „ 2 „ „ „ J legge, ſtatt J leege.
148, „ 2 „ oben muß das Wort „ſubere“ wegfallen.
151, „ 6 „ „ lies den Hammer, ſtatt der Hammer.
157, „ 12 „ unten „ Matten, ſtatt Wolken.
382, „ 4 „ „ „ Subjektivität und Objektivität.

Im dritten Band:

VI. der Vorrede, Zeile 16 von oben lies: von ſtatt der.
204, Zeile 18 von unten lies: Parnaſſes, ſtatt Panaſſes.
320, „ 12 „ „ „ 1856, ſtatt 1656.
406, „ 17 „ oben „ Normannenfahrt, ſtatt Normannfahrt.
625, „ 1 „ „ „ Muſe, ſtatt Muſik.
663, „ 2 „ unten „ Alphornklänge, ſtatt Alpenklänge.
761, „ 9 „ „ „ in Maria Einſiedeln.
769 muß die Signatur 49 III. heißen ſtatt 48 III.

Andere minderwichtige Fehler wolle der verehrte Leſer ſelber verbeſſern

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google